46.263 (1.2

421

<36635320530012

<36635320530012

NB Bayer. Staatsbibliothek S

Ein Jahr in Italien.

Von

Adolf Stahr.

Theil I. II.

Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere ist eitel und vereitelt nur!

Goethe.

Vierte vermehrte Auflage.

Oldenburg, 1874.
Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(C. Berndt & A. Schwartz.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen hat der Verfasser sich vorbehalten.

Bayerische Staatsbibliothek München

120 B6

Seiner

treuen Lebensgefährtin

Fanny Lewald-Stahr

gewidmet.

Du warst des schönsten „Jahres“ Hochgewinn;
Drum geh's zu Dir, der Besten, Liebsten hin!

Vorwort zur vierten Auflage.

Als ich vor zehn Jahren die dritte Auflage dieses Buches mit einem Vorworte zu begleiten und meinen Dank für die demselben geschenkte fortdauernde Gunst auszusprechen mich veranlaßt fand, äußerte ich mich über das Wesen desselben in den folgenden Worten, die ich auch heute nur wiederholen kann.

„Es gehört," so schrieb ich, „zu den erfreulichsten Erfahrungen meines Lebens, von diesem Buche, das ich selbst — wie ich gern gestehe — unter meinen literarischen Kindern am meisten liebe, dem Publikum hier seit seinem ersten Erscheinen bereits die dritte Ausgabe bieten zu dürfen. Dieselbe hat zwar allerdings einige Zusätze und stilistische Verbesserungen erfahren; Wesentliches aber konnte der Natur des Buches nach nicht verändert werden.

Denn, was Goethe über seine „Italienische Reise" an Zelter schreibt: „Dieselbe erhalte einen eigenthümlichen Charakter dadurch, daß Papiere zum Grunde lägen, die im Augenblicke geschrieben worden, und an denen er sich zum Gesetze mache, so wenig als möglich zu ändern" — das darf ich auch von diesen drei Bänden meines „Ein Jahr in Italien" mit voller Wahrheit sagen. Alle diese Briefe und Tagebuchberichte, ja selbst die meisten der einzelnen größeren Ausführungen sind nämlich wirklich an Ort und Stelle selbst, „im Augenblicke geschrieben" und ohne den Gedanken an einstige Veröffentlichung, an die Meinen in die Heimath über die Alpen gesendet worden. Als ich später auf den Rath und Wunsch der geliebten Gefährtin meines Lebens,

Fanny Lewald, mich nach längerem Zögern dazu entschloß, jene Mittheilungen des Augenblickes zu veröffentlichen, habe ich aus denselben nur „das Unbedeutende des Tages“ entfernt und manches rein Persönliche gelöscht, während einzelnes Wichtige sorgfältigere Ausführung erhielt, im Ganzen aber der Charakter naiver Ursprünglichkeit durchaus den Aufzeichnungen belassen wurde. Vielleicht ist dies der Hauptgrund zu der so überaus freundlichen Aufnahme des Buches geworden, auf die ich bei seinem ersten Erscheinen nicht entfernt gehofft hatte. Es ist vom Herzen gekommen und darum auch zu Herzen gegangen.“

Dem damals Ausgesprochenen muß ich indessen heute, wo ich die vierte mit manchen Zusätzen vermehrte Auflage in die Welt sende, noch etwas hinzufügen, was die fortdauernde Wirkung und Beliebtheit meines Buches zu erklären geeignet scheinen dürfte.

Dasselbe ward erlebt und geschrieben in einer Zeit (1845 und 1846), in welcher das politische Tagesinteresse dem damaligen Besucher Roms und Italiens noch nicht den Blick von denjenigen idealen Interessen abzuleiten vermochte, welche für den deutschen Romfahrer seit den Zeiten Winckelmann's und Goethe's die überwiegenden gewesen waren. Ungeheure Ereignisse haben in den letzten Jahrzehenten dort die Zustände und Verhältnisse umgestaltet oder umzugestalten begonnen. Rom zumal, welches den Hauptinhalt dieses Buches bildet, wird so, wie es dem Verfasser desselben noch, dicht am Beginne einer neuen Aera, zu sehen und zu schildern vergönnt war, keinem Späteren mehr zu sehen und zu schildern vergönnt sein. — Insofern bildet dieses Buch eine Art von Abschluß einer Zeit und Gestalt, die, jetzt bereits der Vergangenheit angehörend, doch ihre Anziehungskraft für den sinnigen Besucher der „ewigen Stadt“ behalten haben und fortdauernd behalten werden. Ein solcher wird darum vielleicht mit erhöhter Theilnahme den Spuren einer Vergangenheit, wie sie in diesem Buche geschildert ist, nachzugehen sich versucht fühlen, die — obschon uns noch so nahe liegend — doch schon fast um ein Jahrhundert von uns entfernt scheint.

Berlin, 2. December 1873.

Adolf Stahr.

I.

Von Oldenburg nach Nizza.

„Auf! auf! hinaus in's weite Land!“

Goethe's Faust.

Bayerische Staatsbibliothek München

Frankfurt, den 19. April 1845.

Schon zehn Tage unterwegs und doch erst in Frankfurt! Es ist in Deutschland so schwer von der Stelle zu kommen. Wenn ich erst die Gränze passirt habe, soll es hoffentlich rascher gehen, sonst wird es Sommer, ehe ich den Süden erreiche, der meinen leidenden Nerven Genesung bringen soll.

Heute war der erste schöne Tag seit meiner Abreise von Oldenburg. Der erste Frühlingshauch wehte mich warm und lind an. Ich habe Frösche quacken und Vögel singen hören, aufbrechende Kastanienknospen und grünende Stachelbeersträuche gesehen; da glaubt man wieder an den deutschen Gott. Wie groß ist doch schon der Gegensatz zwischen unserem nordischen Küstenklima und dem sonnigen Frankfurt. Bei Bremen flutheten und wogten meilenweit die ausgetretenen Wasser über Gärten und Felder. Zertrümmerte Menschenwohnungen, schwimmendes Balkenwerk und Hausgeräth, treibende Eisschollen begegneten dem Blicke, als ich stundenlang in einem Boote über die wüste ausgetretene Wasserfläche fuhr, welche meilenweit ringsum die Straßen und Felder bedeckte. Schaudernd vor Kälte, umsaust von dem stahlscharfen Ostwinde dachte ich mit um so größerem Behagen des südlichen Sommers, der meiner wartete.

In Bremen nahm ich Abschied von Julius Mosen, welcher mich bis dahin begleitete. Wir hatten dort im Theater zusammen der Aufführung seines „Katte“ beigewohnt, der von den Bremern mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurde. Jetzt ging er zurück in die trauliche Enge seiner neuen Heimath, von der ich auf ein Jahr mich trennen sollte. Ein Jahr ist so lang für den Wandernden. Wie werd' ich sie und ihn wiedersehen!

In Hannover empfing ich von Hermann Kestner während der zwei Tage, die ich in dem gastlichen Hause seiner würdigen Eltern zubrachte, noch eine Menge praktischer Italienischer Reiseanweisungen, nebst den wärmsten Empfehlungen an seinen Onkel, den Hannoverschen Ministerresidenten in Rom. Daneben erfreute ich mich auf's Neue an den reichen Handschriften-Sammlungen und Kunstschätzen des alten Archivraths, in denen ein Forscher Monate lang für Kunstgeschichte, Literatur und Memoiristik die reichste Ausbeute gewinnen könnte. In diesen Sammlungen befinden sich auch die Originale jener Goetheschen Jugendbriefe aus der Wetzlarschen Periode, welche die Wahrheit der Wertherdichtung enthalten, und die letztere an Tiefe und Adel sittlicher Schönheit so weit übertreffen. Wann werden endlich die Besitzer dieser Schätze durch Veröffentlichung derselben ihre Pflicht gegen die Manen des unsterblichen Dichters und gegen die Nation, welche ein volles Recht auf den ganzen Göthe hat, erfüllen! *)

In Kassel wollte ich Rasttag halten, aber der Aufenthalt in dem von unaufhörlichem Trommelwirbel durchdröhnten,

---

*) Spätere Anmerkung: Ist bekanntlich zehn Jahre später geschehen.

staubig-öden Orte ward mir schon nach einigen Stunden unerträglich. Die Mittheilungen einiger Bekannten über die Lage des Landes und die traurigen Zustände des öffentlichen Lebens, auf dem die bleierne Hand der Tyrannei lastet, waren nicht weniger unerfreulich. Also weiter. Marburg weckte die Gedanken an den unglückseligen Jordan, Gießen die Erinnerung an Weidig's blutigen Schatten auf. Vorbei! vorbei!

Mein erster Gang in Frankfurt war nach dem Hirschgraben. Dort schräg gegenüber dem Hause, dessen Stockwerke sich in braungelber Tünche nach der alterthümlichen Bauweise eines über dem andern vorspringend emporheben, und das eine Marmortafel als Goethe's Vaterhaus bezeichnet, wohnt Gutzkow. Ich fand ihn im Begriffe nach Wien zu reisen, und nur wenige Stunden blieben uns gegönnt zu gemeinsamem Austausche. Die Schilderung unserer Oldenburgischen Zustände, deren eigenthümliche Abgesondertheit dem Idealismus eines Poeten wie Mosen noch eine kleine grüne Oase bietet, die Nachrichten von der erfreulichen und belebenden Wirksamkeit des letzteren in seinem neuen dramaturgischen Berufe fanden bei ihm die lebhafteste Theilnahme. Welch ein wunderbares Land ist doch dieses Deutschland! Ein großes Talent, ein bedeutender Schriftsteller, und nirgends ein Platz für ihn in den zweiunddreißig deutschen Vaterländern! In welchen Verhältnissen reibt sich bei uns solch ein Geist auf! Ohne bürgerliche Stellung, ohne diesen unentbehrlichen Schlemihlschatten eines Amtes, ohne praktischen Einfluß auf die Bühne, das Feld seiner Lieblingsthätigkeit, beschränkt auf sich selbst, auf untergeordnete Menschen — und das alles mit einer reizbaren, argwöhnischen, in sich unsicheren Naturanlage! Diese Isolirtheit, dies auf sich selbst Gestelltsein macht ihn unsicher

und mißtrauisch. Beständig auf dem qui vive stehend sucht er die Stütze, welche er in dem Gesammtleben der Nation entbehrt, mehr als nöthig in Einzelnen, bekümmert sich um jede, auch die geringfügigste Journalstimme, und lebt so ewig in selbstquälerischer Aufgeregtheit. Als ein Beispiel der Indifferenz, mit der man dem einheimischen Talente in Deutschland begegnet, nur ein Zug, den mir ein Freund erzählte. Neulich wird sein Stück, ich glaube das Urbild des Tartüffe, zum Benefiz des Dichters in Frankfurt gegeben, und — das Haus blieb fast völlig leer! Ohne die Meßfremden wären nicht die Kosten der Aufführung gedeckt gewesen. Und das ist nicht etwa Abneigung oder Haß, o nein! es ist eben nur der gänzliche Mangel an dem Gefühle der Pflicht, dem Talente, dem Schriftsteller, dem Dichter, der sie erheitert und belehrt, eine Aufmerksamkeit, eine Ermunterung, einen, ach so geringen, Dank schuldig zu sein. Sie fühlten es nicht einmal, daß sie mit solchem Verhalten den Schriftsteller, den Poeten an sich selbst irre machen, seine freudige Schaffenslust lähmen, und so sich selbst um den Genuß reiferer Früchte verkürzen.

Im Städelschen Institute sah ich mir wieder einmal die Lessingschen Bilder an, vor allem seinen Huß im Privatverhöre vor den Kardinälen zu Constanz. Das ist und bleibt denn doch, man sage was man will, eines der größten historischen Kunstwerke moderner deutscher Malerei. „Ich will ihnen schon zeigen, daß man sich für seinen Glauben begeistern kann, auch ohne katholisch zu werden,“ hat der Maler gesagt, als er an dies Werk ging. So erzählte mir Professor K., einer der Vorsteher des Instituts. Welche Tiefe der Auffassung und

Charakteristik in diesem Bilde! Dieser Kirchenfürst im weißen Gewande rechts, der mit dem Geleitsbriefe des Schwärmers spielt, wie meisterhaft ist an ihm der wollüstig-grausame Ausdruck romanischer Verderbtheit, wie prächtig der Contrast zu dem „Weinfasse" ihm gegenüber. Seine Finger haben schon den leisen Riß durch den Schutz- und Geleitsbrief begonnen. — Unter den Lessingschen Landschaften ist eine entzückende sonnendurchstreifte Waldeinsamkeit, in die man sich leider nicht ganz ungestört versenken kann, weil der komödiantenhaft aufgeputzte rothe Ritter uns aufdringlich in den Weg tritt.

Goethe's Standbild sah ich mit tiefer Bewegung. Ein Sonnenblick strich durch die Wolken, die weiß und leise über dem göttlichen Haupte hinzogen. Er war mir so nah in seinem Leben, seinem Wirken jetzt, wo ich an seiner Wiege stand, und doch nun wieder durch dies Kunstwerk so fern gerückt. Hier auf diesem Platze hatte der Knabe gespielt, wenige Schritte davon steht noch sein Vaterhaus, und nun schauen Tausende aus allen Zonen andächtig hinauf zu diesem Kolossalbilde, das doch seine Größe noch lange nicht ausdrückt. Sein Name hat einen Klang unter den Dichtern, wie der Jupiters unter den Göttern des Olymps. Aber warum nur immer den Greis Goethe, nie den Mann in der Fülle der Kraft wie er aus Italien kam? Hier in Frankfurt möchte ich am liebsten den Götterjüngling sehen, der den Werther schrieb und den Götz zum zopfschüttelnden Entsetzen aller Frankfurter und Deutschen. Ist keiner da unter den Großen und Reichen, der bei einem Künstler den neuen Ritter St. Georg bestellt mit dem erlegten Drachen der Philisterei zu seinen Füßen?

Ein Spaziergang durch Weingärten und das „Kirschenwäldchen" führte uns auf eine Anhöhe. Der breite, tiefe, ruhige Strom, die sanften anmuthig geschwungenen Berglinien des Horizonts, die an Italien mahnen, der Character der ruhigen Bewegung, des Gleichmaßes, der edlen Fruchtbarkeit in der Landschaft schienen mir Goethe's eigenstes Wesen wiederzuspiegeln. Drüben lagen Oberad und Offenbach im hellen weißen Sonnenlichte, das am leichtbewölkten Himmel hier und da durchbrechend die schönste Beleuchtung gab. Auf dem Rückwege begegnete uns ein Zug sonntäglich geputzter Schulkinder. Es waren die Zöglinge der jüdischen Schule mit ihren Lehrern, scharfgeschnittene, feine, geistreiche Gesichter, vielleicht ist ein Ludwig Börne unter ihnen. Deutschland könnte ihn brauchen.

Die neue deutschkatholische Bewegung gab viel zu verhandeln. Die Schwäbischen Pfaffen verschreien dieselbe als „sozialistisch und communistisch." Vielleicht haben sie so unrecht nicht. Der Instinkt hat diese Schwarzröcke noch immer sicher geleitet gegen den Geist, auch wenn sie ihn nicht verstanden. Die Raben, sagt man, wittern halbe Stunden weit das Pulver in des Jägers Horn. Die Gemeinschaft der Liebe, welche allen Menschen geholfen wissen will, ist es allerdings, welche allen großen sozialen Bewegungen unserer Zeit zum Grunde liegt.

L.'s sind sehr liebenswürdige Menschen, er das leibhafte Ebenbild unseres griechischen Freundes Philippos Joannu. Aus ihrer Sommerwohnung vor dem Allerheiligenthore genoß ich der lieblichen Aussicht auf den silbernen Main und die duftig blauen Gebirgsfernen. Aus demselben Fenster hatte Agnese Ruge zum letztenmale mit thränenschwerem Herzen auf

die schöne Gegend geblickt, als sie ihrem Arnold in die freiwillige Verbannung nach Frankreich folgte. Ich gedachte unserer guten und schönen Halleschen Tage vor zehn Jahren, und „liebe Schatten stiegen auf."

Neufchatel am See, 28. April 1845.

Ich schreibe am Fenster, das auf den grünen vom Frühlingswinde leicht bewegten See blickt. Ueber den jenseitigen Uferbergen erhebt sich das schneebedeckte Hochgebirge der Solothurner Alpen. Diesen Tag habe ich der Ruhe bestimmt, denn die beiden vorhergehenden waren sehr angreifend. Ruhig aber ist es in diesem vom Preußischen Adler beschirmten Städtchen über die Maßen.

In Karlsruhe wurde ich länger als ich mir vorgenommen durch Prof. Stieffel aufgehalten. Wir erneuerten das Andenken an unseren eben erst heimgegangenen Freund Theodor v. Kobbe, der mich vor acht Jahren in seine Karlsruher Kreise einführte. Seine hinterlassenen „Novemberbriefe", welche nach der Verfügung des liebenswürdigen Humoristen die fünfundzwanzigjährige Correspondenz mit dem seinem Herzen so theuren Freunde noch über das Grab hinaus fortsetzen, gewährten uns eine süßschmerzliche Unterhaltung.

Vor Ronge und Czersky und den deutschkatholischen Dingen war nirgends Ruhe zu finden. Es scheint als wolle sich Deutschland wieder einmal recht gründlich in das Meer religiös-confessioneller Streitigkeiten versenken. Ich muß dabei immer an den Ausspruch des alten Hegel denken: „Vaterland, Fürsten, Verfassung und dergleichen scheinen nicht die Hebel

zu sein, das deutsche Volk emporzubringen; es ist die Frage, was erfolgte, wenn die Religion berührt würde." Alles ist hier von der neuen Bewegung ergriffen, aus welcher, wenn glückliche Sterne über ihr walten, allerdings für Deutschland auch in politischer Hinsicht Großes entstehen kann. Doch bezweifle ich sehr, daß sie von Seiten des offiziellen Protestantismus irgend eine Förderung zu erwarten hat. Dabei sehe ich recht, wie ein kranker Körperzustand den Menschen egoistisch macht. Ich habe ordentlich eine Sehnsucht nach Ruhe, nach einem Stück Leben, wo ich von all diesem Treiben eine Zeitlang nichts mehr höre noch sehe.

Von Karlsruhe nach Straßburg fuhr ich mit einem ältlichen Elsasser Deutschfranzosen, einem Landbesitzer in der Nähe von Straßburg, der seinen Sohn nach Stuttgart gebracht hatte, damit er auf der dortigen Handelsschule auch Deutsch lerne! Mein Mann wollte die deutsche Sprache nicht missen, obschon er sie selbst nur sehr unvollkommen handhabte. Dagegen war er nach Gesinnung und Sprache durchaus Franzose. Er hatte nicht die geringste Lust, und wie er versicherte keiner seiner Elsassischen Landsleute, wieder „deutsch", d. h. Badener, Hessen-Darmstädter oder sonst ein Großherzogthümler zu werden. Sein Spruch war und blieb: c'est toujours mieux d'appartenir à une grand' nation! — Auf der Gränze peinliche Mauthvisitation, doch keine Paßnachfrage. In den Eisenbahnwagen zwischen Straßburg und Basel redete alles Französisch.

Um fünf Uhr in Basel. Unter den Holbeinschen Sachen auf der Bibliothek gute Portraits und Reste vom Todtentanz. Daneben ein neueres Bild: der Kampf der Schweizer bei St. Jacob an der Birs. Vom Münster aus, das in rothem

Sandstein stattlich auf der Höhe liegt, hat man eine anmuthige Aussicht auf die Stadt und den Strom, der sich in einem schlanken Bogen am Fuße der Höhe wegzieht, auf deren Rücken Basel liegt. Eine starke mehr als dreihundert Schritte lange Holzbrücke verbindet die Vorstadt „das kleine Basel" mit der Stadt. Die Bauart ist solid und tüchtig, enge, spitzgieblichte Straßen mit ganz schmalen, nur für Fußgänger passirbaren, steilaufsteigenden Berggassen. Ein komisches Gasthofschild machte mich trotz meiner Zahnschmerzen lachen. Es war in einer schmalen Gasse, im unteren Stockwerke des Hauses alle Fenster vergittert, wie ein Gefängniß. Auf diese Gitterfenster nun zeigte der oben hangende fast lebensgroße Waldmensch, der die Gäste einladen sollte, dräuend hinab.

Morgens über den Rhein bei St. Jacob vorbei an dem Denkmale des Heldentodes der 1500 Schweizer, immer an der Birs hinauf, deren grüne Wasser weißschäumend über Stein und Felsgeklipp durch lieblich stille Thalgründe dem Rheine zurauschen. Ein altes Raubschloß blickt malerisch von einem Felsenkegel hinab auf die strudelnden Wasser. Allmälig verengen sich die Thalgelände, die Gegend wird wilder, die Bergreihen rücken näher zusammen, bis sich die Felsenhäupter in den rochers de Moutier in grausender Enge aneinanderdrängen. Nur mühsam windet sich in ewigem Zickzack die neuangelegte Straße hindurch. In den abenteuerlichsten Formen steilen sich diese Felsenkeile horizontal geschichtet empor, bald pyramidenförmig, bald wie ungeheuere durcheinander hingeschobene spanische Wände, so glatt, als wären sie in der Sägemühle geschnitten, hoch oben mit Laub- und Nadelholz gekrönt, durchrieselt und durchrauscht von Bächlein und Quellen, durchsickert von Schneewassern — denn oben glänzt noch

im hellen Sonnenlichte der Schnee in Spalten und Schluchten. Die frühere Straße am jenseitigen Ufer der Birs stieg viel steiler und gefährlicher aufwärts. Auf ihr war oft ein Ausweichen unmöglich. Mein Reisegefährte ein Obrist von Erlach aus Bern erzählte, wie einst ein französischer Gensdarm auf einer Ecke der alten Straße durch einen Wirbelsturmwind, der sich in seinem Mantel verfangen, vom Pferde gehoben und in die Birs geschleudert worden sei.

Zwei Stunden hinter Malleraie ward abgestiegen und der Ursprung der Birs aufgesucht, die am Fuße des rocher pertuis aus einer Felsenspalte hervorspringt, und einen Flintenschuß weiter schon eine Sägemühle treiben muß. Rocher pertuis „durchbohrter Fels“ ist der Name eines Felsenthors, welches die Römer, wie die oben befindliche Inschrift besagt, hier durchgebrochen haben, um die Jurastraße zu öffnen. Auf der Höhe der Straße angelangt, lagen vor uns die ungeheuren schneebedeckten Bergriesen der Berner und Solothurner Hochgebirge, silbern in der Sonne leuchtend. Dann abwärts in unaufhörlichen Schlangenwindungen zur Seite der strudelnden Schüß nach Biel am Bieler See. Es war ein sonnengoldener Frühlingssonntag, die Menschen alle im Feiertagsputz, die Weiber meist in Schwarz mit weißen Busentüchern. An den Stationen bei den kurzen Halten Schaaren von Gaffern, jung und alt, frisch und wohl aussehend. Nirgends Armuth und Bettelei, keinerlei Zudringlichkeit, aber auch nirgends Sorge für die Reisenden, keine Passagierstuben u. dergl. In Biel lag unser Gepäck über eine Stunde lang auf der Straße, während der Wagen gewechselt wurde. Man quetschte uns endlich in fürchterlicher Enge zu dreien in einen Wagen, der nur für zwei Personen nothdürftig Raum hatte. Da kein Protestiren half,

ließ ich halten und nahm meinen Platz hoch oben auf der Banquette, wo ich die Ehre hatte, neben einem Stück Peuple zu sitzen, das, wie sich der Conducteur ausdrückte, furieusement grisé war, und wirklich nur in Folge besonderer göttlicher Obhut, deren sich bekanntlich alle Bacchusjünger in solchen Zuständen erfreuen, vor dem Hinunterstürzen bewahrt blieb. In Neufville verließ er den gefährlichen Sitz, und ich konnte mich nun ungestört des freien Blicks über den Bieler See und die fernen Alpen erfreuen.

Die Lage Neufchatels an seinem See mit den reizenden Fernsichten ist anmuthig genug. Am Morgen bestieg ich den Schloßberg und sah den Tunnel, welchen man am Fuße desselben gegraben hat, um dem reißenden Seyon, der sonst durch die Stadt sich in den See stürzte, ein neues Bett zu geben. Die Stadt hat etwas Todtes, Lebloses; Fremde fehlten noch, die größeren Hotels standen leer. Was ich vom Handel bemerkte, schien mir nicht sehr bedeutend. Auch auf dem See sah ich kein reges Leben. In einer Buchhandlung fragte ich nach George Sand's Schriften, und erhielt, nachdem ich angegeben, daß es sich um Romane handle, die Antwort: Je n'ai que la partie religieuse et morale.

An der Gasthofstafel und im Eilwagen ward die Freischaarengeschichte eifrig verhandelt. Jesuitenfreunde fand ich nirgends, aber zu den Radikalen wollte sich auch Niemand bekennen.

Genf, den 30. April.

Morgens den 29. früh fünf Uhr mit der Diligence von Neufchatel abgefahren. Das Wappen der Republik mit seiner Umschrift: *liberté et patrie* nahm sich neben dem kleinen Preußischen Adler, der mürrisch darauf niederschaute, wunderlich aus. Wie lange werden die beiden zusammen bleiben? fragte ich mich unwillkürlich*). Das wüste Sturmwetter der vergangenen Nacht hatte sich in den schönsten Frühlingssonnenschein verwandelt, und begünstigte den Genuß der entzückenden Gegend, durch welche der Wagen im lustigen Rennen dahinflog. Der Weg führt am Neuenburger See entlang über St. Aubin nach Yverdun. Beim Anblick des alten Schlosses stiegen die Schattenbilder jener Tage in meiner Seele auf, da uns die Mutter das wunderbare Leben schilderte, das sie hier bei dem liebenswürdigen Schwärmer Pestalozzi mit so viel bedeutenden Menschen gelebt, die nun alle mit ihr schon längst den Schlaf des Todes schlafen.

Das alte Schloß von Granson, viereckt, roh und massiv, schaut mit seinen vier ungeschlachten Thürmen finster dräuend von der Höhe herab. In Lausanne zu Mittag. Die Lage der Stadt mit ihren terrassenförmig übereinander gethürmten Häusermassen, Altanen, malerischen Thürmen und spitzgieblichten Häusern auf der Höhe am See, mit der Aussicht auf die schlummernden Hochgebirge gegenüber, ist wundervoll, die engen Straßen voll lebendigen Treibens. Von hier aus begann das schönste Stück dieser Tagfahrt. Schon die erste Uebersicht von

*) Spätere Anmerkung, 1862: Sie sind auch bekanntlich nur noch ein Paar kurze Jahre (bis 1848) zusammengeblieben.

der Höhe über Lausanne hinab auf den Leman, umkränzt von schneebedeckten Hochgebirgen, hatte mich mit Entzücken erfüllt. Aber nun sollte ich in Lausanne durch ein, bei meiner Einschreibung zu Neufchatel begangenes Versehen meinen prächtigen Coupeeplatz verlieren. Sehr betrübt klagte ich mein Leid in dem beweglichsten Französisch dem Lausanner Postsekretair. Mais vous comprenez, Monsieur, erwiederte er sehr ruhig auf meine ausführliche Auseinandersetzung, que je ne peux faire la moindre attention à vos plaintes, und damit zeigte er mir das Buch, welches sämmtliche Coupeeplätze als besetzt auswies. Da fiel mir unser Theodor von Kobbe ein, der einmal in seinen letzten Tagen von seinem Leidenslager aus einige der verstocktesten unter seinen Sträflingen durch den Hinweis auf seinen nahen Tod zu bessern suchte, indem er als ächter Humorist nachher zu mir gewendet hinzusetzte: zum guten Zwecke müsse man auch seine Krankheit benutzen! Ich sprach also zu dem Lausanner Postminos: Monsieur, vous voyez un pauvre malade que l'on envoye à Nice et qui peut-être ne reverra jamais votre beau Léman. Ein Blick auf mein Gesicht schien ihm dies peut-être sehr wahrscheinlich zu machen, denn er erwiederte augenblicklich mit theilnehmendem Tone: eh bien Monsieur, j'arrangerai votre affaire! Und so that der brave Republikaner. Als wir einstiegen, erhielt ich von ihm selbst einen bequemen Eckplatz im Coupee angewiesen, wofür ich dem Manne mit Italiens Hülfe noch länger als er glaubt dankbar zu sein hoffe.

Von Lausanne geht es steilab an's Ufer des See's, dann immer in der Ebene fort. Der Postillon in weißem Filzhut und gemsfarbener Jacke knallte von seinem hohen Schwebesitze

lustig zwischen die fünf Schimmel, und dahin braus'ten sie schellenklingend durch grüne Korn- und Wiesenflächen, vorbei an blühenden Gärten und Weinbergen, malerischen Baumgruppen, durch Dörfer und Städtchen, immer den spiegelklaren Leman entlang, den nur auf kurze Zeit eine leichte Wegkrümmung dem Auge entzog. Zur Linken jenseits des See's die Savoyer Alpen, weiterhin südlich die Walliser Hochgebirge, zur Rechten die schneebedeckten Jurahöhen. Ueber den Stahlspiegel des See's glitten einzelne Barken mit ausgespannten dreieckigen Segeln in schwanengleicher Ruh. Die dunkeln Vorgebirge, von schwarzblauem Dufte umwoben, spiegelten ihre schöngeschwungenen Linien in der Fluth. So klar und durchsichtig war ihr Spiegel, daß man ihn an gewissen Stellen für den Himmelshorizont und die schwarzblauen Vorberge für dunkles Abendgewölk halten konnte. Aber wie ward mir erst, als mit einem Male bei Morges der Riese Montblanc über den schneebedeckten Vorbergen des jenseitigen Ufers wie ein weißleuchtender Mond sein verklärtes Haupt aus den dunklen Bergmassen, die seinen Leib wie Wolken verdeckten, emporhob! Das Schneegewand der anderen Berge erschien wie trübes Kalkgrau gegen diesen wunderbaren Lichtglanz, der sich nur vergleichen läßt mit dem Zauberscheine des Mondes, wenn seine silberne Klarheit leise gelblich angehaucht an hellen Abenden heraufschwebt. Es war, als hebe der Geist dieser Alpengebirgswelt selbst seine weißleuchtende Gestalt über seinem Reiche empor. Mein Begleiter, ein Genfer, sagte: Oui, il est superbe aujourdhui, le Montblanc. Il-y-a beaucoup de voyageurs qui ne le voient pas ainsi. Nur mit bewaffnetem Auge bemerkt man einzelne Schattenstreifen auf seinem weißen Templermantel. Gegen die Zeit des Sonnenuntergangs

sollte ich auch das Alpenglühen erleben. Der Abendhimmel, welcher sich allmälig umwölkt hatte, ließ auf eine Minute etwa die Sonne noch einmal frei hervortreten, und siehe, der Montblanc erschien im zauberhaften Roth der blassen Monatrose, wiedergespiegelt von dem kristallenen See. Ein Augenblick, ein durstiges Trinken der Schönheit des Moments, und Alles war verschwunden.

Die Vegetation ist hier gegen Neufchatel schon bedeutend weiter. Kirschen- und Birnbäume blühen. Die Kastanien sind völlig grün und selbst der Dornstrauch schmückt sich schon mit seinen kleinen weißen Blütenperlen. Prächtig gelegene Landhäuser schimmern durch das Grün der Bäume.

Im Pays de Vaud haben seit dem 14. Februar die Radikalen gesiegt. Aller Orten sah ich Freiheitsbäume mit flatternden weißrothen Fähnchen. Sie sehen aber doch gar zu nackt und windig aus. Pflanzt lieber eine junge Eiche und umgebt sie mit einer schützenden Dornhecke, das ist ein besser Symbol der Freiheit als diese nackten, todten, wurzellosen Stangen. Uebrigens sind diese Schweizerfranzosen ein rührig gewandtes Volk, artig und zuvorkommend bis zum Postknecht. Die schroffen Standes- und Bildungsunterschiede des Nordens sucht man hier vergeblich. Im Café de la Couronne am Kai von Genf saß Volk aller Stände durcheinander, plaudernd, rauchend und der Waldhornmusik zuhörend, Blousenträger neben eleganten Fracks und Paletots. Mein Genfer im Coupee klagte, daß es die Deutschen seien, qui nous ont apporté le radicalisme et ces idées brulées de communisme. Die armen Deutschen!

Genf, den 1. Mai.

Rousseaus Denkmal auf der Rousseausinsel. Er sitzt sinnend mit erhobenem Schreibgriffel, den rechten Fuß vorgestreckt, auf dem linken Knie die Schreibrolle. Widerwärtig war mir die Stuhlform und geradezu abgeschmackt das halbe Dutzend Folianten, welche man ihm unter den Stuhl gelegt hat, als wären ihm seine Werke a posteriori abgegangen. Monumentalstatuen in sitzender Gestalt sind immer bedenklich.

In Dr. Müller-Maubert, an den mich Freund Löwenthal aus Frankfurt adressirt hatte, habe ich einen der liebenswürdigsten Menschen und in seinem Hause vor dem Lausanner Thore auf Montbrillant den gastlichsten Empfang gefunden. Er ist ein Deutscher, irre ich nicht aus Weimar, der hier vor etwa zwanzig Jahren sein Glück an der Seite einer liebenswürdigen Französin fand, deren großes Vermögen ihn in den Stand setzte, in glücklicher Muße ganz frei nur seinen philologisch-archäologischen und kunstwissenschaftlichen Studien zu leben. Er ist etwa sechzig Jahre alt, aber von blühender Kraft und wahrer Greisenschönheit, ein prächtiger Kopf mit dichtem, lockigem Silberhaar, halb Varnhagen, halb Beethoven in den Zügen. In seiner Jugend hat er Jahrelang, meist zu Fuße, Italien durchwandert und ein Werk über die römische Campagna geschrieben. Er ist eine vorherrschend gemüthliche, feine, sinnpflanzenartige Natur, in politischen und Kunstansichten ein liebenswürdiges Gemisch von Romantiker und gesundem Realisten, und obschon der gegenwärtigen revolutionairen Bewegung abhold und feindlich, doch voll gläubiger Hoffnung auf eine schöne Zukunft, und voll Begeisterung für das, was er von der Poesie der Gegenwart kennt. Freilich ist das wenig, denn

hierher kommt aus Deutschland alles sehr spät, während man von Paris in fünfzig Stunden alles Neue erhält. —

Nach einem Spaziergange durch die Stadt schlenderten wir im heitersten Frühlingswetter durch die südwestlichen Festungswerke der Arve zu, die ihr trübes, eiskaltes Gletscherwasser ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt in den Rhonefluß ergießt. Aber diese Ehe scheint keine glückliche zu sein, denn beide Wasser mischen sich nicht. Der stolze durch den Leman geklärte Rhone weigert sich lange jeder Verbindung, und zieht schimmernd und glänzend neben der trüben Gletscherjungfrau Arve her. Vor mir, jenseits der Arve, lag Piemontesisch Gebiet, der Vorhof von Italien, rückwärts gewandt sah ich Genf von einer ganz neuen Seite. Wie ein leis' gekrümmter Bogen streckt sie sich in mäßiger Höhe über einen Bergzug hin, die breite Brust des aristokratischen Stadttheils mit seinen hohen Bastionen und Palästen dem Blicke darbietend; den See sieht man von dieser Seite gar nicht. Hoch über der Stadt blitzen die Schneekuppen des Jura. Links und rechts grünendes Buschwerk und anmuthige Baumgruppen, von unzähligen Nachtigallen bevölkert. —

Die nahen Kalksteinfelsen geben zu den immer neu aufsteigenden Prachtgebäuden das herrlichste Material, welches die schönste Marmorpolitur annimmt. Die horizontal liegenden Schichten aus denen die Gebirgswände bestehen, setzen sich in ihren Linien über die trennenden Schluchten und Rinnen scharf und genau fort. In diesen Rinnen aber und im Leman, gegen welchen hin diese Schluchten ausmünden, finden sich merkwürdigerweise Granitblöcke, während, wie M. versicherte, sonst diese Gebirge keinen Granit enthalten. Das Thal zwischen Arve und Rhone ist in urältester Zeit Strom-

bette gewesen. Hier war die starke militairische Position Cäsar's gegen die Helvetier, hier finden sich jenseits der Arve noch die Substructionen der von ihm aufgeführten Mauer, und auf der Nordseite der Stadt, auf einer ehemaligen Rhoneinsel, steht noch ein Thurm aus altrömischer Zeit. Dort ist auch das alte Palais royal, ein finsterer thurmflankirter Bau, in welchem sonst die besuchenden Fürsten Herberge fanden. Jetzt möchte kein Genfer Handwerker so düster und eng logirt sein, und doch hat Kaiser Barbarossa hier gewohnt.

Genf's Verschönerungen, die Villen und Landhäuser vor den Thoren, die prächtigen Kais und Hotelpaläste am See sind alle nicht über fünfundzwanzig Jahre alt. Vor dieser Zeit war gegen den See hin die partie honteuse der Stadt. Wo jetzt an den Kais die Prachtpaläste sich erheben, flutheten sonst Rhone und Leman. So sah noch Freund M. die Stadt, als er sich hier niederließ, um von seinen Reisen durch die halbe Welt auszuruhen. Und indem er auf ein hochstöckiges, finsterwinkliges Häusergemisch mit zahllosen Treppchen, Giebeln, Erkern, kleinen unregelmäßigen, halbblinden Fenstern hinwies, welches in der Nähe des Römerthurms sich düster und unheimlich über den Strom beugte, sagte er: da haben Sie das alte Genf, bevor die Dampfer die neue Zeit heranführten, und die Reiselust des langen Friedens die Menschen schaarenweise aus dem Norden nach dem Süden zog.

Die Nächte sind hier schon mild, der sternenfunkelnde Himmel von tiefem Schwarzblau. Als ich gestern gegen halb elf Abends durch die belebtesten Stadttheile zu meinem Gasthofe am See (Hôtel de la Couronne) zurückkehrte, fand ich alle Straßen still und menschenleer. Das helle Gaslicht schien

mir Luxus für die Paar Nachtgänger, deren mir auf einem viertelstündigen Wege kaum ein halb Dutzend begegneten.

Man hat mich hoch genug logirt, gute neunzig Stufen über dem Parterre der „Krone.“ Dafür genieße ich aber auch unter dem Schreiben aus meinen Fenstern des unvergleichlichsten Blicks auf den See. Weiße Segel erglänzen überall in heller Morgensonne. Den Fuß der Jurakette umschleiert bläulicher Duft, aus dem sich die Schneespitzen schimmernd hervorheben. In der Stadt läuten sie mit allen Glocken zu irgend einem Feste, dazwischen dröhnt ein Signalschuß vom Dampfer, der so eben zur Abfahrt nach Vevai und Lausanne die Anker lichtet.

Nachmittags.

Die Stadt, in welcher des Festes wegen alle Läden geschlossen waren, hatte ein ganz puritanisches Ansehen. Die Frauen gingen meist schwarz und weiß; man trägt hier lange Trauer. An der hoch liegenden Hauptkirche vorbei windet sich ein schmales Gäßchen, welches eine Inschrift als Rue des philosophes bezeichnet. Wahrscheinlich wollten die frommen Genfer damit andeuten, daß die Philosophie sich gern an der Kirche vorbeischleiche. Dann auf die Rousseausinsel und hinab an den See, wo ich eine der kleinen zierlichen Ruderbarken nahm und mich von einem jungen hübschen Franzosen ein Paar Stunden lang auf dem See umherrudern ließ. Der Leman war glatt und schimmernd wie ein Metallspiegel, der Montblanc leuchtete im hellsten Lichtglanze, der Rückblick auf die terrassenförmig emporsteigende Stadt, auf die umgebenden

Gebirge, Ortschaften und Villen entzückend. Ueber dem Ganzen lag jene eigenthümliche Sabbathruhe eines stillen Frühlingssonntags ergossen, die unser eigenes Herz in sanfte Träumerei zu wiegen so geeignet ist. Ja, diese Natur ist von zauberischer Schönheit, und ich begreife, wie M., der doch Griechenland und Italien gesehen, doch immer Heimweh fühlte, so oft er sein Genf verließ.

Mein Schiffer war ein schlanker Bursch, etwa achtzehn Jahre alt, mit einem feinen französischen Gesichte und neiderregenden Zahnreihen. Er war aus einem kleinen französischen Orte, zehn Stunden von Genf, wo er jetzt als Führer des kleinen Boots sein Brod verdiente. Es war noch ziemlich früh, und da es ihm schien, als werfe ich beim Einsteigen einen musternden Blick auf seine geflickten Schifferhosen und seine Alltagsjacke, so hielt er es für nöthig, sich zu entschuldigen, indem er sagte: Pardonnez Monsieur, que je me trouve encore *dans mon negligé*, mais je n'ai pas eu le temps de changer. So sind sie alle; überall Selbstgefühl, Selbstachtung der eignen wie der fremden Persönlichkeit. Und wie beherrschen diese Menschen, selbst die der ärmsten Klasse, ihre Sprache als ihr Eigenthum! Das geringste Mädchen aus dem Volke sagt mir auf meine Fragen in der feinsten und zuvorkommendsten Weise Bescheid, indem sie nicht selten noch irgend ein artiges Bonmot, eine zierliche Bemerkung mit in den Kauf giebt. Es ist mir schon eine wahre Lust mit diesen Menschen zu reden. Dr. M., der durch einen fünfundzwanzigjährigen Aufenthalt hier völlig heimisch ist, bestätigte mir, daß selbst in den untersten Klassen, namentlich unter den Frauen, hier eine Bildung herrsche, von der man sich in Deutschland kaum einen Begriff mache. Ueberhaupt sei

in den Französinnen, an Lebensmuth, Energie und Schwung des Charakters recht eigentlich der Kern dieses merkwürdigen Volks, und sie seien in jetziger Zeit alle durchschnittlich mehr werth als die Männer.

Genf, den 3. Mai.

Das schönste Wetter begünstigt mich fortwährend. Als ich gestern Nachmittag gegen fünf Uhr nach Montbrillant hinaus schlenderte, war die Gluth der Frühlingssonne noch fast erschöpfend. Diesmal führte mich der Freund nach der westlichen Seite der Stadt, aufwärts nach dem Dorfe Saconnix, vorbei an eine Anzahl kleiner Landhäuser. Denn hier in Genf will selbst der kleinste Bürger wo möglich Sommers eine Campagne haben, wohin er Sonnabends Abends Weib und Kinder führt, um Sonntags dort „auf dem Lande" zu leben. Oft sind es nur kleine Häuschen ohne alle Aussicht, von einem Stück grünen Gartenlandes mit einem oder ein Paar Bäumen umgeben. Unser deutsches Kneipleben mit seinen Wirths- und Tanzhäusern giebt es hier gar nicht. Man geht eben nur spazieren, um die Natur und die frische Luft zu genießen, und Abends in die Cafés und Estaminets der Stadt.

Auf sacht ansteigender Höhe vor Saconnix begegnete uns eine Schaar junger Gesellen, deutsche Handwerker. Sie blieben in unserer Nähe unter einer stattlichen Linde stehen und ihr lautes Gespräch verstummte, als einer von ihnen ausrief: Seht, das ist der Montblanc! Und es war der Mühe werth hinzusehen. Das Alpenglühen war prachtvoller als es sich

sagen läßt, und dazu schmetterten ringsum die Nachtigallen aus den grünen duftenden Gebüschen und Bäumen. Wir wandelten auf und ab in dem Baumgange, immer die Augen auf den Montblanc gerichtet, bis die Sonne hinter dem Jura hinabsank und das lichte Rosenroth des Alpenriesen zu trübem Weißgrau erlosch. Leichenhaft anzuschauen lag er da; die Umrisse seiner Linien bildeten eine wunderbare Aehnlichkeit mit Napoleon's Todtenmaske. Aber nach einer Viertelstunde rötheten sich Gletscher und Eismeer auf's Neue mit dem lichten Rosenglanze. Das Phänomen dieses zweiten Alpenglühens dauerte etwa fünf Minuten, kommt nur bei großer Luftklarheit und anderen begünstigenden Umständen vor. Die Ursache soll noch unerklärt sein. Als der letzte Hauch des zauberischen Rosenlichtes verschwunden war, zogen die Burschen langsam den Berg hinab, indem sie ein deutsches Lied anstimmten. Mir stieg das Heimweh in die Augen. Es wird wohl auf lange Zeit das letzte deutsche Volkslied sein, das ich gehört.

Lyon, den 3. Mai.

Gestern Morgen fuhr ich mit der Diligence von Genf ab. Vor dem Thore Cornavin theilt sich der Weg in drei Straßen: nach Lausanne rechts führt die Schweizerstraße. Gerade aus, über das Voltairische Ferney und den Jura, geht die Straße nach Paris. Links, dem Laufe des Rhone nach, führt eine dritte nach Lyon. Hier stand, wie er versprochen, Freund M., um mir das letzte Lebewohl nachzurufen. Sein helles: courage, cher ami, et bon voyage! traf mein

Ohr wie Musik, und den Wunsch sollte ich bald nöthig haben. Denn ach! es steht geschrieben im Schiller: „der Mensch versuche die Götter nicht." Ich aber hatte sie versucht durch meinen Scherz über die Rue des philosophes an der Kirche der frommen Genfer, und die Strafe sollte auf dem Fuße nachfolgen. Seit jenem Augenblick hatte ich nichts wie Unglück. Zunächst machte ich in der unruhigen far niente Stunde, wie sie jeder vor der Abreise erlebt, bei dem Studium meines Passes die Entdeckung, daß ich nicht, wie ich gewähnt, noch „in den Dreißigen stehe," sondern bereits seit längerer Zeit täglich an der Vollendung meines vierzigsten Jahres arbeite. Also wieder eine Illusion weniger, bei deren Zerstörung ich, da ich kein Schwabe bin, nicht einmal die Hoffnung auf endliches Klugwerden als tröstenden Ersatz ansehen konnte. Aber der Schrecken Schrecklichstes stand mir noch bevor. Denn nicht genug, daß sich mein mit 25 Franken bezahlter Coupeeplatz gegen die Versicherung des Lohnbedienten als ein Mittelplatz auswies, zogen auch die Inhaber der beiden Eckplätze, unmittelbar nachdem wir die Thore von Genf verlassen, jeder ein kleines N. T. hervor, und deklarirten sich mir als eifrige Genfer Methodisten, die als Sendboten des Herrn eine Apostelreise antraten, um im Weinberge des Herrn zu arbeiten und verirrte Seelen zu gewinnen. Nicht lange, so setzte auch Nr. Eins, der in seiner gestreiften Sommerkleidung wie ein Zebra aussah, seinen Heber bei mir an. Ich hatte zunächst die Geschichte seines „Geistesdurchbruchs" und seiner „Bekehrung zu Christo" zu vernehmen; erfuhr, daß sie beide einem „christlichen Vereine" zu Genf angehörten, der es sich zur Aufgabe gestellt, die Bibel und das reine Christenthum unter den Katholiken Frankreichs zu verbreiten; daß dieser

Verein zu dem Ende gegen siebzig reisende Bibelaustheiler und Colporteurs von Tractätchen, sowie zwanzig reisende „Evangelisten“ in Frankreich heimlich unterhalte, so und so viel tausend Bibeln und Tractätchen im verwichenen Jahre vertheilt und schon viele hundert katholische Seelen, unter diesen selbst einige Geistliche, „mit Gottes gnädigem Beistande“ gewonnen habe. Da saß ich Armer:

„Prophete rechts Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.“

Mit unglaublicher Geschicklichkeit hatte sich der Gestreifte bald in den Besitz aller Personalnotizen über mich gesetzt, und nun begann eine Reihe von Fragen über den Stand des wahren Christenthums in meiner Heimath u. s. f. „Strauß hat doch dort nicht etwa auch schon —?“ Entschieden kopfschüttelndes Ablehnen von meiner Seite. Denn mein Entschluß war bald gefaßt. Vierundzwanzig Stunden vor mir bis Lyon mit zwei bekehrungseifrigen Glaubensevangelisten an der Seite und einem angegriffenen Halse! Also: keine Diskussion, keine Polemik, sondern friedliches Einverständniß. Zudem war mir das Phänomen merkwürdig genug, um es ruhig betrachtend sich vor mir entfalten zu lassen. Ein zufälliger Umstand begünstigte meinen Vorsatz. Ein mit allerhand christlichen Emblemen geschmücktes kleines Notizbuch, das ich bei mir führte, wurde den beiden Herren Bürge für meine Christlichkeit und verschaffte mir wenigstens vor lebhafteren Angriffen Ruhe. Im Verlaufe ihrer Mittheilungen eröffnete sich mir ein Einblick in den reinsten pietistischen Radikalismus, der von der Göttlichkeit der Bibel kein Iota fahren läßt. Beide Männer waren, wie gesagt, auf einer evangelischen Sendbotenreise durch das südliche Frankreich begriffen, und führten ganze Packete der

verschiedensten Tractätchen, meist aus englischer Fabrik, mit sich, zur Bekehrung von Juden und Katholiken, Protestanten und sonstigen „Verirrten," von denen ich einige lesen mußte. Der College des Gestreiften, ein feines altfranzösisches Gesicht, mit sanftem liebenswürdigen Ausdrucke, gefiel mir bei weitem besser als sein Freund, der als deutscher Pietist sich pointirter in christlicher Phraseologie zeigte. Wahrhaft rührend aber war es mir, als der Erstere auf meine Bemerkung, daß die Einsamkeit bei der Aussicht auf so lange Trennung von den Meinen mir zuweilen schwer auf's Herz falle, ohne alle Affectation im Tone herzlichster Theilnahme erwiederte: Mais souvenez vous qu'il-y-a un ami, qui nous suit partout! worauf er seine kleine Bibel hervorzog und mir die Stelle des Evangeliums vorzeigte, in welcher es heißt: „Ich werde bei Euch sein bis an der Welt Ende."

Und wer waren diese Männer? Zwei altadlige Aristokraten, der Gestreifte, ältere, ein Hr. von Batteville, der bis zu den demokratischen Bewegungen des Jahres 1830 in der Berner Regierung saß, dann, durch die Revolution vertrieben, zwölf Jahre lang von Weib und Kind getrennt im Exile lebte. In dieser Zeit begann, wie er selbst erzählte, seine „Bekehrung zum Herrn." Die Karte des anderen nannte mir den Grafen Saint George, der mir nach Rom, wo er lange Zeit gelebt hatte, freundliche Grüße mitgab. Beide klagten bitter über die jetzt im Pays de Vaud herrschende Ochlokratie, deren Unduldsamkeit gegen alles Religiöse bis zu den rohesten Angriffen gegen Sicherheit und Leben aller Frommen gehe, denen die Regierung gar keinen Schutz gewähre. Ihre Mittheilungen bestätigten nur, was ich auch sonst in Genf von vorurtheilsfreien Personen gehört hatte. Nur setzten

freilich die letzteren hinzu, daß allerdings die „Momiers" einen besonderen Schutz ihrer oratoires gesetzlich eben so wenig beanspruchen können, als die Regierung gegenwärtig politisch klug handeln würde, wenn sie ihren Feinden einen solchen angedeihen lassen wollte, vorausgesetzt, daß sie dazu bei der aufgeregten Leidenschaft der Massen im Stande sei.

Auf breiter, wohlunterhaltener Straße rasselten wir indessen in raschem Fluge dahin, rechts den steilen Jura, links tief unten den brausenden Rhone. Wie diese Teufel von Postillonen mit dem hochgethürmten Wagenungeheuer die steilen Abhänge hinab um die scharfen Ecken der Felsvorsprünge jagen! Alle Augenblicke denkt man, jetzt ist's der letzte. Dabei ist Geschirr und Riemenzeug der feurigen Schweizerpferde erbärmlich gestückt und geflickt, aber der Himmel mag's wissen, es hielt aus. C'est un peuple hardi et intelligent. Ils ne se doutent de rien! sagte Graf St. George, und man brauchte diese verwegenen schwarzen Bursche in den langzipfligen blaurothweißen Mützen mit den darüber gestülpten breitkrämpigen, grauen Filzhüten nur anzusehen, um seine Aussage sofort bestätigt zu finden. In St. Genis Abnahme der Päſſe durch französische Gensdarmen. Dann weiter auf hohem Felswege dem Engpasse des Gebirgsthores zu, wo das Fort de l'Ecluse Frankreich's Eingang bewacht. Malerisch liegt es da oben wie ein Drachennest, mit seinen in den Felsen gehauenen Arsenalen, Thürmen und Kasernen, seinen zierlichen, scharfkantigen Wällen und Bastionen. Das obere Fort ist mit der unteren Felsenburg, durch welche die Chaussee etwa tausend Fuß hoch über dem unten in der Enge schäumenden Rhonefluß führt, mittelst eines Ganges verbunden, der mit seinen unendlichen Treppen ebenfalls in den Felsen gehauen

ist, und sein Licht durch Kanonenlöcher erhält. Weiter hinein in den Paß, auf einer einzelnen Felsenspitze, liegt noch ein zweites kleineres Fort. Es beherrscht die dem ersteren gegenüberliegenden Felsrücken, von denen aus die Oesterreicher 1814 mit ihren schweren Geschützen die französische Felsenburg zusammenschossen. Die Straße ist höchst romantisch. Immer in Schlangenwindungen zieht sie sich längs der Mitte der Felsen hin. Der bei Genf so prachtvoll breite Rhonefluß wird allmälig immer enger und enger. Kaum fünfzehn Fuß breit windet er sich durch die Klippen bei Fort de l'Ecluse, bis er bei Bellegarde, zwei Stunden weiter, mit einem nur drei Fuß breiten Wasserzug plötzlich zwischen Felsenplatten verschwindet. Die Stelle heißt: Perte du Rhone. Nichts, selbst nicht Sägespäne und Oel, die man hineinschüttet, kommt auf der Stelle, wo der Strom, einen Flintenschuß weiter, auf's Neue aus der Tiefe bricht, wieder zum Vorschein. Auch dies Phänomen soll noch keineswegs genügend erklärt sein.

In Bellegarde während der Mittagsmahlzeit Douanenuntersuchung, unendlich strenger als die Straßburger, und peinlich mißtrauisch. Man fährt in einen Schuppen, der von einer Schildwache besetzt ist. Niemand darf hinaus, ehe seine Effecten die gründlichste Untersuchung bestanden. Um einer zweiten Untersuchung in Nantua zu entgehen, ließ ich meinen Koffer plombiren, und dieser Umstand ersparte mir viel Verdruß. Denn die schweigende Impertinenz, mit welcher in Nantua der beaufsichtigende Employé, ein ächter jeune France, die Sachen meiner Gefährten Stück für Stück durchwühlen ließ, war unerträglich. Das Charakteristische der Sache ist: die Franzosen sind mißtrauischer als die Deutschen, weil sie größere Schelme sind.

Weiter durch Schluchten und Gebirgsthäler, vorbei an den anmuthigen Seen von Sallenge und Nantua, vorbei an zahllosen Maulthierkarren und Saumthieren, berauf und bergab. Was ich von der Gegend sah war meist arm, wenig gebaut, die Dörfer unsauber und schmutzig, ohne Obstgärten und Blumenschmuck. Um Mitternacht beim Hinunterfahren von einem steilen Bergabhange erscholl ein jämmerliches au secours! au secours! Eine kleine Diligence war aus dem Hemmschuh gerathen und am Rande des Abgrundes gegen den schützenden Erdwall umgestürzt. Unser Condukteur nebst Postillon und einigen Reisenden schafften mit vieler Anstrengung Hülfe. Das Schreien und Fluchen, das Hin und Her der Rathschläge, von unendlichen Sacre's und Mille tonnères begleitet, die Behendigkeit des Beispringens, alles ächt französisch, so wie auch, daß die gute Laune trotz des strömenden Regens keinen Augenblick verloren ging.

Um sechs Uhr Morgens in Lyon. Die Stadt präsentirt sich von dieser Seite schlecht. Die Vorstadt, welche gar kein Ende nehmen wollte, sah unglaublich schmutzig aus, die Häuser verwohnt, liederlich, mit halbblinden Fenstern, unsauber und konfiszirt wie die Bewohner selbst. Derselbe Charakter des Salopen und Verwahrlos'ten setzt sich auch innerhalb der eigentlichen Stadt noch fort, und ist im Einzelnen überhaupt vorherrschend. Im Großen an den Kais der Saone und Rhone und mehr noch von dem etwa 400 Fuß hohen Observatoire, das ich Nachmittags besuchte, angesehen, ist der Eindruck freilich großartig und gewaltig, an Prag erinnernd. Die Häuser wie in Genf thurmhoch, oft mit sieben bis acht Stockwerken. Der Anblick vom Observatoire orientirt leicht. Große Kirchen fehlen, unter den Gebäuden sind das Stadt-

haus und der neue Justizpalast die bedeutendsten. Die Stadt wimmelt von Proletairs. Nie sah ich solche Schaaren konfiszirter Gestalten beiderlei Geschlechts. Macbeth's Hexen auf jedem Schritt, kein einziges frisches, blühendes Mädchengesicht. Wahrhaft entsetzlich aber sind die aller Orten zu hunderten befindlichen Affichen, in welchen Heilung gewisser Krankheiten versprochen wird. Es kommt einem vor, als wäre ganz Lyon ein einziges Pesthospital.

Lyon scheint ein Hauptlager des jesuitischen Ultramontanismus. Der Weg zum Observatoire, zu dem man eine gute halbe Stunde den Mont Fourrière bergansteigt, ist zugleich ein Stationsweg zu der Marienkapelle und ihrem Märtyrergrabe. Daher unterwegs Haus bei Haus eine Boutike mit geweihten Kerzen, Rosenkränzen, Marienbildern, Crucifixen, Medaillen und tausenderlei anderem geistlichen Trödelkram, nebenbei auch Cafés, Bier- und Liqueurbuden; Pfaffen überall im schwarzen Talar und dreieckigen Hute. An allen Buden Abbildungen des Bekehrungswunders, welches ganz vor Kurzem die heilige Jungfrau an Msr. de Ratisbonne, jeune Israelite d'une famille très riche verübt hat. Dieser Verächter des Christenthums erhält von einem „würdigen Priester" eine geweihte Medaille, die er spottend einsteckt. Mit ihr in der Tasche tritt er zufällig in eine Kirche, um als Kunstkenner ein Gemälde zu betrachten. Plötzlich aber tritt die heilige Jungfrau aus dem Bilde heraus auf ihn zu, und er ist bekehrt. Da liegt er im allermodernsten Frack, frisirt à la jeune France, auf den Knieen vor der Erscheinung, der Hut ist ihm entfallen, und er streckt brünstig die Arme aus gegen die buntgemalte Madonna. Kostet einen Franken. Diese Ultramontanen setzen wieder alle Hebel in

Bewegung, und Dank dem miserabelen Volksunterrichte, die Masse ist noch in ihrem Bereiche. Wie viel Blut hat nicht dies Lyon in den Füsilladen und Noyaden der Revolution für das alte Regiment des Absolutismus und des Pfaffenthums verströmt! — —

Alle großen und kleinen Blätter sind voll von einem entsetzlichen Unglücke, das sich vorgestern an Louis Philippe's Namenstage nach dem großen Feuerwerke zugetragen. Auf dem Pont du Change, der einzigen Brücke, welche ohne Brückenzoll passirt werden kann, entstand nämlich nach Beendigung des Feuerwerks durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen ein Gedränge, bei welchem sechszehn Personen, meist Frauen und Kinder, das Leben verloren. Der Censeur de Lyon macht der Polizei, wie es scheint, verdiente Vorwürfe über ihre Nachlässigkeit, und hebt besonders den Umstand hervor, daß an solchem Tage nicht alle Brücken ohne Zoll der Passage frei gegeben wurden. Die Sterbenden und Todten wurden in eine Pharmazie an der Place du Change gebracht und hier fand eine herzzerreißende Scene statt. Ein Arzt, der dahin gerufen wurde, fand unter den Verunglückten sein eigenes Kind, welches wenige Minuten später in seinen Armen den Geist aufgab. Die Sprache, in welcher dasselbe Blatt in einem anderen Artikel zu einer Adresse gegen die Armirung der Pariser Befestigungen auffordert, ist für einen censirten deutschen Menschen haarsträubend. Jede Zeile in diesem Artikel würde vor jedem deutschen Gerichtshof als Hochverrathsverbrechen gelten.

An Bord des Papin du Rhone, den 4. Mai.

Der Rhone braus'te wild durch den neblich-trüben Morgen. Wind und Spritzwasser trieben mich in die enge Kajüte des Dampfers, der in gar Nichts an die Eleganz und Bequemlichkeit unserer stolzen Rheindampfschiffe erinnerte. Erst hinter Vienne und Valence wurden die Rhoneufer interessanter, die Bergformen malerischer. Unter unzähligen Kettenbrücken, die sich zierlichen Schwunges von einem Städtchen oder Flecken zu dem anderen, am entgegengesetzten Ufer liegenden, spannen, saus'te der Dampfer mit geneigtem Rauchfange hindurch, vorüber an Dörfern und Städten, zerfallenen Schlössern, Ritterburgen und grauen Römerthürmen. Die Ortschaften haben nicht das Reinlich-Freundliche der Rheinstädtchen und Dörfer. Aber die nur leis' geschrägten fast platten Dächer geben malerische Linien, und die graue Steinfarbe ist auch landschaftlicher als unser Ziegelroth und die schreienden Farben nordischen Anputzes. Ueber Alles geht der äußere Anblick der antiken römischen Herrlichkeit von Avignon, wo eine Stunde gehalten ward. Hier wurden sechszehn schöne friesische Pferde an's Land gesetzt, die, wie ihr Führer sagte, „mit Sehnsucht in Marseille erwartet wurden." Wenn es durch eine der Kettenbrücken ging, machten die Thiere allemal einen Höllenspectakel.

Arles, den 5. Mai. Hotel du Forum.

Aus der Ueberschrift siehst Du, daß ich wenigstens schon klassisch genug logirt bin, und in der That habe ich hier in Arles die ersten bedeutenden altrömischen Eindrücke empfangen.

Auch bin ich nicht ohne kleine Fata hier angelangt, und wenn die Freunde es sich etwa mit den bei uns im Norden beliebten Glanzfarben ausmalen, wie der Freund auf dem wohleingerichteten Dampfer sehr comfortable durch die sonnigen Thäler der Provence dem Mittelmeere zuschwimmt, so mögen sie wissen, daß der Wind kalt genug wehte, um trotz des Sonnenscheins den warmen Wintermantel fest um sich zu ziehen, während einzelne windfreie Sonnenstunden sofort eine grimmige Hitze brachten, in welcher man sich hätte Sommerkleider wünschen mögen; und daß endlich diese französischen Dampfer des Rhone sicherlich die unbehaglichsten und unreinlichsten der zivilisirten Welt sind, bei denen nichts als die Preise des Restaurants anständig heißen darf. Ich sollte aber das französische Dampfschiffwesen noch besser kennen lernen. In Avignon gingen die meisten Passagiere des Papin ab. In Beaucaire, das mit dem gegenüber liegenden Tarascon durch eine Kettenbrücke verbunden ist, blieb ich der einzige für Arles eingeschriebene Passagier auf dem Schiffe. Aber in Beaucaire war Markt, und der Capitain erklärte mir ohne Umschweife, daß er nicht weiter fahren werde. Da gab es nun heftiges Verhandeln. Vergebens berief ich mich auf mein Fahrbillet und die im Büreau zu Lyon erhaltene Zusage, noch heute Abend nach Arles zu gelangen. Alles, was ich erhielt, war, daß er versuchte, mich bei einigen anderen Dampfern, die nach Arles weiter gehen sollten, unterzubringen. Kaum war ich aber auf dem einen oder dem anderen mit meinen Effecten angelangt, als es hieß, auch dieses Schiff fahre nicht. Nach mehrstündigem Warten und Wandern, umringt von der zahlreichen, unglaublich zudringlichen und possenhaft frechen Jugend von Beaucaire, unter Savoyardenbuben und Bettlern, die alle im Nu beim

Landen das Schiffsdeck füllten und in ihrem mir völlig unverständlichen Patois durcheinander Dienste anbietend auf mich einschrieen, gelang es mir endlich ein kleines eisernes Boot, das eben nach Arles abgehen wollte, zu erreichen. Hier sah es nun noch hundertmal wüster aus. Das Boot war für Passagiere meiner Art gar nicht mehr eingerichtet, sondern nur für Waarentransport bestimmt. Aermliche Auswanderer, die nach Algier wollten, bildeten die Reisegesellschaft. Die Sonne war untergegangen und der Wind pfiff schneidend und kalt über das eiserne Verdeck. Das glühendrothe kleine Fahrzeug rauschte pfeilschnell durch die hereinbrechende Nacht, und mir war in dieser Abgeschiedenheit von allem Luxus der Kultur seltsam zu Muthe. Faut savoir que vous ètes dans le midi! sagte ein Handlungsreisender, der sich gleich mir, um noch heute Arles zu erreichen, auf das „Crocodil" verirrt hatte. Le Midi ist für den Franzosen das, was bei uns früher für Reisende Pommern und Westphalen war.

Mag dieser Brief etwas Nikolaitisch ausfallen — „ich kann's nicht helfen" wie unsere ächten Oldenburger sagen.

Ich habe schon erwähnt, daß die Rhoneufer trotz ihrer theilweisen Schönheit den Rheinufern nachstehen müssen. Doch haben sie in ihrer südlichen Physiognomie etwas characteristisch Eigenthümliches. Maulbeer- und Oelpflanzungen bedecken die Ufer, sonst auch viel Weiden und Pappeln. Die Menschen von kurzem Wuchs und brauner Gesichtsfarbe über alle Maßen lebhaft. Auf dem Schiffe stets unruhige Hast und lautes Geschrei bei jedem Commando, bei jeder Bewegung. Am Steuer standen wegen des reißenden Stromes oft drei bis fünf Männer, welche den langen mit Stricken umwundenen Steuerbalken regierten, an dessen Knaufe das metallene

Crucifix nicht fehlte. Nicht selten geschehen Unglücksfälle, zumal beim Durchfahren durch die Kettenbrücken, wobei allemal der Rauchfang an Ketten niedergelassen werden muß.

Arles, den 5. Mai.

Durch das Gewirr der unglaublich engen Gassen dieser alten Römerstadt mich ohne Führer fragend suchte ich die altrömischen Baureste auf. Zuerst das Amphitheater (Les arènes). Ein Concierge ließ mich ein. Dieser Eindruck war gewaltig, weil der erste seiner Art in meinem Leben. Ein mächtiges Eirund, reichlich zweihundert Schritt in seiner größten Länge, umgeben von nur theilweise erhaltenen Sitzreihen, welche über vier hintereinander weglaufenden Bogengewölben sich erheben. Diese Bogen, 244 an der Zahl, sind alle erhalten. Ich durchging und durchkletterte alle Gänge, Treppen und Sitzreihen bis zu den vier Thürmen, die in den Zeiten der Sarazeneneinfälle, wo das Amphitheater als Festung diente, auf die äußersten Umfangsbögen gebaut und von denen noch drei vollständig erhalten sind. Rings um mich war stundenlang lautlose Einsamkeit; der Concierge hatte sich auf meine Bitte damit begnügt, mich einzuschließen, damit ihm sein Trinkgeld nicht entgehe, und mich so allein gelassen. Ich hörte nur die Gräser und das Unkraut der Mauern im Winde rauschen, der durch die offenen Bogen strich. Es klang wie letztes seufzendes Verathmen von Sterbenden. Ein Schauder überfiel mich bei dem Gedanken, das solche Todesseufzer in der Wirklichkeit einst die Tausende, welche dichtgedrängt auf diesen himmelansteigenden Sitzen den Lustmordkämpfen der

Gladiatoren und Thierkämpfer zuschauten, mit Entzücken erfüllten.

Und doch wie groß und mächtig war dieses Römervolk, das solche Prachtbauten in einer fernen Provinzialstadt schuf! welch' eine Fülle und Ueppigkeit des Lebens, wie kontrastirend gegen die jetzige Aermlichkeit! Ich glaube, halb Arles, und besonders die Kirchen, sind aus diesem Aphitheater und den andern römischen Ruinen der Stadt erbaut.

Nicht weit von der Arena liegen die Reste des antiken Theaters, das jedoch weit weniger erhalten ist. Doch reichten auch diese Trümmer hin, meine bisherigen Büchervorstellungen zu beleben. Wie groß die Bühne war, zeigten die beiden etwa vierzig Fuß hohen, allein noch stehenden Marmorsäulen mit einem darauf liegenden Stück Gebälk, welche zu der Hinterwand der Bühne selbst gehört haben. Das neueste Werk über die Antiquitäten von Arles ist von dem Maire der Stadt, Herrn Estrangin.

Bei der Rückkehr hemmte in einer engen Gasse eine eigenthümliche Erscheinung meine Schritte. Drei Geistliche in schwarz und weißen Feiergewändern und hohen, spitzen, schwarzen Mützen, voran ein Knabe mit dem Crucifixe, näherten sich singend und Weihwasser sprengend einem Hause, aus dessen Thüre ihnen zwölf bis sechszehn wunderschöne Mädchen entgegentraten. Alle waren in der reizenden Arleser Tracht: schwarzes Jäckchen, weißes hohes Häubchen mit schwarzen, auch wohl bunten seidenen, vorn in einen Knoten zierlich geschlungenen Kopftüchern, langen schwarzen Kleidern und weißen, bis zu den Knöcheln niederfallenden Schleiern. Sie trugen eine längliche, einfach weiße offene Korbkiste, welche sie vor die Geistlichen hinsetzten. Die weißen Linnen der Kiste waren

ganz mit frischen Blumen und Myrthen bedeckt und unter diesen Blumen ruhte die Leiche eines jungen Mädchens, welche ihre Freundinnen und Gespielinnen hier zu Grabe zu tragen im Begriff standen. Ihre Mutter, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, trat, von den nächsten Verwandten begleitet und gestützt, bis an die Schwelle, um den letzten Abschied von ihrem einzigen Kinde zu nehmen, denn in Arles ist es nicht Sitte, daß die nächsten Verwandten eine Leiche weiter begleiten. Es war ein ergreifender Anblick; viele Nachbarn weinten. Elle était la beauté de la ville, sagte eine kleine alte Frau halb für sich, halb zu mir; la pauvre Marie! elle a bien changée de figure! fügte sie seufzend hinzu. Die Priester hatten ihre Gebete beendigt. Sechs oder acht von den jungen Mädchen ergriffen den wunderlichen Sargkorb an ledernen Griffen und trugen ihn so, mit den anderen abwechselnd, zunächst zur Kirche, wo das Todtenamt gehalten wurde. Als die Ceremonie vorbei war, und alles sich dem Sarge zudrängte, um der Todten noch eine kleine Gabe, ein Heiligenbild, einen Kranz mit auf den letzten Weg zu geben, trat auch ich hinzu und sah das blasse Gesicht, das noch unverkennbare Spuren großer Schönheit trug, eine weiße gebrochene Rose unter den hellglühenden rothen Rosen und Kamelien, Myrthenkränzen und Veilchen, unter deren Hülle sie zu schlummern schien. Dann ging der Zug hinaus zur Kirche, die Priester immer voran, Gassen hinauf und hinab, zum alten Römerthore hinaus, über die Baumgänge und Promenaden dem fernen Friedhofe zu. Die rostigen Eisenthüren knarrten auf, und vor mir lag ein breites, grünes Feld, bedeckt mit ellenhoher wilder Gerste und schlankem Windhafer, die im Spiele der leisen Morgenlüfte wogend über den

niedrigen Grabkreuzen zusammenschlugen. Am Grabe angelangt hatte ich einen unangenehmen Eindruck. Man begräbt nämlich hier die Armen und Unbemittelten nicht in eigenen einzelnen, sondern in langen ununterschiedenen Gräbern, die wie sehr hohe und lange Gartenbeete aussehen. Die Grabstätte der armen Maria befand sich am Anfange einer solchen frischgegrabenen Reihe und war nur durch ein Brett abgeschieden. Die Priester begannen auf's Neue ihre Volksgesänge. Dann stiegen drei junge Mädchen auf Leitern in die Gruft hinab. Ein Verwandter der Gestorbenen, welcher den platten Deckel der Sargkiste trug, heftete ihn, nachdem zuvor alle die jungen Mädchen noch einmal unter Thränen und manchem Adieu Marie! von der geliebten Freundin Abschied genommen hatten, mit wenigen schnellen Hammerschlägen fest. Darauf senkten die jungen Mädchen an Seilen das so geschlossene Ruhebette zur Gruft hinab, wo es die unteren empfingen und feststellten. Als dies geschehen war, ergriffen alle nach der Reihe die Schaufel des Todtengräbers und warfen eine Handvoll Erde auf den Sarg, worauf der Zug in die Stadt zurückkehrte, die Vollendung des traurigen Werkes dem Todtengräber überlassend. Ich ging mit den Mädchen, fragend und Auskunft erhaltend. Freund M. in Carlsruhe hatte nicht übertrieben. Diese Arleserinnen sind wirklich, was der Ruf von ihnen sagt, die schönsten Frauen Frankreichs. Unter diesen jungen Mädchen sah man Gestalten und Gesichter von untadeliger Schönheit. Der marmorweiße, von Lebenswärme sanft durchglühte Teint, der edle griechische Schnitt des Gesichtes, das reiche, dunkle Haar, die prachtvollsten Augen mit den zarten, langen Wimpern, der stolze schwungvolle, kräftig schlanke Bau der Leiber — das Alles gehoben durch die ein-

fach geschmackvolle Tracht, sind das Reizendste, was sich denken läßt. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Arleser Alterthümler Recht hätten, welche ihrer Stadt griechischen Ursprung nachrühmen, und sich dabei auf das Zeugniß des Avienus, eines römischen Dichters und Staatsmannes aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert, stützen, der in seiner poetischen Beschreibung der Küstenstrecke des Mittelmeeres von Cadix nach Marseille erzählt, daß Griechen die Gründer von Arelate gewesen und ihre Niederlassung Theline genannt hätten. Schon zu Cäsar's Zeit, der hier die Kriegsflotte bauen ließ, mit welcher er zu Anfange des Bürgerkrieges Massilia angriff, scheint der Ort bedeutend gewesen zu sein. Kaiser Constantin erweiterte die Stadt durch Gründung des Stadttheils auf dem rechten Rhoneufer und nannte die durch eine Schiffbrücke verbundene Doppelstadt nach seinem Namen Constantina. Von ihrer Pracht zeugen außer den erwähnten alten Bauwerken auch noch die schönen antiken marmornen Säulenschäfte, welche jetzt längs des Hafens zur Befestigung der Schiffstaue dienen.

Abends 5. Mai.

Eine heute Morgen bei dem Begräbnisse der armen Maria gemachte Bekanntschaft hat mir ein höchst anmuthiges Reiseidyll bereitet und mich zugleich einen tieferen Blick in Charakter und Eigenthümlichkeit der hiesigen Menschen thun lassen, als sonst dem flüchtig Vorbeistreifenden vergönnt ist. Eine alte, ärmlich aber sorgsam gekleidete Frau, welche der traurigen Ceremonie theilnehmend beigewohnt, hatte mir, ge-

fragt und ungefragt, allerhand Auskunft über Leben und Tod der Verstorbenen ertheilt. Als sie dabei vernahm, daß ich wegen meiner Gesundheit den Süden aufsuche und nach Nizza gehe, zeigte sie eine ungewöhnliche Theilnahme. Sie gab mir allerlei gute und gescheidte Rathschläge, und bat mich zuletzt, ihr einen Brief an Mr. Gasc, ihren seit Jahren dort in Handelsgeschäften lebenden Mann mitzunehmen, der mir daselbst gewiß gern mit seinem Rathe zur Hand gehen werde. Dies alles kam so ungekünstelt herzlich und naiv heraus, daß ich gern darauf einging und ihr mein Hotel nannte, wohin sie den Brief und was sie sonst zu besorgen habe, nur senden möge. Als ich nun Nachmittags von einem Spaziergange am Hafen zurückkehrend das Gewirr der engen Winkelgassen durchkreuzte, begegneten wir uns in der Nähe meiner Wohnung, am „Forumsplatze.“ Sie erkannte mich sofort wieder, händigte mir jetzt selbst das Briefpackelchen ein, und bat mich, da mein Weg zum Aphitheater bei ihrer Wohnung vorbeiführte, ihr und den Ihrigen die Ehre meines Besuches zu schenken, damit ich dem langentfernten Familienhaupte doch aus eigener Anschauung von seinem Hause erzählen könne. Ich erfuhr später, daß sie einst bessere Tage gesehen, und daß ihr Mann in Folge unglücklicher Wendung seines Handelsgeschäftes Arles und die Seinen habe verlassen und in Nizza als Geschäftsführer in ein fremdes Geschäft eintreten müssen. Es schien sich um ein unglückliches Fallissement zu handeln, dessen Folgen sich der Familienvater durch freiwilliges Exil zu entziehen genöthigt gewesen war. Wir bogen in eine der vielen düsteren Gassen ein, und ich folgte der alten redseligen Baucis durch eine niedrige Thür in ein großes uraltes Haus, dessen Mauern noch römischen Ursprungs zu sein schienen.

Es war das ihre. Durch einen dunklen Flurraum hindurchschreitend gelangten wir zuerst in ein mauerumschlossenes Gärtchen voll prächtig blühender Frührosen. Eh bien, mon ami, sagte die Matrone, à present il faut bien voir mes enfants, pour que vous puissiez dire à mon pauvre mari, que vous avez trouvé toute sa famille en bonne santé. Ich folgte ihr aus dem Gärtchen durch eine große Glasthür, welche als Hauptfenster diente, in einen etwas tiefer liegenden Saal mit Estrich bedeckt und mit allerlei alterthümlichem Hausrath ausgestattet. Zwei sehr schöne Mädchen in der Landestracht erhoben sich von ihrer Arbeit und traten mir freundlich grüßend entgegen. Es waren ihre jüngsten Töchter. Dazu kam bald eine junge blasse, etwas leidende Frau, die mir als Madame Olivier, Hausgenossin und bonne voisine vorgestellt wurde, und später deren Mann, Employé in einer großen Fabrik. Alle begrüßten mich mit freundlicher Theilnahme und bemühten sich, da ich etwas Ermüdung blicken ließ, mir es möglichst bequem zu machen. Ein alter Großvaterstuhl ward hergerichtet und eine Limonade bereitet; während dem schalt die Matrone mich gutmüthig aus, daß ich, ein zu seiner Gesundheit Reisender, mich so fatiguirt habe: et encore cette impression si triste d'aujourdhui au cimetière! cela n'est rien pour un souffrant. Sie wiederholte nun den Anderen die näheren Umstände unseres Begegnens auf dem Kirchhofe, welche darüber in dem mir fast völlig unverständlichen provenzalischen Patois ihre Bemerkungen machten und die wunderbaren Fügungen des Geschicks besprachen, das ihnen so unerwartet einen Sendboten an ihren entfernten Vater zugeführt habe. Es war eine wunderliche Scene. Man hatte mir, damit ich mich in dem kühlen Zimmer

nicht erkälte, den Mantel umgehängt und die Mütze aufgesetzt, die eine Tochter, Alexandrine, zündete ein kleines Feuer im Kamine, Zélie, die andere, brach mir im Garten ein großes Bouquet der schönsten Rosen und Orangeblüthen. Auch der jüngste Bruder, Felix, ein etwa dreizehnjähriger, ächt provenzalisch aussehender Bube, ward gerufen und mir als le mauvais sujet de la famille vorgestellt, damit auch von ihm der Fremde dem Vater berichten könne. Zuletzt ward zu demselben Zwecke noch die alte vierundachtzigjährige Grandmère herbeigeholt, eine stattlich ehrwürdige Greisin, die mir Grüße an ihren Neffen auftrug und ihm zu sagen bat, daß sie ihn täglich in ihr Gebet einschließe, daß sie ihn gern noch einmal sehen möchte, ehe sie aus dieser Welt scheide. Et de ma part, setzte die heitere Baucis hinzu, welche unterdessen für meinen heiseren Hals einen sehr wohlthätigen Milchtrank am Kaminfeuer bereitete, dites à mon cher mari, que j'ai perdu mes derniers dents, de sorte qu'il n'a pas à craindre, d'être mordu à son rétour.

Nachdem ich versprochen, zur Nachtkost wieder bei ihnen einzutreffen, führte mich Mr. Olivier in das Kloster des heiligen Trophin, um die Steinarbeiten und den Klosterhof zu sehen, welche zu den Sehenswürdigkeiten von Arles gehören. Die ersteren sind ein Meisterwerk mittelalterlicher Kunst. Hallen mit den schönsten Marmorsäulen und Bildhauerverzierungen, aber Alles von der Revolution schmählich verstümmelt. Der Herzog von Aumale, welcher kürzlich hier gewesen, hatte versprochen, die nöthigen Summen für die Herstellung dieser herrlichen Reste alter Kunst zu erwirken. Das Viereck der Hallen des Hofes umschließt die lieblich grünende Wildniß des Klostergartens voll blühender Rosen. Die Rundbögen sind von

den edelsten Verhältnissen. In der anstoßenden, besser erhaltenen Kirche bewunderte ich ein wunderschönes Basrelief in Marmor: die Ascension der Mutter Gottes, welche aus einem von den zwölf Aposteln umstandenen Sarkophage zum Himmel emporsteigt. Und dieses Werk erhebt sich über einem antiken Sarkophage, geschmückt mit Schlachtkämpfen und heidnischen religiösen Weihen!

Nach einem letzten Gange zum Amphitheater kehrte ich mit meinem Begleiter zurück zu meiner provenzalischen Idylle. Mr. Olivier besorgte mir für den nächsten Morgen einen Platz auf dem Postpaquetboote des Canal du Bouc, das zwar theuer ist und länger fährt, aber dafür eine sehr bequeme Reise bietet. Unterdessen schrieb mir die ganze Familie ihren Namen auf, während ich mit der Urahne plauderte, deren Patois mir die jüngste Urenkelin verdolmetschte. Dann sangen mir die Mädchen ein Paar ihrer provenzalischen Lieder, deren Sprachklänge ich überaus reizend fand; manches schien mir dem Spanischen verwandt. Durch die offene Gartenthür hinein nickten die Zweige voll blühender Rosen und funkelten lauschend die Sterne des Himmels. Als ich meine Orangenmilch genossen und Abschied nehmen wollte, brachten mir die Kinder noch einige Rosen für den Vater in Nizza. „Wenn sie auch vertrocknet ankommen, er wird sich doch freuen, denn es ist so lange her, daß er son petit jardin nicht gesehen hat.“ Wie rührte mich dieser Zug.

Ich schied von diesen liebenswürdigen Menschen, deren Bekanntschaft mir schon jetzt, wo ich dieses schreibe, wie ein Traum vorkommt, wie von altgewohnten Freunden, mit Rührung und Dank, und mit einem wunderbar tröstlichen Behagen, das die reinmenschliche, theilnahmvolle Weise dieser ein=

fachen Naturkinder in mir hervorgebracht hatte. Die ganze Art ihrer Gastlichkeit, ihres Antheils an dem Fremden hatte etwas Urfrisches, das an die Homerische Welt erinnerte. Die Mutter besonders zeigte sich unerschöpflich in pflegender Aufmerksamkeit, welche so weit ging, daß sie in ihrem Patois oft die Mädchen aufforderte, ihren Sprachton zu mäßigen, weil er den „estrangire“ angreife. „Wie wunderbar ist es doch,“ schloß sie beim Abschiede, nachdem sie mir noch trotz dem besten Arzte ein Gesundheitsregime für meinen Zustand eingeschärft hatte, das ich ernstlich zu befolgen gedenke — „wie wunderbar ist es doch, daß ich, die ich seit sieben Jahren nicht auf dem Kirchhofe gewesen bin, gerade heute die arme Marie Turgot dahin begleiten muß, um dort mit Euch zusammenzutreffen. Aber aus Traurigkeit muß Freude kommen, und so seid Ihr doch hier mit uns heiter gewesen, und habt uns Freude bereitet und gesehen: qu'il-y-a partout de braves gens dans ce monde. Gott segne Euch und führe Euch gesund zurück zu den Euren!“ Ich drückte Allen die Hand, stammelte einige Dankworte, nahm meine Rosen und ging zurück in meinen Gasthof, wo ich diese Zeilen schreibe, die ein Rosenblatt aus dem kleinen Garten zu Dir begleiten soll. Dazu klingen mir des armen Lenau Worte in die Seele:

Weiter sollte nie in's Land
Lieb' von Lieb' sich wagen,
Als man blühend in der Hand
Kann die Rose tragen.

Den 6. Mai Morgens.

In zwei Stunden geht es weiter nach Marseille. Ich muß daher diesen Brief schließen. —

In Arles habe ich gestern das Theater versäumt. Dafür las ich in einem Arleser Localblatte einen dramaturgischen Artikel, der sehr verständig war und mit den Worten schloß: „ich weiß ein sicheres Mittel für das Publikum von Arles, sich im Theater zu amusiren und zur Bildung seiner Bühne und zur Verbesserung seiner Schauspieler mitzuwirken, es heißt: „zahlreicher Besuch und lebendige Theilnahme wie gestern Abend.“ Hat mir dieser dramaturgische College aus der Seele gesprochen! Weiter bedarf es auch bei uns in unserem Oldenburg nichts, um Mosen's Anstrengungen mit Erfolg zu krönen und ihm und seinen Schauspielern die Lust an ihrer Arbeit zu erhalten und zu steigern.

Marseille, Hotel des Empereurs, Rue Cannebière, d. 8. Mai.

Von Arles fuhr ich Morgens mit dem Postpaquetboote ab. Hr. Olivier, der mich dahin begleitete, nahm meine letzten Grüße an seine Hausgenossen in Empfang. Ueber unsere Freundin sagte er: Elle a ses soixant ans, mais elle est jeune d'esprit comme une fille de seize ans. Car elle a la veritable philosophie: elle prend le temps comme il vient et ne se chagrine de rien. Möge der vortrefflichen Alten diese „Lebensphilosophie“ erhalten bleiben!

Die ruhige Fahrt auf dem Kanale, der von Arles bis

Bouc Meer und Rhone verbindet, war mir überaus wohlthuend. Der Passagiere waren wenige, das Wetter südlich mild, der Himmel leicht von weißlichen Wolken übergittert. Ich lag auf der Verdeckbank ausgestreckt, sah in die Wolken, athmete die linde Frühlingsluft und wiegte mich ein in einen Zustand halbwachen Träumens, in welchem Bilder und Gedanken wie Arabesken eines Kaleidoskops die ausruhende Seele umgaukeln. Dazwischen las ich abwechselnd in Hotho's Kunstgeschichte, während das Fahrzeug, eine Trekschuite, von raschen Pferden gezogen, sanft und geräuschlos zwischen den umbuschten Kanalwänden dahinglitt. Wenn ich mich von Zeit zu Zeit zur Umschau in die Höhe richtete, sah ich nichts als weite, öde Flächen, die immer mehr zu sumpfigen, von Salzwasser durchsickerten Mooren wurden. Gegen das Ende des Kanals liegt Foß, eine altrömische Position, auf mäßiger Höhe. Südlich dehnt sich eine blaue Fläche. Es ist das Meer, das mittelländische Meer!

In Bouc bestiegen wir die dort harrende Deligence. Von da ging es vorbei an dem See von Martigues, der in wunderschönem Farbenspiele, von malerischen Berglinien umgeben, sich meilenweit ausdehnte. Hier ist die Vegetation schon ganz südlich. Die Felder mit Oelbäumen bedeckt, deren sanfter silbergraugrüner Blätterschmuck in den Lichtern der Sonne schimmerte, Orangen- und Feigenbäume von den kleinen Landhäusern und in den Gärten, Cypressen, einzeln und in Gruppen, Veranden mit Weinlaub umgeben, dazwischen üppige, wogende Getreidefelder. Dann bergaufwärts den Felsenkamm hinan, der in starrer, staubig-grauer Nacktheit Marseille schirmend umschließt. Wir stiegen aus, um bei dem steilen Wege den schweren Wagen zu erleichtern. Hun-

derte von Maulthieren, schwerbeladen, klingelten an uns vorüber. Oben auf dem Kamme machten wir einen Augenblick Halt. Unser Blick schweifte über die im Halbmond geschlossene Bai von Marseille hinaus in die blaue Unendlichkeit des Meeres, an dessen unvergleichlicher Schönheit erst hier sich das entzückte Auge labte. Nur einzelne Masten und Thurmspitzen bezeichneten die Stätte, wo die älteste Welthandelsstadt Europa's lag.

Dann ging es noch etwa anderthalb Stunden unaufhörlich abwärts, und Abends nach 7 Uhr fuhren wir an dem unfertigen Triumphbogen vorbei in die alte Phocäerstadt ein. —

Der Abendgang am Hafen gab mir einen großartigen Eindruck. Der Lärm der Straßen, das Gewühl der Kai's, das Durcheinanderschwirren so vieler Sprachen, die Fülle der fremdartigen Trachten und Gestalten, das tausendmastige Schiffsgewirr, durchbrodelt und durchknattert von ankommenden und abfahrenden Dampfern, wirkte nach der Stille des Reisetages fast sinnverwirrend bis zur Betäubung. Alle Läden in den Hauptstraßen, besonders die Waffenausstellungen in der prachtvoll breiten Rue Cannebière, strahlten in glänzender Beleuchtung. Das Hotel des Empereurs in derselben Straße ist von fürstlicher Pracht, Treppenaufgänge mit Marmorstatuen und Orangerien und anderer Luxus der modernen Erdengötter, deren empfehlende Inschriften das prachtvolle „Album" des Hauses zieren.

Die beste Aussicht über Stadt, Hafen und Meer hat man von dem Fort Notre Dame de la Garde, welches auf der höchsten Spitze des östlichen Felsenkammes gelegen ist. Auf einem sehr beschwerlichen, durch zahllose Bettler mit Ver=

stümmelungen aller Art nicht eben verschönerten Wege stieg ich in der Frühe des nächsten Morgens hinauf. Zu der kleinen, von Bastionen umgebenen Kirche der schützenden Maria fand gerade eine festliche Wallfahrt statt. Von der Stadt her gesehen gleicht die westliche Bastion täuschend einem Schiffe, dessen Masten die dort aufgepflanzten Flaggen- und Signalstangen bilden. Morgennebel duftete auf der weiten Meeresfläche, allgemach der Sonne weichend. Tief unten ragte der Mastenwald des Hafens, über ihm die gewaltige Stadt, rings umschirmt von den nackten Felsen, auf denen zahlreiche Landhäuser in blendender Weiße schimmerten. Und nun zu meiner Linken das Meer, belebt von Barken und Booten groß und klein, leuchtend von weißen Segeln, blitzend in den Strahlen der Frühsonne. Am Ausgange des Hafens drei meerumgebene Felsklippen, les trois frères genannt, auf deren einer Chateau d'Yf. Es ist ein gewaltiger Anblick, und man fühlt, daß man sich hier auf einem Nervenknoten des Weltlebens befindet, der die Wurzeln seines Daseins an die drittehalb Jahrtausende hinter unsere Zeit zurückstreckt.

Der scharfe Mistral trieb mich in das Innere der Kirche, die ich trotz des frühen Morgens von Gläubigen gefüllt antraf. Vor dem lichterschimmernden Altare stand der Priester, auf den Knieen lag die betende Menge, Breviere und Rosenkränze in den Händen, zumeist Frauen. Der sinnbetäubende Duft des Weihrauchs mischte sich mit den wundervollen, nur von leisen Orgelklängen begleiteten Tönen des altlateinischen Kirchengesanges O salutaris Maria, der, von den lieblichsten Diskant- und Altstimmen ausgeführt, das Magische des Gesammteindrucks verstärkte. Die Wände ringsum bedeckt von Weihgeschenken, meist Bildern in Oel- oder Wasserfarben,

goldumrahmt, hier Schiffbrüche und wunderbare Rettungen, dort Scenen des Krankenbettes und sonstiger Todesgefahren darstellend, lauter Dankopfer für die Wunderhülfe, welche notre dame de la garde ihren brünstigen Verehrern geleistet. Alle Wände und Nischen, alle Pfeiler und Säulen waren mit solchen Weihgeschenken bedeckt, auch fehlte es nicht an geweihten Kerzen groß und klein, welche der Sacristan zu diesem Behufe den Gläubigen vor dem Eintritt in die Kapelle verkauft. Die Predigt, im reinsten Französisch, sehr populär, ausdrucksvoll, geberdenreichen Vortrags, nicht abweichend im Tone von der Sprache des bewegten Affects im wirklichen Leben, schilderte in vier Abtheilungen die Motive, welche diese Wallfahrt der anwesenden Gläubigen veranlaßt, gab Bericht von den Thaten und Wundern der heiligen Mutter Gottes dieser Kirche im verflossenen Jahre, von ihren Hülfen in Gefahren, über Bekehrungen von Sündern und Ketzern u. s. w. „Ich wollte," rief der fromme Mann aus, „anfänglich alle Dankbriefe, die ich empfangen, als Zeugnisse mitbringen und auf dem Altare der allerheiligsten Jungfrau zur Einsicht niederlegen. Aber ihrer waren so viele, daß ich mich bald genöthigt sah, es bei einer Gesammtübersicht bewenden zu lassen." Sehr geschickt wußte er den Umstand zu berühren, daß die heilige Mutter der Gnaden doch nicht immer, selbst die inbrünstigsten Gebete erhöre. In allen solchen Fällen sei dreierlei anzunehmen, entweder: die Gebete seien in ihrer Erfüllung unvereinbar mit Gottes Rathschlusse, oder: die Zeit der Erfüllung sei noch nicht gekommen, man müsse daher im Zweifel die Gebete nur um so eifriger fortsetzen. Oder endlich: die Erfüllung bleibe aus, weil notre dame, qui voit l'éternité, absehe, daß dieselbe dem Bittenden, der nur das

Zeitliche überblicken könne, zum Schaden gereiche. Ueberall aber sei diese Sache ein „Mysterium," über das nachzudenken nicht fromme, zweifelnd zu grübeln sogar Sünde sei. Während dieser Predigt hielt von zehn zu zehn Minuten immer eine Anzahl sammelnder Pfaffen mit silbernen Becken Umgang, voran ein Sacristan, mit silbernem Stabe aufstampfend, zum Zeichen, daß es Zeit, neben dem Herzen auch den Beutel zu öffnen. Dazu überall Opferstöcke für alle möglichen frommen Zwecke, und draußen das Bettlergesindel — man glaubt sich schon ganz nach Italien versetzt. —

Besonders waren es Frauen: Weiber, Mütter, Schwestern, Bräute von Seefahrern, welche nebst durchwetterten Matrosen die Zuhörerschaft bildeten. Aber auch Männer und Frauen gebildeten Standes befanden sich unter ihnen, und nahmen als Lohn ihrer andächtigen „Pelerinage" einen Ablaß auf ich weiß nicht wie lange Zeit, in Empfang. Erst mitten im Katholizismus begreift man den ungeheueren Werth des zu Hause so gering geachteten Protestantismus, der nur darum und nur da leblos geworden ist, wo er sich vom Geiste und der Vernunft des fortschreitenden Denkens seitabwärts gestellt hat *). —

Es ist ein großer Unterschied in der Stimmung eines der italischen Gränze zureisenden Menschen, der seinen Paß

---

*) Spätere Anmerkung. Die trefflichste Schilderung von Notre Dame de la Garde findet man in Lothar Bucher's „Bilder aus der Fremde" Th. I., S. 115—121 (Berlin 1862).

in Ordnung gebracht hat, und einem solchen, der noch nicht so weit damit gediehen ist. Erst jetzt, wo ich das erste Stadium erreicht zu haben glaube, denn Gewißheit ist hier in diesen Dingen, wo selbst wohlgesinnte Consuln nicht ganz sichere Auskunft geben können, nur bei Gott allein, — fühle ich ordentlich eine Last von meiner Seele gewälzt. Da ich in Marseille ohnehin nichts zu thun hatte, und einmal gründlich die Erfahrung machen wollte, wie es den Leuten gehe, die nicht im Stande sind, diese modernen Paßscheerereien mit Geld abzukaufen, so habe ich selbst einen Tag daran gewendet, bei Consuln und Gesandten, Polizei- und Mairiebüreaus umherzulaufen, und kann versichern, daß dieses Paßwesen zu den unverschämtesten Plagen der reisenden Menschheit gehört. Dabei machte ich indessen eine interessante Bekanntschaft an dem hanseatischen Consul, Herrn Sieveking, der die Güte hatte, mir das vom hannoverschen Consul, Herrn Peyron, verweigerte Visa zu ertheilen, einem wohlwollenden, behaglichen Lebemanne, der mir die um sich greifende Bigotterie und die ultramontanen Pfaffenumtriebe in Frankreich mit den stärksten Farben schilderte. Die Jesuiten haben über anderthalb Millionen Einkünfte zu ihrer Verfügung und strecken von Frankreich aus wieder ihre Arme über die Welt. Erst vor acht Tagen ging eine Mission, sechs Männer und zehn sehr schöne Frauen, von hier nach Indien ab. Er, wie alle Franzosen, die ich bisher gesprochen, bestätigte mir, daß es einer zweiten Revolution bedürfe, um den ultramontanen Umtrieben erfolgreich zu begegnen, daß das Gouvernement und Louis Philippe selbst, theils die Pfaffenpartei begünstige, theils ängstlich hin und her schwanke. Von den Franzosen, die er durch langjähriges Leben unter ihnen kennt, entwarf der alte, lebens-

frische Herr kein schmeichelhaftes Bild. Der Mangel an wahrer Geistes- und Gemüthsbildung, der furchtbare, alle Verhältnisse durchziehende Egoismus der sogenannten gebildeten Klassen, die Bildungsleerheit der Frauen, mit denen nur von Musik und Moden zu sprechen sei, der krasse Materialismus neben der stumpfsinnigsten Bigotterie traten in seiner Schilderung grell hervor. „Ich athme wieder auf, wenn ich den Rhein erreiche," schloß er, indem er seiner Besuchsreisen nach Deutschland erwähnte. So urtheilt ein Deutscher, dem es im Auslande wohl geht, ein heiterer, behaglicher, in Ehren und Ansehen stehender Kaufherr. Wie mag es erst den deutschen Flüchtlingen in Frankreich zu Muthe sein! So viel ist sicher: die besitzende Bourgeoisie in Frankreich repräsentirt jetzt zwar politisch das Volk, aber sie mag sich vorsehen, daß der Riese, der sie trägt, nicht einmal seine Schultern schüttelt.

Abends besuchte ich das Theater Gymnase. Man gab drei Lustspiele, zwei in Prosa: la soeur de Jocrisse, und la Parisienne, und eins in Versen: Msr. de Crac à son chateau, eine Adelsverspottung im Style des Don Ranudo de Colibrados. Die Leute spielten sehr tüchtig, sicher, präcis, ausdrucksvoll, mit feinster Sprachbetonung. Vom Souffleur hörte ich, dicht am Orchester sitzend, kein Wort. Das Publikum im Parterre und in den Logen zweiten und dritten Ranges bestand meistens aus Blousen und hommes du peuple, Hüte und Mützen auf den Köpfen, war aber sehr theilnehmend aufmerksam und feinfühlend für jede gute Wendung, und ertrug selbst die Längen der versifizirten Komödie, dem guten

Spiele zu Liebe, mit musterhafter Geduld. Das Innere des Theaters mit seinen fünf Logenreihen ist sehr vernachlässigt, fast schmutzig zu nennen. Während der Zwischenakte boten, statt der Musik, Ausrufer die Journale des Abends feil. Zwischen den einzelnen Stücken tanzten „junge Amerikaner vom Ohio," d. h. sie machten allerhand gymnastische Kunststückchen unter Begleitung eines ehrlichen Walzers, der, mir aus meinen hallischen Studentenjahren wohlbekannt, hier unter dem prunkenden Namen: la danse des Grenadiers, auf dem Zettel figurirte. Draußen starke Militairposten, um den Andrang derer abzuhalten, welche von den Heraustretenden Contremarken zu kaufen suchten. Der Ruf: qui vend son parterre? ertönte unaufhörlich. Ich gab einem solchen Folge, und reichte mit einem le voilà einem Blousenmanne mein Billet. A combien? Ich schüttelte verneinend, denn es kam mir nicht in den Sinn, Handelsgeschäfte zu machen. Mein Mann aber, der sich nichts schenken lassen wollte, drückte mir mit einem lauten: voilà six sous ein Paar Kupferstücke in die Hand. Alsbald erscholl es in dem ganzen Kreise von Rufen der Verwunderung, die für mich nichts weniger als schmeichelhaft waren: Oh voilà ce qui est bête! vendre un parterre pour six sous.

Consul Sieveking klagte, daß die Deutschen, so zahlreich sie auch hier sind, doch so gut wie völlig abgeschnitten von deutscher Literaturentwickelung leben, denn keine Buchhandlung befaßt sich hier mit dem Verschreiben deutscher Werke. Auch von deutschen Zuständen erfahren sie nichts, als was davon die Allgemeine Zeitung bringt. Wie anders stellt sich dagegen in Deutschland das Verhältniß zu Frankreich!

Toulon, den 9. Mai.

Toulon liegt ungefähr wie Marseille, nur rücken die kahlen, röthlichen Felsen, welche die Meeresbucht umschließen, näher an die bei weitem kleinere Stadt, während die Hafenbucht selbst weiter geöffnet ist. Von dem Fort Marlborough, eine gute Viertelstunde von der Stadt, genoß ich die beste Aussicht über Hafen und Stadt. Toulon ist gut gebaut, unter den Plätzen zeichnet sich die place d'armes mit ihren stattlichen Promenaden aus. Alles aber athmet hier kriegerische Bestimmung, während Marseille das Gepräge der Handelsstadt trägt. Auf jedem Schritte Uniformen, Linientruppen, Seeoffiziere jeden Ranges, Kriegsmatrosen, meist prächtige provenzalische Gesichter, ihre Uniformen blau mit Gold. Als ich am Frühvormittage am Hafen schlenderte, bestiegen eben sechs bis acht Kapitains von Kriegsschiffen, gefolgt von ihren Offizieren, die wartenden Boote, um sich an Bord ihrer Schiffe führen zu lassen. Das sah prächtig aus und gab ein Bild von dem Ansehen und Selbstgefühle dieser Menschen. Die Mannschaft präsentirte bei ihrem Nahen auf Commando mit den Rudern. Auf dem Hintertheile des Boots lag ein großer Teppich, blau mit rother Borte, gebreitet. Dort ließ sich der Schiffsgewaltige nieder. Der Hochbootsmann schlug ihm den Mantel um und ergriff dann das Steuer. Der Lieutenant nahm hinter dem Kapitain zur Seite seinen Platz. Dann ein Commandoruf und Pfiff, und wie mit einem Zauberschlage sanken die sechszehn Ruder in's Wasser, und hinaus schossen die Boote wie Rennpferde, die des Reiters gestachelte Ferse treibt.

In einer müßigen Stunde schrieb ich mir aus dem Etat

der französischen Marine folgende Notizen über den Offizierbestand der Flotte ab. Dieselbe zählt nach dem Friedensfuße 1845:

2	Admiräle.		
10	Viceadmiräle.		
20	Contreadmiräle.		
33	Capitaines de vaisseau	erster	Klasse.
67	" " "	zweiter	
66	Capitaines de corvette	erster	Klasse.
134	" " "	zweiter	
100	Lieutenants de vaisseau	erster	Klasse.
500	" " "	zweiter	
500	Enseignes de vaisseau.		
200	Eléves erster Klasse. — Die zweite Klasse derselben wird alljährlich vom Könige bestimmt.		

Welche wunderbare Energie dieser Nation, die nach so viel entsetzlichen Verlusten, welche sie gerade auf dem Meere erlitten, dennoch wieder mit dem meerbeherrschenden Volke rivalisirt! Und wir vierzig Millionen Deutsche haben unsere Kriegsflotte noch immer nur in den — Liedern unserer Poeten! „Was wollen Sie," sagte mir bei Tische ein schwarzbärtiger Schiffslieutenant, dessen Bekanntschaft ich bei einer Flasche Champagner machte, „Frankreich ohne Kriegsflotte wäre ein Riese mit einem Stelzfuße, gut für's Hospital!"

In dem Almanach blätternd fiel mir auf, wie doch selbst in dem französischen Ordenswesen ein gewisser Sinn und eine großartige Einfachheit herrscht. Während wir Deutsche uns mit unseren hundert verschiedenen Orden in den Staatskalendern schmücken, sah ich hier nur den einen der Ehren-

legion. Aber der war auch reichlich vorhanden. Von den Offizieren der Flotte haben ihn, natürlich nach seinen Klassen geschieden:

1. Vom Admiral bis zum Corvettencapitaine zweiter Klasse alle.
2. Von den 100 Lieutenants erster Klasse 94
3. Von den 500 Lieutenants zweiter Klasse . . . 189
4. Von den 500 Schiffsfähnrichen 30

Diese Marinetruppen, Offiziere wie Soldaten, haben mir alle durchschnittlich einen besseren Eindruck gemacht als die Linientruppen. Besonders gut nehmen sich die Kriegsmatrosen aus, in ihren sauber gehaltenen blauen Jacken mit den breit übergeklappten weiß- und blaugestreiften Hemdkragen, den zusammengedrehten, schwarzseidenen Tüchern, welche wie dicke Würste nachlässig um die nervigen Hälse geschlungen sind. Auch die Offiziere sahen mir ernster, gehaltener und kultivirter aus, als ihre rothhosigen Kameraden von der Linie, unter denen mir überall gar viele gemeine, bildungslose Gesichter auffielen. So wurde mein deutscher Sinn für parademäßige Eleganz durch einen Capitain des zweiundsechszigsten Regiments beleidigt, mit dem ich von Lyon aus den Rhone hinabfuhr. Er ging zurück nach Algier, und war, wie das Offizierkreuz der Ehrenlegion auf seiner Brust bewies, ohne Zweifel ein braver Haudegen. Aber es beleidigte mich, daß der Oberrock, auf dem er es trug, schäbig und stellenweise aus den Näthen gerissen war, und daß er mit einem jungen Unteroffizier, seinem Begleiter, die rohesten Gespräche führte und selbst ohne das Neusilber einer gewissen geselligen Politur den Cynismus seines Behabens wohlgefällig zur Schau trug.

Die Erlaubniß zum Besuche des Arsenals und des Bagno ertheilte der preußische Consul. Dieses ganze Wesen ist ungeheuer, riesenhaft, und die Betrachtung leiblich und geistig erschöpfend.

Durch ein stark bewachtes Thor trat ich, geführt von einem Gensdarmen, in einen viereckigen Hof, in welchem sich die Werfte für Bau und Ausbesserung der Kriegsschiffe befinden. Er ist umgeben von vielen Gebäuden, Fabriken aller Art für die Marine, Speichern, Rüstsälen, Gefängnissen, Kasernen und anderen Baulichkeiten. Stelle Dir vor, daß in diesen Räumen allein gegen 5000 Forçats, von etwa 500 Wächtern beaufsichtigt, wohnen und leben! Ich sah die Säle der Schiffsmodelle mit den Nachbildungen aller möglichen Fahrzeuge, von der ostindischen Proa bis zu dem gigantischen Dreidecker; die Räume, in welchen alle Theile der Dampfmaschinerie mittelst Dampfmaschinen verfertigt werden, die Sammlung aller Marinewaffenarten, und die ungeheure Vorrathsniederlage aller friedlicheren Ausrüstungsgeräthe der Kriegsschiffe, von den Utensilien der Schiffsküchen bis zu den Luxusgeräthen der Capitainscajüten. Ganz einzig in seiner Art ist das völlig massive, straßenlange Gebäude, in dessen unterem, 280 Metres (etwa 890 rheinländische Fuß) langen Saale die riesigen Schiffstaue gedreht werden. Hunderte von Forçats in gelben Hosen und rothen Röcken arbeiteten in dem wahrhaft unabsehbaren Raume, und das Klirren ihrer Ketten — denn alle sind gefesselt — gab eine furchtbare Musik. Nur etwa ein halb Dutzend sangen ein gemeines Lied. Es waren solche, deren grüne Mützen sie als auf Lebenszeit Verurtheilte auswiesen. Unter diesen condamnés à perpetuité sah ich wahrhaft entsetzliche Gesichter. „Wenn so ein zu

ewigem Galeerenleben Verurtheilter sterben wollte, und es fiele ihm ein, deshalb irgend einen neugierigen Fremden todtzuschlagen!" — „Der Fall, Monsieur, ist in der That schon vorgekommen," erwiederte mein Gendarme.

Die Gleichheit der Tracht und Fesselung für alle Verbrecher ohne Unterschied, von dem zu fünf Jahren verurtheilten leichtfertigen Diebe bis zu dem ergrauten Raubmörder hat etwas Herzempörendes, ist abstracte französische Gleichmacherei. Von sittlich menschlicher Auffassung des Gefängnißwesens sieht man hier überall keine Spur. In den Lokalen, wo die Arbeiten, welche die Forçats in ihren Ruhestunden verfertigen, zu festen Preisen feilgeboten werden, sind die gebildetsten Verbrecher mit dem Verkaufe beschäftigt. Aus Holz, Stroh, Kokosnußschalen, Bast, Metallstücken und ähnlichen Arbeiten schnitzen, flechten, feilen sie allerhand kleine Luxusgeräthe: Dosen, Becher, Flacons, Börsen, Ringe und dergleichen mehr. Der eine jener mit dem Verkaufe Beauftragten, dem ich eine Kleinigkeit abkaufte, war ein auffallend schöner Mann von etwa vierzig Jahren, mit feinen, weißen, wohlgeflegten Händen, an denen zwei schmale goldene Ringe den verheiratheten Mann bezeichneten. Im feinsten Französisch und mit den Manieren der vollendetsten Weltbildung empfahl und zeigte er die Sachen vor, wußte Jedem mit einer anmuthigen Wendung Lust zum Ankaufe zu machen, und dazu die gelben Hosen nebst der rothen Jacke und der eben so abschreckenden Mütze! es war ein furchtbarer Contrast. Diese ganze Anstalt ist eben nichts als ein Produkt des rohesten Systemes der brutalen Gewalt gegen die Gewalt, ein System, welches es bald so weit gebracht haben wird, daß die eine Hälfte der Menschheit alle Kräfte nur dazu wird an-

wenden müssen, um die andere gefangen zu halten. Daß man in dem Bagno sonst nicht ohne Noth „strenge Behandlung“ anwendet, will ich gern glauben; daß die Disciplin lax ist, sah ich mit eigenen Augen, da mir fast überall, und zwar in Gegenwart des mich begleitenden Gensdarmen, von den uns begegnenden Gefangenen, gegen das ausdrückliche Verbot kleine Verkaufsartikel angetragen wurden. Auch das Singen und Anbetteln gehört dahin, indessen geht ja der Bettel durch ganz Frankreich, so weit ich es gesehen!

Während ich in dem Bagno jene Kleinigkeiten einkaufte, wurde der Verkäufer plötzlich abgerufen. Draußen harrte seiner eine junge, schöne Dame, seine Frau, von zwei Männern, ihren Brüdern, begleitet, deren einer in geistlicher Tracht. Mein Begleiter erzählte mir: Der Forçat sei ein junger Apotheker, wegen Mordes auf Zeitlebens verurtheilt. Seine Familie biete jetzt, nachdem einige Jahre der Strafzeit verflossen, Alles auf, statt der perpetuité die Festsetzung irgend eines Termines zu erwirken, um auf diesem Wege eine spätere Begnadigung anzubahnen. „Und da ein Geistlicher dabei im Spiele ist, werden sie’s wohl durchsetzen,“ meinte Herr Beaucadet, „denn die Schwarzröcke sind jetzt wieder sehr oben auf!“

Da der heftige Mistral das Meer zu einer Fahrt auf die Rhede zu unruhig machte, zog ich es vor, das im Bassin liegende Kriegsschiff Montebello zu besehen. Es ist das schönste und größte Schiff der französischen Marine, führt auf den Verdecken 120 Kanonen, lauter Sechsunddreißigpfünder, und ist im Innern mit der peinlichsten Sauberkeit gehalten. Denke Dir ein Gebäude, das unbelastet etwa zwölf Fuß im Wasser, und darüber in drei Stockwerken, jedes mit den

schwarzen Feuerschlünden besetzt, palasthoch sich emporthürmt, ein Gebäude, in welchem über zweitausend Menschen leben und handthieren, mit all den Vorräthen, die dazu gehören, eine solche Menge Monate lang zu unterhalten, mit den Munitionsvorräthen für die 120 schwarzen Ungeheuer, mit den zahlreichen Zimmern und Salons für die Offiziere, mit den noch glänzenderen Wohnräumen, Badezimmern, Festsälen für den Commandeur, mit den prachtvollen Galleriealtanen am Hintertheile, und Du begreifst, daß einem Landmenschen schwindelt, wenn er sich diesen Leviathan in Bewegung denkt: schwimmend im Kampfe mit den Wellenbergen, die der Sturm gegen ihn aufthürmt, oder manövrirend gegen den Feind, wenn diese jetzt so stummen Schwarzen ihre fürchterliche Sprache reden, und die Kugeln sausend und pfeifend durch die Planken der obersten, mannshohen Bordgallerie oder durch die Eichenrippen des Bauches schmettern, und aus den Karonaden und Wallbüchsen von den Mastkörben her die Kartätschen auf die menschenwimmelnden Verdecke niederprasseln, während das Sturmgeheul zu dem diabolischen Tanze aufspielt. Jetzt, nachdem ich diesen Kriegsgiganten gesehen und die Unzahl der Waffen beim Entern im Nothkampfe, diese Enterbeile, Dolche, Breitschwerter, Schiffsdegen mit den dichten, schirmenden Handkörben, Enterspieße, Pistolen, Trabucos und wie die Teufelswerkzeuge weiter heißen, alle bestimmt, in weiches Fleisch, in vibrirende Nerven, in zuckende Muskeln zerfleischend und zerreißend einzudringen, jetzt ist mir auch eine Seeschlacht kein bloßer Name mehr.

Fast der ganze Nachmittag ging hin in dieser Arsenalbesichtigung. Das Materielle in so ungeheurer, massenhafter Mächtigkeit hat etwas Ueberwuchtendes, Lähmendes, Erschöpfen-

des für den Geist. Ich sehnte mich nach Ruhe, sah nur noch oberflächlich die Nachbarn des Meeresriesen, die Kriegsschiffe Le Suffren, Ville de Marseille, L'Independant, so wie einige ihrer Vollendung nahe Kriegsdampfschiffe, und begab mich dann in mein Croix de Malte zurück.

In Marseille und Toulon merkt man, daß dieses Mittelmeer jetzt nur ein großer Postsee ist. Ich saß an einem Tische mit Leuten, die in derselben Zeit von Constantinopel und Cairo, von Algier und Barcelona, von Malta und Athen angekommen waren, und noch an demselben Abende mit den Diligenzen weiter nach Paris eilten. Keine Straßenecke, kein öffentliches Gebäude ohne Dampfschifffahrts = Affichen. Welche Fatiguen, welche stürmische, minutengeizende Rastlosigkeit! und die Triebfeder von Allem — Besitz, Erwerb, Geld!

Nizza, den 11. Mai.

Von Toulon nach Draguignan ist eine anmuthige Tagfahrt, die ich mit dem Briefcourier bei sonnig heiterem Wetter sehr vergnüglich zurücklegte. Während ich mit einer piemontesischen Reisegefährtin das erste Italienisch versuchte, ward die Gegend selbst immer mehr italisch südlich. Anmuthige Fernsichten, fruchtbare Felder, bedeckt mit Korn und Mais, mit Weinstöcken und Feigenbäumen, mit zahllosen Maulbeerbäumen, die schon Früchte zeigten, und hier und da üppige Flachsfelder mit der sanften, bläulichen Blüte. Die wohlbebaute Erde erschien von dunkelbraunrother Farbe. Die Bergzüge mit Busch und Wald bedeckt, besonders mit der

Stacheleiche, deren Holz und Rinde großen Ertrag geben, und die alle zehn Jahre gefällt, schnell wieder aufwächst. Auf den Waldhöhen hier und da ein romantisches Burggetrümmer oder eine einsame Kapelle. Unterwegs Weiber und Männer auf ihren beladenen Eseln und Maulthieren, einzeln oder selbander sitzend, plaudernd und essend. Auch die Thiere schmausen während des Marsches, ja sogar beim Pflügen aus vorgebundenen Futterbeuteln. Die Dörfer und Städtchen, deren wir etwa ein Dutzend bis Draguignan passirten, meist malerisch übereinander gethürmt, in der Mitte oft die Reste eines alten Feudalschlosses, zeigten schon durchaus südliche Physiognomien: hohe, steinerne Häuser, mit düsteren Eingängen, aber freundlich durch Balkone und Weinveranden. Auf den Plätzen rauschende Springbrunnen in großen Steinbassins mit reicher Staffage. Die meisten Ortschaften prangten zu Ehren irgend eines Heiligen im Festschmuck. Flaggen und Fahnen, Kronen und Kränze wehten und schwebten über den engen Gassen, durch die uns der rasche Trab der Rosse trug.

Hier wie überall hatte ich die südliche Lebhaftigkeit des Volkscharakters zu bewundern. So ein französischer Postillon oder Conducteur hat alle Augenblicke abzusteigen und dies oder jenes an Wagen und Geschirr zu besichtigen und zu ordnen, aber darum hält er keinen Augenblick still. Er springt im vollen Trabe von seinem Sitze, giebt den Thieren dabei wohl noch einen tüchtigen Peitschenhieb, bringt seine Sache in Ordnung, und ist im Nu wieder oben. Zwischen Toulon und Draguignan brach eine Wagenfeder, wir fürchteten langen Aufenthalt, denn es war mitten auf der Straße, kein Haus zu sehen. Aber wie der Blitz waren Postillon und Conducteur

mit Hammer und Zange, Stricken und Nägeln bei der Hand, und im Umsehen war der Schaden für's Nächste abgeholfen. Alles stieg wieder ein, und mit einem kräftigen: en route! schwang sich der Conducteur, als der letzte, im vollen Fahren auf seinen Sitz. Wagen und Geschirr dieser Posten sind wie die ganze Einrichtung sehr mangelhaft, aber klagen hörte ich doch eigentlich darüber keinen Eingeborenen. So verspätete sich doch der Courier auf der letzten Doppelstation vor Draguignan um volle anderthalb Stunden hinter der in Toulon angegebenen Zeit, weil er seine Pariser Correspondenz abgegeben hatte, und ihn so nichts mehr drängte. Freilich verlieren wir dadurch an unserer Ruhezeit in Draguignan; aber das beschwerte keinen der Passagiere, außer mich, den deutschen Raisonneur. Der Franzose findet diesen Egoismus ganz in der Ordnung, weil er sich sagt, daß er es im ähnlichen Falle eben so machen würde.

Noch schöner wird die Gegend von Frejus an. Der Weg über Cannes und Antibes bis Saint Laurent am Var führt durch ein Paradies südlich landschaftlicher Natur. Wundervoll liegt Cannes mit seinem Hafen, umgeben von Gärten und Parks, Waldungen und Wiesengründen. Fernher schimmerten die schneebedeckten Häupter der Meeresalpen in der Morgensonne, balsamisch duftete die Luft an den grünumborderten, waldbewachsenen Ufern, oft nur eines Steinwurfs Weite vom Wege sprühete der Schneeschaum der Meereswellen empor. Quellen und Bächlein rieselten felsabwärts dem Ozean zu. Cannes beginnt durch seine Lage, die noch geschützter und deren Klima noch milder sein soll, als das von Nizza, dem letzteren Orte ein gefährlicher Konkurrent zu werden. Jährlich steigt die Zahl der hier ihrer Gesundheit

wegen lebenden Fremden; Lord Brougham hat sich hier eine reizende Villa erbaut. Auf jedem Schritte weiter, bei jeder Wendung des Weges neue landschaftliche Prospekte, die herrlichsten Claude Lorrains, weiteste Fernsichten von blauen Gebirgszügen begränzt, prachtvolle Baumgruppen, zierliche Brücken, darüber hinziehend sonntäglich geputzte Waller zu Esel und Maulthier, — und dazu von Zeit zu Zeit durch Gebüsch und Wald blitzend das blaue Meer!

Um elf Uhr in St. Laurent. Der Wagen hielt vor dem letzten französischen Gränzposten. Die Pässe! Der schwarzbefrackte Sohn Albions, welcher mit mir das Coupé theilte, holte aus einer Tasche seiner Inexpressibles ein fast rund zusammengeknülltes Stück Papier hervor, das mit meinem sauber als Buch eingebundenen Passe sonderbar kontrastirte. Ach, ein armer Deutscher hat eine ganz andere Ehrfurcht vor einem solchen Polizeischutzbriefe als so ein freiheitgenährter Sohn der meerbeherrschenden Insel, dem überall, wo er auch weilt, seine stolze Flagge schützend zu Häupten weht!

Vor uns abwärts streckte sich eine lange rothbraune Holzbrücke über das breite, steinerfüllte, nur sparsam von einigen Wasseradern durchzogene Bette des Gränzflusses Var. Da drüben ist Italien!

Die verrufenen sardinischen Mauthbeamten waren höflicher und humaner als alle französischen. Bald rollte der Wagen durch Waldesgrün und Wiesenflächen nach Nizza zu. Cypressen hoben ihre spitzen Wipfel empor, riesige Aloen starrten an Gartenrändern in die Höhe. Das Meer umblaute die Felsenausläufer, welche die Bucht von Nizza ostwärts decken. An den Bergen herab schimmerten zahlreiche Villen inmitten grüner Baumgärten, überall Cypressen-, Feigen-, Oleander-

und Orangenbäume mit Blüten bedeckt und zugleich voll goldener Früchte prangend — hundertjährige Oel- und Loorbeerbäume dazwischen, und überall am Wege blühende Rosenhecken unter Myrthenbüschen. Durch die Vorstadt über die Brücke, an den Kais weißschimmernd die stattliche Fremdenstadt, voll Sonntagslärm, Trommelwirbel und Militairmusik; vorüber an blitzenden Uniformen und zierlich geschmückten Lustwandelnden rollt der weißbestäubte Postwagen. Er hält; ein Sprung, und ich stehe auf italischem Boden *).

---

*) Spätere Anmerkung (1862): Das war damals! jetzt ist die Vaterstadt des größten Italieners unserer Zeit — Dank Louis Napoleon's Uneigennützigkeit und der armseligen Politik Preußens und Deutschlands gegen Italien — französischer Boden.

II.

Von Nizza nach Florenz.

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fernen Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen.

Platen.

Nizza, 12. Mai. Hotel des Estrangers.

Welch ein Blau dieses mittelländischen Meeres! entzückend, unglaublich für den, der es nur in Bildern gesehen. Und wie genießen diese Menschen ihre Luft, ihr Meer, ihren Himmel! Man sieht es allen, auch den ärmsten an, daß ihnen wohl dabei ist. Gestern war Sonntag, heute ist schon wieder ein Festtag und alle Läden geschlossen, alle Promenaden und Cafés gefüllt. Ein dreifacher Gebirgsgürtel schützt dieses paradiesische Fleckchen Erde fast das ganze Jahr hindurch gegen alle Rauheit der Witterung und Luft, und verleiht ihm jene Milde des Klimas, der die Leidenden aus allen Theilen der Welt zuströmen. Doch sagt man mir, daß auch hier erst seit vorgestern das schlechte Wetter und der scharfe Mistral aufgehört haben, gegen den also Nizza doch nicht völlig geschirmt ist. Noch vor zwei Tagen hat es auf den Gebirgen stark geschneit. In der Ebene selbst, in welcher die Stadt liegt, fällt niemals Schnee. Die Vegetation ist völlig südlich, und ich glaube es gern, daß sie in ganz Italien nur an der Neapels ihres Gleichen findet. Die Stadt, welche einige Zwanzigtausend Einwohner zählt, ist außerordentlich lebhaft, obschon gegenwärtig bereits die meisten Frem-

den sie verlassen haben. Denn die eigentliche Saison für Nizza fällt in die Monate vom October bis April.

Der Abendspaziergang am Meere zauberhaft. Zwei hohe Terrassen, zu denen stattliche Marmortreppen hinaufführen, ziehen sich an seinem Ufer hin, an den Brustwehren derselben steigen die Schornsteine der darunter befindlichen Wohnungen, Cafés und Boutiken als kleine, weiße Thürmchen empor. Der Abend war köstlich, die Luft so rein, daß der Blick, über die spiegelglatte blaue Fläche des Meeres gleitend, die fernen Umrisse der Küsten von Korsika, wahrnehmen konnte. Am Strande zogen Fischer mit lautem Geschrei ihre Netze. Unten in den dichtschattigen Baumgängen der Korsostraße spielte die Militairmusik Ouvertüre und Barcarolen aus der Stummen. Oben auf der Terrasse rauschte und schwirrte die promenirende Gesellschaft: Franzosen, Russen, Engländer und Italiener an mir vorüber, doch vernahm ich keinen deutschen Laut. Die Einwohner selbst reden ein Patois aus französischen und italienischen Elementen häßlich gemischt.

Mai 13.

Ich habe mir meinen Tisch wieder in den rosenduftenden Hotelgarten setzen lassen, in welchem mehr fremde, südliche Gewächse, Blumen und Bäume duften und blühen, als ich schlechter Botaniker in einem Tage behalten kann. Auch eine Palme wiegt ihre Krone in den Lüften. Am ersten Tage erschienen mir die blühenden Citronen- und Orangenbäume des Gartens noch als etwas Besonderes, aber seit dem gestrigen Feste, wo ich hunderte von Kindern, alle mit großen, dichten

Sträußen von köstlichen blüthenschweren Orangenzweigen umherziehen sah, glaube ich an den Süden. Alle Gärten in und um die Stadt prangten im Schmucke der Orangenpflanzungen, deren Bäume an Größe und Stärke unseren mäßigen Aepfel- und Birnbäumen gleich kommen.

Gestern gewann ich auch den ersten großen Ueberblick über Nizza und die Umgegend. Monsieur Gasc, an den mich meine Arleser Familie adressirt hatte, führte mich die Terrassen entlang, die ungefähr hundertfünfzig Schritte vom Meere sich hinziehen, zu dem Thurme einer Villa, welche an der östlichen Spitze der großen, halbmondförmigen Meeresbucht gelegen, die Krone wunderbarer Gartenanlagen bildet. Von dem Punkte an, wo das Haus des Besitzers steht, bis weiter in nordöstlicher Krümmung dem Hafen zu, steilt sich nämlich ein ungeheurer Felskamm empor, der wie eine Riesenburg innerhalb der Stadt selbst liegt. Früher senkrecht in's Meer fallend, verstattete er kaum einen schmalen Fußweg um diesen Theil der Stadt. Napoleon ließ soviel sprengen, daß eine breite Fahrstraße geebnet werden konnte, an welcher die Speculation jetzt wegen der herrlichen Meeresaussicht hohe, palastartige Häuser erbaut hat, deren Rückwand zum Theil unmittelbar an den Felsen stößt. Der Besitzer jener Villa, zu der mich mein Begleiter führte, hat nun mit großen Kosten in diese Felswand Terrassen, Gallerien und Gänge hauen lassen, sie durch Treppen verbunden, Erde hinaufgeschafft, und nun wandelt man in den schönsten blühenden Gartengängen, die wohl den Namen hängender Gärten verdienen.

Von dem Hafen aus führt ein breiter, in sanften Krümmungen gelind ansteigender Weg zu dem alten, zerstörten

Grafenschlosse, dessen Ruinen den Gipfel des Felsen krönen. Von unten aus gesehen erscheint der letztere nackt und kahl. Um so angenehmer überrascht sah ich mich, oben angelangt, von den sorgfältigsten Anpflanzungen und schönsten Gartenanlagen umgeben, Cypressen und Pinien, Akazien und spanischer Flieder wechselten mit Caruben und Feigen, Mandelbäumen und Dattelpalmen. Ungeheure Cactus, riesige Aloen, mit sechs Fuß langen Stachelblättern heben wuchernd ihre fetten, massigen Bildungen zwischen Mauertrümmern und Felsgeklipp empor. Oben auf dem Felsen ist ein Plateau mit der schönsten Wiese. Das frischgemähte Heu duftete lieblich aus dichten Haufen. Mais c'est curieux! une prairie à la hauteur d'un rocher! rief mein alter Herr aus. Jahre lang lebte er schon in Nizza, und noch nie zuvor hatte er diesen nächsten und schönsten Punkt der Stadt besucht!

Auf der dem Meere zugewandten Seite liegt ein Fort zum Schutze des Hafens. Von hier aus übersieht man die Lage der Stadt. Hinter und vor dem uralten, enggassigen, hochgegiebelten Häuserkerne des alten Nizza erheben sich, südlich am Meere und nördlich gegen die ersten Hügel hin, die Paläste und Fremdenhotels des neuen. Die erste der vierfachen Bergreihen, welche im Halbmonde Stadt und Bucht umschließen, ist bis oben hinauf mit Oelbaumwäldern, Weinbergen, Gärten und Landhäusern bedeckt. Hinter und über dieser Hügelkette erheben sich amphitheatralisch höher und höher noch drei verschiedene Bergzüge übereinander, bis zuletzt die Schneegipfel der Meeresalpen die Aussicht abschließen. Das von den Bergen stürzende Quell-, Schnee- und Regenwasser ergießt sich in ein breites steiniges Bette, das innerhalb der Stadt mit Kais und Baumgängen eingefaßt und von drei

Brücken überspannt, die Wasser unter dem Namen des Paglione dem Meere zuführt. —

Der Abend war unbeschreiblich schön. Die Stadt zu meinen Füßen stiller als sonst, denn fast die halbe Bevölkerung war ausgeflogen zur Fête de Var nach St. Laurent. Das Geräusch des Hafens tief unter mir drang nicht hinauf zu dieser Höhe, nur das dumpfe Donnern des Meeres, dessen Wogenanprall den Fuß des Felsenriesen wäscht, ließ sich in gemessenen Schlägen vernehmen. Gegen die Stadt hin auf dem Rücken des Felsen ist ein unbeschreiblich melancholisches Plätzchen: hohes Gras mit duftenden Gebirgskräutern unter dichten Cypressen umflüstert die Ruhestätten der fremden Pilger, welche hier die volle Erlösung von allen Leiden fanden. Ferne Segel leuchteten im Golde der sinkenden Sonne purpurnen Scheines auf der unendlichen Meeresfläche. Wer in tiefruhiger Einsamkeit Horazisches „Vergessen und Vergessen werden" sucht — hier ist es zu finden. — Hier oben, oder unten am Strande des ewig rauschenden Meeres, verbringe ich die Stunden des scheidenden Tages im träumerischen Genusse des dolce far niente. Auf den Kieseln liegend, mit denen der Strand mannshoch bedeckt ist, lasse ich die Wellen zu meinen Füßen sich brechen, während tausende von rundgewaschenen Steinen knatternd wie fernes Pelotonfeuer mit dem Wogenschwall aufwärts und wieder abwärts in die Tiefe rollen. Flockiger Gischt und silberne Sprühtropfen spritzen zuweilen kühlend über mich hin. Fischer in rother, phrygischer Mütze, die braunen Leiber halbnackt, ziehen mit singendem Geschrei in langen Reihen ihre Netze zu Lande, Kinder und Weiber sammeln jubelnd den Fang, und das ist Alles, wie es vor Jahr=

tausenden gewesen sein wird, als die griechischen Urahnen dieser Fischer das alte Nikäa gründeten.

---

14. Mai.

Nizza ist ein Gesundheits- aber kein Badeort, wenigstens bemerke ich nirgends Vorrichtungen zu Seebädern, und der Strand ist ohne dergleichen nirgends zum Baden geeignet. Die Bewohner von Nizza, außer den ureingeborenen Fischern, die eine eigene, strenggesonderte Kaste bilden, sind meist eingewanderte Italiener, Franzosen, Schweizer und Juden. Die Frauen sind im Allgemeinen nicht schön, ich sah bisher nur ein einziges Gesicht, welches dafür gelten konnte. Geistliche überall, auf allen Spaziergängen, in allen Cafés, in der langen, bis auf die Knöchel reichenden, schwarzen Tracht, die seidenen Schleppen unter dem Arme weggezogen, dreieckig platte Hüte, feine Gesichter darunter. Auch an Kapuzinern in ihren schmutzigen braunen Kutten fehlt es nicht.

Das gemeine Volk ist von schreiender Lebhaftigkeit, neugierig wie die Kinder. Den Fang dieser kleinen Meerfische haben sie tausendmal gesehen, aber doch drängt sich, sobald ein Netz gezogen wird, alles, was in der Nähe ist, heran, als gäbe es ein unerhörtes Neues zu schauen. Dies Schauspiel, so wie die herrliche Bewegung der in der Brandung geschaukelten Boote, die nackten, breitbrüstigen Gestalten der Fischer, das bunte Getreibe um sie her, alles leuchtend in der sonnigen, krystallklaren Luft im Wiederscheine des „veilchenfarbenen“ Meeres, dessen Purpurschimmer im ewigen Wechsel immer neue Farbentinten bildet — gäbe einem Landschafts- und

Genremaler die herrlichsten Studien, wie es meinen Augen einen immer neuen Genuß gewährt.

Die Ueberbleibsel römischer Bauwerke zu St. Cimier, unter denen auch Trümmer eines Amphitheaters, wollen gegen das, was ich von dergleichen in Arles gesehen, wenig bedeuten. Belohnender fand ich einen Spazierritt von einigen Stunden, den ich gestern in aller Frühe nach den Höhen unternahm, welche die kleine, höchst romantisch gelegene Hafenstadt Villafranca beherrschen. Hier lag die französische Fregatte Iphigenie vor Anker, mit deren Offizieren ich an der Tafel meines Gasthofes Bekanntschaft gemacht hatte. Es waren schöne, feingebildete Männer, voll Theilnahme an dem romantischen Umschwunge ihrer poetischen Nationalliteratur, über welche ein Gespräch unsere Anknüpfungspunkte bildete. Daneben waren alle voll Zuversicht für die maritime Zukunft Frankreichs, und voll Begeisterung für den Prinzen Joinville. Aber von der Entente cordiale mit John Bull war wenig zu spüren, und wollte man ihnen glauben, so wäre ein Zusammenstoß Englands und Frankreichs zur See über kurz oder lang unvermeidlich. In der französischen Marine, behaupteten sie, herrschte darüber nur eine Stimme, und Louis Philipp's Ende werde der Anfang neuer Dinge sein.

Ein anderthalbstündiger Weg führt durch Oelhaine und Weingärten zu den, nur von Gestrüpp und duftenden Kräutern bedeckten Felsenhöhen, auf deren höchster Spitze das kleine Fort Montalban liegt. Von hier überschweift der Blick ungehindert die Küsten der Provence bis zu dem Golf von Frejus und noch weiter hinaus. Zerfallene Wartthürme krönen die Spitzen einzelner Uferfelsen, tief unten östlich schimmert Villafranca mit seinen Zinnen und Thürmchen, und weiter

östlich schließt das kleine Städtchen Monaco auf einem in's Meer springenden Felsen die Aussicht. Auf dem Wege begegneten mir zahlreiche Landleute, Weiber und Kinder, die mit Holzvorräthen und Lebensmitteln aller Art zur Stadt zogen. Auffallend war mir dabei, daß keines grüßte, oder auch nur meinen Gruß anders als durch ein befremdetes Aufstarren erwiederte.

Bei der Rückkehr fand ich im Hafen von Nizza lebhafte Aufregung. Ein junger englischer Lord war so eben mit seiner kleinen, kriegerisch ausgerüsteten Jacht hier eingelaufen. Man konnte nichts zierlicheres sehen, als dies kleine, scharfgebaute, schlanke Fahrzeug. An der Gallerie lehnte der moderne Child Harold selbst, in blauer Seemannsjacke, mit schneeweißen Inexpressibles und buttergelben Glaceehandschuhen, neben ihm sein großer Neufundländer. Morgen segelt er weiter nach Neapel. Rechte Erdengötter sind sie doch, diese Aristokraten des stolzen Altenglands.

Genua, den 17. Mai.

Es war ein wunderherrlicher Nachmittag, als ich das Dampfschiff Dante bestieg, welches mich nach Genua führen sollte. Das Verdeck wimmelte von Passagieren. Alles war zur Abfahrt bereit, nur Se. Excellenz, der Gouverneur von Nizza, welcher seinen Gast, den Herzog von Cadore, nach Genua begleiten wollte, fehlte noch. Endlich schossen die Böte mit den vornehmen Reisenden heran. Das letzte Glockensignal ertönte, die Flagge rauschte hinauf, die Kanonen des Forts donnerten von den Felsen herab den Abschieds-

gruß, Tücher flatterten herüber und hinüber vom Schiffe zum menschenwimmelnden Hafenstrande, und hinaus braus'te der Dampfer in die purpurfarbige Meeresfluth, vorbei an den felsigen Küsten mit ihren zahllossen Felsenstädtchen: Mentone, Ventimiglia, St. Remo, St. Stefano und wie sie weiter heißen. Ich glaube nicht, daß irgend eine Küstenstrecke Italiens diese Felsenufer an romantischer Schönheit übertrifft. Hier auf dem Verdecke ausgestreckt, las ich zum Erstenmale die Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus auf ihrem eigenen Schauplatze, den Himmel über mir und unter mir das rauschende Meer mit seinem tausendfarbigen Gefunkel, vom tiefsten Schwarzblau bis zum hellsten Lichtscheine ineinander spielend. Nicht ohne einen Anflug von Aberglauben schlug ich das kleine, bei einem Marseiller Büchertrödler gekaufte Exemplar auf, und mein erster Blick fiel auf die Stelle, wo der leidengeprüfte Held die Erzählung seiner Schicksale und Irrfahrten vor dem guten Könige der Phäaken beginnt mit dem herzinnigen Geständnisse, wie nach allem, was er geschaut, ihm doch das Süßeste dünke, die kleine, rauhe Heimathinsel wiederzuschauen, denn:

Giebt es doch Süßeres nicht als die Heimath und die Erzeuger,
Wenn auch in Fülle und Glück ein Haus man bewohnt, von der Heimath
Fern, im fremden Lande, getrennt von seinen Geliebten.

Da gedachte auch ich nicht ohne Sehnsucht der Zeit, wo ich wieder heimgekehrt sein würde zu dem kleinen, rauhen Heimathlande, dessen nordisch grauer Himmel doch die mir liebsten Menschen deckt.

Der Morgen dämmert auf. Lange schon blickt der weiße Leuchtthurm an der westlichen Spitze des Hafens vom Arme des Molo nuovo zu uns herüber. Nur schwacher Lichtglanz

stiehlt sich durch den leise bewölkten Himmel, und dennoch: welch ein Anblick, als allgemach Genova la superba, das ungeheure Amphitheater, dessen Sitzreihen Paläste und Straßenbogen sind, sich in seiner ganzen breiten Prächtigkeit aus den Wellen emporhob! Unten im Hafen der Mastenwald unzähliger Schiffe aller Arten, dann der Freihafen mit seinen Zinnen und Mauern, dann die bergansteigenden Häusergruppen und Paläste, Thürme und Kuppeln. In diesem Augenblicke durchbrach die Morgensonne den duftigen Wolkenschleier, und überströmte mit ihrer flammenden Pracht das unaussprechlich große Gemälde. In solchen Momenten wird auch dem Geringsten groß zu Sinne, denn die überwältigte Seele hat für nichts Kleines Raum.

Während ich Dir dies in früher Morgenstunde schreibe, fällt mein Blick, so oft er sich erhebt, auf den Hafen, dessen weißschimmernde Leuchtthurmsäule in der Morgensonne wie Silber blitzt, auf die blauen Wellen, die sich wie Schlangen durch das Schiffsgewirr winden und ringeln, und weiter hinaus auf die funkelnde Pracht des unendlichen Meeres. Fast unter meinen Fenstern liegt die Darsena, deren schlammige Tiefe den kühnen Fiesco im Augenblicke des Sieges verschlang. Weiter zur Rechten die Gärten des Palast Doria. Linkshin ostwärts steigt ein Häusergewirr empor, das sich in Palästen, Kuppeln und Thürmen mit der Kirche S. Maria da Carignano zu einem höchsten Knaufe zusammenballt, und dann allmälig absteigend sich nach dem zweiten Arme des Molo vecchio hin verliert.

Genova la superba ist ein großer Marmorsarg, in welchem die Asche historischer Größe umherstäubt. In den Straßen Balbi, nuova und nuovissima reiht sich Palast an

Palast. Aber diese grandiosen Vorhallen mit ihren mächtigen Marmorsäulen, diese marmorgepflasterten Höfe mit ihren Fontainen und Gärten, diese riesigen Treppen — alles ist verödet, keine Seele begegnet uns, wenn wir die vielfach übereinandergethürmten Stockwerke ersteigen. Aermliche Handwerker, Korbflechter und Stuhlmacher bewohnen die unteren Räume dieser königlichen Paläste, welche sich die stolzen Adelsgeschlechter als Stätten ihres fürstengleichen Lebens emporthürmten, und gegen deren marmorne Herrlichkeit viele unsrer Fürstenschlösser wie ärmliche Eintagsfliegen aussehen. Man glaubt zu träumen wie in tausend und einer Nacht, und erwartet jeden Augenblick, daß diese Thürflügel sich öffnen, daß schöne Damen, in Sammet und Seide rauschend, umgeben von stolzen Cavalieren und zahlreichen Dienerschaaren, diese Treppen hinabsteigen werden zur Fahrt nach dem Hafen oder zum Feste im Dogenpalaste. Und nichts übrig, nichts von all der lebendigen Seele dieser marmornen Herrlichkeit, von der Freiheit und Macht der königlichen Republik! Die Nachkommen verarmt und bettelhaft, klägliche Zeugen des kläglichen Jochs der prächtigen Stadt ihrer Ahnen, ihre Paläste verfallend, sie selbst und ihre Diener Almosen nehmend von den fremden Besuchern.

Nirgends ergriff mich dies Gefühl tiefer, als im Palazzo Doria, den Andreas Doria, der König der Admiräle des Mittelmeeres, „seinem müden Alter" (multis jam laboribus fesso, sagt die Inschrift) am Meere, unfern des westlichen Thores, erbaute. Dort wohnt jetzt in ein Paar Zimmern der Neffe des römischen Fürsten Doria, von zwei Dienern bedient. Den Garten schloß uns des Gärtners Tochter auf, die unter Darbringung eines Straußes ein Geschenk erbettelte.

Nach einem gleichen streckte sich die Hand des ärmlich gekleideten Haushofmeisters im Banketsaale des weiland königlichen Dogen. Der Palast selbst, von außen unscheinbar und von mäßiger Höhe. Aber die Marmorterrasse mit den zierlichen Marmorsäulen, welche zu dem Garten führt, den die Wellen des Meeres bespülen, ist zauberhaft schön, und die Aussicht über Hafen und Stadt entzückend. Ein kolossaler, marmorner Neptun auf einem Springbrunnen ist zugleich Portraitstatue des alten Doria.

Eine gleich schöne Aussicht bietet die Terrasse des Palazzo reale, einst der Familie Durazzo gehörig. Immer und immer wieder aber zog's mich zurück in die schönen, quadergepflasterten Straßen Strada nuova und amorosa, wo Palast an Palast sich marmorn emporthürmt. Einen der schönsten haben die Jesuiten, welche dort ihre Collegien lesen. In diesen Professoren mit schwarzem Mantel und Barett, die zu den verschiedenen mit den Aufschriften Fisica, Historia, Mathematica versehenen Sälen wandelten, traten mir die ehrwürdigen Portraits aus den schweinsledernen Folianten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts leibhaftig vor die Augen. Man fühlt sich in diesen Räumen wirklich um zwei bis dreihundert Jahre zurück aus der Gegenwart versetzt. Die Pfaffen haben in Genua, wie im ganzen Königreiche Sardinien, einen Hauptsitz. Das IHS (in hoc signo), ihr Wahrzeichen, sieht man überall: an Palästen, auf Landhäusern und an Eingängen der Weinberge. Auf den Gesichtern der Weiber, besonders des niederen Volkes, lag unter den weißen Schleiern überall viel verpfaffte, augenverdrehende Demuth und büßendes Magdalenenthum, wovon die vielen jungen ehrwürdigen Väter, denen man überall bei jedem

Schritte begegnet, wohl die Gründe wissen werden. Schon Alfieri singt von Genua, daß „Unwissenheit und Aberglaube ihren mächtigen Schleier darüber breiten." — „Priester, Mönche und Advokaten fressen uns auf," sagte mir gestern der Capitain des Dante, selbst ein Genueser. Die Bigotterie ist nirgends größer als hier und in Piemont. Schon Voltaire sagt einmal: „die letzte Messe wird auf piemontesisch gelesen werden!"

Von den Kirchen macht der Dom San Lorenzo mit seinen schachbrettartigen, schwarz und weißen Marmorquadern den fremdartigsten Eindruck. Das Innere war irgend eines Festes wegen mit rothen, goldverbrämten Draperien bekleidet, welche Säulen und Wände bedeckten. S. Maria di Carignano, wie man sagt, auf den Trümmern von Fiesco's Palast erbaut, berühmt durch die nahe an zweihundert Schritt lange Brücke, welche von dem Hügel Sarzano zu ihrer Höhe führt, belohnt die Mühe der Ersteigung ihrer Kuppel durch die vollständige Aussicht über Stadt und Hafen.

Der ehemalige Dogenpalast mit der Inschrift: firmissimum libertatis (!) monumentum, ist in kläglichem Zustande. In den Nischen des großen Rathsaales standen, statt der in der Revolution von 1797 zertrümmerten Statuen, mit weißer Draperie bekleidete Strohfiguren. Dafür restaurirt man um so eifriger Klöster und Kirchen, unter denen die der heiligen Annunziata, den Franziskanern gehörig, an Gold und Farbenpracht alles überstrahlt.

Im Freihafen interessirten mich besonders die lasttragenden Bergamasken in ihren blauen, kurzen Fustanellen, schlankgewachsene, kräftige Gestalten, welche an langen, schwanken Traghölzern die schwersten Lasten, Fässer, Ballen u. s. f., je

sechs oder acht und mehr, in zwei Reihen in schnellem Laufschritte, die eine Hand in die Seite gestemmt, die andere auf die Schulter des Vordermannes gelegt, bis an das Thor des Hafens tragen, wo eine andere Abtheilung dieselben in Empfang nimmt. Diese Bergamasken bilden eine privilegirte, geschlossene Körperschaft, welche sich aus bestimmten Ortschaften rekrutirt. Sie bewachen die Gewölbe des Freihafens, welche Tag und Nacht offen stehen, und haben für jeden Verlust, der durch Diebstahl geschieht, einzustehen. Der Eingang zum Freihafen ist allen Priestern, Mönchen und Weibern versagt.

Von den Kunstsammlungen der genuesischen Großen sah ich nur die Gallerien der Paläste Durazzo und Brignole; leider aus Mangel an Zeit, um die mich der Lohnbediente mit der abgeschmackten Pracht des Palazzo Serra gebracht, zu flüchtig, um dauernde Eindrücke zu fixiren. Wenn man aber Florenz, Rom und Venedig vor sich hat, tröstet man sich darüber leichter.

Es war ein schöner Morgen am Tag meines Abschieds von Genua, als ich zum letztenmale die Stadt durchwandelte. Durch das Gewirr der engen, kaum klafterbreiten Gassen, mit himmelansteigenden, sechs ja acht Stockwerk hohen Häusern und Palästen immer aufwärts steigend, gelangte ich an dem alten Fort vorbei in's Freie, d. h. in hoch ummauerte Gärten und Weinbergsgassen, die sich bis zu der Höhe der ersten Bergreihe, welche Genua umgiebt, hinaufziehen. Zurückblickend sieht man erst nur ein krauses Gewirr von Giebeln, Dächern

und Thürmen der unten liegenden Stadt, das sich, je höher man steigt, immer mehr ausbreitet, so weit der überall umschränkte Blick dies verstattet. Dann ein Streifen Blau mit einem Segel und der Leuchtthurmspitze, und endlich durch eine offene Thür in einen Weinberg tretend, sah ich wie mit einem Zauberschlage, von einer Steinterrasse aus, den größten Theil der Stadt und das Meer zu meinen Füßen; die Hügel grünumkränzt von Weingärten mit Oelbäumen, Feigen und Cypressen, die sich thalabwärts bis in die Stadt hineinziehen. Ein wonniger würziger Duft durchbebte die Luft, „der Morgen kam feurig aus dem Meere.“ Höher wandelte ich hinauf. Bei jeder Wegkrümmung eine neue, überraschende Ansicht, bis endlich hoch oben auf der Bastion San Erasmo, wo man nordwärts niederblickt in das erste Bergthal mit seinem steinigen Flußbette, die ganze ungeheure Stadt mit ihren Kuppeln und Palästen, ihrem Hafen, umgeben von der unbegrenzten Fläche des in der Morgensonne blitzenden Meeres, sich vor meinen Blicken ausbreitete, diese majestätische Stadt, über die Schiller's Fiesco „emporzuflammen wünscht gleich dem königlichen Tage.“ Ja, Schiller hat ihn verstanden, diesen stolzen, herzschwellenden Eindruck der Lage Genua's, wie er im Tell die Alpenwelt verstanden hat, ohne daß sein leibliches Auge weder die eine noch die andere gesehen.

In einer Vigne, in die ich eintrat, um einen Trunk Wein zu bitten, mußte ich mich mit einem Becher Wasser begnügen. Der arme Winzer, der ihn baut, hatte keinen Wein! Um so feuriger glänzten die Augen seiner vierzehnjährigen Tochter, aus deren Hand ich den erquickenden Trunk empfing. Die sanfte Neigung in der Haltung des Halses und Kopfes war ganz dieselbe, wie sie in den griechischen Aphroditenstatuen

6 *

vorkommt. Sie war umgeben von einem halben Dutzend kleinerer Geschwister, die ihr Kegelspiel verlassend, sich neugierig um den Fremden drängten, und von der Steinbrüstung aus, von welcher ich das Innere der Vigne in mein Taschenbuch zeichnete, mir über die Schultern auf das Blatt guckten, und bei jedem Fenster, jeder Thür und Treppe, die ich skizzirte, halblaut aufjauchzend die günstigsten Kritiken über mein Kunstwerk in ihrem genuesischen Patois fällten. Hätte ich sie nur selbst zeichnen können, diese prächtigen, in ihrer nackten Armuth so göttlich seligen, geistblickenden Kindergesichter, die ihre Schwester wie ein Knospenstrauß die junge, eben aufbrechende Rose umgaben. Fast alle Kinder hier, besonders die Mädchen, sind schön. Später entstellen Armuth, Elend und Leidenschaft das reine Gepräge, und die Geistesdumpfheit wirft ihre Schatten über die natürlich edlen Züge.

Eine Bemerkung will ich hier einschalten, welche die Sprache betrifft. Wer mit seinem schulgerecht erlernten Italienisch in Italien auszukommen denkt, befindet sich im allergrößten Irrthume. Was ich von dem genuesischen Volksdialekte gehört, blieb mir bis auf weniges Einzelne fast eben so völlig unverständlich, wie mein Italienisch den meisten Winzern und Leuten aus dem Volke. Ich habe später Gelegenheit gehabt, dieselbe Erfahrung mehr oder weniger in allen Theilen Italiens zu machen, wo ich mit dem Landvolke in Berührung kam, daß nur durchgreifende Verbesserung des Unterrichtswesens die Sprache vor einer immer tieferen Verderbniß retten kann *).

---

*) Im Jahre 1858 sah ich Genua wieder, und auf längere Zeit. Der Leser findet die ausführliche Schilderung dieses Aufenthalts und der Kunst-

Barken und Schaluppen aller Art umdrängten den Dante, als ich von einer letzten Fahrt im Hafen zurückkehrend ihn bestieg. Waaren und Passagiere wurden an Bord gebracht, Bettler und Musikanten umschwärmten uns. Ein blinder Alter spielte die Melodie eines reizenden Liedchens auf der Geige, während ein schöner Knabe dazu sang. Ich war eben dabei, Melodie und Text, so weit ich den letzteren verstehen konnte, in mein Taschenbuch zu schreiben, als die Glocke zur Abfahrt läutete, und der Capitain, der die Schaar von Facchini's, Unterhändlern und Bettlern vom Verdeck trieb, meinen ersten italienischen Volksliedstudien ein Ende machte. Auch drei mit mir angekommene Passagiere mußten uns wieder verlassen, weil ihren Pässen irgend ein Visa fehlte. Sie gingen unter lautem Jammergeschrei. Der Schornstein qualmt und brodelt, die Maschine stampft, die Räder knattern. Vergebens schlingt der Hafen seine Molenarme um den Scheidenden:

— „Zwar freiwillig und doch ein Gezwungener muß ich,
Muß dich wieder verlassen
Genua, blühende Stadt!"

Es war kurz vor Sonnenuntergang. Helle, goldene Abendsonnenpracht strahlte flammend über der stolzen Schönheit Genuas. Die Berge kleiden sich in Purpur, in Violett die Fernen der Riviera di Levante. Noch einmal entfaltet sie

---

schätze und Umgebungen Genua's in „Herbstmonate in Oberitalien" von Ad. Stahr, 2. Aufl. (Supplement zu „Ein Jahr in Italien" Oldenburg 1871 S. 132—222.), ein Buch, auf das ich meine Leser in Bezug auf Genua zu verweisen mir erlaube. (Anmerk. zur 4. Aufl.)

alle ihre Pracht, als wollte sie dem Scheidenden zeigen, was er nach so kurzem Weilen verlassen. Dort der Leuchtthurm, drüben der Dom, hoch oben S. Maria di Carignano, Kuppeln, Thürme, Zinnen der Paläste von Rosenschimmer überfluthet — es will nicht enden, so eilend auch der Dampfer dahingleitet. Denn nun schließen sie sich an in ununterbrochener Reihe, die Vorstädte und Villen, die zahllosen Weinbergshäuser und Ortschaften. Endlich sank die Sonne hinter den Bergen an der Hafenseite, und der schönste Abend breitete sich über das schwarzblaue Meer, durch welches der Kiel des Dante seine Feuerspur zog. Ueberall tauchen weißleuchtende Segel auf. Der Fanal von Genua sendet uns seinen Feuergruß. Der Dampfer von Livorno rauscht mit Signalen an uns vorbei durch die sternfunkelnde Nacht, deren größere Hälfte ich mit dem Capitain plaudernd am Stern bei einer Flasche Syracuser verbrachte. Schwarzen Gespenstern gleich schwebten einzelne Schiffe auf der Meeresfläche. Sie schienen zu stehen, so rasch flog unser Dampfer an ihnen vorüber.

In der Morgenfrühe hoben sich die blauen Felsenumrisse der Inseln Capraja und Gorgona, und weiterhin Corsika und Elba — Napoleon's Auf- und Niedergang — aus den Fluthen empor. Segel überall, in der Ferne ein Mastenwald: wir sind auf der Höhe von Livorno. Eine amerikanische Kriegsfregatte wiegt sich in stolzer Ruhe, wie ein schlafender Meeresvogel auf den Wellen. Immer näher geht's dem schiffewimmelnden Hafen. Aus der Stadt hallen die Glockentöne des Sonntagsgeläutes zu uns herüber. Der Anker fällt, ein Boot mit zwanzig Ruderern schießt heran, es ist die Quarantainewachtschaluppe. Noch eine Stunde Paß- und Gesundheitsausforschung, dann ergießt sich die Fluth

der Passagiere in die herandringenden Böte, und nach argem Kampfe mit den livornesischen Bootsführern und Facchini's, den schlimmsten von ganz Italien, laufen wir wohlgerupft in den gastlichen Hafen des Aquila Nera ein.

Livorno ist durchaus modern gebaut, und hat deshalb im Vergleiche zu den anderen großen Städten Italiens etwas Parvenümäßiges. In seinen fast durchgängig prachtvoll mit Quadern gepflasterten Straßen bewegt sich das lebhafteste Handelsgewimmel. Auf den Hafenkais, im Korso der Via Ferdinanda, auf der Piazza d'Arme, wogen die Trachten aller Nationen: Griechen, Türken, Albaneser, Levantiner, Aegypter und Juden von Algier durcheinander. Das Leben hat hier einen halb orientalischen Anstrich. Die Piazza d'Arme, auf welche elf Straßen ausmünden, ist mit der Kathedrale und ihren Glockenthürmen, umgeben von bedeutenden Gebäuden, unter denen der Palazzo granducale und das Stadthaus, einer der schönsten Plätze, die ich gesehen. Ich umfuhr die Stadt, die, öde in sumpfiger Niederung gelegen, sich von der Landseite her schlecht präsentirt. Man erzählt viel von der schlechten Polizei und der ungeheuren Masse Raub- und Diebsgesindels, das in einem eigenen Stadttheile, Venetia genannt, seine Spelunken hat, wohin der Arm der Gerechtigkeit selten reicht, und wo Mord und Todtschlag zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehören sollen. Der Tempel der Juden, welche hier ein Drittheil (über zwanzig Tausend) der gesammten Bevölkerung bilden, gilt mit Recht für die prachtvollste Synagoge der Welt. Marmor und edle Metalle sind nicht gespart, und Dankinschriften über den Eingangsthüren verkünden den Ruhm Maria Theresia's, welche den Juden von Livorno bedeutende Privilegien bestätigte.

Beim Eintritt in den Hof der Eisenbahn, welche von Livorno nach Pisa führt, und an deren Verlängerung nach Florenz rüstig gearbeitet wird, hat man eine strenge Douanenuntersuchung zu bestehen, welche sich besonders auf Cigarren bezog, und selbst die Taschen unserer Kleidung nicht verschonte. Raucher mögen in Livorno, dessen Freihafen ihnen noch erträgliche Cigarren bietet, für den Rest von Italien von diesem Genusse Abschied nehmen; denn das Fabrikat, welches in Toskana und weiterhin in Rom und Neapel von den Monopolfabriken geliefert wird, ist das schlechteste, welches sich denken läßt. Dennoch ist der Verbrauch ungeheuer, und das Rauchen durch ganz Italien seit den letzten fünfzehn Jahren so allgemein verbreitet, wie es in unserem deutschen Norden, dem gelobten Lande des blauen Dunstes, nur irgend sein kann.

Eine Eisenbahn hat in Italien noch mehr wie anderswo den vollen Reiz der Neuheit. In meinem Wagen zweiter Klasse, dessen dreißig Plätze fast alle besetzt waren, fehlte es daher nicht an Ausbrüchen südlich lebhafter Verwunderung von Seiten der mitfahrenden Männer und Frauen. Es schien, als erlebten sie alle zum ersten Male eine solche Fahrt, und die Durchfahrt unter jeder Brücke erregte stets ein jubelndes Gekreisch und Rufen. Vier Geistliche, alle jung und lebenslustig, übernahmen dabei das Amt der Tröstung gegen die Frauen, und besonders hatte der eine derselben, eine blühend vollsaftige, kraftstrotzende Gestalt, mit Augen und Mienen, in denen eine ganze Welt voll Boccazischer Novellen lag, viel mit dem Vis a Vis zweier schönen Pisanerinnen zu schaffen. Unter den Plätzen sind nur die der ersten Klasse mit einem luxuriösen Comfort ausgestattet, die zweite Klasse hat nur

bedeckte Holzbänke, die dritte nur Plätze zum Stehen. Die Gegend ist flach, erst mooriges Haide- und Sumpfland, dann wohlangebaute Marschflächen (il piano di Pisa) mit üppigen Kornfeldern und rebenumhangenen Obstbäumen meilenweit bedeckt, nördlich von einer Bergkette begränzt.

In Pisa, wo wir um die Stunde des Abendkorso eintrafen, fand ich auf dem Lungarno, den Kai des rechten Arnoufers, das lebhafteste Gewimmel von Spaziergängern, unter denen nur wenige Kutschen und Reiter sich zeigten; dagegen desto mehr Pfaffen, begleitet von langen Reihen ihrer paarweise einherschreitenden, schwarzbemäntelten Zöglinge. Eigenthümlich kontrastirte mit diesem lebhaften Bilde ein Leichenzug. Fackeln voran, getragen und begleitet von barmherzigen Brüdern in ihren langen Gewändern und schwarzen Tuchlarven, glitt der Sarg leise und schnell durch die fröhlichen Reihen der Lustwandelnden über die Arnobrücke. Nur wenige, meist arme und alte Leute, bezeugten dem vorbeipassirenden Zuge ihre Ehrfurcht.

Pisa, den 19. Mai. Albergo al Pelicono.

Heute Morgen weckte mich prasselnder Regen, der schwer und dröhnend auf das Quaderpflaster des Lungarno niederrauschte. Die Italiener verwünschen diese Güsse, die ich segne, weil sie den Staub tilgen und erfrischende Kühle verbreiten. Man muß italienischen Staub kennen, um diesen Egoismus zu begreifen, der dem Reisenden überdies um so eher zu verzeihen ist, da er ihm in diesem Lande überall tausendgestaltig entgegentritt, und das Reisen zu einem beständigen Vertheidi-

gungskampfe macht. Mein Reisegefährte von Nizza aus, ein Florentiner, der sieben Jahre im Auslande gelebt hatte, und jetzt in sein Vaterland zurückkehrte, rief in Genua und Livorno, wenn wir mit Schiffern und Facchini's, Kutschern und Lohndienern uns herumgezankt hatten, einmal über das andere aus: „ich bin doch selbst ein Italiener, aber mir sind diese Birbanti nach so langer Abwesenheit fast über den Kopf gewachsen. Wie muß es erst den Forestieren ergehen!“ Ein so flüchtig Reisender, als ich bisher gewesen, hat zwar kein Recht, seine Ansicht über ein Volk irgendwie geltend zu machen. Aber das einstimmige Urtheil von Landsleuten, die Jahre lang in Italien heimisch und mit dem Charakter der Nation vertraut worden sind, bestätigt doch gar Manches, was gegen denselben von Reisebeschreibern gesagt worden ist. Vorzüglich hörte ich deutsche Kaufleute klagen. „Selbst die ehrlichen Italiener,“ sagte ein seit zehn Jahren in Genua ansässiger Landsmann, „lieben krumme Wege, und listige Uebervortheilung ist ihnen, selbst im Kleinen und wenn sie es auch nicht nöthig haben, ein Genuß.“ Alle diese deutschen Kaufleute klagen über das elende Regierungssystem in den italischen Staaten, die sie in Bezug auf Handel und Industrie, einheimische wie fremde, als wahre Barbaren- und Raubstaaten schildern. In Neapel z. B. sei, wie ich wiederholt aussprechen hörte, fast kein Geschäft mehr mit einiger Sicherheit zu machen, weil in einem Lande, wo die Regierung selbst den Betrug der Failliten gegen Ausländer begünstige, an Treue und Glauben kaum noch zu denken sei. Was ich selbst beobachten konnte, ist, daß der gemeine Haufen der Herumtreiber, welche die Plätze und Häfen großer Städte bevölkern, so ziemlich dasselbe System befolgt. Es gilt vor allem, die Existenz mit

möglichst geringer Anstrengung durch eine gelungene Prellerei für einen oder ein Paar Tage zu sichern. Natürlich haben darunter die Reisenden, wie männiglich bekannt, am meisten zu leiden. Geordnet und geregelt, fest und zuverlässig ist nichts im äußerlichen Verkehrsleben: nicht die Dampfer, in deren Büreaus man um den Preis der Plätze handeln kann und oft muß, nicht die Diligencen, bei denen es oft nicht besser ist, nicht die Fiaker, Facchini, Bootsleute u. s. f. *) Da liegen die kraushaarigen Schwarzköpfe in Genua und Livorno in Fensternischen, unter Portalen, auf den Gassensteigen in der Sonne lungernd in kummerloser Ruhe. Denn wenn ihnen auch nur einen Tag um den anderen einer der zahlreichen Forestieri in die Hände fällt, so sind sie für ein Paar Tage geborgen. Für den Transport eines Mantelsacks vom Dampfer zum Gasthofe und von da zur Eisenbahn an einem Tage, über einen Fünffrankenthaler zahlen zu müssen, ist sehr romantisch, aber auch sehr gefährlich für deutsche Gelehrtenbörsen. Ich kann mir nicht denken, daß Italien sehr an Romantik verlieren würde, wenn in diese Dinge einige Ordnung käme. Das gegenwärtige Wesen untergräbt den Charakter, demoralisirt das Volk immer mehr und schwellt die Pöbelwellen des Proletariats zu einer am Ende alles verschlingenden Höhe an.

---

*) Das Alles hatte sich schon 1858 und noch mehr jetzt wesentlich geändert und gebessert. (Spätere Anm. 1862.)

Es giebt keine schrofferen Gegensätze, als Livorno und Pisa. Dort nichts als das unruhig sich hastende, kleinliche Gewühl modernen, krämerhaften Eintagslebens und Strebens; hier die friedliche, träumerische Stille einer von gewaltigen Thaten ihrer großen Vergangenheit ausruhenden Republik.

Wie mild und sammetweich legt sich die Ruhe in der Einsamkeit dieser stillen Stadt mir um das Herz! Pisa, einst wie Genua und Venedig „Königin des Meeres" geheißen, und bis zu der blutigen Seeschlacht von Malora, wo seine Macht der Nebenbuhlerin Genua erlag, neben beiden die mächtigste Handelsrepublik der Welt, scheint dem gegenwärtigen Beschauer im versteinerten Schlummer versunken und inmitten seiner kunstgeschmückten Kirchen und Paläste träumend auszuruhen von seiner weltgeschichtlichen Arbeit. Wie einsam und still sind diese marmorgepflasterten Plätze und Straßen, zwischen deren wohlgefügten Quadern das Gras emporschießt! Mein erster Gang in der Morgenfrühe war zum Campo santo, dem schönsten Friedhofe der Welt, der so recht ein Symbol der begrabenen Herrlichkeit Pisa's darstellt. Aus dem gelobten Lande, vom Golgatha, wo der Erlöser gelitten, brachten fünfzig Galeeren der Republik die heilige Erde über das Meer nach Pisa. Mit dieser Erde bedeckten sie die Stelle, auf welcher Giovanni Pisano den Campo santo erbaute, der die Gebeine großer Männer der Republik in seinem Schooße aufnehmen sollte. Vollendet ward der Bau im Jahre 1283, ein Jahr vorher, ehe die Blüte Pisa's in der Seeschlacht von Malora für immer gebrochen ward. —

Der Campo santo, ein längliches Viereck, das sich an die alte Stadtmauer lehnt, liegt auf dem Domplatze, auf welchem sich vor ihm der Dom mit dem schiefen Thurme zur Rechten

und dem Battisterio (der Taufkirche) zur Linken befindet. Alle diese Gebäude sind mit Marmor bekleidet. Die dem Dome zugewandte Hauptfaçade des Campo santo besteht aus vierundvierzig Pilastern mit dreiundvierzig Arkaden. Denkt Euch einen viereckten Corridor, etwa fünfzehn Schritte breit und hundertvierundachtzig lang, von einem freiliegenden Dachstuhle bedeckt. Er umschließt nach Innen zu mit zweiundsechszig durchbrochenen, auf sechsundsechszig Pfeilern ruhenden Arkaden, welche innerhalb nach Art großer Kirchenfenster mit langen, schlanken Säulchen abgetheilt und mit Spitzbögen verziert sind, den freien, unbedeckten, mittleren Raum, den eigentlichen Campo santo. Unter den Marmorplatten dieser Umgangshallen befinden sich die Gräber von mehr als fünfhundert der ausgezeichnetsten Geschlechter Pisas. Sculpturwerke aus der urältesten griechischen, etrurischen und römischen Zeit, und Monumente des Mittelalters füllen die inneren Räume der Hallen, und bedecken nebst zahlreichen Inschriften die unteren Wände, während die obere Fläche derselben ringsum mit den Temperabildern und Fresken der alten Meister: Giotto (?) und Buffalmaco, Orcagna, Bernardo und Andrea Cione, Pietro di Lorenzo, Memmi, Antonio Veneziano, Spinello Aretino, und des liebenswürdigen Florentiners Benozzo Gozzoli geschmückt sind. Hier ging mir das innerste Wesen der alten christlichen Malerkunst auf, deren Blütenknospe in diesen merkwürdigen Hallen uns vor das Auge tritt. Eine wunderbare Großartigkeit bei der rührendsten Naivetät liegt über dieser zerbröckelnden, mehr und mehr dem Untergange unaufhaltsam zueilenden Bilderwelt ergossen. In dieser Todtengruft großer Menschen, in diesen Grabhallen einer gewaltigen, glaubenskräftigen und dabei doch so that- und lebenslustigen Zeit genoß

ich wunderbare, märchenhafte Stunden. Die hohen Bogenhallen so kühl und still, in der Mitte der grüne Grasteppich mit einzelnen Cypressen, leises malancholisches Regengeriesel die Luft durchfeuchtend, und um mich her eine Welt antiker Trümmer, römische und griechische Grabsteine, Inschriften, Kaiserbilder, Statuen, und oben von den Wänden herabschauend die farbigen Wunder der christlichen Kunst. Mir war zu Muthe wie einem Verzauberten.

Ich will nur von Benozzo Gozzoli reden, dem liebenswürdigsten Weltkinde unter den alten frommen Malern, der mit seines Meisters Fra Fiesole himmlisch verklärter Heiterkeit die schöne Erde so anmuthvoll zu schmücken verstand. Wenn von Fiesole gesagt ist, daß er „in Farben betet,“ so kann man von Benozzo Gozzoli sagen: er singt in heiterer Andacht das Lob des Schöpfers in den Gebilden seiner schönen Welt. Dreiundzwanzig Bilder hat er in sechszehn Jahren an den Wänden des Campo santo vollendet. Dort schläft er auch selbst in einer Grabstätte, die ihm die Dankbarkeit der Pisaner schon bei seinem Leben schenkte. Seine Bilder sind lauter alttestamentalische Darstellungen, meist aus dem mosaischen Cyklus, aber nur die Motive gehören der fernen mythischen Vergangenheit an, die ganze Ausführung ist helles, heiteres, gegenwärtiges Leben, wie es in Natur, Menschen und Menschenwerk den glückseligen Maler umgab. Mag er Noah's Trunkenheit oder den Thurmbau zu Babel, Abraham's oder anderer Erzväter Thaten oder den Untergang Sodoms darstellen, mag er uns die Wunder Mosis, oder Fest- und Hochzeitschmäuse der Patriarchen, Scenen des Kampfes oder des Friedens vor die Augen führen — immer sind wir mitten in seiner Zeit und ihren ächt menschlichen Verhältnissen. Jetzt,

nachdem ich diese Bilder in der Pracht ihrer Farbenreste gesehen, jetzt verstehe ich Vischer's Begeisterung, mit der er einmal ausruft: „Liebenswürdiger Gozzoli! Nur einmal in jedem Jahre möchte ich an jener Wand des herrlichen Campo santo auf- und niedergehen, und alle Spannung und Ansprecherei der neueren Kunst im Anblicke Deiner gesunden Lebensbilder vergessen können!" Wie treffend ist überhaupt Vischer's Schilderung dieses „heiteren Gemüthes, das sich nicht begnügt mit der weltlosen Sonntagsstille seines Meisters, sondern hinaus geht in heitere Villen, blühende Thäler und Vignen, unter die Loggien edler Gebäude, wo Pfauen stolziren, Kaninchen hüpfen, Tauben flattern, und an dem Faden alttestamentalischer Sage alle Zustände patriarchalischer Menschheit, Geburt, Knabenspiele, Jünglingsschicksale, Liebe und Krieg, Segen und Fluch des Vaters, Hochzeitfeste, Ehe und Mutterliebe, Landbau und Weinlese, aber auch Verwüstung, Feuersbrunst, Untergang, im hellen Sonnenlichte einer milden und doch kräftigen Objectivität wie ein Epos vor uns ausbreitet." Und welch' ein Schalk blickt hervor aus der Weinlese, bei der den braven Erzvater der Geist des Weines überwältigt. Diese verschämt thuende, aber dabei heimlich durch die Finger der vorgehaltenen Hand blinzelnde Vergognosa di Pisa, wer kann sie ansehen, ohne eine heiter komische Empfindung, trotz des gefährlichen Gegenstandes, zu verspüren! In dem Gemälde des babylonischen Thurmbaues, welch' ein Leben und Treiben, welch' ein wimmelndes Schaffen aller Gewerke, den Wunderbau zu vollenden, und in den Hauptpersonen, welch' eine Fülle der prachtvollsten Gesichter, die, wie dies auch bei Benozzo's anderen Werken der Fall ist, fast lauter historische Portraits, hier der großen Medizeer Cosmo, Piero Lorenzo und ihrer Freunde darstellen.

Leider kann man fast die Zeit berechnen, wo alle diese herrlichen Werke der Zerstörung erlegen sein werden. Viele haben schon wesentlich durch frühere Vernachlässigung und den Salpeter der Wände gelitten, und zerbröckeln und verbleichen täglich. Andere sind durch schlechte Restaurationen ruinirt, oder gar durch rohe Barbarei ganz vernichtet; so einige Arbeiten Gozzoli's, die man bei Errichtung des Denkmals für den Grafen Algarotti, Friedrich's des Großen Freund, zerstörte. Napoleon's italienische Herrschaft ist auch hier erhaltend gewesen. Unter ihr ward der Venetianer Lasinio zum Conservator ernannt, dessen Bemühungen man die Erhaltung der Gemälde und ihre Abbildung in seinem Kupferwerke: „il campo santo di Pisa," verdankt.

Im Dom,*) wo mir außer den vierundsiebenzig meist antiken Säulen seiner fünf Schiffe, eine gewisse Leerheit von Kunstschmuck auffiel, welche gegen die Pracht des Außenbaues gar sehr abstach, las eine Anzahl rother und violetter Canonici Messe. Sie plärrten und näselten mit halbverschlafenen Gesichtern, Taback schnupfend, wohl eine Stunde lang, wobei ich und zwei oder drei Bettelweiber — der Domplatz ist mit Bettlern und Krüppeln aller erdenklichen Art gesegnet — ihr alleiniges Auditorium waren. Unvergeßlich aber bleibt mir der Eindruck ihrer vergnügten Gesichter, als sie nach Beendigung dieser ihrer Arbeit, jeder nach seinem Sitze gingen, ihre bunte Garderobe abstreiften und in die Sitzkasten verschlossen, und dann in kleinen Gruppen plaudernd und aufgeräumt zu ihren Zellen oder zum Frühmale wanderten. Diese feisten, dumpfsinnigen Pfaffengesichter sind die ächten Nachfahrer derjenigen,

*) Ueber die Architektur des Doms s. Sulpiz Boisseré I, S. 689.

welche den Mann, dessen Genie an der Ampel dieses Domes die Gesetze der Pendelschwingung entdeckte, Galileo Galilei, Pisa's größten Bürger, auf dem Wege der Folter zum Widerrufe der Wahrheit zwangen! Das ist nicht viel über zweihundert Jahre her! Aber es bleibt doch bei dem: Epur si muove! „Und doch bewegt sie sich!"

Der schiefe Thurm, ein achtstöckiger, mit ebensoviel Säulengallerien umgebener, etwa hundertfünfzig Fuß hoher Cylinder von Marmor und Granit, war ein Anblick, der mir körperlich weh that. Stände er gerade aufrecht, so wäre er eins der schönsten Gebäude seiner Art, während er jetzt nur eine Augenschmerz erregende Curiosität ist. Nun und nimmermehr glaube ich daran, daß der Meister ihn absichtlich so erbauet hat. Wenn er noch im Auftrage eines einzelnen Pallagonia solche Verrücktheit aufgestellt hätte, ließ ich es mir schon eher gefallen. Aber anzunehmen, daß eine ganze Stadtgemeinde auf solch einen Wahnsinn verfallen wäre, entbehrt in der Kunstgeschichte Italiens jeder Analogie, und nicht ein einziges, gleichzeitiges, schriftstellerisches Zeugniß ist weder für diesen noch für andere schiefe Thürme, z. B. in Bologna, aufzutreiben. Für jeden ächten Pisaner von heute ist aber das a posta Schiefgebautsein ihres Thurmes ein unantastbarer Glaubensartikel, und Cesare Ferrari, mein kleiner Wirthssohn und Cicerone, versicherte mir sogar, der Baumeister habe den Thurm darum schief gebauet, weil er selbst schiefrückig (gobbo) gewesen, und ein Milordo inglese habe eine Inschrift in einer Vorstadt von Pisa entdeckt, auf der das geschrieben stehe.

Die richtigste Erklärung bleibt wohl die, daß schon frühzeitig und noch ehe der Bau vollendet war, eine Senkung des ohnehin aus angeschlämmter Erde bestehenden Bodens nach

Bayerische Staatsbibliothek München

einer Seite hin eintrat, so daß die Architekten Zeit behielten, durch geeignete Nachhülfe die Festigkeit des Baues zu sichern. Wenigstens giebt diese Erklärung auch der gründliche Milizia in seinem Werke über die Baumeister alter und neuer Zeit.*)

Oben von der Plateform genoß ich die heiterste Aussicht über Stadt und Umgegend, auf die eine Meile von Pisa entlegenen Bäder und die Cascine di San Rossore mit ihren Pinien- und Ulmengängen und lachenden Wiesen, an deren Anblick ich die vom Bilderbeschauen müden Augen erfrischte.

Abends.

Ich schreibe dies in heller Mondnacht, in deren Glanze ich so eben noch den bezaubernden Anblick des Domplatzes genossen. Pisa im Mondlichte mit den stillen Palästen seines Lungarno, mit dem leise fluthenden, von gewaltigen Steinbrücken überwölbten Strome, über den nur einzeln einmal eine kleine Gondel von einem Ufer zu dem anderen wie ein Gespenst hinüberhuscht, hat etwas Verzaubertes in seiner Ruhe. Eben dringt ein weithallender Gesang, durch die Ferne gedämpft, zu mir herüber. Es sind Streifen aus Opernarien,

*) In allen Städten Italiens herrschte übrigens im Anfange des 12. Jahrhunderts die leicht begreifliche Leidenschaft, Thürme zu erbauen. Sie sind Denkmäler der Stadtfehden und der Freiheit. So in Venedig der hohe Thurm von S. Marco, in Bologna die berühmten himmelhohen Thürme Asinella und Garisanda, in Pisa der prachtvolle hängende Thurm. Rom hatte einen finsteren Wald solcher Festungsthürme in seinem Innern. (S. Gregorovius Gesch. Roms im Mittelalter IV, 646 ff.)

denn nur diese, keine Volkslieder, hörte ich bis jetzt von Leuten des Volkes singen. Der Operngesang hat, so scheint es, das Volkslied verdrängt.

---

20. Mai.

Wie mächtig ist und wirkt der Raum! In Deutschland war mir meine zurückgelassene Existenz so gegenwärtig. Hier in der süßen Ruhe der stillen italischen Stadt legt sich die Entfernung und das fremde Dasein, in welches ich wie durch einen Zauberschlag gerückt bin, gleich einer Nebelwand den Gedanken in den Weg, wenn sie der Heimath zueilen möchten, und es verursacht mir förmlich Schmerz, wenn ich es versuche, diese Nebelwand zu durchbrechen. Ein stiller Friede, ein beruhigtes Weilen auf jedem Punkte der Gegenwart ist der höchste Genuß, den ich bis jetzt im Leben empfunden, und dieser Genuß ward mir hier zum erstenmale vergönnt.

Nichts Reizenderes ist zu denken als die kleine Kirche der Madonna della Spina, dicht am Arno. Das zierlichste Miniaturmodell deutschen Baustyles, außen mit schwarz und weißem Marmor bekleidet. Sie ist so klein, daß man sie bequem in das Innere einer mäßigen Dorfkirche setzen könnte. Weder früher noch später habe ich etwas Aehnliches von gothischem Baustyle in Italien gesehen. Ein kleiner, zerlumpter Knabe, der sich mir zum Führer dahin aufdrängte, und von einem nahebei wohnenden Schreiner den Schlüssel herbeiholte, ließ mich einen Blick in die ursprünglich liebenswürdige Natur des Volkes thun. Ich gab ihm für seinen unerbetenen Dienst eine kleine Münze, zwei Crazien. Er verlangte die

dritte. „Wie!“ rief ich aus, „ich erwartete ein grazie! zu hören, als ich Dir ein Geschenk gab, denn Du schienst mir ein wohlerzogener Knabe, und nun verlangst Du mehr? che vergogna!“ Der ruhig sanfte Ton meiner Worte rief eine helle Röthe auf dem schönen Gesichte des Knaben hervor. Er schloß die kleine schwielige Hand, und sagte mit der lieblich verschämtesten Stimme ganz leise: grazie, Signor! indem er sein früheres Betragen entschuldigend hinzufügte: siamo tanto poveri, „wir sind so arm!“

Mein Wirth, Signor Pasquale Ferrari, kann sich gar nicht vorstellen, daß ich Pisa und sein Albergo verlassen will, ohne die Luminara zu sehen. Das ist die große Illumination des ganzen Lungarno, welche zu Ehren des heiligen Raniero alle drei Jahre am 17. Juni veranstaltet wird, und viele tausend Fremde von nah und fern in das menschenleere Pisa führt. Schon jetzt ist man überall mit Anstalten und Vorbereitungen dazu beschäftigt. Die Palastreihen, Kirchen und Thürme an beiden Ufern des Arno, selbst die Brücken sind schon mit Holz- und Lattengerüsten bekleidet. Die ganze Stadt wird auf ähnliche Weise erleuchtet. Abends ist Korso bis Mitternacht, zu dem auch der Großherzog aus Florenz erwartet wird. „Ihr könnt nichts Herrlicheres sehen auf der ganzen Welt, Signor, als unsere Luminara,“ versicherte Signor Pasquale. „Achtzigtausend Scudi kostet unserer Stadt das Fest, wenn man alle Ausgaben rechnet.“ Jetzt begriff ich auch, woher der unglaublich große Bettel in Pisa rührt. Dazu wimmelt es überall von Geistlichen und Mönchen. Unter den letzteren sah ich zwei prachtvolle Kapuziner, die mit ihren silberweißen, bis auf den Gürtel herabwallenden Bärten wie ein Paar Apostel ausschauten.

Morgen also nach Florenz! Wie silberhell tönt der Klang dieses Namens dem Wanderer in das Ohr!

In dämmeriger, wolkiger Morgenkühle fuhr ich mit der Diligence von Pisa nach Florenz. Meine Gefährten oben auf der haushohen Imperiale waren ein Advokat aus Pontedera und der Conducteur der Diligence. Der erstere, ein Stockitaliener, der nie über Pisa und Pontedera hinausgekommen war; der andere ein junger Romagnole, mit den edelsten, ächt antiken Zügen des schönen, braunumbarteten, von dunklen Locken umschatteten Gesichtes. Er war aus Rimini gebürtig, von guter Familie, und von einer dem studirten Advokaten unendlich überlegenen Bildung. Ich traf später in Florenz zum öfteren mit ihm zusammen, und erfuhr, daß er mit seinem politisch kompromittirten Vater vor fünf Jahren nach Frankreich entflohen sei. Der Vater war in Lyon gestorben, er selbst hatte, um Italien wiederzusehen, bei der vor zwei Jahren von Franzosen eingerichteten Diligence zwischen Pisa und Florenz den Dienst als Conducteur angenommen, da er sich in die päpstlichen Staaten zurückzukehren nicht getraute.

So gern ich den Leuten ihren Wunsch, meine Heimath zu erfahren, erfüllt hätte, so unmöglich zeigte sich doch die Sache. Norddeutschland, Oldenburg, Bremen, die Nordsee waren ihnen gänzlich unbekannte Dinge. Endlich entschied der Advokat, daß die genannten Länder und Städte an Rußland gränzten, und unter dem Imperatore von Austria ständen, der die gran confederazione tedesca beherrschte, wobei ich es denn bewenden ließ. Er hatte bald herausgebracht,

daß ich ein Ketzer sei, und erklärte mir: „daß das ganze Schisma der deutschen Ketzerei eigentlich nur dadurch hervorgebracht sei, daß zwei Leute, ohne dazu berechtigt zu sein, Indulgenzen verkauft hätten.“ Wie ein Mensch die Hoffnung haben könne, außerhalb der katholischen Kirche selig zu werden, begriff er nicht. Der Conducteur war viel gescheidter, und sprach seine freiere Ansicht unverhohlen aus. Gutes thun allen Menschen, an Gott und den Erlöser glauben und ein Mensch sein, mehr bedürfe es nicht, um die wahre Religion zu haben. Der Advokat sah ihn giftig an und versetzte: man bemerke es, daß er zwei Jahre lang unter den ketzerischen Franzosen gelebt habe.

Unser Weg führte durch einen wahren Gottesgarten voll üppigster Fruchtbarkeit. Hügel auf und ab, so weit das Auge reichte, alles mit wogenden Kornfeldern, Oelbäumen und Weinpflanzungen bedeckt, Rebenguirlanden von Baum zu Baum sich schwingend. Die kleinen Landstädtchen, welche man passirt, sind von wenig Bedeutung. Im Sprichworte heißt's, wie der Advokat sagte:

Cascina, Pontedera e Vico,
Son'tre paesi, che vagliono un fico.

Aber alle Ortschaften und die ganze Straße von Pisa nach Florenz wimmelten in diesem bestregierten Lande Italiens von Bettlern. Weiber und Kinder, Greise und Krüppel verfolgten überall, besonders an bergaufsteigenden Stellen des Weges, truppweise den Wagen mit dem gellenden: O Signorin'! per carità! per la santissima Madonna! date qualche cosa al poverino! Nur in der Hauptstadt ist das Betteln nicht bloß verboten, sondern das Verbot wird auch mit solcher Strenge gehandhabt, daß ich in den ersten acht Tagen kaum

ein halb Dutzend Mal an abgelegenen Orten, besonders in Kirchen, angesprochen wurde. Mein Conducteur hatte das tiefste Gefühl für das Elend des armen, bettelhaften, ohne Unterricht und Bildung aufwachsenden Volkes. Als der Advokat uns verlassen, ging ihm das Herz auf. „Im Kirchenstaate werdet Ihr's noch viel schlimmer finden," sagte er, „aber auch hier ist es eine Schmach, daß dieses väterliche Governo sich nicht schämt, mitten im Ueberflusse aller Gaben dieser fruchtbarsten Natur, seine hungernden Kinder als Bettler die fremden Reisenden anfallen zu lassen. Ich bin in Frankreich gewesen, und kenne die Rechte der Menschen. Ich weiß, daß Gott nicht gesagt hat: ihr Millionen sollet elende Thiere sein, damit die wenigen Tausende schwelgen. Und es wird eine Zeit kommen, wo auch die Italiener dies wissen werden." Von dem Charakter der Toskaner sagte er wenig Gutes: „sie sind artig, höflich, äußerst polirt, innerlich voll Vorurtheile, gefällig in Kleinigkeiten, unzuverlässig und falsch in wichtigen Dingen. Dabei ohne Schwung und Feuer, und für die Knechtschaft geschaffen." Die Erhebung Italiens, setzte er hinzu, wird immer von den Romagnolen ausgehen, sobald sie nur einmal vor den östreichischen Bajonetten Luft bekommen.

Die Diligence, mit der ich fuhr, ist erst seit zwei Jahren von französischen Speculanten gegründet. Fast alle Conducteure, und selbst die Postillone, sind Franzosen. An den Stationen, wo umgespannt wird, ist nichts Eßwürdiges zu haben, denn der Sinn für solche Industrie fehlt hier zu Lande noch. Ich war gezwungen, den Tag als Fasttag anzusehen. Je näher man Florenz kommt, desto schöner werden die Arnoufer, an deren Krümmungen sich die Straße hinzieht. Von

den Höhen blickt hier und da eine Burgruine oder eine Kapelle hinab in's Thal. Wandernde Bettelmönche, strohflechtende Frauen und Mädchen überall. Neben der Villa Varamista, unweit der Hauptstadt, schaut eine kleine Kapelle aus Lorbeer- und Oleandergebüsch hervor. Mein Romagnole zeigte darauf hin, und sagte mit ächt italienischem Pathos: „dort ruht einer der edelsten Patrioten Italiens, der General Pietro Colletta aus Neapel. Er starb in der Verbannung im Jahre 1831. Kennt Ihr seine Storia del reame di Napoli? — Nicht? Nun dann müßt Ihr dieselbe lesen, sie ist das beste Geschichtswerk Italiens." Ich habe sie später gelesen, und das Urtheil des braven Romagnolen bestätigt gefunden.

Florenz, den 25. Mai 1845. Hotel du Nord.

In Florenz.*)

Hier in Florenz fühle ich zum ersten Male das ganze, volle Glück, welches mir mit dieser Reise zu Theil geworden, in meiner Seele aufblühen, und seit ich hier bin, darf ich wohl den Geliebten in der Heimath für diese Tage zurufen, was Goethe einst den Freunden aus Rom schrieb: „Denkt an mich als an einen Glücklichen!" Ja, ich bin glücklich im Schauen ewiger Schönheit, die göttlicher Menschengeist aus dem flüchtig vorüberrauschenden Dasein in Stein und Erz und Farbe zum Genusse spätester Zeiten und Geschlechter gesichert und bewahrt

*) Ueber meinen späteren Aufenthalt in Florenz 1866 s. Ein Winter in Rom. S. 47—81.

hat. Die Pracht und Herrlichkeit der Mediceer, und ihres Lebens und Schaffens im Bunde mit den großen Geistern ihrer Baumeister und Bildner, Maler, Dichter und Gelehrten ist mir nun vor die Augen des Leibes und der Seele getreten. Ich wandle auf dem geheiligten Boden, welcher die Wiege der zu neuem Leben wiedererwachten Bildung der europäischen Menschheit getragen, auf dem die Herrlichkeit christlicher Kunst wie eine Aloeblüte emportrieb. Die Gegenwart und ihre Kämpfe verschwinden im Anschauen der lebendigen Fülle von Schöpfungen der Vergangenheit, wie sie mich hier umgiebt, und ein Gefühl unendlicher Seeligkeit füllt meine Seele mit stiller Rührung und heiligem Frieden.

Fast eine Woche bin ich hier, und habe Beine und Augen nicht gespart, und doch wie wenig habe ich noch gesehen, und wie Weniges von diesem Wenigen vermag ich mitzutheilen! Die Massenhaftigkeit und Fülle der Eindrücke, von denen man sich hier in Florenz umgeben sieht, wirkt überwältigend auf den Geist, und lähmt selbst den Muth zur schriftlichen Mittheilung, die dem einsamen Wanderer doch wieder Bedürfniß ist. Das Wetter ist freilich ungünstig, es regnet seit meiner Ankunft noch immer heftig, oft halbe Tage lang ohne Aufhören, und wird so fast zu viel der feuchten Kühle. Aber in den Gallerien der Paläste Pitti und degli Uffizii vergißt man die ganze Welt und alles Wetter dazu.

Mit dem ersten Eindrucke von Florenz ging es mir indessen eigen. Die Porta Frediana und die daranstoßende lange, enge Straße, ja selbst der prachtvolle Lungarno mit seinen gewaltigen Steinbrücken und hohen Palästen, ohne Sonnenlicht und fröhliche Helle, im regendüsteren, grauen Nachmittagslichte gesehen, machte keineswegs den erwarteten

Eindruck. Die Trübe der Luft lag drückend auf den massigen, grauen Steinbauten, und gab Allem ein unheimlich düsteres Ansehen. Das also ist Florenz! rief ich fast unwillig aus, als der Wagen den Lungarno hinauf der Piazza di Santa Trinita zurollte, und ertappte mich im Inneren bei einer Vergleichung mit dem deutschen Elbflorenz, welche keineswegs zum Nachtheile des letzteren ausfiel. Auch ist etwas Wahres an diesem Eindrucke. Das Landschaftliche innerhalb der Stadt, die Strompartie mit der Brühl'schen Terrasse und der weitgeöffneten Fernsicht auf Berge und Strom, die Belebtheit des letzteren durch Barken und Kähne, welche dem Arno gänzlich fehlt, das Alles sind Vorzüge, welche dem Lungarno von Florenz mehr oder weniger abgehen. Die Häuser- und Palastreihen zu beiden Seiten haben in ihrer steinernen Massenhaftigkeit einen ernsten, fast düsteren Ausdruck. Die vier mächtigen Steinbrücken (die fünfte ist eine Drahtbrücke), welche sich in mehr oder minder steiler Schwingung ihrer Bögen über den in gelber Trübe dahinfluthenden Strom spannen, hemmen die Aussicht, die man nach beiden Seiten hin erst in ihrer vollen Schönheit genießt, wenn man auf der letzten Brücke steht. Alle Straßen, welche ich noch am Abende meiner Ankunft durchwanderte, fand ich eng, düster und unregelmäßig; die breiteste (Via larga) nicht über fünfzehn Schritte breit, und die Höhe und Massenhaftigkeit der alten Paläste, welche nicht selten in den abgelegensten Straßen anzutreffen sind, vermehrte noch den herrschenden Charakter eines düsteren, unheimlichen Ernstes, der über dem Ganzen zu ruhen schien.

Aber wie ganz verschieden von diesem ersten war der Eindruck, den ich empfing, als ich am anderen Morgen zuerst die Piazza del Granduca betrat! Wer auf diesen Platz zum

ersten Male den Fuß setzt, und sein Herz nicht schlagen fühlt vor zitternder Freude, der ist ein Barbar, sei er auch wer er sei. Hier auf diesem schönsten Platze von Florenz feiern Alterthum und Mittelalter ihre Brautnacht. Ich trat aus der engen Gasse, welche von meinem Albergo an der Piazza di Santa Trinita dahin führt, zuerst auf jene Stätte, welche der leuchtende Krondiamant ist in dem reichen Juwelenschmucke der bella Firenze. Vor dem Postgebäude stehend überschaut man am besten den ganzen Platz. Er ist ein unregelmäßiges Viereck, aber gerade diese Unregelmäßigkeit ist für mich eine Schönheit mehr, da sie überall neue Ansichten gewährt. Der Platz wurde gewonnen durch die Niederbrechung der Burgen und Quartiere der zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vertriebenen ghibellinischen Uberti. Vor mir der Palazzo vecchio, gleich einem riesigen, zinnengekrönten Thurme. Wie wunderbar groß, kampfmuthig, fehdefroh steht er da, wie ein Krieger, geharnischt vom Wirbel bis zur Zehe. Und nun hat ihm der kühne Baumeister auf die Zinnen der Vorderseite die wundervolle, schlankaufsteigende, viereckte Thurmsäule gesetzt, die nicht in der Mitte steht, sondern auf der rechten Seite wie ein Federbusch auf einem Sturmhute sich keck und trotzig in die Lüfte schwingt. Es ist der höchste aller Thürme von Florenz. Auf den Vorstufen am Eingange dieser alten Stadtburg stehen zwei kolossale Marmorstatuen, der David, eine Jugendarbeit Michel Angelo's*), und Hercules, der den Cacus besiegt, von Bandinelli, sowie

*) Michel Angelo arbeitete ihn für die Zunft der Wollenweber in Florenz aus einem neun Fuß hohen bereits angebohrten Marmorblocke, aus dem kein Bildhauer sich etwas zu machen getraute. S. H. Grimm, Leben M. Angelo's I. S. 235—244.

zwei andere Marmorstatuen, Daphne's Verwandlung darstellend. Es ist sicher die schönste Hauptwache von der Welt, obschon die unter dieser marmornen Herrlichkeit umherlungernden, weiß-blaurothen Füsiliere wenig zu ihrer Verschönerung beitragen. Unter den meist unbedeutenden Gebäuden, welche den Platz umgeben, befindet sich der Palast Uguccione, von Palladio erbaut, gegenüber der Reiterstatue Cosmo's I. Aber er kann nicht aufkommen gegen die imponirende Größe jener alten Herrscherburg.

Zur Linken des Palazzo vecchio steht inmitten eines ungeheuren Springbrunnens die größte marmorne Kolossalstatue von Florenz, der Neptun mit dem prächtigen Viergespann von Seepferden, zwei aus weißem, zwei aus buntem Marmor, ein Werk Ammanati's. Auf der Einfassung des achteckigen Bassins von buntem Marmor sitzen und liegen Giovanni da Bologna's Nereiden, Tritonen, Satyren und Amorinen in Erzguß. Noch etwas weiter links, in der Mitte dieser Hälfte des Platzes, erhebt sich desselben Meisters kolossale erzene Reiterstatue des reisigen Fürsten Cosmo I., des ersten Großherzogs von Florenz, der von seinem hohen Kriegsrosse ruhig niederblickt auf diesen Platz, seine Schöpfung. Wie einfach groß ist dies Monument, dies Roß wie wahr in jeder Bewegung. In jedem Aderschwellen seines Leibes, so recht ein edler, friesischer Streithengst, der mit Stolz seinen fürstlichen Kriegsherrn trägt.

Nun aber wenden wir den Blick zur Rechten, und vor uns liegt die Perle dieses wundervollen Platzes, die breite, lichte Halle der Loggia dei Lanzi mit ihren Wunderbögen, geschwungen wie die Wölbung des schönsten Frauenbusens, oder wie die Braue, welche das dunkle Feuerauge der Circassierin überwölbt. Selbst das Marmorbild des Meisters, der sie

schuf, Andrea di Cione (L'Arcagnuolo), scheint in ernster, befriedigter Heiterkeit aus seiner Nische am Säulengange des gegenüberliegenden Uffizienpalastes zu seinem Werke hinaufzuschauen. Drei ihrer Bögen sind dem Platze, ein vierter, unter dem Donatello's Judith steht, ist dem Palazzo vecchio und den Uffizien zugewendet. Und in dieser Götterhalle stehen frei und offen, mitten im Gewühle des Lebens, umspielt von Kindern, die Meisterwerke der Sculptur und des Erzgusses der alten florentinischen Meister neben den Werken antiker, hellenischer Kunst. Wir steigen die Marmorstufen hinan, nur von zwei marmornen Löwen bewacht, deren einer antik, der andere ihm nachgebildet von Flaminio Vacca. Da stehen unter den Bögen, Benvenuto Cellini's Perseus, dessen Guß dem braven Meister so viel Sorge machte, und den er in seiner Biographie so ausführlich beschreibt; nicht weit von ihm Donatello's Judith.*) Auf der anderen Seite hat sich Johann von Bologna mit seinem Hercules, der den Centauren bekämpft, und mit der wunderbar ineinandergeschlungenen Gruppe seines Sabinerraubes ein Denkmal gesetzt. Im Hintergrunde der Halle stehen sechs antike, weibliche Kolossalstatuen, Priesterinnen und eine „Barbarin“ (Thusnelda?) darstellend, sonst ein Schmuck der Villa Medici zu Rom. Aber Alles wird doch übertroffen von der antiken Gruppe des Ajax, der den Leich-

---

*) Anmerkung zur 4. Auflage. Die Statue war Eigenthum der Mediceer gewesen. Nach der Wiederherstellung der freien Republik durch Savonarola stellte man sie auf die Ringhiera des Palastes als symbolisches Zeichen der über die Unterdrückung triumphirenden Freiheit, und noch heute steht an der Statue die damalige Inschrift: Ex(emplum) Sal(utis) pub(licae) posuere MCCCCXCV. (S. Villari Savonarola I, 280—81.)

nam des erschlagenen Patroklus hält. Das ist auch „wie ein Gesang Homer's."*) Was mir auf diesem Platze das Herz so vor Wonne schlagen machte, daß mir Thränen der Freude in die Augen drangen, das ist der Anblick der Kunst mitten im Leben unter freiem Himmel, während wir sie sonst nur in den dumpfen Räumen der Museen anzutreffen gewohnt sind. Es kam über mich wie ein Abglanz alter hellenischer Zeit und hellenischen Lebens.

Und nun denke Dir an diese Loggia und den Palazzo vecchio sich von beiden Seiten anschließend die beiden Flügel des Prachtbaues der Uffizien, welche eine lange, breite Straße bilden, nach dem Arno zu durch einen Verbindungsflügel mit einem hohen Portale geschlossen. Der mit breiten Marmorquadern gepflasterte Raum zwischen beiden Flügeln gleicht einem langen, oben offenen Saale. In den ringsumlaufenden Hallen wimmelt es von Krambuden, Blumenverkäufern, Bücherhändlern u. s. w. In den Nischen der Hallen überlebensgroße Marmorstatuen berühmter Florentiner von neueren Meistern. Da stehen Dante und Boccacio, Michel Angelo und Leonardo da Vinci, Andrea di Cione, Piere Capponi, Farinata degli Uberti, und obenan Lorenzo von Medici mit dem faltenvollen, klugen, feingebildeten Antlitze. Die Reihe wird noch immer fortgesetzt. Im Mittelstockwerke befinden sich die Archive, die Locale der Gerichtshöfe, Verwaltungsbehörden, Bibliotheken u. s. f., und oben die weltberühmte „Gallerie der Uffizien" mit den Meisterwerken italischer Malerei und den bewunderten Resten

---

*) Sie ist eine Kopie. Das Original ist der Pasquino in Rom. S. Theil III, S. 133 und 153. „Far inferior in execution" nennt sie der Bildhauer W. Story (Roba di Roma I, 280.)

antiker Plastik. Der Blick von dem Portale gegen den Arno zu auf Stadt und Strom, und zurück auf den Palazzo vecchio und die Reiterstatue Cosmo's I., die den Augenpunkt bildet, ist wundervoll.

---

26. Mai.

Allmälig beginnt mir der Sinn für die florentinische Architektur aufzugehen. Sismondi hat Recht: „Beim Anblick von Florenz erkennt man die Stadt des Adels, die Stadt der individuellen Kraft, die Stadt, wo die gesetzliche Staatsgewalt zuweilen schwach, wo aber dafür auch jeder Einzelne Herr und Herrscher in seinem Hause war.“ Man sieht doch die Spuren jener Zeit des Mittelalters, welche Leo in seiner Geschichte von Italien schildert, jener Zeit, wo in Florenz Adel und Volk (i grandi e il popolo) wie in gesonderten Heerlagern innerhalb derselben Ringmauern wohnten, wo im dreizehnten Jahrhundert die zahlreichen Adelsfamilien nicht blos einzelne, feste Häuser, sondern ganze befestigte Quartiere inne hatten, in deren innere Gäßchen man nur durch schließbare Pforten gelangte. In diesen inneren Gassen, dem Albergo einer adeligen Familie, wohnte ihre Dienerschaft, wohnten ihnen hörige oder ihnen vermiethete oder von ihnen geschützte Leute, zum Theil bloßes Gesindel, das von ihren Winken abhing, und ihre Hausgenossenschaft bildete. Der eigenthümliche Baustyl, welcher sich aus diesem kriegerischen Geiste entwickelte, und als dessen vollkommenster Typus der Palazzo vecchio, die alte, 1298 erbaute Burg der Signorie des Volkes, erscheint, giebt noch jetzt der friedlichsten und sanftesten Stadt Italiens den

Charakter des düsteren Ernstes. Man blieb diesem Style treu, selbst als das Bedürfniß und die Verhältnisse, welche ihn hervorgerufen hatten, nicht mehr vorhanden waren. Diese florentinischen Paläste der Strozzi, Riccardi, Pitti u. s. w., mit ihren kyklopisch übereinandergethürmten Bekleidungen von fünfzehn bis zwanzig Fuß langen, behauenen Felsenmassen, ihren hoch über dem Erdboden erhabenen Eingängen, haben alle mehr das Aussehen von Kriegsburgen und Gefängnissen, als von friedlichen, städtischen Palästen. Ihre Festigkeit ist ihr Hauptschmuck. Der Palast Strozzi, in der Nähe der Piazza di Trinita, hat einen unbeschreiblich düsteren Charakter. Drei Stockwerke hoch sind in diesem rustiken Style die Lagen facettirter Quadern (macigni) übereinandergethürmt. Die Fenster des niedrigsten, mindestens zwanzig Fuß hoch über der Erde erst beginnenden Stockwerks sind mit Visiren von dicken Eisenstangen bedeckt. Kolossale Eisenringe unter jedem Fenster hatten einst die Bestimmung, die Fahnen und Banner des Hauses oder die Fackeln bei festlichen Erleuchtungen zu tragen. An den Ecken des Palastes sieht man die ebenso kolossalen Laternen, ein altes Vorrecht der höchsten Adelsgeschlechter, auch vom Staate als Auszeichnung für Verdienste verliehen. Man fühlt sich bei dem Anblicke eines solchen Baues wie durch einen Zauberschlag in die entlegenste Vergangenheit gerückt; das italische Mittelalter steht leibhaftig vor uns.

Die beiden einzigen Gallerien der Paläste Pitti und der Uffizien, ja selbst nur eine von ihnen, oder die Tribune in den letzteren, wären es werth, daß man um ihretwillen die Reise nach Florenz machte, und nicht stürbe, ohne diese Herrlichkeit gesehen zu haben. Seit ich hier bin, bringe ich täglich die Morgen von neun bis zwei oder drei Uhr in einer oder

der anderen zu, und kann die Liberalität der Einrichtung nicht genug rühmen. Auch die Kirchen habe ich besucht, aber mehr um den Gesammteindruck ihres Baustyls zu gewinnen, als um Bilder zu sehen, zu denen in diesen trüben Tagen meist noch immer das Licht fehlte. Unter den vielen Kirchen ist der Dom sicherlich ein Prachtstück, das wenig seines Gleichen auf Erden hat. Uebrigens scheint in Bezug auf Dom, Battisterio und Glockenthurm ein Wettstreit zwischen Florenz und Pisa stattgefunden zu haben, wo alle drei Bauten sich in ähnlicher Vollendung finden. Der florentiner Dom, prachtvoll bunt von außen — er ist mit Ausnahme der nackt gebliebenen Façade ganz mit gelben, weißen und schwarzen Marmorschichten bekleidet — von Brunelleschi's gigantischer Kuppel überwölbt, präsentirt sich im Innern in schmuckloser Einfachheit, die eher einem protestantischen als einem katholischen Gotteshause gemäß erscheint. Nach außen sollte er leuchtend und schimmernd in heiterer Pracht die Stadt schmücken, nach innen ein Bild frommer Demuth und stillen Ernstes gewähren. So wollten es wohl die alten Florentiner. Die Kuppel soll in ihren Größeverhältnissen die von St. Peter zu Rom übertreffen. Was mir auffällt, ist, daß sie nicht hoch genug über der Erde steht, und eben durch ihre mit dem übrigen Gebäude unverhältnißmäßige Größe das letztere zu sehr niederdrückt. Im Innern der Basilika befinden sich die Denkmäler Brunelleschi's, Giotto's und Dante's. —

Die Taufkirche (il battistero), wie der Dom und der Glockenthum mit jenem seltsam bunten Marmorschmuck bekleidet, ist berühmt durch Ghiberti's wundervolle Erzthüren, von denen Michel Angelo sagte: sie seien werth, die Pforten des Paradieses zu sein. Die zehn Felder der beiden Flügel der

östlichen Thür enthalten die Geschichte des alten Testamentes, die nördliche Thür giebt auf zwanzig Feldern die Geschichte des neuen. Ich weiß den Reichthum der Composition, die naive Innigkeit und Wahrheit des Charakters, die lebensvolle Frische und Heiterkeit dieser unsterblichen Reliefdarstellungen nicht besser zu charakterisiren, als wenn ich sie mit Benozzo Gozzoli's Schöpfungen in den Fresken des Campo santo zu Pisa vergleiche. Beide waren Florentiner, beide Zeitgenossen, Gozzoli um einige zwanzig Jahre jünger. Leicht möglich, daß Ghiberti nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Von dem Reichthume inneren und äußeren Schmuckes, mit welchem dieser ganze Bau ausgeziert ist, läßt sich auch nicht entfernt ein Begriff geben.

Heute will ich nur noch der Kirche del Carmine gedenken, wo mir in der Kapelle Brancacci, dem „Studierzimmer“ der größten Künstler, eines Leonardo da Vinci, Rafael, Michel Angelo, Fra Bartolomeo u. a. zuerst die Herrlichkeit Masaccio's aufging, dieses tiefsinnigen Meisters, dessen männlich hoher Geist seiner Kunst eine neue Bahn durch die Schranken des Herkommens zu brechen wußte. Es sind Scenen aus der Lebensgeschichte des Apostels Petrus, mit denen er die Wände dieser kleinen Kapelle geschmückt hat. Vischer faßt ihn in seiner vortrefflichen Schilderung (Kritische Gänge S. 259 ff.) mit Recht als den Vorbildner jenes freieren Welt- und Natursinnes auf, der sich in den späteren Florentinern bis zur völlig profanen Tendenz entwickelte. Mit Masaccio thut die Kunst gleichsam den ersten Schritt aus dem Lyrisch-Epischen in's Dramatische, in das wahrhaftige Leben der Menschen, dessen Gestalten sich aus der unmittelbaren Gegenwart, die den Maler umgiebt, in seine Darstellungen heiliger Geschichten hineindrän-

gen. Auf dieser Bahn und aus dieser Richtung gingen Benozzo Gozzoli, Sandro Botticelli, Domenico Ghirlandajo und der übermüthige Fra Filippo Lippi hervor.

Meine einzige Pein in Florenz ist in diesen Tagen ein unaufhörliches Glockengebimmel, das zuweilen zu einem wahrhaft infernalischen Geheule anschwillt! Nur wer das heulende, langgezogene povero! poverino! per carità! der italischen Bettler kennt, hat einen Begriff davon. Du sitzest oben auf dem Wagen, Dein Blick fliegt entzückt über die segenträchtige, schönheiterfüllte Erde, die ringsum einem Gottesgarten gleicht, Du genießest in vollen Zügen den Duft der Blumen und Blüten, und plötzlich umschwärmen, verfolgen Dich halbe Stunden lang, wimmernd, heulend, klägliche Jammertöne sich erpressend, zahllose Krüppel und Bettler. So verfolgt dieses unaufhörliche, asketische Glockengewimmer der hunderzweiundsiebenzig Kirchen von Florenz mit seinem ewigen povero! poverino! mich ganze Tage lang durch dieses göttliche Kunstheidenthum. Wann wird die Polizei der Weltgeschichte endlich diesen Bettel abschaffen! Heute, am Corpus Dominifeste, ward es fast zu arg. Seit fünf Uhr Morgens bimmelt und läutet, plärrt, singt, paukt und trompetet heute das Fest und die Prozession, zu der aus weiter Ferne Schaaren von Gläubigen herbeigeströmt sind, in der Stadt umher. Alle Hauptstraßen, die zur Kirche Santa Maria Novella führen, sind für die Prozession mit ausgespannten Segeltüchern gegen den befürchteten Regen bedeckt, und, o Wunder! gerade heute ist der bisher unaufhörlich strömende Regen ausgeblieben, und das

Volk schreit Mirakel. Alle Straßen sind mit Lorbeer- und Myrthenzweigen, mit Blumen jeglicher Art bestreut, aus allen Fenstern, von allen Balkonen hangen rothe, gelbe, grüne Teppiche, und darüber lehnen Zuschauer, alt und jung, von allen Ständen und Geschlechtern. Da kommt die Prozession selbst. Die Fahnen wehen, die goldenen und silbernen Monstranzen funkeln, die Zinken und Posaunen der Regimentsmusiken erdröhnen. Aber durch das unerhörte Glockengebimmel dringen nur einzelne, zerrissene Passagen an das Ohr, und auch diese werden bald verschlungen von dem wild durcheinander schreienden Gesange der in Prozession einherziehenden Brüderschaften, gekleidet in graue, weiße oder rothe Domino's, die Gesichter mit Kapuzen bedeckt, andere frei. Dazwischen gleichfalls schreiende Schuljugend, geführt von Pfaffen, Züge von Mönchen und Geistlichen, ein wirres Durcheinander. Die Brüderschaften tragen große, drei bis vier Fuß lange, brennende Wachskerzen, und neben jeder solchen Wachskerze läuft ein zerlumpter Junge, der mit einer mächtigen Papierdüte in der Hand alle Bewegungen der Kerze begleitet, um das von ihr herabtröpfelnde Wachs aufzufangen; eine in ihrer Art einzige, höchst komische Industrie. Dann die Soldateska, kompagnieweise, blau mit roth, Gewehr (mit Schlössern) im Arm, langbärtige, stattlich aussehende Sappeurs, dann die rothe Nobelgarde, Galawagen mit Spiegelscheiben, goldstrotzend, in deren einer der Großherzog in der Tracht des Großmeisters vom Orden des heiligen Stephan, wie mein Cicerone bemerkt. Soldaten und Gendarmen zu Fuß und zu Pferd, die Stützen von Altar und Thron, brechen durch die wimmelnden Straßen und Plätze Raum für den lärmenden und plärrenden Zug. Von Andacht nirgends eine Spur, selbst nicht von Reverenz.

Nur ein Paar alte Leute zogen die Hüte, und nur wenige knieten nieder, als der Baldachin des Erzbischofs auf dem Platze vorüberkam. In der Kirche Alles mit rothem, goldverbrämtem Stoffe ausgeschlagen, alle Fenster mit gelben Vorhängen verhüllt, während tausende von Kerzen das abgesperrte Tageslicht ersetzten. Wer in Italien katholisch wird, ist schwachen Verstandes oder ein Schelm. Ich meinestheils bin nicht Romantiker genug, um ein anderes als das Gefühl tiefster Trauer zu empfinden, wenn ich die arme Masse unverstandene lateinische Gebete einem vorplärrenden Pfaffen stundenlang nachplärren höre.

Lustig nahmen sich auf den Straßen und Plätzen, über welche die Prozession dahinzog, einzelne Volksscenen aus. Die Limonaden- und Eisverkäufer neben ihren zierlich mit Festons und Vorhängen, Blumen und Laubwerk aufgeputzten Wagen voll Flaschen und Gläsern, die Backwaarenverkäufer und Blumenmädchen mit ihren tragbaren Vorräthen, alles aus Leibeskräften durcheinander schreiend und die Waaren preisend. Es ist die Rosenzeit und ganz Florenz schwimmt jetzt im Dufte dieser lieblichsten Kinder des Frühlings. Ueberall begegnen uns die bekannten florentiner Blumenmädchen, die unter den großen, schwanken Strohhüten so keck und frisch hervorschauen. Sie reichen uns, nach einer eigenthümlichen Sitte, ohne Bezahlung zu fordern oder auch nur abzuwarten, die schönsten Sträuße knospender und blühender Rosen. Sie behalten aber den Forestiere im Auge, und sind gewiß, ehe er aus der Blumen- und Blütenstadt scheidet, von ihm mit einem Geschenke bedacht zu werden. Hast Du einmal von einer solchen Fioraja eine Rose angenommen, so weiß sie Dich schon im Laufe desselben Tages oder doch des nächsten auf der Straße,

am Lungarno, in irgend einem der Cafees wieder aufzufinden, und sich mit neuen Gaben, von freundlichem Gruße begleitet, Dir wieder in's Gedächtniß zu rufen. —

Der Garten Boboli war dem Feste zu Ehren geöffnet. Der ist mit seinen ernsten Lorbeer- und Cypressenalleen, seinen Fontainen, Wasserfällen, seinen überall aus Myrthen- und Rosengebüsch weiß hervorschimmernden Marmorstatuen so recht die Umgebung für Goethe's Tassodichtung. Auf der Höhe, von der man eine herrliche Aussicht über Stadt und Umgebung genießt, steht Giovanni Bologna's kolossale Abundantia, die Göttin des Ueberflusses, aus parischem Marmor, ihr Füllhorn leerend über dem paradiesischen Arnothale. Die Inschrift besagt, daß dies Denkmal gesetzt sei im Jahre 1636 zu ewigem Gedächtnisse des segensvollen Friedens, welchen zur Zeit, „da ganz Europa im verderblichsten Kriegsfeuer loderte, und Italien von Hungersnoth heimgesucht wurde, Etrurien unter Ferdinand II. genossen.“

Der Abendkorso in den „Cascine“, einem großherzoglichen Parke, den der Arno durchrauscht, war überaus glänzend. Die duftige Frische der Wiesen, das weiche Ineinander der immergrünen Eichen, Cypressen, Ulmen und Pinien durchleuchtet und durchglüht von dem Orangefeuer der untergehenden Sonne, die Menge und Pracht der Equipagen voll schöner Frauengestalten, die glänzenden Reiter auf den edelsten Pferden, gewährten den anmuthigsten Anblick. So ein Korso ist eigentlich nur eine Gesellschaft im Freien, und zwar im größten Style. Alles, was die „Welt“ bildet, ist gewiß, sich hier zu treffen, macht sich von Wagen zu Wagen, oder absteigend und zu einander hinwandelnd gegenseitig Besuch', und bespricht die Ereignisse des letzten oder die Erwartungen des nächsten Abends. Aber

lieblicher war doch der Anblick Abends auf der Piazza del Granduca. Hunderte von Kindern spielten unter den Hallen der Loggia dei Lanzi um die stillen Marmorbilder. Mütter und Wärterinnen saßen mit ihren Kleinen auf den Knieen plaudernd auf Treppen und Piedestalen. Limonadenverkäufer, schreiend und rufend, erfrischten die lustwandelnde Menge, Händler boten an fahrbaren Brettergerüsten bunte Kleiderstoffe und schimmernde Bänder feil. Ein Rosenstrauch fällt mir in den Schooß, ich blicke auf und sehe meine Fioraja, schalkhaft grüßend, unter der Menge verschwinden. Die Nacht brach ein, schnell und plötzlich. Welch' ein Blick dann von dem palastähnlichen Hotel Grande Bretagne nieder auf den hellerleuchteten Straßenstreif des Lungarno, gegen den sich der tiefe Schatten der Kaimauer zauberhaft abhebt, auf den rauschenden, wellenglitzernden, in tausend Streiflichtern spielenden Strom, auf die lichtfunkelnden Palastreihen des jenseitigen Ufers, über die sich der schwarzblaue, sternengestickte Baldachin des Nachthimmels ausspannt!

In den Uffizien.

Die weltberühmte Tribüne der Uffiziengallerie ist ein achteckiger Raum, in welchen das Licht von oben herabfällt. Dies Sanctuarium der Kunst, dessen Fußboden die kostbarsten Marmorarten schmücken, während die Decke im matten Schimmer der Perlmutter erglänzt, umschließt die Meisterwerke antiker Plastik und moderner Malerei. Hier umgeben uns im Kreise die medizeische Venus des Cleomenes und der Apollino des

Praxiteles, der tanzende Faun, die Gruppe der Ringer, und der sein Sichelmesser wetzende Sclave, lauter unzweifelhafte Werke griechischer Kunst aus ihrer blühenden Zeit, während von den Wänden herab Perugino und Rafael, Tizian und Paolo Veronese, Correggio und Fra Bartolomeo, Giulio Romano und Michel Angelo, mit anderen Meistern vereint auf uns niederschauen. Dennoch ist nach meinem Gefühle eine solche Zusammenstellung der Plastik mit den Werken der Malerei eigentlich keine günstige. Sie beunruhigt das Auge und beeinträchtigt Genuß und Wirkung, namentlich der plastischen Kunstwerke. Selbst die marmorne Holdseligkeit der medizeischen Venus kann nicht aufkommen gegen die Farbenmagie von Tizian's lebenschwellenden Göttergestalten, zu denen das Auge unwillkürlich vergleichend sich erhebt.

Wie sich mit Tizian die Kunst völlig freigemacht hat von dem christlichen Spiritualismus und den kirchlichen Satzungen, so feiert in diesen beiden „Venusbildern“ der Tribüne, die von aller Jenseitigkeit freigewordene Kunst den höchsten Triumph des leiblich schönen Daseins. Das schöne Weib, in der ganzen Götterpracht des lebensvollen, liebebeseelten Leibes, ist hier seine Aufgabe gewesen. Die heidnische Venusbezeichnung war nur das mythologische Motiv, gleichsam das künstlerische Feigenblatt, womit für die fromme Christenheit dieser Kultus der schönen Sinnlichkeit verdeckt werden sollte. Unter ihrem Schutze ist in diesen beiden Bildern die liebeselige, beglückte und beglückende Schönheit des Weibes im vollen Glanze ihres heiligen Sinnenscheines von Meister Tizian dargestellt, und zwar die göttliche, weil den Menschen zum Gott erhebende, Liebeslust in den zwei Momenten: sehnsuchtvollen Erwartens, und wonnetrunken in sich befriedigten Nachgefühles. Die Gestalt rechts

vom Eingange zur Tribüne aus dem Corridor stellt das erste, die links das zweite dar. Werfen wir zuerst einen Blick auf die zweite.

Sieh dieses träumerische Haupt mit den leise gesenkten, halb geschlossenen Augen, ruhend auf weichen Seidenkissen, zur rechten Schulter und gegen den Beschauer hingeneigt. Die rechte Hand, den Ellenbogen in süßer Schlaffheit aufgestützt, läßt einen vollen Strauß hochaufgeblühter, dunkelflammender Rosen fast entgleiten. Der nackte Leib ruht, selig aufgelös't, auf den weißen Atlastüchern. Das rechte Bein, vom Knie abwärts, welches in dem Roth der hellen Rosenknospe leuchtet, liegt in leiser Krümmung unter dem sanft und gelind gestreckten linken Beine, in holder Verschränkung den Schooß schließend, über dem mit gleichem Ausdrucke unbewußter Züchtigkeitsempfindung die linke Hand sich schirmend wölbt. Zu den Füßen schläft wie ein Ring in sich zusammengeschlossen das braun- und weißgefleckte Hündchen.

Tizian hat hier mit genialer Verwegenheit das Höchste gewagt. Er hat die Weibesschönheit in der vollen Göttlichkeit des vollendeten Mysteriums, von seiner beseligenden Empfindung durchzittert, unseren Augen dargestellt, und nur ein reines Auge ist würdig, dieses Wunder der Kunst schauend zu genießen.

Bei der Venus rechts, mit dem Amor zu Häupten, ist alles anders. Auf der gelbflammenden Seide ihrer Lagerdecken ruht der Leib, gestützt auf dem linken Arme, dessen Hand ein Bouquet von nur halberschlossenen, hellen Rosenknospen hält. Frische Rosen, im ersten Aufblühen, stehen in einer Vase neben dem Lager, auf welchem die lebenathmende Götterpracht der sanft gestreckten Glieder wie ein leise erregtes Meer sehnsüchtig

dahinfluthet. Der Contrast der scheinbaren Ruhe in dem still gespannten Gesichte zu jener lebenzitternden Bewegung des göttlich schönen Leibes ist von wunderbarer Wahrheit. Das Haupt ist nicht, wie bei jener anderen, in die Kissen gesenkt, sondern mit dem Oberleib aufrecht auf den linken Arm gestützt. Auf dem Lager steht das Hündchen, bellend gegen einen Falken, der auf einer Ballustrade sitzt. Hat er das Nahen seines Herrn verkündigt? — Gewiß! denn eben ist Amor herangeflogen und zu Häupten der Schönen stehend, und mit den Fingern seiner Linken ihre linke Brust berührend, kündet er der Harrenden mit schalkhaft eilfertigem Ausdrucke des Gesichtes das Nahen des Geliebten. Zu den Füßen ihres Lagers lehnt sein Köcher, schwer von Pfeilen. Nur zwei sind herausgenommen und liegen übereinandergekreuzt auf den Seidenpolstern zu den Füßen der Schönen, die eine Spitze ihr selbst zugekehrt, die andere in's ferne Freie hinausgerichtet, dem kommenden Geliebten entgegen. Die Landschaft der geöffneten Fernsicht ist von dem magischen Dämmerlichte des herabsinkenden Abends umflossen, der sich mit seinen rothbraunen Tinten über einzelne Theile des Vorgrundes lagert.

Bei der anderen sehen wir dagegen durch die offenen Fensterbögen in frische, blauende Morgendämmerung hinaus, deren Horizont sich schon leise zu röthen beginnt. Ein Blumentopf steht auf dem Sims des offenen Fensters, vor dem Fenster ein feingezweigter Akazienbaum. In seinen Zweigen und Blättern spielt der Hauch der Morgenlüfte, flüsternd mit ihnen von dem Geheimnisse, das sie in der Nacht belauscht. Grün ist der Teppich, der zu Häupten der träumerisch in sich versunkenen Schönen hängt; grün ist die Farbe der Hoffnung. Am Fenster die Mädchen vor der Truhe, wer sind sie? Die

eine trägt Gewänder auf der Schulter, die andere sucht dergleichen aus einer Truhe, vor der sie kniet. Es sind die Dienerinnen, welche ihre Herrin ankleiden wollen, denn es ist Morgen.

Die Schönheit ist die Glorie, der verklärende Heiligenschein der Sinnlichkeit in der Kunst, selbst in ihrer kühnsten Erscheinung. Darum fühlt man vor diesen Götterbildern und ihrer göttlichen Naturwahrheit keine Regung verlangender Begier. Wird doch jedes edle Gemüth am tiefsten gefesselt durch Vertrauen, das selbst im verwilderten Menschen oft noch die Macht des Schlechten und Gemeinen bricht. Das ist das Wort des Räthsels, die Lösung des Geheimnisses, warum der höchste Triumph der Kunst in der Darstellung hüllenloser Schönheit doch nicht die eigene, reale Sinnlichkeit in dem Beschauer erregt. Wer möchte die Unschuld eines solchen Vertrauens täuschen, das uns würdigt, im schönen Scheine ruhig dauernd uns dessen zu erfreuen, was in der Wirklichkeit kaum ohne Verletzung der Heiligkeit geschaut werden mag.

Die Köpfe sind durchaus Verwandte der Dresdener Venus Tizian's. Dieser Typus war ihm so geläufig, daß wir ihn selbst in seinen Madonnenbildern, z. B. in seiner Madonna mit dem Kinde im Venetianersaale der Uffizien, wiederfinden. Das unter dem Namen: La bella di Tiziano berühmte Portrait der Geliebten Tizian's in der Gallerie Pitti erscheint mir als das Originalmodell zu seinen Schönheitserklärungen. Wenn man dieses Rosenknospenköpfchen sieht, mit dem göttlichen Halse und Nacken auf den Marmorschultern, so begreift man, wie der Meister nicht widerstehen konnte, die Herrlichkeit des ganzen Leibes, von der Hülle des Seidenwulstes befreit, mit seinem Pinsel auf die Leinwand zu zaubern.

Es ist ein prächtiger Mensch, dieser Meister Tizian. In der Sinnlichkeit und ihrer schönheitvollen Wirklichkeit ist ihm so wohl, daß selbst seine Magdalena, die Büßerin, ihm unter der Hand zu ganz etwas Anderem wird. Dies volle, von üppigem Leben blühende Weib, das den Wellensturz der Locken mit der Rechten über der Brust und mit der Linken über den Schooß gebreitet niederfließen läßt — es ist vielmehr eine antike Ariadne, die ein Heros, ein Göttersohn verlassen, und ihr seine Umarmungen treulos entzogen hat. Darüber klagt sie zu den Göttern, und nur ein Gott kann und wird sie trösten. Auch diesen Akt leidenschaftlich bewegter, schöner Nacktheit konnte der Meister nur unter dem Schirm und Schutze des überlieferten mythischen Motivs, unter dem Schematismus einer heiligen, spiritualistischen Legende in Scene setzen. Die Kunst des Malers stand hier zu jener Zeit und ihrer Bildung fast in dem Verhältnisse des modernen Dramatikers zu dem Inhalte, den die herrschende Macht darzustellen dem Dichter verbietet oder erlaubt.

Sehr merkwürdig war mir die gleichfalls in der Gallerie der Uffizien befindliche Farbenskizze Tizians zu seinem Christus mit dem Zinsgroschen. So sorgfältig sie gearbeitet ist, fehlt doch noch viel von den schönen und feinen Zügen der ausgeführten Komposition. Der Pharisäer tritt hier noch mit dem ganzen Leibe hervor, und nimmt eben so viel Raum wie Christus in Anspruch. Sein Gesicht ist nicht sowohl gemein, als pfiffig herzlos. Auch der Charakter der Brutalität in Hand, Nase und Ohr fehlt noch. Christus Finger legen sich noch ganz über die Hand des Pharisäers hin, während der Gottmensch in dem Dresdener Bilde nicht einmal das Geldstück in der Hand des Versuchers mit dem ausgestreckten Zeige-

finger anrührt. Nun aber die Hauptsache, für mich eine Entdeckung. Tizian hat diesen wunderbaren Christuskopf, das Ideal des Gottmenschen, aus dem Leben genommen, wie selbst seine Madonnen die Züge der La bella di Tiziano tragen! Ein florentinischer Maler, der im Auftrage eines englischen Lords jene Skizze kopirte, widersprach mir, als ich ihm diese meine kleine Entdeckung mittheilte. Da führte ich ihn in das zweite Zimmer der Venetianer, wo in der linken Ecke einer Fensterwand das Portrait eines Malteserritters von Giorgione hing. Und so vollkommen, so sprechend war die Aehnlichkeit aller Züge des, nur um einen Gedanken mehr von leiser Röthe angeflogenen Gesichts, der Haltung des sanft geneigten Hauptes, des Haares und Bartes selbst, daß mein Florentiner gleich beim ersten Blick mit einem: ha ragione! (Ihr habt Recht) zurückfuhr. Giorgione war Tizian's Zeitgenosse, mit ihm in demselben Jahre (1477) geboren. Beide haben denselben Mann gemalt, der eine als Portrait, der andere die geistig edlen Züge zu seinem Ideale verwendend. Auch ist bekannt, daß der Christus mit dem Zinsgroschen zu Tizian's früheren Arbeiten gehört. Wunderbar ist es, daß ich stets bei dem Anblicke des Tizianischen Bildes dieses eigenthümlich Portraitartige zu finden geglaubt habe. Aber wie bezeichnend für Tizian ist die Gewißheit dieser Vermuthung.

In einem eigenen, großen, hellen Saale steht die Gruppe der Niobe und ihrer Kinder; leider auch gestört durch die Rubens, Honthorsts, Snyders und Van Dyks, deren kolossale Schlachtstücke und Schweinsjagden neben Madonnen und Glücksrittern die Wände bedecken, und den Blick des Beschauers inmitten der heiligen Stille dieser göttlichen Marmorbilder be=

unruhigen, in denen der schöne Tod in allen Nüancen, der Tod der hellenischen Welt der Schönheit verkörpert erscheint, in ewiger, nie verstummender Todtenklage! Hier sehen wir das schöne Heidenthum selbst in seiner höchsten Blüte und im Momente seines Unterganges in Marmor festgebannt, als versteinerte Ballade vor uns stehen, die nur des Dichters bedarf, um durch sein Zauberwort in lebendigen Tönen zu erklingen. Die Mutter und die erste Tochter hielt schon Winckelmann für die einzigen Reste alter Plastik, welche uns eine vollkommene Idee von der höchsten Blüte reinster, griechischer Kunst geben könnten. Seitdem sind die eigenen Werke des Phidias selbst für die Welt neu entdeckt worden. Aber diese Niobe allein ist durch sie in ihrer Herrlichkeit nicht gemindert worden. Vielmehr ist sie gerade, wie der sinnvolle Welcker sich ausdrückt, seit dieser Zeit in ein neues Licht getreten, durch die Ahnung der richtigen Aufstellung in der Mitte eines Ganzen, welches mit der tiefsinnigsten Kunst zu lebendiger, beziehungsreicher Einheit verbunden war. Von dieser Aufstellung läßt nun freilich die gegenwärtige, bei welcher die Figuren in zwei Reihen an den Wänden des Saales einander gegenüberstehen, keine Vorstellung gewinnen*). Allein es ist ausgemacht, daß alle bis jetzt bekannten Figuren der Niobiden, deren sich zahlreiche in den verschiedenen europäischen Museen befinden, nur auf die eine, durch den größten Meister erfundene Gruppe zurückgehen, und daß alle Wiederholungen einzelner Figuren

---

*) Die florentinischen Statuen, welche bekanntlich nicht das Ganze enthalten, wurden im Jahre 1583 vor Porta San Giovanni in Rom ausgegraben.

und Gruppen sich nur wie einzelne Rhapsodien zu dem Ganzen eines Epos verhalten.

Die Originalgruppe von Skopas oder Praxiteles schmückte ursprünglich das Giebelfeld eines griechischen, dann, von den Römern geraubt, eines römischen Apollotempels. Hier verkündete sie die Gewalt des Gottes und seiner erhabenen Schwester, als der Rächer jedes menschlichen, sich über die Schranken der Endlichkeit erhebenden Uebermuthes. Sieben Söhne und sieben Töchter der königlichen Niobe erliegen den Pfeilen der beleidigten Gottheiten. Die Aufstellung, wie sie pyramidalisch in dem Tempelfrontispiz zu denken, hat Welcker*) in seiner vortrefflichen Abhandlung überzeugend nachgewiesen. Niobe mit der zu ihren Füßen hingestürzten, ihr Haupt im Schooße der Mutter bergenden Tochter bildet den Mittelpunkt der ganzen Komposition. Sie ist an der Schwelle ihres Hauses zu denken, so, daß der Hintergrund derselbe war, „an welchen die Alten in ihren theatralischen wie auch in den moralischen Darstellungen gewöhnt waren.“ Ihre Kinder fliehen von beiden Seiten her, theils schon getroffen, theils sich entsetzenvoll umschauend nach den schwirrenden Todesgeschossen, dem schützenden Dache zu, und in demselben Momente, ehe noch eins die Pforte erreicht hat, von der die Mutter das grause Schauspiel übersieht, ist es auch vollendet, oder wird es doch im nächsten Augenblicke vollendet sein.

Es ist eine feine Bemerkung des schon erwähnten Kunstforschers, daß an dem vergrößerten Maße, in welchem die Gestalt Niobe's, als der Hauptperson, umgeben von den er=

---

*) Ueber die Gruppirungen der Niobe und ihrer Kinder von F. G. Welcker. Bonn 1836.

wachsenen Kindern, erscheint, die Bedeutung des Kolossalen in der Sculptur klar wird. Indem sie die Kniee einbiegt, um das Kind aufzuheben, über welches sie sich zugleich schützend vorbeugt, wächst ihre Gestalt, gerade indem sie an Höhe zu verlieren scheint, in der Vorstellung des Beschauers noch über das wirkliche Maß hinaus.

Unendlich verschieden ist der Ausdruck der Niobe von den verschiedenen Kunstkritikern aufgefaßt worden. Während einige, wie Ramdohr: starre Furcht, entseelte Angst, den Uebergang zu ohnmächtig schlaffer Verzweiflung wahrnehmen, andere, wie Schlegel, ihr Gesicht als „in Thränen schwimmend voll Betrübniß und Angst" bezeichnen, spricht Feuerbach in seinem Vatikanischen Apoll einen ganz entgegengesetzten Eindruck aus. „Auf die ruhige, kalte Maske ihres Hauptes ist die schreckliche Gewißheit geprägt, daß die Rache des Himmels nun gesühnt ist. Für keins ihrer Kinder ist diese Mutter mehr vorhanden, wie keins ihrer Kinder mehr für sie. Ihr Schirmen des Jüngsten ist nur bewußtlose Nöthigung der Natur, sie selbst mit ihrem emporgerichteten Haupte die schweigende, versteinerte Niobe des Aeschylus, die durchgeführte, tragische Maske." Keinen von diesen Eindrücken kann ich den meinigen nennen, obschon jeder etwas Richtiges enthalten mag. Denn in diesem wunderbaren Werke ist es der Kunst des göttlichen Bildners gelungen, das Nacheinander der blitzschnellen Uebergänge als ein Nebeneinander derselben so darzustellen, daß neben den Empfindungen der von angstvoller Verzweiflung beim Anblicke des namenlosen, zerschmetternd über sie einbrechenden Jammergeschicks erfüllten Mutter, zugleich das Bewußtsein der Heroine, der Königin nicht verloren geht, welches selbst im Unterliegen gegen die allmächtigen, von ihr beleidigten Götter sich behauptet.

Diese Symbolik ineinander übergehender Seelenzustände ist es, die nach Welcker's treffendem Ausdrucke uns in derselben Gestalt, bei der furchtbaren Ueberraschung durch das erbarmungslose Geschick, den natürlichen und angewohnten Muth und Stolz der hohen Frau noch in demselben Momente zeigt, wo beide zusammensinken werden. Sie ist es, die uns zu gleicher Zeit „den Ausbruch der Thränen, die nie versiegen sollen, die thätige, großherzige Mutterhülfe, die Kraft, die dem Erstarren nicht wehren, doch nicht zum Unterliegen kommen lassen kann," vor die Seele führt. „Wir sehen noch die Niobe, welche glücklich war, in der stolzen Haltung des Armes, und in dem Anstande, der Art von Zierlichkeit selbst, die durch Gewohnheit und Sitte zur anderen Natur werden; und zugleich, indem unser Blick immer wieder von der Gestalt und von der ganzen Gruppe auf das Antlitz, als auf den Mittelpunkt des Ganzen, zurückzukehren gezwungen ist, fühlen wir, wie bald sie in Thränen zerfließen wird." In der unendlichen Tiefe dieses erhabensten Schmerzes, der die ganze Gestalt durchzittert, sehen wir gleichsam die Niobe vorgebildet, welche erstarren soll zum einsamen, epheuumschlungenen Felsen, von dem rastlos rieselnde Quellen herabrinnen, und dessen Scheitel ewiger Schnee in seine dichten Schleier hüllt. Der Bildhauer Wagner in Rom, der gegen die Frontispiz-Aufstellung der Gruppe geschrieben hat, vermißt in einer solchen Aufstellung die pfeilesendenden Gottheiten, für die allerdings bei derselben kein Raum gedacht werden kann*). Dieser baierische Phidias, der sich die Gruppe ohne Anwesenheit der Urheber der Jammerscene nicht vorstellen

*) Dies hat Thiersch in seinem Buche: Epochen der bildenden Kunst 2c. S. 316, 317 vortrefflich entwickelt.

kann, ruft in seiner Naivetät aus: „könnte man nicht eben so wohl glauben, die Gruppe stelle eine Mutter vor, die mit ihren Kindern giftige Erdschwämme genossen, deren schädliche Wirkung sie bereits empfinden? Einige von den Kindern sind schon dem Gifte erlegen, andere laufen Hülfe suchend ängstlich umher u. s. w.“ Man muß gestehen, der Mann hat auf eigene Art für seine Unsterblichkeit gesorgt. Denn sicherlich wird die Kunstgeschichte diese originelle Phantasie barbarischer Roheit nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen. Und so mag sie denn auch in diesem Briefe als modernes Satyrdrama neben der antiken Niobetragödie ihren Platz behalten.

Wenn man, wie Welcker bemerkt, schon im sechszehnten Jahrhunderte die Niobiden ohne die Götter sogleich erkannte, als man ihre verstümmelten Trümmer aus dem Schutte der römischen Erde hervorzog, so wird es sicher den Alten nicht schwer gewesen sein, diese hinzuzudenken. Und eben so wahr ist, was derselbe Kritiker hinzusetzt: neben dieser Niobe würde selbst der Vatikanische Apoll alle Hoheit einbüßen; er würde von der Macht dieser untergehenden Niobe erdrückt werden, anstatt als der Rächer ihres Uebermuthes zu erscheinen; eine Bemerkung, durch welche jede Zusammenstellung der Niobidengruppe mit den Bildern der rächenden Gottheiten für immer abgewiesen bleibt*).

---

*) Ausführlicheres über die Niobidengruppe findet man in meinem Buche: Torso, Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. Th. 1. S. 372—386. (Spätere Anmerk. 1862.)

Man hat so viel von dem fördernden Einflusse des Katholizismus auf die Kunst geredet, protestantische Künstler sind katholisch geworden, aus Sorge für ihr Seelenheil und ihre Kunst zugleich. Und doch, ist es nicht merkwürdig, daß gerade in dem Lande, wo sich der Katholizismus der ungestörtesten Alleinherrschaft erfreut, alle altkatholische Kunst und ihre Innigkeit völlig verschwunden ist? Wo ist der große Maler, den in den letzten hundert Jahren Florenz, Italien überhaupt, hervorgebracht hätte? Alles, was ich hier von neueren Bildern in Kirchen und Kapellen sehe — die meisten Maler sind fabrikmäßige Copisten der Gallerieschätze für reiche Fremde — ist nur ein Ausdruck der ausgehöhlten Aeußerlichkeit, zu welcher die tiefe, erfüllte Innerlichkeit des Mittelalters herabgesunken ist. Es ist der Schmerz über diesen Abfall und die Sehnsucht nach der Wiedererweckung des verschwundenen, und nur in der Kunstverklärung lebendig erhaltenen Ideals jener ächten christkatholischen Zeit, welche Gemüthsmenschen, die talentvolle Künstler aber schwachen Geistes sind, in Italien zum Katholischwerden bringt. Für mich liegt Poesie des katholischen Kultus hier in Italien nur noch in dem Anblicke einzelner Beter, namentlich in den Greisen und Greisinnen aus dem Volke, mit Gesichtern, die an Fra Bartolomeo's und Andrea del Sarto's Gestalten erinnern, wie deren mir manche in der Abendstille der Kirchen an den Altären oder in den Vorhallen knieend begegnen.

Müde vom Sehen ging ich Abends in die Kirche Santa Maria Novella, die Michel Angelo seine Braut nannte. Arbeiter waren beschäftigt, Säulen und Wände des rothdamastenen, goldbefranzten Festschmuckes zu entkleiden, mit dem man zu Ehren des Frohnleichnamsfestes das ganze Innere über-

zogen hatte. An die Kirche stößt das schöne Kloster der Dominikaner. Dahin flüchtete ich vor dem störenden Lärm der Hammerschläge und der fallenden Bretter und Latten. In diesen Hallen und Kreuzgängen, in diesen stillen Klosterhöfen und hochummauerten Gärten, unter vielhundertjährigen Marmorgräbern, Inschriften, halbverblichenen Freskobildern an den Bogenwänden, lebt und webt noch die Poesie des Katholizismus. Einzelne Mönche in ihren weiten Kapuzen wandelten baarhaupt und gesenkten Blickes, Gebete murmelnd, an mir vorüber. In einem der kleineren Höfe ließ ich mich nieder. Es war ein enger Raum, vielleicht nicht größer, als hundert Fuß ins Gevierte. Hohe Bogengänge mit schmucklosen Steinwänden umgaben einen viereckten, auf allen Seiten von den hohen Mauern der Nebengebäude umschlossenen, grünen Platz, ohne Buschwerk und Blumen und sonstige Gartenzier. Aber aus seiner Mitte stieg eine riesige Cypresse, deren nackter Stamm wohl über vierzig Fuß hoch sein mochte, mit ihrer dichten Laubpyramide einsam zum Himmel empor: wie ein freiheitsuchender Gedanke aus der dumpfen Enge der Umschließung sehnsüchtig sich in die Lüfte erhebend. Leise Abendwinde wiegten kaum merklich die schlanke Spitze hin und her. Ein lichtes Wölkchen, goldumsäumt im Glanze der untergehenden Sonne, schwebte hoch über ihr am dunkelblauen Himmel. Einzelne Vögel schossen wie Strahlenpfeile über die Dächer dem grünen Kegel ihrer Behausung zu, und verschwanden leise zwitschernd in seiner dunkelen Umschließung. So stand der Baum wie ein einsamer Denker in dem engen Gefängnisse dieser Klostermauer. Im Anschauen dieses in seiner Art einzigen Genrebildes versunken, weilte ich lange, und übersah, daß im Schatten einer Säule auf der niederen Steinbrüstung

des Ganges sitzend, ein einsamer Mensch sein abgezehrtes Antlitz flehend auf mich gerichtet hielt. Als ich ihm näher kam, bat er leise mit schüchterner Handbewegung — denn in Florenz ist das Betteln scharf verboten — Signor per carità! muojo di fame! Ein Verhungernder inmitten dieser reichsten Stätte christlicher Barmherzigkeit neben der Kirche, deren prunkende Kunstschätze und Kleinodien Millionen werth sind, in diesen Hallen, wo der fromme Müssiggang fetter Mönche sich mästet! — das ist Italien!

Am Tage nach dem großen Kirchenfeste floß der Regen in Strömen, so daß der hochangeschwollene Arno im schmutzigen Bronzegelb mit rasender Wuth durch die Brückenbogen schoß, als ich über den, mit den Werkstätten der Goldschmiede besetzten Ponte vecchio dem Palaste Pitti zuwanderte. Die ältesten Leute können sich eines so anhaltend nassen und rauhen Frühlings nicht erinnern.

Der Palast Pitti steht auf der Höhe eines großen, mäßig ansteigenden Platzes, und macht in der grandiosen Einfachheit seiner schmucklos a la rustika zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß*) übereinandergethürmten Felsblockmauern einen wahrhaft imponirenden Eindruck. Diese unregelmäßig regelmäßigen, zehn bis zwölf Schritt langen Felsenmassen bilden durch die scheinbare Disharmonie, in welcher sie zu der

*) Die innere Hoffaçade hat 110—115 Fuß, die äußere etwelche Fuß mehr, und diese ungeheuere Höhe ist auf nur drei Rotunden vertheilt. (M. Rohl, Skizzenb. 99.) (1873.)

zierlichen Form des Ganzen stehen, die schönste Harmonie. Der ganze gewaltige Bau, jetzt Residenz der Herrscherfamilie, gleicht eher einer mittelalterlichen Schutz- und Trutzburg, als einem modernen Residenzpalaste, und versetzt den Beschauer in jene kriegerische Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, in welcher ihn ein mächtiger Bürger der Republik, der Gonfaloniere Luca Pitti, durch den Meister Brunelleschi erbauen ließ. Er nimmt mit seinen beiden vorspringenden Seitenflügeln eine Breite von drittehalbhundert Schritten ein.

In der Gallerie ging ich zuerst den Spuren Rafael's nach, von dem sie neun Werke enthält. Die Madonna della Seggiola, das Original zu der Dresdener Copie. Das sinnend schwermüthige Haupt gelehnt über den Kopf des geliebten, göttlich ernstblickenden Kindes, dessen Leib sie umschlingend an sich drückt, scheint sie mit ihren ernsten, tiefen Augen zu sagen: „Ihr werdet ihn mir tödten!" — Santa Famiglia dell' Impannata. Die Madonna sitzt an einem Fenster; rechts zu ihren Füßen, auf seinem Pardelfelle, Johannes der Täuferknabe. Sie hält auf dem Schooße das Kind, welches seinen Fuß in ihre linke Hand setzt, während es mit der rechten Hand sich an dem Saume ihres Gewandes über der Brust hält, um sich ihr auf den Schooß zu schwingen. Was die Frauen sagen, die Alte und die zeigende Junge links zu den Füßen, das Dramatische des Vorganges, verstehe ich nicht ganz. — Madonna della Lacertola (Copie Giulio Romano's). Eine überaus feine, sinnige Komposition. Das heiter spielende Jesuskind strebt, auf dem Bettchen der Wiege stehend, aus der haltenden Hand der Mutter dem Täuferknaben entgegen, der ihm das Band mit der Aufschrift: ecce agnus dei zeigt. Gegenüber dieser Wiege, aus der das junge

Christenthum emporblüht, steht eine zerbrochene, antike Säule, aus deren Trümmern eine Lacerte hervorschlüpft, und eine verstümmelte Ara, an deren einer Ecke der kopflose Leib einer Venus. Zu den Füßen der Madonna blüht eine Lilie und kriecht eine Schnecke halb aus ihrem Häuschen hervor. Ueber dem antiken Tronk lehnt als Nebenfigur der heilige Joseph. — Papst Julius II., würdiger, greiser Kriegerpriester. — Papst Leo X., wohllebiger, kapaunfetter, behaglicher Ausdruck des Kopfes, dem die dunkelrothe Sammetkappe sich recht behaglich an die Ohren legt. Er ist im rathpflegenden Gespräche mit zwei Kardinälen, von denen der linke ein ächtes, schwarzes, pfiffigkluges Italienergesicht. Ob sie wohl über den Wittenberger Mönch verhandeln, von dessen Beginnen der zweite Kardinal Meldung zu thun scheint? — Magdalena Doni, ein Gesicht voll tiefsten Lebensschmerzes (ähnlich dem Dresdener Portrait der Herzogin Eleonore, Cosmo I. Gemahlin, angeblich von Angelo Bronzino), mit jenem Leidenszuge, der sich in Rafael's weiblichen Portraits fast überall wiederfindet. Auch fehlt nicht die große Perlenthräne an dem einfachen Schnürchen auf der Brust. — Angiolo Doni, ein Portrait mit demselben spiritualistischen Leidenscharakter. — Ezechiel's Vision, kühnste, ächt michelangeleske Komposition. — Madonna del Baldachino. Von beiden Seiten ziehen Engel, luftig schwebend, der eine niederwärts zu den unteren Beschauern, der andere aufwärts zur Madonna blickend, den Vorhang hinweg von dem Baldachin, auf dem die Jungfrau mit dem Kinde erscheint. Das Kind greift mit der Linken nach der Mutter Busen, mit der anderen hält es die Spitze seines rechten Füßchens, und sieht lächelnd zu dem Apostel Petrus herab, während die göttliche Mutter, die halb=

geschlossenen Augen niedersenkend, dem spielenden Kinde mit der linken Hand zu wehren scheint. Die ächt menschliche Naivetät der Auffassung des Ganzen, und der holdselige, jungfräulich mütterliche Ausdruck in dem Antlitze der Madonna sind von unbeschreiblicher Wirkung. Links Petrus und ein anderer Heiliger, rechts Pilger in sinnender Andacht; und ein Bischof aus dem Bilde heraus den Beschauer anblickend scheint zu fragen: „Nicht wahr? das ist eine holdselige Mutter Gottes?"

In einem der Nebenzimmer hängt unter Nr. 245 das Portrait einer halbverschleierten Römerin, in Lebensgröße, halbe Figur, von einem ungenannten Maler, ausgezeichnet durch die sprechende Aehnlichkeit mit Rafael's Sixtinischer Madonna.

Von Rafael nur einen Blick auf seinen Lehrmeister, Pietro Perugino, dessen schönstes Oelbild diese Sammlung bewahrt. Es ist eine Anbetung des Kindes durch die Madonna, hinter ihr der knieende Johannes. Die Landschaft mit dem ganz grünen Himmel ist durchaus lyrische Stimmungslandschaft. Das vorwaltende Princip ist noch das antike der Farbenharmonie. In dem ganzen Bilde sind außer der Carnation nur Roth und Grün zu sehen. Nur allmälig ist das naturalistische Princip der Naturnachahmung zur Anwendung und Geltung gelangt.

Von Leonardo da Vinci entzückte mich ein weibliches Bildniß, rein, edel, groß und von hinreißender Seelenschönheit, ein Gesicht, zu dem man immer wieder zurückgezogen wird. Es ist ein schmerzverklärtes Antlitz mit Augen, welche thränenvolle Leidensnächte kennen. Sie trägt schwarzes Wittwengewand, in der Hand ein kleines Gebetbuch, keinen Schmuck

im Haare, an Hals und Brust, nur einen Goldreif am Finger. Das einzige Weiß ist im Spitzenstreife am Busen, und im Schleier, der ihr vom Haupte niederfließt.

Drei Kreuzesabnahmen von Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto und Ludovico da Cigoli ließen mich einen Blick in die Oekonomie der Komposition bei den verschiedenen Meistern thun. In dem Bilde des ersteren sind nur drei Personen um den Leib des vom Kreuze schon herabgenommenen Erlösers beschäftigt. Eine weibliche Gestalt, im tiefsten Schmerze zu den Füßen des Todten hingegossen, hält sie umschlungen. Die Mutter, die linke Hand haltend und den Kopf sanft umfassend, eine christliche Niobe im edelsten Schmerze, nimmt die Mitte ein. Zu Häupten den Leib aufstützend eine dritte weibliche Gestalt. Das Ganze in brennender Farbenglut, die edel einfachste Komposition. Bei Andrea del Sarto finden wir sieben Personen um den herabgenommenen Leib beschäftigt. Zwei Jünger stehend zu beiden Seiten, die Mutter in der Mitte, zu Füßen zwei, zu Häupten eine weibliche Figur. Bei Cigoli sehen wir den Akt der Kreuzesabnahme selbst, in unruhig bewegter Handlung. Was kann da gefühlt und ausgesprochen werden, als die Sorge, daß der theure Leib nicht entgleite und stürze! Das Gemälde hat zehn Figuren.

Im runden Cabinete steht Canova's berühmte Venus, die dem Bade entstiegen, das Haupt scheu umblickend nach links gewendet, den vorderen Theil des Leibes mit dem Badetuche bedeckt. Wie kann ein Künstler so wenig die Religion, den heiligen Geist der Schönheit begreifen, daß er die ihrer himmlischen Schönheit bewußte Göttin der Liebe, wie eine überraschte Coquette zusammenfahren und angstvoll Brust und Leib mit Armen und Gewandung bedecken läßt! Diese moderne

Venus verdient alle die Vorwürfe, welche der Medizeerin mit Unrecht gemacht sind. Solche Darstellung des Nackten ist gerade das Gegentheil dessen, was sie sein will. Ihr Eindruck ist gemein sinnlich statt göttlich unschuldvoll zu sein, erniedrigend statt zu erheben. Wenn die Schönheit in strahlender Göttlichkeit dem unendlichen, erdumfassenden Elemente entsteigend sich den Blicken der Menschen offenbart, was soll da diese armselige Keuschheitspantomime, die schon das Sündenbewußtsein verräth!

Abends bis nach Mitternacht im Theater Pergola. Sie gaben die Opera seria Jeanne d'Arc von Verdi, nebst einem eingelegten Ballet, die Willy's, das allein gegen anderthalb Stunden dauerte. Für die Italiener schien indessen dies Ballet, welches mir die ganze Oper verdarb, die Hauptsache. Die erste Tänzerin riß das gesammte Publikum zu einem Beifalle hin, dessen Aeußerung gar kein Ende nahm. Es ist ein wunderlich klingendes, ächzendes, wolluststöhnendes Ah! und Eh! welches langgezogen und zuletzt kurz abgestoßen den weiten Raum durchhallt. An Aufmerksamkeit in unserem Sinne ist bei der Vorstellung nicht zu denken, das Theater ist nur ein allgemeiner Conversationssalon im größten Style. Sie haben den Sinn für ein Ganzes nicht oder nicht mehr. Nicht das wahrhaft Schöne, einfach Tiefe, Seelische in Gesang und Komposition beklaschten sie, sondern allein das Virtuosistische, Kunststückartige irgend einer einzelnen Leistung. Es ist doch ein gesunkenes Geschlecht, das sich an diesen unzüchtigen Schamlosigkeiten eines Ballets begeistern mag, dessen Hauptaufgabe darin besteht, durch die scheinbar unmöglichsten und unnatürlichsten Bewegungen und Stellungen die möglichst weite Entblößung der Leiber zu Tage zu fördern. Auch hier

im Ballete ward immer nur das Seiltänzerische, nicht das wahrhaft Schöne con fanatismo bejubelt. In Summa bleibt es bei der oft ausgesprochenen Thatsache, daß das Anhören einer oft gegebenen Oper in Italien für den musikliebenden, an deutsche Stille und Aufmerksamkeit gewöhnten Fremden eine Marter ist, die ich mir nicht oft zu bereiten gedenke. Erfreulicher war mir dagegen ein Aufsatz in der heutigen Nummer der hier erscheinenden Rivista über Schiller's Don Karlos, und ein zweiter über die Entwickelung der italienischen Literatur, mit Rücksicht auf die deutsche Geistesentwickelung durch Lessing, Kant, Schiller, Goethe, Schelling und Hegel, voll verehrender Hochachtung für diese Heroen, obschon der Verfasser von der Hegel'schen Philosophie in ihren Consequenzen nichts wissen wollte. Auch ließen einige Lücken und Zusammenhanglosigkeiten auf starke Censurstriche schließen.

Beim Hinabsteigen aus den Uffizien trat ich gestern auf eine Stunde in den Gerichtssaal der Audienza ein, wo gerade ein Prozeß wegen Auflehnung gegen die Civil- und Militairgewalt öffentlich verhandelt wurde. Die Angeklagten, dreizehn an der Zahl, meist Sienesen, saßen alle auf Stühlen ihren Richtern gegenüber, in der Mitte ihre drei Vertheidiger in der Robe mit Schärpen. Es gab die lebhafteste Diskussion hin und her, bei der zuweilen drei bis viere zugleich redeten. Dann Zeugenverhör der Soldaten. Ein dichtgedrängter, gespannt aufmerksamer Hörerkreis umgab die Schranken. Selbst dieses Volk hat öffentliches Verfahren!

Höchst belohnend war heute ein Ausflug nach dem benachbarten Fiesole. Durch die Strada larga zur Porta di San Gallo hinaus, bei dem Triumphbogen Kaiser Franz I. vorbei, führt ein Zickzack von Gartenwegen, die Manzoni so bezeichnend *sepulte* fra due mure (begraben zwischen zwei Mauern) nennt, höher und höher hinauf zu den Bergzügen, welche das Thal von Florenz begränzen. Jeder Rückblick von dem, in zahllosen Schlangenwindungen sich um die Berge schlingenden Wege gewährte neue, entzückende Ansichten. Ueberall, so weit das Auge reicht, in dem ungeheuren Thalkessel alles mit Gärten, Weinbergen und Landhäusern besäct. Hohe Myrthenbäume, blühende Rosenhecken Thore und Mauern umschlingend, Pinien und Cypressen zwischen Maulbeer-, Feigen- und Oelbäumen; Eichen und Ulmen mit Wein umrankt. Auf der Höhe links ein Kloster mit offenen Loggien, und hoch oben wie ein Adlerhorst das uralte Fiesole, mit seinen etrurischen Mauerresten. An den Kirchen ist nicht viel zu sehen, desto mehr von der Terrasse des Gartens der Kapuziner, von wo man das schönste Panorama Oberitaliens vor sich ausgebreitet sieht. Florenz mit der hochragenden Kuppel des Domes und dem schlanken Thurme des Palazzo vecchio schien, von dieser Höhe herab gesehen, selbst nur die Rose in dem Prachtbouquet von Gärten, Villen und Weinbergen, welches aus der grünen Schale dieses herrlichen Thales emporquillt. Ich kann es dem Lorenzo von Medizis nicht verdenken, daß er hier gern im Kreise seiner Dichter und Weisen von den Mühen des Staatslebens ausruhte.

Eins aber fehlt diesen italischen Landhäusern und Gärten: deutsche, genießliche Belebtheit durch ihre Besitzer. Der Italiener liebt die Stadt, und hat von deutschem Land- und

Gartenleben keinen Begriff. Außer den Cascinen, die auch für einen Spaziergang etwas zu weit von der Stadt entfernt liegen, ist um ganz Florenz kein öffentlicher Garten oder Lustort zu finden. Die hochummauerten Gartenwege aber haben etwas melancholisch Düsteres, beklemmend Einsames. Stundenlang kann man zwischen diesen Mauern fortwandeln, ohne einen freien Platz zur Umschau zu gewinnen.

Abends noch ein Gang in die Basilika von Santa Croce, dieses Pantheon von Florenz, wo die Grabdenkmale seiner großen Geister: Michel Angelo, Dante, Filicaja, Alfieri, Lanzi, Machiavelli, Galileo Galilei auf uns herabschauen. Onorate l'altissimo poeta! ruft uns die Inschrift über Dante's Kenotaph zu. Tanto nomini nullum par elogium! heißt es auf Machiavelli's Denkmal. Alfieri's Monument von Canova hat eine Deutsche errichtet. Die Gräfin Aloysa Stolberg-Albani setzte es ihm im Jahre 1810, wie die Inschrift sagt. Auch ihre eigne Ruhestätte ist neben dem Geliebten, dessen begeisternde und schützende Muse sie im Leben gewesen war. Aber vor allen rührte mich Galilei's Denkmal. Ja! „sie bewegt sich," die Welt, auch die geistige, sie wandelt ihre Bahn zum Ziele reiner Menschlichkeit, das zeugt mir dein Anblick, du edelster Dulder! Sie haben dich in Fesseln geschlagen, die Götzenpfaffen, dich gemartert und gefoltert, dich zum Abschwören der sonnenhellen Wahrheit gezwungen, Blindheit und Siechthum über deinen sterblichen Leib gebracht, aber sie haben es nicht hindern können, daß kaum ein Jahrhundert, nachdem du dein müdes Haupt zur Ruhe legtest, eine von deines Geistes Klarheit erleuchtete Nachwelt dich in ihrem eigenen Tempel hinstellte als einen wahrhaften Heiligen des göttlichen Menschengeistes, als: geometriae, astronomiae,

philosophiae maximus restitutor, nulli aetatis suae comparandus, daß sie dir, der „ewigen Zier des Vaterlandes" ihr hic bene quiescat! in Goldschrift auf deinen Sarkophag setzte, und mit diesem deinem Denkmale dein: Epur' si muove in Marmor vor uns hinstellte. O glückliche Zeit, wenn einst nur die Heiligen deines Gleichen die Tempel der Menschheit füllen werden! Strauß hat den Kultus des Genius nicht erfunden. In dieser florentiner Kirche ist er längst eine Wirklichkeit geworden.

Die Gemäldegallerie in der Akademie der schönen Künste ist für das Studium der italischen und besonders der florentinischen Kunstgeschichte von der höchsten Bedeutung. Hier kann man in einer erlesenen Reihe von Meisterwerken Cimabue und Giotto, Fra Filippo Lippi und Fiesole, Lorenzo Credi und Sogliani, Sandro Botticelli und Ghirlandajo, Fra Bartolomeo und Andrea del Sarto, und vor allem den liebenswürdigen Perugino kennen lernen. Aber ein Paar Stunden sind allzuwenig, um sich bei so einem ersten Sehen zurecht zu finden auf diesem hohen Meere von Schönheit. Man fühlt die Wellen über sich zusammenschlagen, und hört zuletzt nur ein wirres Durcheinandersausen und Brausen. Förster's Handbuch ist freilich von unentbehrlicher Verdienstlichkeit für den Reisenden, und doch läßt es gar manchen Wunsch übrig. So fand ich heute in den Uffizien zwei Tizian's übergangen: ein Portrait des Medizeers Giovanni del Bandinello, aus

der Erinnerung gemalt nach dem Tode dieses jungen Kriegsherrn. In voller Rüstung steht er vor uns da, ein prachtvoller Kopf, ähnlich dem zürnenden Achill aus dem pompejanischen Wandgemälde, und zugleich dem jugendlichen Napoleon. Das zweite Bild ist eine vortreffliche Skizze der Darstellung eines siegreichen Kampfes der Venetianer über die kaiserlichen Deutschen. Das Mordgewühl wälzt sich in rasender Wuth über eine Brücke. Mein Florentiner behauptete, es sei die Farbenskizze zu einem untergegangenen großen Freskogemälde des Meisters. Von einem Correggio in der Tribüne heißt es bei Förster: „Maria das Kind anbetend." Aber wie naiv und lebendig, wie fern von aller spiritualistischen Transcendenz hat der Maler die Scene aufgefaßt! Maria knieet sich (ich wähle diesen Provinzialismus, weil er allein bezeichnend ist) zu dem Kinde hin, welches auf einer Marmorstufe nackt auf seinen weißleinenen Lagerdecken liegt. Es hat die bedeckenden Hüllen glücklich mit den Füßchen von sich abgestrampelt, und zappelt lächelnd im heitersten Erwachen mit der einen Hand und schwerfälliger mit den Beinchen der Mutter entgegen, welche ihre Hände wie verwundernd ein wenig auseinander breitet, und mit einem Gesichte voll reinster Mutterseligkeit zu ihm zu sprechen scheint: „Bist du schon munter, mein liebster Engel du?" Das ist die „Anbetung des Kindes," wie wir sie täglich von liebenden Müttern ihren Kindern dargebracht sehen, oder vielmehr: Es ist staunendes Anbeten des unbegreiflichen Wunders des erzeugten Lebens, des Wunders der Menschwerdung. Schöneres konnte der Maler nicht malen, und ein Beschauer, der zufällig nichts von dem christlichen Mythus wüßte, würde eben nur dies und nichts anderes in dem Bilde dargestellt erblicken; denn das reinste Menschliche ist eben auch

das Göttliche. Das predigen mir hier die alten christlichen Maler auf Tritt und Schritt, wie es Platen sang in seiner „Madonnenverehrung:"

Längst zwar trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus,
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gotts.

III.

Von Florenz nach Rom.

Manche Straße schon zog der Wandrer, aber noch niemals
Bebt ihm das Herz wie auf dir, heilige Straße nach Rom.

Florenz, 31. Mai.

Als ich gestern Nachmittag mein Briefpacket in den marmornen Löwenrachen der Post fallen sah, betete ich im Herzen um einen gesegneten Ein- und Ausgang. In der Ferne entläßt man Briefe mit einem aufgeregteren Gefühle als daheim. Und hier in Italien muß ich immer an Niebuhr's Klagen und Verwünschungen über die schmählichen Brieferbrechungen denken.

Jetzt sitze ich und erwarte meinen Vetturin, Signor Luigi Baccioni, um den Contract für die Fahrt nach Rom über Siena abzuschließen, für welche ich nur die Fortdauer des bisherigen kühlen Wetters wünsche, doch ohne zu viel Regen, da mein erwählter Cabrioletplatz nicht allzuwasserdicht scheint. Dafür habe ich mir aber auch den Alleinbesitz des Cabriolets ausbedungen, um möglichst ungestört beobachten zu können. Wenn ich der Unterhaltung bedarf, habe ich den Vetturin, einen feinen, bescheidenen Florentiner, der mir überdieß den Vortheil gewährt, mein Italienisch zu üben.

Heute also ist mein letzter Tag in Florenz. Die Stadt ist so schön, so reich und herrlich, daß ich dieselbe nicht so bald verlassen würde, müßte ich nicht eilen, noch vor Aus-

bruch der Hitze Rom zu erreichen, wohin es mich denn doch mit unwiderstehlicher Gewalt treibt und zieht. Wie vieles ist hier noch zu sehen, was ich nicht gesehen habe, weil ich mich nicht abhetzen und lieber Weniges gut und ganz sehen will. Doch habe ich ja auch die sichere Aussicht des Wiederkommens, worauf ich zum Ueberflusse noch den vortrefflichen St. G.'s mein Wort gegeben habe, deren Freundschaft mir diese letzten Tage meines florentinischen Aufenthalts so genußreich verschönt. Gestern trafen wir uns verabredeterweise auf San Miniato. Das ist ein Kloster mit einer Kirche auf einer ziemlich steilen Berghöhe, westlich außerhalb der Stadt, wunderbar schön und romantisch gelegen. Es hatte fast den ganzen Tag geregnet, und oben wehte eine frische kräftige Luft. Tief unten im Thalkessel lag die Stadt, umqualmt von grauer Nebelluft. Ringsum die Berge grau und grauer bis zum finstersten Schwarzblau. Oestlich barg eine hellere, weißfahle Nebelbank alle Gebirgszüge den Blicken. Ein Streifen des Arno schimmerte gelbglitzernd zwischen Gärten und Häusern hervor. Wir traten durch ein finsteres Thorgewölbe in den grasbewachsenen Klosterhof. Die Kirche uralt, von wunderlichem Bau, umringt von der Festungsmauer und gebrochenen Bastionen, alles dicht umrankt von wuchernden Epheugewinden mit blühenden Rosensträuchern. Ein kolossaler, baumdicker Rebstock hat sich um die ganze Vorderseite der Kirche geschlungen. Am Giebelfelde leuchtete ein alterthümliches, sehr beschädigtes Mosaik. Die Halbsäulen von schwarzem Marmor mit antiken Capitälen. Denn wie die ältesten Christenkirchen meist auf den Stätten heidnischer Tempel stehen, so hat man auch deren Säulen und sonstigen Schmuck in den Dienst der neuen Tempelbauten genommen, wie die Römer ihrerseits gar manche der schönen

Säulen und Skulpturwerke zu ihren Tempel-, Triumph- und Prachtbauten aus Griechenland zusammenraubten.

Napoleon verjagte die Mönche, welche jetzt wieder von dieser schönen Höhe auf die Stadt der Freude und des Genusses hinabschauen. Ha fatto bene! setzte der Begleiter unserer Freunde hinzu, ein prächtiger, feiner, italienischer Kopf. „Jetzt sind die Pfaffen auch bei uns, wie in ganz Italien, wieder oben auf," setzte er mit einem Seufzer hinzu. Das scheint allerdings, so weit ich jetzt urtheilen kann, nicht unrichtig. Jeder zweite Tag, den ich hier verlebe, ist ein Prozessions- oder Festtag. „Ohne die ungeheuersten Hülfsquellen seines Bodens und ohne die Fremden, welche Millionen in Umlauf setzen, müßte der fressende Krebsschaden von Armuth und Bettelei längst den völligen Ruin des Landes herbeigeführt haben!" meinte neulich Hr. von Saint Georges.

---

31. Mai Nachts.

Der heutige letzte Tag in Florenz beschloß in der schönsten Weise mit einem reinen Vollklange die Symphonie meiner florentinischen Tage. Noch einmal ging ich, nachdem Alles zur morgenden Abreise gerüstet war, in die Gallerien Pitti und degli Uffizi, um von dem Schönsten, was mir in ihnen theuer geworden, Abschied zu nehmen. Als zum letzten Male — schon ein Paar Mal war ich immer wieder zurückgekehrt — meine Augen, ehe ich die mit grünem Tuche ausgeschlagene Thür der Tribüne hinter mir zaudernd und langsam in's Schloß gleiten ließ, auf den Marmorbildern und auf den

beiden Venusgestalten Tizian's weilten, da war mir's als lebe des Meisters Werk, und ein Schmerz überkam mich, als trenne ich mich von lebendigen, fühlenden Wesen.

Nachmittags fuhren wir mit Herrn und Frau von St. G. zur Porta Romana hinaus nach dem Großherzoglichen Lustschlosse Poggio Imperiale. Eine wundervolle, wohl eine halbe Stunde lange Allee der größesten Cypressen führt gemächlich hinauf. Nicht weit von dem fürstlichen Schlosse liegt die Villa, über deren Besitz Hr. v. G. in Unterhandlung steht. Sie ist eine der schönstgelegenen Villen von Florenz. Inmitten eines vortrefflich gehaltenen Orangengartens erhebt sich auf dem Rücken eines bedeutenden Hügels ein zweistöckiges Gebäude mit Altanen und Gallerien, in einfach edlem Style gebaut, geräumig luftig, auf viele Meilen weit die ganze Umgebung, Stadt und Gebirge, Strom, Wald und Thal beherrschend, in lieblich anmuthiger Einsamkeit. Wir durchgingen die Reihe der Säle und Zimmer, die alle reinlich gehalten, aber altfränkisch mit dem Geräth aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts versehen, auf einen Besitzer deuteten, der von großem Reichthume der Ahnen eben nur so viel gerettet, um das Vorhandene in leidlichem Zustande erhalten zu können, ohne im Stande zu sein, irgend eine Verbesserung zu unternehmen. Hier hatte ich nun unter den vorhandenen Zimmern eins für mich auszuwählen, welches ich der freundlichen Einladung zu Folge bei meiner Rückkehr im künftigen Frühlinge bewohnen sollte. In der That die Wahl war schwer, denn aus jedem Theile des Hauses, von jeder Seite war die Aussicht voll neuer Schönheit. An diesem wundervollen Abende erschien mir erst die Gegend von Florenz in ihrer ganzen Herrlichkeit. Eine unbeschreibliche Friedensruhe lag über der ganzen Natur er-

gossen; die Luft durchzittert von dem süßen Dufte der Tausende von Orangen- und Rosengärten, in deren Schooße Florenz ruht. Wir wandelten auf und ab in dem Garten der Villa, unter Orangen- und Citronenbäumen, mit Blüten und reifenden Früchten zugleich bedeckt. Nie sah ich einen üppigeren Rosenflor, und ein junger, schwarzlockiger Gärtnerbursch, der schönste Mensch, den ich in Florenz gesehen, schnitt uns eine Fülle von Sträußen, zu denen man bei uns ein ganzes Gewächshaus hätte plündern müssen. An einem Portale der Mauer befanden sich Marmorsitze, dicht eingefaßt von Lorbeer und Cypressen. Dort setzten wir uns nieder, still der Musik des eigenen Herzens lauschend, während das Abendgeläute aus einem nahen Kloster zu uns herüberklang. Kaum hörbar flüsterten die lindesten Abendlüfte in den hohen Cypressenwipfeln. Mir fiel Rückert's schönes Gedicht ein:

Die Cypress' ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt,
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Ein genußreicher, musikalischer Abend beschloß den schönen Tag. Nur ein junger italienischer Maestro, der Operncomponist L., war noch mit eingeladen, ein begeisterter Verehrer Mozart's und Beethoven's und genauer Kenner der deutschen musikalischen Literatur. „Für die Musik bin ich Deutscher," erwiederte er mir in seinem feinen Toskanisch, als ich nach seinem Heimathsorte fragte. Frau von St. G. sang ihre schwedischen Volkslieder von Lindblad, unter denen das reizende Lied des dalekarlischen Mädchens, welches „viele Meilen weit wandert," um den Liebsten in Stockholm zu besuchen. Von

den deutschen Volksmelodien, welche ich selbst zum Besten gab, gefiel dem italienischen Maestro am besten das:

Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abschied nehmen!

Er schrieb sich die Melodie auf, und bat mich um den Text, welchen ihn Frau von St. G. in's Italienische übersetzte. Um Mitternacht schied ich von den liebenswürdigen Menschen nicht ohne Rührung, unter manchem herzlichen: a rivederci!

Wer Menschen menschlich sehen und an die Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur wieder Glauben gewinnen will, der muß reisen —

„Denn ach! die Menschen lieben lernen,
Es ist das einz'ge wahre Glück."

Siena, den 1. Juni.

Früh Morgens 4 Uhr rollte ich zur Porta Romana hinaus. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem jungen, französischen Ehepaare, das mit einem vierjährigen Töchterchen und einer Bonne das Innere des Wagens einnahm. Wir wurden schon in den ersten Stunden unserer gemeinschaftlichen Reise gute Freunde, und ich hatte das Vergnügen, an Herrn Hippolit Feuillade de Prat einen sehr unterrichteten, und in Italien, welches er zum zweiten Male besuchte, wohl bekannten Reisegenossen, an seiner hübschen Frau eine angenehme Pariserin, Tochter eines berühmten Pariser Arztes kennen zu lernen. Der Vetturin fuhr gut, der Morgen war köstlich frisch, und ich genoß in meinem Cabriolete mit Entzücken die Schönheiten

der Natur, welche diese Strecke von Florenz bis Siena zu einem Garten Gottes machen. Hügel und Thäler prangten im schönsten Schmucke einer sorgfältig gepflegten Kulturvegetation. Kastanien- und Olivenpflanzungen, Weinreben an Ulmen sich hinaufschwingend, von Baum zu Baum in Guirlanden schwebend, wechselten mit wogenden Getreidefeldern, zwischen denen nah und fern die freundlichsten Landhäuser hervorschimmerten. Alles Schöne ist hier zugleich den Menschen nützlich, die Gegend fruchtbar und romantisch zugleich. In Poggibonzi ward gefrühstückt, und dabei die schlendernde Sonntagsbehaglichkeit des italienischen Kleinstadtlebens genossen.

In Siena kamen wir noch zeitig genug an, um vom schönsten Wetter begünstigt, den Dom, den Palazzo Publico, einige Kirchen und sonstige Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Der hochgelegene Dom, zu welchem man auf breiten, wohlgehaltenen Marmorstufen emporsteigt, gewinnt durch diese erhöhte Lage noch an Majestät. Mit Recht nennt ihn Leo den heitersten und schönsten Bau, welchen die gothische Architektur errichtet hat. Er ist ganz aus schwarz und weißem Marmor erbaut, von Innen und Außen überaus reich und prächtig. Von dieser Pracht mag der Fußboden einen Begriff geben, der in der ganzen Länge des gewaltigen Baues (er mißt dreihundertdreißig Fuß) mit einer eigenthümlichen Art Mosaik-Gemälden aus schwarzem, grauem und weißem Marmor bedeckt ist, welche in wohlgelungenen Darstellungen Scenen aus dem alten und neuen Testamente enthalten. Ich habe bisher noch nirgend etwas Aehnliches der Art gesehen. Die Sachen sind so sauber und zierlich ausgeführt, daß es einem fast leid thut, sie betreten zu müssen. Fast zwei Jahrhunderte hindurch haben tüchtige Meister daran gearbeitet. Leider habe

ich die Cartons dazu, welche noch in Siena vorhanden sein sollen, nicht gesehen. Am Friese des Inneren zog eine Portraitgallerie der Päpste meine Aufmerksamkeit auf sich. In der Libreria sah ich in den zum Theil nach Rafael's Zeichnungen gearbeiteten Wandgemälden die ersten großen Arbeiten Pinturicchio's.

Der Marktplatz von Siena (il Campo) ist ein muschelförmiges, vertieftes Eirund, und gleicht in dieser Gestalt, von stattlichen Palästen umgeben, der Arena eines antiken Amphitheaters. Es war still und einsam, nur ein paar Kinder spielten neben der berühmten Fontaine des Meisters Jacopo della Quercia, nach diesem Werke auch Jacopo del Fonte genannt. Auf der niederen Seite des ohngefähr fünfhundert Schritt im Umfange messenden Platzes, auf den wie Radien zum Brennpunkte eine Menge Straßen von allen Seiten her zusammenlaufen, erhebt sich der Palazzo Publico mit dem schlanken Wunderbau seines Thurmes, der die Beschwerlichkeit seiner Besteigung auf einer stockfinsteren, endlosen Wendeltreppe oben durch die schönste Aussicht über Stadt und Umgebung lohnte. Ueberall tritt einem in Siena die einstige Herrlichkeit jenes mächtigen, freien Gemeinwesens vor Augen, welches zur Zeit seiner Blüte gegen neunzig adelige Geschlechter in seinen Ringmauern zählte, von denen fast jedes Italien in irgend einer Hinsicht ausgezeichnete Männer gegeben hat. Aus dieser Blütezeit des dreizehnten Jahrhunderts, in welcher nahe an zwölftausend Familien die Stadt bewohnten, deren Machtgebiet sich bis Radicofani hin über zahlreiche Ortschaften erstreckte, stammen die Prachtbauten des Domes und des Palazzo Publico.

Bei der Rückkehr von dem letzteren, mit welchem ich meine Wanderung beschloß, begegnete mir ein komisches Aben=

teuer. Ich hatte mich, ermüdet wie ich war, von meinen Gefährten, welche noch einen Gang vor die Stadt hinaus beabsichtigten, getrennt, ohne daran zu denken, daß ich ganz und gar vergessen hatte, mir Namen und Straße unserer Locanda zu merken. Die Situation war für den ersten Augenblick nichts weniger als angenehm. Einem dunklen Instinkte folgend durchschritt ich herzhaft eine der vielen, nach der Richtung, welche ich für die rechte hielt, aufsteigenden Gassen, und spähte in drei bis vier Wirthshäusern umher, um vielleicht des Wagens ansichtig zu werden, der uns hergeführt hatte. Alles vergebens. Ein gutmüthiger Sienese, dem ich meine Noth, so gut es gehen wollte, deutlich zu machen suchte, schüttelte zu solcher unpraktischen Träumerei des Forestiere den Kopf, war aber doch freundlich genug, mit mir alle die Albergo's aufzusuchen, in welchen die Vetturini von Siena einzukehren pflegen. Endlich erblickte ich nach langem Umherirren unseren guten Luigi unter der Thorhalle eines solchen, und war geborgen unter den Fittichen des Aquila Nera.

Riccorsi, den 2. Juni.

Früh fünf Uhr verließen wir Siena. Die Gegend wird weniger anmuthig und gartenhaft, bleibt aber wohlangebaut und fruchtbar, und gewinnt hier und da einen deutschen Gebirgscharakter. Mehr und mehr hebt sich der Weg die starren und wilden Höhen des Appennin hinauf. In La Poderina, wo Callazione gemacht ward, trafen wir buntes Gewimmel eines Jahrmarktes, der uns von den einfachen Bedürfnissen des Landvolkes und der spärlichen Art, wie die einheimische

Industrie ihnen genügt, eine Vorstellung gab. Riccorsi, unser heutiges Nachtquartier, ist eine einsame Poststation, hoch auf dem Rücken des vulkanischen Gebirges, dessen höhere Linien ringsum einen Kesselrand bilden. Frau von Feuillade zeichnete das einsame, ganz romantisch gelegene Haus in ihr Album. Hier ist schon alles ächt italienisch, keine Thüre, kein Fenster schließt, Estrichfußböden, wackelnde Tische, aber breite, räumliche Betten, leidliche Kost; und die schönen, schlanken, dreiarmigen Messinglampen, welche man hier mit dem schönsten Nachtgruße aller Sprache, dem hellfröhlichen felicissima notte! zuerst auf den Tisch setzte, gewannen auf den ersten Blick mein Herz. Im Ganzen bemerke ich indeß, daß seit den letzten zehn Jahren durch die außerordentliche Steigerung des Reiseverkehres sich selbst die geringsten und schlechtesten Nachtquartiere der italienischen Hauptstraßen doch bedeutend zu ihrem und der Reisenden Vortheile geändert haben müssen. So entsinne ich mich aus einer Reisebeschreibung genau, daß für Reisende vor zehn Jahren hier in Riccorsi, außer trockenem Brode und sauerem Weine, an gar keine Abendkost — welche für den Vetturinreisenden die Hauptmahlzeit bildet — zu denken war, und daß auch das Innere der Gemächer sich in einem ungleich elenderen Zustande befand. Jetzt ist das Wirthshaus von Riccorsi schon zu solcher Höhe des Fortschrittes gelangt, daß ich ein Tintenfaß haben konnte, welches, mit einem Stück Wollstrumpfe gefüllt, nach einigen Zugüssen von rothem Weine, mir es möglich macht, Euch dies Blättchen zu schreiben. Es lebe der Fortschritt! Noch zehn Jahre, und sie werden sogar Stahlfedern haben!

Montefiascone, den 3. Juni.

Regenwetter den ganzen Tag. Durch brodelnden Nebel und knisternden Regen ging es immer steiler bergauf, mit unaufhörlichem Vorspann. Die Gebirgsgegend wird immer wüster und wilder. Starre Tuff- und Lavafelsen steilen sich empor, Basaltwände senken sich in Schluchten und Abgründe. Um 9 Uhr Morgens befanden wir uns in Radicofani, dem letzten toskanischen Orte, dreitausend Fuß über der Meeresfläche, wo Mäntel und Fußsäcke die ersprießlichsten Dienste thaten. Von da hinabwärts senkt sich der Weg in ein enges Flußthal. Hier erreichten wir den ersten Gränzort des Kirchenstaates, Ponte a Centino. Halsbrechende Chausseen und Flußübergänge ohne Brücken, bei denen uns das Wasser bis in den Wagen drang, bezeichnen den Eintritt in den päbstlichen Staat, von dem selbst der toleranteste aller seiner Besucher, Goethe, schon vor einem halben Jahrhunderte die Worte aussprach: „er scheine sich nur deshalb noch zu halten, weil ihn die Erde nicht verschlingen möge."

Wüst, von Nebeln umqualmt, lag das Wacht- und Mauthhaus da, einsam verwunschenen Ansehens, einer Räuberhöhle nicht unähnlich. Visitatoren, Soldaten und Gendarmen wimmelten daraus hervor. Doch war die Behandlung, welche wir erfuhren, rühmenswerth glimpflich, und bei weitem weniger sekkirend, als ich sie in Frankreich und Toskana, ja hier und da selbst in Deutschland gefunden. Sogar meine Bücher ließ man ohne Weiteres passiren, auf die bloße Versicherung, daß sie unschädlicher Art seien; und das Alles ohne vorhergehende Bestechung. Selbst die Taxe für die auf- und abpackenden Facchini war die billigste. Reisende Engländer dürften indessen

stärker berücksichtigt werden. Nur unser Vetturin mußte die enorme Summe von achtundzwanzig Franken erlegen, in welcher auch ein Zoll für die noch zu erbauende Brücke mit inbegriffen war. In der Wachtstube brannte ein prasselndes Kaminfeuer, zu dessen Mitgenusse mich die Soldaten freundlich einluden, da sie sahen, daß ich mir die erstarrten Hände rieb.

Wir passirten jetzt einen Fluß, über dessen Hauptarm eine hohe, alterthümliche Brücke führte. Heerden weißer Ziegen, mit ihren spitzbärtigen, in weiße Zottelfelle gekleideten Hirten, die großen weißen Schäferhunde zur Seite, stattliche Rinderheerden, von berittenen Wächtern geführt, wie sie Horace Vernet gemalt hat, gaben einen Vorgeschmack der römischen Campagna. Maulthiertreiber keuchten im Nebel mit uns durch die wunderschöne Waldung voll Ulmen, Eschen, Eichen und Ahorn das Gebirge hinauf, dessen Spitze das Städchen Aquapendente krönt, wo gerastet und gefrühstückt ward. Der Ort liegt wunderschön, hoch oben auf dem Plateau eines Felsblockes, zwischen dessen tiefen Schluchten die Cascaden des Gebirgswassers hinabrauschen, welche dem Städtchen seinen Namen geben. Sono l'opera del Demonio! sagte einer von den bettelnden Knaben, welche mir als freiwillige Cicerone's folgten, und Sträuße von wilden Rosen präsentirten, um einige Bajocchi zu erhalten. Der Name des einen Knaben, Antonio Bandiera, regte die Erinnerung an die blutigen Schatten der unglücklichen Jünglinge auf, welche vor kurzem ihre Träume von Italien's Freiheit mit dem Leben bezahlt hatten. Die arme, kleine, öde Stadt, ohne alle Spuren weltlicher Industrie, ist dafür desto reicher an geistlichem Troste. Sie hat nicht weniger als drei Klöster, in denen Franziskaner, Kapuziner und Augustiner ihr Wesen treiben, und ein Seminar dazu.

Weiter im wildesten Hexenwetter, welches uns nach kurzem Sonnenscheine den Genuß der schönsten Gegend entzog, immer am Bolsener See entlang. Nur als es sich gegen Abend hin etwas aufhellte, ward uns, beim Aufsteigen nach Montefiascone zu, ein freierer Ausblick vergönnt. Schwarzblaue, massige Uferberge umrandeten den ungeheuren, meerartigen Wasserspiegel, über welchen weißgraue Wolken die schönsten Reflexlichter warfen. Es ist der größte, und durch seine herrlich bewaldete Umgebung der schönste See Mittelitaliens. Er erinnert an den Laacher-See der Rheinprovinz. Zwei kleine Felseneilande heben sich aus ihm empor, aber kein Segel, kein Dampfer belebt die meilenweite Wasserfläche. Alles ist öde, einsam umher in der ganzen Gegend, überall tiefster Verfall. Armuth, Hunger und Elend an den Menschen und ihren Wohnungen bilden den grellsten Contrast gegen das verlassene toskanische Gebiet. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als die in gelber Blüte prangenden Ginstergebüsche, deren wogendes Goldmeer Berghänge und Ebenen bedeckt, und aus deren lustiger Umgebung hier und da verwittertes Burggetrümmer düster hervorragt. Die Ortschaften und Flecken, welche wir passirten, schmutzig, trümmerhaft, voll gaffenden und bettelnden Volkes, ihre Ringmauern und Thürme zerbrochen und verfallend. Gegen sieben Uhr langten wir in Montefiascone an, wo ich bei wohlthätigem Kaminfeuer diese Zeilen schreibe.

Im Gasthofe vor der Stadt leidlich Quartier, aber ein schlechtes Pranzo. Der Cameriere rechnete uns auf unsere Beschwerde sehr beredtsam vor, daß wir doch alles zu einem Pranzo Gehörige: Zuppa, Fritto, Arrosto, Tosto, gehabt hätten. Ja! aber schlecht und unzureichend, versetzte mein Begleiter, wir werden hungrig zu Bette gehen müssen! Das Wort

fame (Hunger)! wirkte auf den Menschen wie eine Zauberformel. Er lief sofort hinaus, noch einige Eierkuchen zu improvisiren, an denen wir uns denn besser, als an den kleinen, unreifen Kirschen des Nachtisches erholten. Der Wein mußte, da wir von dem ächten „Est-est" verlangten, besonders bezahlt werden.

An meinen Franzosen habe ich die liebenswürdigste Reisegesellschaft. Die kleinen Reisebeschwerlichkeiten dienen nur noch zur Erhöhung unseres Vergnügens, und „das Volk südlicher Flöhe" giebt im Wagen zu allerhand Scherzen Veranlassung. Die junge Frau und ihr reizendes Kind rauchen „Kampfercigarren", eine Erfindung des französischen Arztes Monsieur Raspail, nach dessen Theorie der Kampfergeruch den „invisiblen" Würmern, die sich in unserem Körper nähren, und uns so de vivant auffressen, sehr zuwider sein, und sie von ihrer Lieblingstafel, der Lunge, verscheuchen soll. Da rauche ich denn zur Gesellschaft mit. Abwechselnd lesen wir dann Manzoni's vortreffliche Promessi sposi, und entzücken uns an den humoristischen Figuren Don Abondio's, Azecca Garbuglio's, des Conde Atilio und der Haushälterin des Pfarrers. In Italien erkennt man erst die Wahrheit der hier gebrauchten Lokalfarben.

Baccano, den 4. Juni.

Von Montefiascone ging's mit Vorspann wohl ein Paar Stunden bergauf. Das Grab des ehrwürdigen deutschen Bischofs Fugger, der hier propter nimium Est sich in die ewige Seligkeit hinübertrank, habe ich unbesucht lassen müssen,

da der noch immer andauernde Regen den Weg zur Stadt hinauf in der schneidenden Morgenkälte höchst unerfreulich machte. Einige Stunden später hellte es sich auf, und ein frischer, wolkenstreifiger, gegen Mittag behaglich warmer Frühlingstag gab uns das Geleite. Die Kultur der Gegend wird wo möglich noch geringer. Man sieht nur sehr selten einzelne Streifen angebauten Feldes, sonst ist Berg und Thal nur mit kurzem, struppigem Buschwerk und mit dem wuchernden, gelbblühenden Ginster bedeckt, der hier baumhoch emporwächst. Einzelne Heerden von Schafen, breitgestirnte Rinder mit den gewaltigen, schöngeschwungenen Hörnern, ziegenbepelzte Hirtenbuben, und berittene Rinderhirten mit Spitzhut und Ledergamaschen, in der Rechten den langen, lanzenartigen Stachelstab, bilden hier und da die Staffage. Die Gegend zwischen Aquapendente und Montefiascone bis Ronciglione, wo wir heute die Mittagsrast hielten, war noch vor wenig Jahren durch zahlreiches Räubergesindel berüchtigt.

Die Straße, auf der wir uns befanden, ist die einzige Hauptverbindungsstraße zwischen Rom und Toskana, und doch begegneten wir den ganzen Tag hindurch nicht einem Fuhrwerke, welches auf Handel und Verkehr gedeutet hätte. In Ronciglione drängten sich überall die Spuren des tiefsten Verfalls und einer für Deutsche ganz unglaublichen Verkommenheit auf. Was in diesen kleinen Nestern allein zu gedeihen scheint, sind die Cafés, Sumpfblumen in Sümpfen, voll stinkenden Tabacksqualms, schmutzig und finster, aber stets von Besuchern gefüllt. An allen Ecken stehen lehnend und lungernd Menschengruppen, jung und alt, und üben sich im dolce far niente. Irgend ein zufälliger Verdienst von ein Paar Bajocchi, der ja doch wohl bei irgend einer Gelegenheit für sie

abfällt, reicht hin, sie über ein Paar Tage wegzubringen. Auf der Höhe der Stadt liegt ein alter verfallener Burgbau, zu dem ich durch unfläthige Gassen, mit Häusern, welche das Bild des tiefsten Elends abgaben, hinaufkletterte. Dies Italien erscheint einem in seinen kleinen Städten, welche alle noch die Spuren früherer Blüte an sich tragen, wie ein alter verschwenderischer Baron, der in seinem verfallenden Schlosse, das unveräußerlich ist, jetzt nur noch den Schutz einer halbfesten Wohnung hat, und von einer kleinen Gartenrente lebt, — Immermann's Münchhausen auf seiner Burg. Nur Viterbo macht eine Ausnahme von dem allgemeinen Elend und Schmutz der Städte und Flecken zwischen Siena und Rom, und nimmt sich mit seinen großen, breiten, vortrefflich mit Lavaquadern gepflasterten Straßen, seinen alterthümlichen Palästen, schönen Plätzen, Portiken und Springbrunnen ganz stattlich aus. Man nennt nicht mit Unrecht Viterbo die Stadt der schönen Mädchen und der schönen Brunnen, wie wir uns bei einem kurzen Aufenthalte zu überzeugen Gelegenheit fanden.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags, als wir in die Campagna di Roma hinabfuhren. Sie begrüßte uns diesmal mit der reichsten Vegetation, wegen der anhaltenden Näſſe der Witterung. Man sagte mir, daß seit den Octobertagen des vorigen Jahres hier bis jetzt fast unaufhörliches Regenwetter geherrscht habe. So war der Eindruck ein minder trauriger, als ich ihn nach den meisten Reisebeschreibungen mir vorgestellt hatte. Dennoch hat die ungeheure, meist unbebaute Einöde etwas Herzbeklemmendes. Auf den Häuptern der fernen Apenninen lag noch Schnee, links am Eingange in die Campagna starrt der einsame Soracte mit seinem gezackten Kamme empor, wie ein riesiger Grabhügel, ein Wahrzeichen des großen Völker-

mordes, den das welterobernde Volk der Römer an den Bewohnern dieser einst von Städten wimmelnden Ebene begangen. Immer öder ward die Straße und Gegend. Außer ein Paar Eseltreibern und Kohlenkärnern begegneten uns den ganzen Tag nur noch einige Piquets von päpstlichen Soldaten, welche auf Räuber streiften. Denn ganz sicher ist die Straße auch jetzt noch nicht. Auch fanden wir in den kleinen Orten überall Militair stationirt.

Hier in Baccano, einem einsamen Posthause, welches mitten in dem eingestürzten Krater eines ausgebrannten Vulkanes in trauriger, baumloser Oede liegt, hat Alles schon einen morgenländischen Charakter. Das Hauptgebäude mit großen Vorhallen sieht wie ein Karavanserai aus. Unten spielen sie Morra, und das laute, kurzabgestoßene Rufen der Spieler klingt wie tiefes Hundegebell zu mir herauf. Ich ging hinab und sah ihnen zu. Neben den Spielenden standen drei Strauchdiebe, abgesondert von der übrigen Gesellschaft von Stallknechten, Kärnern und Postillonen, bis an die Nase in ihre zerrissenen blauen Mäntel gehüllt. Man konnte nichts Malerischeres sehen, als diese stolz und verwegen blickenden Kerle mit den tief eingedrückten Spitzhüten und sandalenumschnürten Beinen. Sie betrachteten musternd uns selbst und unseren Wagen, als wir vor dem Hause in der Abendsonne spazierten. Es ist just nahrungslose Jahreszeit, und es sollte mir lieb sein, wenn wir ihnen morgen in dem Engpasse zwischen hier und La Storta nicht wieder begegneten. Unser Vetturin sagt freilich: hanno pericolo da niente, und er wird wohl Recht haben. Doch ist gerade an der bezeichneten Stelle erst vor kurzem eine deutsche Pilgerin erschlagen und beraubt worden. Mein Franzose ist doch noch romantischer gesinnt als ich.

„Wenn es nicht zu viel kostete," meinte er, „möchte er le plaisir d'un tel rencontre wohl erleben!" Das erinnerte mich lebhaft an Dumas' Erzählung von jenem englischen Mylord, welcher sich das Vergnügen eines solchen Räuberanfalles durch seine eigenen, als Räuber verkleideten Piqueurs verschaffte, bei den mit ihnen gewechselten Schüssen dem einen mit dem Ladestocke in den Schenkel schoß, und von zufällig des Weges ziehenden und auf den Lärm der Schüsse herbeisprengenden Gendarmen arretirt, und als Wegelagerer sammt seinen improvisirten Räubern in's Loch gesteckt wurde.

Es ist spät und die Augen fallen mir zu. Ich will versuchen zu schlafen, bin aber zweifelhaft, ob trotz aller Müdigkeit viel daraus werden wird, denn der Gedanke: Morgen in Rom! hat doch etwas, das sich nicht beschreiben läßt.

IV.

Erste römische Tage.

„Saget, Steine, mir an, o sprecht ihr hohen Paläste,
Straßen redet ein Wort, Genius regst Du Dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in Deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch Alles so still!“

Goethe.

Roma universa miraculum!

Cassiodor.

Rom, den 7. Juni 1845.

Ich bin in Rom und glücklich! — Das ist Alles, was ich in den letzten zwei Tagen zu denken und zu empfinden vermochte.

Vorgestern um fünf Uhr Morgens brachen wir von Baccano auf, und passirten in sonniger Morgenfrühe unangefochten den bergansteigenden, schluchtzerrissenen Waldweg. Auf der Höhe hielt der Vetturin still, und rief: Ecco Roma, Signori! Da lag es vor mir in nebelduftiger Ferne, am äußersten Rande der ungeheuren, wellenförmigen Ebene, ein langer, dunkeler Streifen, aus dem ein einzelner Punkt stärker und höher hervortrat, — es ist die Peterskuppel. Zur Rechten ein schmaler, blauer Meeresstreifen. Um uns her die Gebirgszüge, welche die Campagna östlich begrenzen, hinter uns im blauen Dufte der zackige San Oreste, mit dem in der Morgensonne strahlenden Kloster auf seinem höchsten Gipfel. Um die Leiber der Sabinerberge wallten und wogten weiße Nebelwolkenzüge wie silberschimmernde Atlasgewänder, während die blauen Häupter frei empor in den Morgenhimmel schauten. Ueber uns in der stillen Luft wiegte sich ein Falke auf seinen ausgestrafften Schwingen, nach Beute niederspähend. Jetzt rollten wir den

Hügel hinab. Ein Adler rauschte rechts hin vor uns auf, und froh begrüßte ich das glückliche Zeichen.

Immer näher rückte mit jeder neuen Hügelwelle, die wir überschritten, die alte Weltbeherrscherin, immer deutlicher schieden sich die Hügel, über denen sie hingebreitet liegt. Wie ein von Riesen hoch über die Erde emporgehobener Tempel ragte die Kuppel von St. Peter hoch hinweg über das Meer der Häuser, Kirchen und Paläste zu ihren Füßen. Ein gelber Streifen schimmert durch die Büsche: es ist der Tiberstrom. Eine Brücke schwingt sich darüber: es ist der Ponte Molle. Der Wagen rasselt zu ihr hinan, und mein Herz pocht stärker. Vorüber an den beiden marmornen Statuenfratzen, deren verhungerte, nazarenische Magerkeit der göttlichen Plastik spottet*), vorbei an Schaaren von Bettelmönchen, den ersten Römern, die mir jenseits der Brücke begegneten, durch ewig lange Mauern, welche die Aussicht in Gärten und Vignen versperren. Noch eine Viertelstunde, und der Wagen rollt durch die Porta del Popolo, und mit einer Art von schauderndem Entzücken berührte mein Fuß den heiligen Boden der ewigen Stadt.

Mit der Dogana waren wir, der hier verständlichen Sprache kundig, bald zu Rande, und nach einer Viertelstunde wanderte ich in meinem Zimmer im Hotel d'Angleterre des Herrn Gendre an der neuen Piazza Torlonia, unweit des spanischen Platzes, in einer Art von glücklicher Betäubung auf und ab, indem ich mir unaufhörlich in Gedanken zurief: du bist in Rom! Und da werdet Ihr es denn ganz in meiner

---

*) Es ist die sogenannte Gruppe der Taufe Christi von Mochi, einem Schüler Bernini's.

Weise finden, daß ich mir den Genuß dieses Glücksgefühles, welches nur allein der Moment des Erreichthabens gewährt, dadurch zu verlängern suchte, daß ich nach einem kurzen Diner bei einer Tasse Kaffee und der letzten Havannah-Cigarre in dem kühlen Saale des Gasthofes ruhig auf und ab wandelte, ohne Sehnsucht mich hinauszustürzen in die neue Welt. Ich weiß wenige Stunden meines Lebens, welche ich mit der Glückseligkeit dieser Momente vergleichen könnte. Durch die angelehnten grünen Jalousien spielten und flimmerten die Sonnenstreiflichter; mein Ohr vernahm das Geräusch des nahen Korso und das Geschrei der Ausrufer auf der Via Condotti. Nur wenige Schritte, und du bist im Mittelpunkte römischen Lebens! — und wie ein Bettler, der das große Loos gewonnen, klimperte ich vergnügt mit dem Golde dieser Vorstellung zu meinem innigsten Ergötzen. Der Saal so hotelmäßig modern, so norddeutsch civilisirt, daß ich mich in Bremen oder Hamburg wähnen konnte, und außerhalb dieser Wände, mit wenigen Schritten erreichbar — Forum und Kapitol, die Spuren und Reste dritthalbtausendjähriger Existenzen!

Rom, den 7. Juni.

— „Sie haben uns einen Tag gebracht, wie wir sie hier seit Monaten nicht gesehen!" rief Freund Heinrich Kümmel, der Bildhauer*), den ich mit meiner Empfehlung von Hermann

*) Spätere Anmerk. 1862. Der werthe Freund und treffliche Künstler schläft schon seit dem 30. December 1855 den ewigen Schlaf in dem von ihm so geliebten Rom!

Kestner vorgestern Nachmittag zuerst aufgesucht hatte, als wir aus seinem Studio auf die Piazza Barberini hinaustraten, und der blaueste Sonnenhimmel sich über die Häuser und Paläste breitete. „Nun, denke ich, zuerst einen kleinen Schlendergang in's alte Rom, zur Einweihung des ersten Tages; aber es muß Sie nicht angreifen." Va bene! erwiederte ich. Mir ist just so behaglich zu Muthe, wie dem tapferen Ritter von der Mancha dem geöffneten Löwenkasten gegenüber, und ich denke, es wird meinen Nerven wohlthun, mich vorläufig in einer Stimmung zu erhalten, in welcher all das Neue und Gewaltige, was sichtbar und unsichtbar von allen Seiten auf mich eindringt, mir eben als nichts Besonderes, sondern als ganz mir gemäß und in der Ordnung erscheint. „Dabei bleiben Sie nur," erwiederte er lachend, „dann wird die Tour Ihnen wohl thun." Unter solchem Gespräche schritten wir über die Piazza Barberini den Quirinalischen Berg hinauf, und bogen bei den vier Brunnen in die Straße ein, welche an dem Seitenflügel des Quirinalischen Palastes auf den Platz von Monte Cavallo zuführt; ich Orangen verspeisend, mein Begleiter behaglich seine Cigarre rauchend und von Zeit zu Zeit erklärend. Soll ich Dir's gestehen? es war mir, als ich so losgeschnürt mich fühlte von allen Zwangsfesseln, mit denen wir „gebildete" Menschen uns das arme bischen Leben in unserem traurigen Norden noch vollends verkümmern, als käme ein frischer Hauch meiner Jugend aus der sporenklingenden vogelfreien Burschenzeit über mich.

„Sehen Sie diese Schornsteinröhre?" Was ist daran zu sehen? fragte ich verwundert. „Nun, der Dampf, welcher aus ihr vielleicht bald wieder aufsteigen wird, ist weltgeschichtlicher blauer Dunst. Denn hier werden die Stimmzettel bei

der Papstwahl verbrannt, und der Rauch kündet den harrenden Römern: che il Papa è fatto, daß der Papst fertig ist, und daß die Welt wieder ein geistliches Oberhaupt hat. Dort, auf dem jetzt vermauerten Balkone zeigt sich der neue heilige Vater dem Volke. Sie können's vielleicht noch erleben, denn Papa Gregorio ist alt, und lebt durch die Kunst unseres Landsmannes, seines Leibdoktors Alertz, den Römern schon viel zu lange. Dort das bunte Stück Mittelalter mit geschulterter Hellebarde, im streifigen Wamms und Pluderhosen, mit der steifen, weißen Halskrause und der rothen, wallenden Feder auf dem schwarzen Krempenhute, der das breitstirnige, platte Blondgesicht beschattet, ist ein päpstlicher Hartschier, ein ächter Suizzero aus dem Luzerner Jesuitenparadiese." — Diese bärtigen Mönche? — „Sind Kapuziner!" — Die bartlosen Braunkutten hinter ihnen? — „Franziskaner! — Jener weiße Schleppmantel? — „Ein Dominikanerprälat! Aber da hinten kommen die besten. Sehen Sie sich die schwarzen Schnabelhüte mit den leise wallenden, feinen, schwarzen Gewändern recht an. Es sind Jesuiten. Sie gehen immer nur paarweise, denn einer muß den anderen überwachen." Eine rothe, schwervergoldete Karosse, von schwarzen Hengsten mit Federbüschen gezogen, drei reichgallonirte Livreebediente hintenauf, rasselte an uns vorüber. „Das ist der Kardinal Staatssekretair Lambruschini, der das rothe Käppchen vielleicht bald mit der Tiara vertauscht." So ward auf dieser kurzen Tour von wenigen Schritten meinem protestantischen Bewußtsein die gegenwärtige Wirklichkeit des ultramontanen Katholicismus sinnfällig vorgeführt. Ich sah Begriffe als verkörperte Existenzen vor meinen Augen umherwandeln, an deren gegenwärtiges Dasein ich doch eigentlich, trotz allen besseren Wissens,

in meinem Innersten nicht mehr recht geglaubt hatte. Das Wort der papierenen Geschichte ward Fleisch.

Da standen wir auf Monte Cavallo vor den beiden kolossalen Rossebändigern. Wohl hatte Göthe Recht, daß beim ersten Anschauen weder Auge noch Geist hinreichend sind, sie zu fassen. Eine Fontaine quillt und wallt in ungeheurer Granitschaale zu ihren Füßen. Ein Obelisk steigt zwischen ihnen empor. Das Rauschen der Fontaine ist das einzige Lebenszeichen auf dem stillen Platze, dessen grandiose Unregelmäßigkeit und hohe, einen Theil der Stadt beherrschende Lage, ihn im Vereine mit jenem kolossalsten aller erhaltenen Werke der antiken Plastik, und mit den ihn einschließenden Palästen und Gärten zu dem wunderbarsten Platze der Welt machen.

Aber weiter! vorbei an dem Palaste Rospigliosi und dem Giardino Colonna, welche die Seitenverlängerung des Platzes begränzen, hinunter in die völlig rustike Partie der Stadt, wohin noch kein Strahl moderner Straßenkultur durch Bazars und lockende Kaufläden gedrungen ist, vorbei an dem Thurme des Nero, hindurch durch das Getreibe von Kärnern und Maulthiertreibern, beladenen Eselchen, schwatzenden Weibern und Bettelmönchen, vorbei an kohlschwarz geräucherten, ächt römischen Garküchen mit dampfenden Kesseln und lustig flackerndem Heerdfeuer, immer tiefer abwärts. „Diese ungeheure, altersschwarze Mauerwand von a la rustika übereinandergethürmten Peperinblöcken?" — Ist die Schutz- und Umfangsmauer von dem Forum August's.*) — „Dieser wunderlich ge-

*) Sie ist, vom antiken Boden an, einige 90 bis über 100 Fuß hoch. Die Länge an der Via dei Conti hinlaufend ist 95 Meter = 286 Fuß. Der Bau ward unregelmäßig, weil Augustus nicht expro-

schwungene Bogen?" — Ist das alte Eingangsthor! — „Aber so niedrig! Da kann ja kaum ein hochbeladener Heuwagen durchpassiren!" — Die Hälfte steckt unter der Erde, bester Freund, und Heu- oder andere Wagen passirten auch da nicht hindurch, sondern nur Fußgänger, und zwar auf einer Anzahl Stufen. — „Die Säulen dort?" — Sehen wir ein ander Mal genauer. Sie trugen den Tempel des „rächenden Mars," den August vor dem Entscheidungskampfe des kaiserlichen neuen mit dem alten republikanischen Rom bei Philippi gelobte! „Vor dem Tage:

Quo fracta virtus et minaces
Turpe solum tetigere mento!"

setzte ich hinzu, einer klassischen Erinnerung Raum gebend, während der Freund den Säumenden weiter zog. Am Ende der wieder aufsteigenden Straße erhebt sich plötzlich, mit jedem unserer Schritte wachsend und die Aussicht völlig schließend, eine mäßig geschwungene, ungeheure Wand, von Bogenöffnungen durchbrochen, mit Pilastern geschmückt. Näher! näher! Wir standen am Rande der Straße, hoch auf Schuttboden, von einem Steingeländer eingefaßt, und vor uns, wohl vierzig bis fünfzig Fuß tiefer, streckt der Riese des alten Roms, das Wahrzeichen der Imperatorenweltstadt, das Kolosseum seinen Torso in die Luft. Mit jedem Schritte, den wir zu seinem Fuße hinabsteigen, wächst der ungeheure Bau immer höher und höher vor meinen Augen empor. Da stand es:

Arches on arches! as it were, that Rome
Collecting the chief trophies of her line
Would build up all her triumphs in one dome!

---

priiren mochte (Suet. Aug. 56) und dauerte sehr lange, so daß Augustus selbst darüber witzelte. (Macrob. Sat. II, 4.)

Aber nun trete ich ein in die erste Bogenhalle, und bleibe erstaunt, entzückt, gefesselt stehen. Das glühende Sonnenlicht fällt über den nahen Triumphbogen des Constantin auf diese grauen Pfeiler, Wände und Wölbungen, und in den wunderbarsten, unmerklich ineinander verschwimmenden Nüancen führt das Elfenvolk der Farben seine Zauberspiele vor meinen entzückten Augen auf. „So schön sah ich das Farbenkonzert in dem alten Kolosseum niemals, und bin doch schon zehn Jahre in Rom!“ sagte mein Begleiter in seiner ruhigen Weise, während er mit sinnendem Künstlerauge sich in die Schönheit des Schauspiels versenkte. Ueber uns die blaue Himmelsluft, durch alle Bogenwölbungen, Thore, Mauerspalten und Oeffnungen brechend, alle Umrisse in Haaresschärfe abschneidend. Vor mir im Sonnenlichte das lieblichste Farbenspiel der leisen blauen, violetten, grünen und gelblichen Töne in warmer Rosenglut auf den alten Quaderwänden, während die nach Innen gekehrten Pfeilerseiten sich in schwärzlicher Bläue abhoben. Blickte ich zurück in die Schattenseite der Halle, so traten dieselben Steinwände in bläulich grauer Blässe geisterhaft hervor. Hier lernte ich erkennen, was Farbenzauber heißt unter diesem glückseligen Himmel.

Wir traten jetzt ein in das ungeheure Rund der Arena. Wie war es so still und kühl in der menschenverlassenen Einsamkeit. Denn die „Saison“ ist bereits vorüber, und der Fremdenzug hat längst schon Rom verlassen. Saftig frisches Grün, ein seltener Schmuck in dieser Jahreszeit, nickt herab von den hohen Wänden, blickt lauschend durch die offenen Fenster und Thorwölbungen. In der Mitte, wo das düstere Marterholz steht, knieet einsam betend an den Stufen eine Pilgerin, dann steigt sie hinauf zum Kreuze und umschlingt

seinen Stamm mit inbrünstigem Kusse, denn dafür wird jedem, der es thut, für zweihundert Tage Ablaß zu Theil! — Mit leuchtenden Augen schreitet sie an uns vorüber —

„O wie beseligt uns doch, Menschen, ein falscher Begriff!“

„Nun aber sollen Sie noch an ihrem ersten römischen Tage vom Kapitol die Sonne untergehen sehen!“ rief mir K. zu, indem er meinen Arm erfaßte. Wir traten hinaus aus dem Kolosseum. Die feierlichste Sonntagsstimmung, eine sonnengoldene Abendruhe lag über der wunderbaren Landschaft. Dunkle Rosenglut schwamm über den fernen Giebeln und Thürmen, über den grünumwucherten Trümmern der nahen Tempel. Dort am Kloster, auf dem Palatine, streckte die einsame Palme ihre sanft geschwungenen Friedenszweige in die Luft empor. Ferne glühen am Horizonte die hohen Pinienkuppeln. Vorüber an dem Triumphbogen des Constantin, an den Trümmern der Kaiserpaläste des Palatinischen Berges, an den Tempelwölbungen der Venus und Roma, hinauf die alte heilige Straße mit ihrem zweitausendjährigen Pflaster von grauen Basaltpolygonen, durch den Bogen des Titus, auf das Forum dem Kapitole zu. Die alte Straße ist stellenweise bloß gelegt. Ich sah das alte Pflaster, fast haustief unter dem Boden, auf welchem die jetzigen Geschlechter wandeln. Denn das alte Rom schläft tief unter dem neuen seinen stillen, heiligen Todesschlaf. Tempelreste, schlanke Säulen, mit Gebälktrümmern auf ihren Häuptern, ragen vereinzelt aus ihrem Schuttgrabe empor, und schauen verwundert auf die fremde, sie umgebende Welt. An dem Triumphbogen des Severus und den in seiner Nähe, am Fuße des Kapitols befindlichen Tempelsäulen vorbei, zur alten Stammburg des Römervolks aufsteigend, gelangten wir auf der Höhe an, in

dem Augenblicke, wo eben die Sonne zum letzten Male am Horizonte aufzuckend, Alles mit ihrer Glorie umgoldete. Wo waren da meine guten Vorsätze, gleichmüthig und ruhig zu bleiben, als ich in solchem Augenblicke, an dieser Stätte den denkwürdigsten Tag meines Lebens scheiden sah!

Wir standen lange neben den kolossalen Statuen der Dioskuren, mit den übermächtigen Köpfen auf den mächtigen Leibern, welche Constantin den Großen und seinen Sohn darstellen. Hinter uns, auf der Mitte des Burgplatzes, streckte der gute Kaiser Marc Aurel hoch zu Rosse — so viel ich weiß, die einzige erhaltene bronzene Reiterstatue des Alterthums — seine Hand gegen die scheidende Sonne hin segnend über die Stadt zu seinen Füßen. Das Roß ist friesischer Art, und fast zu gewaltig für den schlanken Gliederbau des Reiters, just wie das Reich, welches er regierte.

Aber was ist das für ein Aufzug! Einige dreißig bis vierzig jugendliche Gestalten, in orangeröthlichen, langen Gewändern und schwarzen Hüten, zogen paarweise über den Platz, die breite Flachtreppe hinab. Deutsche Laute schlagen an mein Ohr! Es sind deutsche Zöglinge der Propaganda, eine wunderliche Staffage für das Kapitol, aber malerisch genug, wie Alles, was mich hier umgiebt, — mag man auch sonst dabei denken, was man will.

Als das letzte Leuchten des Glutballs niedersank, und nur noch die feurigen Strahlenfinger sich in den silbernen Himmel hineinstreckten, schritten wir ihnen langsam nach. An den altägyptischen Basaltlöwen, welche am Fuße der Treppe ihre Wasserstrahlen speien, schöpfte ich den ersten Trunk römischen Quellwassers mit hohler Hand, und trank es auf Euer Wohl und auf glücklichen Eingang in Rom. Wie wird es

sein, wenn ich am letzten meiner römischen Tage den Scheidetrunk aus Fontana Trevi thun werde, der den scheidenden Wanderern das Unterpfand des Wiederkehrens gewähren soll! Doch zwischen diesen beiden Tagen liegt fast ein volles Jahr, und was für eins, welchen Reichthum birgt es für mich in seinem Schooße! Nun, ich will seinen Anfang begrüßen mit der frommen Gebetsformel der alten Römer:

Quod bonum faustum felix fortunatumque sit!

---

12. Juni.

Welch ein Glück, daß ich nicht dazu verdammt bin, Rom als Tourist zu sehen! Wenn mir der Kopf bei der Fülle dieser wunderbaren Eindrücke zu schwindeln beginnt, wenn ich bei einem Blicke in meinen Förster oft nicht weiß, wo und wie ich beginnen soll, um mich durch dieses Meer des Sehenswürdigsten hindurch zu finden, so beruhigt mich immer wieder der Gedanke an den kommenden Herbst und Winter dieses und den Frühling des nächsten Jahres. Denn diese ganze Zeit werde ich in Rom verleben. Jetzt gilt es nur, sich vorläufig zu orientiren, und, bevor mich die Hitze in's nahe Gebirge treibt, einen flüchtigen Blick auf die Hauptgegenstände zu werfen, welche später eine so lange Zeit hindurch mich ernstlich beschäftigen sollen.

Heute sind es acht Tage, daß ich in Rom bin, aber ich merke kaum das Schwinden der Zeit. Die Hitze ist denn unterdessen auch eingetreten. Der Scirocco, in den Tagen der ersten Aufregung kaum empfunden, beginnt schon fühlbar

auf den Nerven zu lasten, und man hat nur die frühen Morgenstunden bis gegen neun, und die Abendstunden von halb fünf bis Einbruch der Nacht zum Leben und Sehen im Freien. Während der übrigen Zeit hält man sich still im Zimmer oder im kühlen Café, und bringt sich durch die Hitze, so gut es geht. Gesehen habe ich schon Vieles, hier und da auch viel: den Lateran, die Villen Wolchonsky und Borghese, die Peterskirche, die Engelsburg, das Pantheon, die neue St. Paulskirche unweit des Monte Testaccio. Kapitol, Forum und Kolosseum sind mein gewöhnlicher Morgenspaziergang, und was sonst von alten Bauresten übrig ist, habe ich alles schon wenigstens einmal flüchtig betrachtet; von Gallerien nur die des Palast Borghese. Doch Alles, ohne mich zu hetzen, was auch in dieser Zeit, selbst für Gesündere als ich, geradezu verderblich sein würde. Durch fleißige Morgen- und Abendwanderungen ohne Führer, habe ich mich bereits über das Innere der ungeheuren Stadt nach allen Richtungen und Hauptpunkten ziemlich orientirt. Auch ein ungefährer Ueberblick über die Lage und Umgegend ist durch mehrere Ausfahrten zu den Hauptthoren hinaus gewonnen, die ich Nachmittags in Gesellschaft des Bildhauers Steinhäuser und seiner Frau fast täglich unternehme. So fuhren wir gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft den mir schon bekannten Weg von Piazza Barberini über den Quirinal und das Forum, am Kolosseum vorbei, über welchem in Folge eines kurzen aber heftigen Gewitters wohl eine Stunde lang der herrlichste Regenbogen stand, zum Lateranthore Porta di San Giovanni hinaus und zurück nach der Villa Wolchonsky. An diesem Abende sah ich eine Sonnenuntergangsbeleuchtung, gegen deren farbenprächtige Herrlichkeit alle Malerfarbe zu Spott

wird. Was wissen wir doch in unserem form- und farblosen Norden und seinen kymmerischen Nebeln von Farbe und Licht, dort, wo den Leuten oft schon ein smaragdgrüner, weißschäumender Sturzbach der Alpen, wenn sie ihn auf bunter Leinwand sehen, als Unnatur erscheint! Wie wünschte ich Euch mir zur Seite, als ich von der hohen Terrasse der Villa zum ersten Male in die braungoldene Campagna und auf die violettblauen Gebirge mit den hellschimmernden Städtchen Tivoli, Frascati und Rocca di Papa hinausschaute, um die von dem Glutscheine des Sonnengoldes am Abendhimmel angegriffenen Augen ausruhen zu lassen auf diesen duftigen Fernen!

Am nächsten Tage, nachdem ich mit einigen neuangekommenen deutschen Künstlern, unter denen Elisabeth Baumann, welche das vortreffliche Polenbild gemalt hat, und Julius Schrader von Düsseldorf, bei dem hannoverschen Minister, dem Mäcen aller deutschen Künstler, und freundlichem Förderer aller deutschen Landsleute zu Tisch gewesen und mit ächtem Lacrymä Christi bewillkommnet worden war, fuhr ich wieder mit St.'s über Ponte Molle in die Campagna hinaus, um die frischere Luft ihrer Hügel zu genießen. Wir fuhren von der Brücke, die an der Stelle des alten Pons Milvius oder Aemilius erbaut ist, bei der Osteria di Ponte Molle rechts ab, hügelaufwärts die alte Flaminische Straße entlang, welche Sixtus V. bis Civita Castellana hin erneuerte. Jetzt ist sie fast ganz verlassen. Eine Viertelstunde von der Brücke ragt auf einem hart an der Straße vorspringenden Tufffelsen ein altergebräuntes Thurmgemäuer in die Luft. Es ist der Torre del Quinto, der Thurm des fünften Meilensteines, vom Kapitole aus gerechnet. Die weißen Marmortrümmer,

welche man, weil man sie wahrscheinlich an dieser Stelle zur Hand hatte, mit zum Aufmauern dieses mittelalterlichen Wartthurms benutzte, leuchten und schimmern wunderbar aus dem Graubraun der Ruine hervor. Die Mischung des schlechtesten Materials mit hunderten und tausenden von kostbaren Marmorfragmenten habe ich bei unzähligen Ruinen bemerkt, die eben dadurch ihren neueren mittelalterlichen Ursprung verrathen. Auch die Mauern und Einfriedigungen der Gärten, Felder und Vignen um Rom zeigen dasselbe bunte Gemisch. Es ist nicht anders, als wenn das ganze alte Rom eine Stadt von Marmor gewesen wäre. Und doch findet man die Felder der Campagna meilenweit um Rom mit solchen Marmorresten besäet.

Ungeheure zweirädrige Heukarren, mit vier bis sechs Ochsen oder mit eben so viel Büffeln bespannt, zogen in großer Anzahl, aus der Campagna kommend, an uns vorüber, und keuchten unter wildem Geschrei der Treiber, welche Stachelstab und Geißel in unaufhörlicher Thätigkeit erhielten, die Hügel hinauf. Häßlichere Geschöpfe als die Büffel haben meine Augen nie gesehen. Sie kamen mir mit ihrer schmutzig schwarzen Farbe und ihren platten, stumpfen Köpfen wie die Neger ihrer Gattung vor, gegen welche die schönen, silbergrauen Stiere der Campagna mit ihren gewaltigen Sichelhörnern ordentlich nobel und intelligent aussahen. Zwischen dem ersten Stierpaare, auf einer dicken von der Deichsel ausgehenden Stange befand sich immer ein Muttergottesbild, oft unter Glas und Rahmen, und mit Blumen bekränzt, was ganz eigenthümlich malerisch aussieht. Malerisch ist aber auch Alles in diesem Lande. Kein Mensch, kein Thier, kein Baum, kein Strauch, kein Menschenwerk an Häusern und Geräthen, Tracht

und Kleidung, das nicht irgendwie sich malerisch darstellte. Es kommt mir vor, als emanzipire sich selbst jede Baumallee, die man irgend anzulegen versucht hat, von der geraden Linie und von der Verstandesregelmäßigkeit des geraden Weges, welcher zwar bekanntlich der kürzeste, aber künstlerisch der langweiligste ist. Die beiden einzigen Baumgänge, welche ich — natürlich mit Ausnahme der Villen — in und um Rom gesehen, sind die auf dem Forum und eine andere auf dem Wege vor Porta Angelica. Da ist aber kein einziger Baum, der nicht auf seine Art und nach seinem Geschmack gewachsen wäre, krumm und schief oder gerade und schlank, wie er eben konnte oder wollte, hier einer sterbend und nur noch von einzelnen Saftadern lebend, dort andere üppig grün und frisch, obschon bei näherer Betrachtung im Stamm verwittert bis an's Mark; andere junge Anfänger ohne rechten Platz und Gedeihen, kurz alles unregelmäßig, polizeiwidrig, gegen allen Anstand und alle Grundsätze unserer Verschönerungskommissionen, aber unendlich malerisch, wohlthuend und befriedigend für jedes Künstlerauge, weil in Harmonie mit dem Ganzen der Umgebung. Eine regelmäßige Berliner Allee auf dem Forum Roms wäre eben so unerträglich, wie dieser ruinenhaft aussehende Baumgang des letzteren, wenn man sich ihn an die Stelle der Linden Berlins denken wollte.

Der Blick auf die immer bräunlicher sich färbende Campagna und die umgebenden Gebirge war bei der schönsten Beleuchtung wieder entzückend. Ich bereue es nicht, ganz gegen die Touristenregel, den Sommeranfang hier zu erleben. Wer den Süden und seine Farbenglut kennen lernen will, darf die heiße Jahreszeit nicht scheuen. Der Sommer ist hier wenigstens immer ein südlicher. Die meisten Touristen aber, welche

im Spätherbste und Winter hierher kommen, treffen nicht selten Wochen und Monate lang graues Regenwetter, wie das in den letzten Jahren hier in Rom betrübsam vorherrschend gewesen ist, uud kehren dann unmuthig und enttäuscht über die Alpen zurück. Der letzte Winter soll besonders unerträglich naß gewesen sein. Egoistisch, wie jeder Reisende, mache ich daraus für den nächsten, den ich hier verleben werde, einen günstigen Umstand.

Sonntag, den 8. Juni, besuchte ich die Ateliers einiger deutschen Künstler, unter ihnen das unseres vortrefflichen Landsmannes Ernst Willers, der hier als einer der ersten Landschaftsmaler unter den Künstlern in hoher Achtung steht. Er wohnt mit seinem Freunde, dem würdigen Riepenhausen, zusammen auf der Höhe der einsamen Via San Isidoro. Von den Leistungen beider ein ander Mal ausführlich.

Nachmittags sollte in der Villa Borghese das Volksfest einer Tombola (Lottoziehung) gehalten werden. Die Lotteriedirektion hatte es aber in ihrem Interesse gefunden, die Ziehungsfeier, angeblich des Wetters wegen — welches aber vortrefflich war — auf weitere acht Tage zu verschieben. Dafür hatte der Fürst Borghese, welcher an der Spitze dieser, einem wohlthätigen Zwecke dienenden Lotterie steht, zum Ersatze dem zahlreich zusammengeströmten Volke heute ausnahmsweise auch die großen, sonst verschlossenen Blumengärten der Villa geöffnet. Hier lernte ich nun meine Römer leider von einer sehr unvortheilhaften Seite kennen. Denn sei es nun, daß sie sich für die Täuschung der verschobenen Tombola schadlos

halten, oder sonst ihren Unwillen ausdrücken wollten, genug das Resultat jener Liberalität war eine allgemeine Plünderung der Blumenschätze des Fürsten. Vergebens suchten die zahlreich überall postirten Aufseher und Gartenbedienten mit guten und bösen Worten dem Unwesen zu steuern; nichts half. Weiber, Kinder und Männer aus dem Volke, feingeputzte Damen und Herren, Minenten und Painis in buntem Gemische, selbst Geistliche nicht ausgenommen, Alles schnitt und pflückte, riß und brach an Beeten und Gebüschen nach besten Kräften. Ueberall sah man die kostbarsten Sträuße in aller Händen. Ich glaube, man hätte mit den so abgerissenen Blumen und Blüten ein halbes hundert deutscher Gewächshäuser füllen können. Denn hier arbeiteten Tausende an dem Werke der Verwüstung. Doch sah ich nirgends ernstlichen Streit, und noch weniger irgend ein polizeiliches Einschreiten. Auch ist bekanntlich keinem Sbirren der Eintritt in die Villa Borghese gestattet. Wenn dieses Verfahren nicht durch etwas Außergewöhnliches herbeigeführt war, so begreife ich übrigens, warum nach und nach fast alle römischen Großen dem Publikum ihre Villen verschlossen haben. Denn außer der Villa Borghese und der Villa Medici sind alle übrigen entweder gar nicht oder nur an einzelnen Tagen und nur gegen Erlaubnißkarten den Besuchern, meist Fremden, geöffnet. Freilich hat solch' ein Egoismus der Großen und Reichen auch wieder rückwirkende Kraft auf die Sittlichkeit des Volkes. Es ist hier wie überall im Leben: wem man nicht mehr traut, hört bald auf, Vertrauen zu verdienen. Die Borghese's machen sonst in dieser Hinsicht unter allen römischen Fürsten eine rühmliche Ausnahme. Ihre Paläste, Villen, Gärten, Gallerien und Sammlungen sind allein unter allen ähnlichen in Rom mit ächt fürstlicher

Liberalität stets dem Publikum, ohne Unterschied des Standes, geöffnet, und eine Klage über Illiberalität der Aufseher in der Gallerie Borghese, welche ich später einmal in der Allgemeinen Augsburger Zeitung las, verdient die entschiedenste Zurückweisung; denn sie ist eine Versündigung gegen den großartigen Sinn, mit dem dieses Fürstenhaus seinen Besitz und seine Kunstschätze der freiesten Benutzung offen hält, gegen eine Liberalität, die in ganz Italien nur in Florenz bei den Gallerien Pitti und der Uffizien ihres Gleichen findet. Dafür sind aber auch die Fürsten des Hauses Borghese in Rom wahrhaft, und man kann sagen allein, volksbeliebt, und es ist dem geringsten Römer ein freudiger Stolz, auf sie, als eine Zierde Roms, hinzuweisen, während z. B. das Haus Piombino aus den entgegengesetzten Gründen durchaus unbeliebt, ja gehaßt ist.

Die Villa Borghese war übrigens auch ohne Tombola festlich genug anzuschauen. Es ist ein wahrhaft wundervoller Park. Die kühlen, schattigen Baumgänge, die freien, weiten Durchblicke, die rauschenden Springbrunnen, die plätschernden Fontainen mit ihren überströmenden Doppelbassins, die weiten Wiesenplätze mit weidenden Kühen, die vielen Lust- und Gartenhäuser, Meiereien u. s. w. von eben so edler Bauart als romantischer Lage, endlich das Sommerschloß selbst, in welchem sich die Antikensammlung befindet, dieses ganze Auf und Ab von Hügeln und Thälern belebt von Tausenden festlich geschmückter Menschen zu Fuß und zu Pferd, mit glänzenden Equipagen untermischt, bot das anmuthigste Schauspiel. Und welcher Flor von schönen Frauen und Mädchen! Dieser stolze und dabei doch leichte, elastisch schwebende Gang, diese freie Grazie und Anmuth der Bewegung, diese antike Götterschönheit der

unbedeckten Nacken und Arme, von warmer Glut der Farbe beseelt, habe ich bisher einzig nur in Rom gefunden, dessen Frauen freilich auch für die schönsten Italiens gelten. Bei den verheiratheten ist Hinneigung zum Embonpoint vorherrschend, und unter den älteren Frauen des Volkes habe ich verhältnißmäßig mehr übermäßig starkbeleibte Gestalten gesehen, als in irgend einer der mir bekannten Städte Europas.

Unseren Rückweg nahmen wir über die Passeggiata des Monte Pincio. Dieser Spaziergang, dessen Anlegung man, wie so vieles Gute in Rom, den Franzosen verdankt, ist wohl einer der schönsten auf der Welt. Von der Höhe seiner Terrassen überblickt man den größten Theil des Häusermeeres von Rom mit seinen unzähligen Palästen, Kirchen und Kuppeln, darüber hinaus die westlichen und nördlichen Bergzüge des Monte Mario und des Janiculus, mit ihren Vignen und Villen, ihren Gärten und Büschen, aus denen Piniengruppen gen Himmel ragen. Das Alles in die Rosenglut der untergehenden Sonne getaucht, war gar zu herrlich.

Am 9. Morgens war ich zum zweiten Male im St. Peter. Hier vergehen dem Auge alle Maaße. Mit ungefähr dreihundert meiner Schritte durchmaß ich die innere Länge dieses Riesenbaues. Die Simse, über denen die Bogen des Tonnengewölbes die Mittelschiffe ansetzen, sind höher wie das Berliner Schloß! Und das ganze Berliner Schloß hat bequem nach Länge und Höhe im Mittelschiffe Platz. (Nohl, Ital. Skizzenbuch S. 141.) Die Höhe der Kuppel kann man weder von innen, noch viel weniger von außen, auf dem ungeheuren Platze stehend, würdigen, denn hier wird sie von dem verkehrten Vorderbaue der Kirche fast gänzlich verdeckt, und kriecht völlig in sich zusammen. Im Innern, wenn der Blick diese

vierhundertdreizehn Fuß Höhe hinaufschwindelt, ist's schon besser. Aber ganz hat man den Eindruck in seiner Mächtigkeit doch nur, je ferner man von dem ganzen Baue steht, etwa von Monte Pincio aus, oder von einigen Punkten des Janiculus, oder von einer der noch ferneren Höhen um Rom nach Norden zu. Diese „von Felsen gethürmte Papstmütze," wie sie Gaudy nannte, bedarf, wie der römische Katholizismus, den sie repräsentirt, der Ferne und der — Dunkelheit, um zu imponiren.

Ich habe Fernow's Aufsatz über die Peterskirche gelesen, das Beste, was über dieses größte aller Bauwerke der römischen Hierarchie geschrieben ist. Fernow hat Recht, wenn er behauptet, das Eigenthümliche und, im Gegensatze zur antiken Baukunst, Barbarische dieses Baues bestehe darin, daß hier mit den ungeheuersten Mitteln doch nur eine Größe hervorgebracht ist, die man bloß mit dem Verstande, nicht mit dem Gefühle erfassen kann. Man muß es sich *sagen*, und immer wieder sagen: dieser metallene Baldachin mit den widerwärtigen, gewundenen Schneckensäulen voll Vergoldung, zu dem die vergoldete Bronzedecke des Pantheons das Material geliefert hat, — dieser grundhäßliche Bau, welcher gerade unter der Kuppel über dem Grabe St. Peter's steht, und sich vom Eingange aus gesehen so unbedeutend ausnimmt, ist so groß wie der größte Palast von Rom, wie der Palast Farnese, welcher fünfundachtzig Fuß hoch ist. Man sagt es sich, man staunt, aber dies Staunen ist nur ein Staunen des rechnenden Verstandes, nicht des Gefühles, der Empfindung. Die Peterskirche hat die Aufgabe der Baukunst umgekehrt gelös't. Die kolossalsten Maaßverhältnisse erscheinen kleiner als sie sind, erscheinen gewöhnlich, während der antike Tempel, so wie die

gothische Kirche mit geringeren Mitteln nnd Maaßen den Schein des Kolossalen und Unendlichen erzeugt. Schon das ist ein Unglück, daß die Tradition von dem Grabe des Apostels die Kirche, statt auf einer der nahen Anhöhen, in der Tiefe dieser Niederung erbauen ließ, und dadurch ihre Wirkung unendlich beeinträchtigte. St. Peter, ohne die Vorhalle, auf einer nur mäßigen Anhöhe gelegen, müßte ein unbeschreiblicher Anblick sein.

Ueber den prächtigen, säulenumgebenen Platz, mit dem gewaltigen Obelisken, den selbst die ungeheure Felsenwucht des nahen Kuppelriesen nicht niederdrückt, zwischen den hellen Kaskaden, die im Sonnenglanze den Regenbogen widerstrahlen, wandelt gewiß kein Sterblicher, ohne ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er seines Gleichen in der Welt nicht hat. So groß ist dieser Platz, daß die beiden an den Aufgangsstufen stehenden Bildsäulen der Apostel Peter und Paul völlig verschwinden. Ich bemerkte sie erst, als mich bei wiederholtem Besuche mein Begleiter auf sie aufmerksam machte, um mir an ihnen einen Maaßstab für die Größe der Umgebung zu bieten, in welcher sie stehen. Und dennoch reicht selbst dieser ungeheure Platz, der eigentlich aus zwei Plätzen, der Piazza Rusticucci und der Piazza di San Pietro besteht, nicht aus, um auf ihm einen Punkt zur richtigen An- und Uebersicht des Domes zu gewinnen. Napoleon soll den Plan gehabt haben, den Platz durch Schleifung des Häuserkeils, welcher zwischen den beiden Straßen Borgo vecchio und Borgo nuovo der Engelsbrücke zuläuft, bis an die letztere zu erweitern. Ein grandioses Unternehmen, würdig sowohl des Geistes, der den Plan hegte, als des Bauwerkes, dessen Majestät zu erhöhen er gefaßt wurde.

Wieder kehrte ich in das Innere zurück. Eines hat diese Größe, diese Verschwendung kolossaler Verhältnisse, dieser oft geschmacklos gescholtene Reichthum des Inneren doch erreicht; ein Gefühl, welches ich sonst nirgends empfunden, erweckte dieser Bau doch bei jedem wiederholten Besuche seines Inneren. Es ist die unbeschreiblich wohlthuende Empfindung der Ruhe und Stille, das Gefühl der Sicherheit und wandellosen Festigkeit. Es liegt ein heller, warmer Ton über dem Ganzen, über diesen Marmorwänden mit ihren bunten Mosaiken. Alles ist Stein, Marmor oder Metall. Selbst die Bilder und Gemälde sind von Stein, die Wände vielfarbiger, hellgeschliffener Marmor, wie der Fußboden; die Deckengewölbe Gold und Mosaik. In dieser unvergleichlichen Solidität des ungeheuren Baues, in dieser edelsteinernen Einfachheit liegt das Geheimniß jenes Eindrucks der stillen, sichern Ruhe, liegt die Einheit, welche all den bunten Reichthum harmonisch in sich zusammenschließt. Es kommt einem vor, als wäre das Ganze nicht künstlich zusammengefügt, sondern als wäre es wie eine ungeheure Riesenblume mit tausend funkelnden und strahlenden Edelsteinblüten aus der Erde gewachsen. In diesem Gefühle bestärkt uns denn auch die Wirkung der realen, der wirklichen Raumgröße, welche jede Störung hindert oder doch schwächt. Hier wird Messe gelesen und geistliche Musik aufgeführt, dort werden Gerüste aufgeschlagen, es wird gezimmert und gehämmert, genagelt und gepocht; dazwischen wandeln Schaaren von Neugierigen und Fremden, mit frommen Wallern und einheimischen Betern gemischt. Aber keine Thätigkeit stört die andere, und der einzelne, in stumme Betrachtung versunkene Wanderer empfindet sich inmitten aller dieser verschiedenartigsten Umgebung stets in ungestörter, wunderbarer, weltabge-

schlossener und doch nicht an strenge Askese erinnernder Einsamkeit, in welcher er ungestört seinen Gedanken und Empfindungen nachhängen kann.

Am Nachmittage führte eine Spazierfahrt mit St.'s mich nach der entgegengesetzte Seite der Stadt, den Tiber hinabwärts, zu der außerhalb der Ringmauer liegenden St. Paulskirche. Der Weg ging die Via della Marmorata entlang, bog links um den Aventinischen Hügel, und führte dann, am Monte Testaccio und an der Pyramide des Cestius vorbei, durch das Paulsthor (Porta Ostiensis) zur Stadt hinaus. Die Pyramide ist weniger imponirend, als ich sie mir bei einer Größe von hundertdreizehn Fuß vorgestellt hatte. Aber sie liegt auch über sechszehn Fuß tief unter dem heutigen römischen Fußboden, und dann schwächt die geringe Breite der Grundflächen (von neunundsechszig Fuß) und der dadurch entstehende, etwas spitze Winkel, unter dem die Seitenflächen oben zusammentreffen, den Eindruck der Gesammtmasse. Ein Künstler, der Aegypten bereis't hatte, bemerkte mir, daß die ägyptischen Pyramiden an der Spitze fast in einen rechten Winkel auslaufen. Diese Pyramide ist beiläufig das einzige antike Grabdenkmal, welches durch neurömische Barbarei unzerstört geblieben ist und seine prächtige Bekleidung von weißem Marmor behalten hat.

Vom Thore an führt ein einsam öder Weg in gerader Richtung wohl über eine Viertelstunde weit nach San Paolo fuori le mura. Auf dem thurmartigen Mauerkerne eines antiken Grabdenkmals ist das Häuschen eines armen Winzers wie ein Storchnest aufgesetzt. Eine kleine schläfrige Kapelle be-

zeichnet die Stätte, wo Petrus und Paulus von einander Abschied nahmen, als sie zum Märtyrertode gingen. Ihre letzten Worte stehen neben der bildlichen Darstellung dieses Abschieds in einem kleinen Relief über dem Eingange. Mag man über die Aechtheit der Sage denken, wie man will, immerhin haben Stätten, wie diese, an welche sich die Uranfänge des weltbeherrschenden, weltverachtenden Christenthums knüpfen, etwas wunderbar Ergreifendes und Rührendes; zumal wenn sie nicht durch Prachtgebäude, sondern, wie hier, durch halbverfallene, mit der rings umgebenden Oede in Einklang stehende Denkmale bezeichnet sind.

Die Basilika des heiligen Paulus war die älteste Kirche der gesammten Christenheit, und ehe St. Peter ihr diesen Ruhm streitig machte, auch die größte aller erhaltenen christlichen Basiliken. Sie ward im vierten Jahrhundert auf der Stelle erbaut, wo nach der Tradition der Apostel den Märtyrertod erlitten hatte. Ihre Lage, so entfernt von der Stadt, erklärt sich, wenn man bedenkt, daß in den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten, in welchen diese ganze, jetzt wüste oder mit Gärten und Rohrfeldern bedeckte Gegend bewohnt war, und einen Theil der ungeheuren Stadt ausmachte, vorzüglich die ärmere Klasse der römischen Einwohnerschaft hier zusammengedrängt wohnte. Unter dieser verbreitete sich das Christenthum am ersten, denn nur ihnen, setzt Westphal, aus dem ich diese Notiz entnehme, hinzu, konnte eine Religion willkommen sein, die für all die Trübsal in dieser Welt ewige Freuden in einer anderen versprach, und die Reichen nicht in's Himmelreich eingehen ließ. In diesem Bezirk wurden auch die Apostel und die übrigen Märtyrer ergriffen, und zur Warnung oder vielmehr zur Nacheiferung

für ihre Anhänger in der Nähe, hingerichtet. Als späterhin die christliche Religion die herrschende wurde, mußten diese Oerter, wo ehemals nur die niedrigste Klasse des Volks gewohnt hatte, ein großes Ansehen bekommen. Denn hier hatten die heiligen Märtyrer gelebt und gelitten, hier waren ihre Gebeine begraben.

Ein ungeheurer Brand, durch Sorglosigkeit von Arbeitern entstanden, welche, beim Löthen der Dachrinnen beschäftigt, ihre Kohlenpfannen Nachts hatten auf dem Dache stehen lassen, vernichtete im Sommer 1823 bis auf einen geringen Rest diesen Prachtbau mit seinen hundertzweiunddreißig der schönsten, antiken Säulen. Seitdem hat die katholische Kirche die ungeheuersten Anstrengungen zu seiner Wiederherstellung gemacht. Aber ein Vierteljahrhundert ist verflossen, und noch hat man mit den Geldbeiträgen, die aus der ganzen christkatholischen Welt zusammenströmen, nur einen kleinen Theil, nämlich das von dem Brande am wenigsten zerstörte Querschiff nebst den beiden Seitenkapellen herzustellen vermocht. Dabei ist man überdies von der ursprünglichen Idee, die Kirche ganz unverändert nach dem alten Plane herzustellen, völlig abgewichen, und der Styl der Architektur und Verzierungen im Inneren ist weit eher der eines Pracht- und Ballsaales, als einer Kirche zu nennen. Auch die beiden Altargemälde von Camuccini und Agricola sind, trotz ihrer heiligen Gegenstände, ganz in diesem gleißend aufgeputzten Charakter gearbeitet. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier die Abnahme der Kräfte des alternden päpstlichen Roms. Ich glaube, diese Kirche wird nie vollendet werden, und selbst Römer hörte ich es bezweifeln. Indessen wallfahrten die Römer zu derselben zahlreicher als zu allen anderen Kirchen,

denn San Paolo fuori le mura ist der einzige Punkt in und um Rom, zu welchem die Regierung die Errichtung von Omnibus gestattet hat, welche für ein Paar Paoli vom venezianischen Platze aus dorthin fahren. Die Römer, denen diese moderne Pracht des Neubaues ohnehin sehr zusagt, und die nebenher das andare in carozza mit Leidenschaft lieben, ohne sich bei den enormen Preisen der übrigen Miethkutscher und Fiacres diesen Genuß verschaffen zu können, benutzen die hier gebotene Gelegenheit desto fleißiger. Dabei fällt denn auch mancher Paul in den Opferstock der Kirche, und dies ist wohl der Grund, weshalb das Governo hier das Privilegium der Miethkutscheninhaber beeinträchtigt hat.

Bei der Rückkehr über die Via Appia durch das Thor von San Sebastiano passirten wir zwischen Aventin und Palatin vorbei an den alten Kaiserpalästen, auf deren Gewölben jetzt die Farnesischen Gärten und die Villa Mills liegen. Jetzt werden in diesen grandiosesten Ruinen des grandiosesten Baues Heuvorräthe aufbewahrt. Vor einiger Zeit geriethen diese Magazine durch irgend einen Zufall in Brand. Man fürchtete Vernichtung der Gewölbe. Aber diese fast zweitausendjährigen Reste hatten ganz andere Feuerstürme erlebt. Als das Feuer ausgebrannt war, hatte sich auch nicht ein Stein gelös't, ja nicht einmal das Buschwerk, welches sie trugen, hatte auch nur von der Hitze irgendwie gelitten, und die Rosenhecken der Villa Mills blüheten und dufteten eben so herrlich wie heute Abend, wo ein lauer Wind ihre Düfte zu uns herüberführte. Dieses Mauerwerk der Menschenhand ist völlig Naturwerk geworden, und wird noch stehen, wenn das neue Rom vielleicht längst zu Schutt und Trümmern zerfallen sein wird.

Wer die vollständige Apathie der hier lebenden deutschen Künstler gegen die politischen Lebensbewegungen im Vaterlande kennt, den mußte die Aufregung, welche seit einigen Tagen in dieser kleinen, außerweltlichen Welt herrscht, in Erstaunen setzen. Die schimpfliche Ausweisung der beiden badischen Kammermitglieder Itzstein und Hecker aus Berlin und Preußen, welche die Allgemeine Zeitung berichtete, hat diese Aufregung hervorgebracht. Die Künstler kümmern sich hier in der Regel keinen Strohhalm um Politik. Constitutionalismus oder Absolutismus sind ihnen vollkommen gleichgültige Worte. Ob ihre Bilder verkauft, ihre Skizzen in Marmor bestellt werden, das ist die Lebensfrage. Und da deutsche Kammern bisher weder Bilder kauften noch Bildhauerwerke bestellten, was beides doch zuweilen von Fürsten geschieht, so sind die römischdeutschen Künstler in der Regel Monarchisten von der allerstriktesten Observanz. Ohnehin sind die Majestäten von Baiern und Preußen jetzt die alleinigen Kunstmäcene. Auch um Preßfreiheit kümmern sich diese Männer von Pinsel und Meißel nicht sonderlich, und da sie fast durchgängig mit dem Gedruckten, das sie betrifft, auf gespanntem Fuße stehen — denn welcher Künstler verachtet nicht, oder giebt sich wenigstens nicht die Miene, alle Kunstkritik zu verachten? — so wünschen sie höchstens im Herzen der Presse alles mögliche Böse. In diesen Tagen aber waren unsere Landsleute im Lepre, der weltberühmten Hasenschenke auf Via Condotti, und im gegenüberliegenden Café Greco, welches sich auf seinem neuen Schilde mit Emphase *ancien* café greco nennt, gar nicht wiederzuerkennen. „Preußen,“ „Baden,“ „Deutschland,“ „deutsche Einheit,“ „Constitution,“ „Volksvertreter,“ „Beleidigung der Nationalität,“ „Polizeiwillkür,“ „Schmach vor Europa,“ das

und anderes Aehnliche waren die Stichworte, welche man von allen Seiten erschallen hörte. Die Italiener und Franzosen konnten gar nicht begreifen, was unter den friedlichen deutschen Phlegmatikern solchen Sturm erregt haben mochte, und selbst die sonst von Nichts, was um sie her vorgeht, Notiz nehmenden Engländer horchten verwundert auf die befremdlich erregte Diskussion, deren Inhalt augenscheinlich weder ein bestelltes oder verkauftes Bild, noch ein neues oder altes Modell, eine neuentdeckte gute Weinkneipe mit ächtem Frascatiner, oder sonst irgend eine Entdeckung ähnlicher Art sein konnte. In der That, der Zeitungsartikel hatte eine allgemeine Revolution in diesem deutschen Mikrokosmus zu Wege gebracht, und vielleicht hatte die Augsburger Allgemeine Zeitung, seit sie die Marmortische des Café Greco bedeckte, keine aufregendere Wirkung entfaltet. Man konnte diese Wirkung sogar eine „subversive" und destruktive" nennen, weil sie für längere Zeit das historisch Gewordene und zu Recht Bestehende der täglichen, oft sehr an's Rohe und Gemeine streifenden Unterhaltungsgegenstände und den herrschenden Ton eines gewissen forcirten Cynismus völlig beseitigte. Dabei war es interessant und lehrreich, diese Wirkung zu beobachten. Zuerst bildeten sich zwei Parteien. Alle Süddeutschen und Rheinländer, überhaupt alle Nichtpreußen, brachen bei der ersten kurzen Nachricht in einen Schrei des Unwillens und der Entrüstung aus. Die Künstler sind zwar der Regel nach schlechte Politiker, aber sie sind gute Menschen, und das verletzte Gastrecht war der erste rein menschliche Gesichtspunkt, unter welchen sie diese Thatsache faßten. Die Preußen unter ihnen hatten nun einen schlimmen Stand. Zuerst halfen sie sich dem allgemeinen Sturme gegenüber damit, daß sie die Wahrheit der Nachricht bezweifelten. Es sei eben eine

Zeitungslüge. Am zweiten Tage: sie sei jedenfalls entstellt und übertrieben. Als aber demnächst folgende Artikel keinem solchen Zweifel mehr Raum ließen, zogen sich die eifrigsten dieser Borussen hinter die letzte Schanzwehr der ohne Zweifel dieser gewaltsamen Handlung zu Grunde liegenden, gewichtigen Motive und Gründe zurück, deren öffentliche Bekanntmachung ungesäumt erfolgen und ihre Regierung glänzend rechtfertigen werde. Geheime Bundzwecke, staatsgefährliche Absichten, aufrührerische Reden, majestätbeleidigende Aeußerungen, waren das Wenigste, was sie in dieser Hinsicht erwarteten, und worauf sie die Angreifer vertrösteten. Als aber ein Tag nach dem andern verging, eine Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung nach der andern erschien, ohne den gehofften Trost, das erwartete Schwarz auf Weiß solcher Erklärung und Rechtfertigung zu bringen; als die begleitenden Einzelumstände der beschimpfenden Verjagung zweier deutschen Volksvertreter immer genauer an's Licht traten, da verstummten auch die eifrigsten Vertheidiger ihres preußischen Vaterlandes, und fast alle Preußen zogen sich vor den unangenehmen Angriffen, denen sie jetzt nichts mehr entgegenzustellen wußten, in ein anderes Café der Via Condotti zurück, welches seitdem den Namen des Preußencafés erhielt. Nur ein Einziger hielt rühmlich Stand auf der Bresche. Es war ein Architekturmaler R. aus Königsberg, eine lange, starkknochige, zugeknöpfte Gestalt, mit einem Gesichte, auf dessen ewig erhaben lächelnden und dabei unaussprechlich unbedeutenden Zügen die ganze Superiorität eines Königlich Preußischen Gendarmenbewußtseins mit dem allgemeinen Ehrenzeichen am vierten Knopfloche sich ausdrückte. Mit der Ruhe eines Märtyrers bot er dem ganzen, nun gegen ihn allein gerichteten, allgemeinen Sturme die breite Stirn.

Jedes Wort, welches er sprach, war Verachtung der Zeitungen und Zeitungsschreiber, bewundernder Glaube und gläubige Bewunderung der Wege ministerieller Vorsehung und Weisheit, auch da, wo diese Wege unerforschlich und unergründlich seien. Daß die Ausweisung durchaus gerecht und über allen Tadel erhaben sein müsse, stand ihm zum Voraus fest, war ihm ein unbezweifelbares Axiom — „denn," schloß er seinen Syllogismus, „sonst würde ein preußischer Minister sie nicht befohlen haben." Dieser Mann war das fleischgewordene System, dessen erste Voraussetzung das historisch gewordene Wort von dem „beschränkten Unterthanenverstande" bildet, welchem es unter keiner Bedingung erlaubt sei, die Handlungen der Fürsten, und was gleich: ihrer Minister, mit seinem unzureichenden Maßstabe zu messen. Machte man ihm nun bemerklich, daß ein solches Messen doch dem beschränkten preußischen Unterthanenverstande gegen spanische und portugiesische, ja selbst gegen französische und englische Staatsmänner in preußischen Zeitungen erlaubt werde, so inkommodirte solcher Einwurf den Mann nicht einen Augenblick, und er widerlegte ihn sofort durch die geistvolle Bemerkung: „daß dies eine ganz andere Sache sei!" Als nun ein Spötter diesem Tiefsinne ironisch zu Hülfe kam, und denselben dahin auslegte: daß in solchen konstitutionellen Staaten wie Frankreich und England die Gabe unmittelbarer göttlicher Inspiration, deren sich die Regierenden in unumschränkten Monarchien erfreuen, durch den unseligen, Alles auf menschliche Einsicht und menschliche Klugheit gründenden Constitutionalismus sehr geschwächt, und daher auch eine menschliche Kritik ihrer Handlungen erlaubt und an der Stelle sei — reichte er diesem Glaubens- und Bundesgenossen mit aufrichtigem Danke und einem herablassenden „wir verstehen

uns!" huldreich die Hand. Kein Spott und Hohn, keine persönliche Beleidigung, nichts focht ihn an, nichts brachte ihn aus dem bemitleidenden Gleichmuthe, mit welchem er die Unbesonnenheit und Beschränktheit um ihn her beachselzuckte. Ein Paar badische „Advokaten" gegen einen „preußischen Minister" — er sprach das letztere Wort nie aus, ohne innerlich eine tiefe Verbeugung zu machen — was wollte das bedeuten! Dabei war aber der Mann insofern ehrenhaft, als er wirklich an seine Sache glaubte. Er war ein redender Beweis davon, daß die Liebe und Treue gegen den Fürsten auch noch „in ihrer Uebertreibung" schön sein kann. Denn er hatte gar kein Hehl daraus, daß er sich nach der Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs von Preußen (er nannte ihn im Context der Rede immer nur „mein König"), da in Rom kein Bildniß desselben zu haben war, einen preußischen sogenannten Champagnerthaler mit dem Brustbilde „seines" Königs, als Medaillon fassen lassen, und selbigen über seinem Bette aufgehängt habe. Zur Königsberger Huldigung war er eigends von Rom aus gereiset, weil an solchem Tage kein Preuße fehlen dürfe, und war nicht ohne segensreichen Erfolg von Bestellungen nach Rom zurückgekehrt. Unter den unaufhörlichen Neckereien, deren Stichblatt zu sein er sich in diesen Tagen der Aufregung zur Ehre rechnete, rief ihm der geniale Hallmann einmal zu: „R..., wenn ich das nicht erlebe, daß Ihr beschränkter Unterthanenverstand mit dem rothen Adlerorden belohnt wird, so ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt!" Der arme Hallmann! er hat es nicht mehr erlebt! Er schläft schon lange, seit ich diese seine Worte niederschrieb, auf dem Ketzerkirchhofe von Livorno. Aber seine Prophezeihung ist doch in Erfüllung gegangen, und wenige Monate später

schmückte der rothe Adlerorden vierter Klasse die treue Brust des, nunmehr unter die Signori Cavalieri eingetretenen, heldenmüthigen Verfechters seiner vaterländischen Polizei. Der Wahrheit gemäß aber muß ich bezeugen, daß der neue Signor Cavaliere nach seiner Standeserhöhung um keinen Grad hochmüthiger geworden ist, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er es nicht mehr werden konnte.

Die Aufregung aber, welche jene Ausweisungsgeschichte hervorgebracht hatte, war tief und nachhaltend bei den römischen Deutschen, ja bei den Deutschen in ganz Italien. Ueberall, wohin ich kam, selbst in Neapel und Sizilien, immer wo ich Deutschen begegnete, kam die Rede darauf zurück, und ich muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß keine von allen Aeußerungen, die ich darüber anhören mußte, im Entferntesten der Art war, daß dieselbe zur Erwerbung irgend eines preußischen Ordens auch nur das Geringste hätte beitragen können.

Rom, den 10. Juni.

Gestern habe ich die letzten Abendstunden vor und in dem Pantheon zugebracht. Nächst dem Kolosseum hat mir doch bis jetzt nichts einen größeren Eindruck gegeben. Es ist eben wie das Gewölbe des Himmels, so einfach groß. Oben regnet es hinein, und im Winter steht ein See auf den Porphyr- und Marmorplatten, welche den Fußboden decken, denn es liegt tief, und die Wassergüsse strömen von allen Seiten hinab. Aber das rührt solch ein Gebäude nicht. Verstümmelt, von Feuersgluten benagt und geschwärzt, schmuckberaubt und geschändet durch neurömische Barbarei, ist dieser erhabene Bau

doch immer noch von so grandioser Mächtigkeit, daß man Alles um sich her zusammenschrumpfen fühlt. Ich finde, daß auch hier, wie überall in seiner Wanderung durch Rom, der Dichter des Child Harold das Tiefste des Eindrucks ausgesprochen hat mit seinem:

Simple, erect, severe, austere, sublime —
Shrine of all saints and temple of all gods,
From Jove to Jesus — spared and blessed by time;
Looking tranquillity, while falls or nods
Arch, empire, each thing round thee, and man plods
His way through torns to ashes — glorius dome!
Shalt thou no last? Time's scythe and tyrant's rods
Shiver upon thee, sanctuary and home
Of art and piety — *Pantheon* — pride of Rome!

In diesem schönsten aller Bauwerke Roms wünschte der Schöpfer höchster Schönheit, Rafael, zu ruhen. Eine einfache Marmorplatte mit der bekannten Inschrift bezeichnet die Stätte.

Nächst der Verunstaltung durch die „Eselsohren des Bernini", wie der Volkswitz sehr treffend die beiden Glockenthürme nennt, welche der tempelräuberische Urban VIII. Barberini durch jenen Kunstverderber zu beiden Seiten der Kuppel aufführen ließ, schadet dem Eindrucke des Aeußeren nichts so sehr, als die Tiefe, zu welcher jetzt das herrliche Bauwerk durch die allmälige Erhöhung des umgebenden Platzes hinabgedrückt erscheint. Ursprünglich war das Verhältniß umgekehrt, denn die Ausgrabungen haben gezeigt, daß sieben Stufen zu dem Portikus hinaufführten, von denen jetzt nur noch eine sich über dem Erdboden erhebt*). Dio Cassius erzählt, daß

---

*) So Schnaase, Geschichte der Kunst II. S. 439. Die „Beschreibung Roms" erwähnt nur fünf Stufen.

Agrippa dieses ursprünglich, wie die Gelehrten behaupten, einem anderen Zwecke bestimmte Gebäude, zum Tempel umschuf. Ursprünglich dem Mars und der Venus geweiht, erhielt es, wie der Historiker meldet, den Namen Pantheon von den Statuen vieler anderen Götter, welche es unter seine Wölbung aufnahm. Phantasievoller aber ist Dio's eigene Erklärung des Namens. „Ich glaube," sagt er, „man nannte es Pantheon, weil seine Kuppelgestalt dem Himmel vergleichbar erscheint."

Heute in der Morgenfrische habe ich, wie gewöhnlich, wieder einen Gang nach dem Kolosseum gemacht. Mit jedem Male, daß ich es sehe, wächst es in meinen Augen. Das Innere hat in seiner Länge hundertachtundzwanzig, in seiner Breite vierundachtzig meiner Schritte. Der umgebende Hallenbau beträgt an jedem der Eingänge achtundsiebenzig Schritte. Also die ganze Länge zweihundertsechs, die ganze Breite hundertzweiundsechzig Schritte. Ich nehme diese Maße immer selbst. Sind dieselben auch mathemathisch nicht genau, so prägen sie sich doch besser ein, und kommen der Phantasie mehr zu Hülfe, als die gedruckten Angaben nach Fuß, Palm und Zoll*). In der Morgenfrühe ist es wunderbar still und frühlingsduftig im Kolosseum. Hunderte von Singvögeln, die in dem wuchernden Buschwerk nisten, dessen frisches Grün alle Pfeiler und Wände überkleidet, lassen ihre Stimmen erschallen. Unzählige Blumen blühen aus allen Ritzen und Spalten, auf Simsen, Bogen und Pfeilern des altersbraunen Gemäuers hervor. Dazwischen tönt fernes Glockengeläute, leises Getön des er-

*) Geometrische Maße: 1) größerer Durchmesser = 185 Meter; 2) kleinerer 156 Meter. Höhe der Außenseite 48½ Meter (= ca. 150 Fuß).

wachenden städtischen Lebens, wie summendes Bienenschwärmen. Im vollen Gefühle glückseligster Einsamkeit setzte ich mich nieder auf einen antiken marmornen Säulenstumpf, und schrieb die letzten Zeilen meiner Grüße an die fernen Lieben, welche heute schon nach Norden wandern sollen, um ihnen Kunde zu geben von dem Glücke des Freundes, dem zur Erfüllung aller Wünsche der Gegenwart nichts fehlt, als ihre mitgenießende Anwesenheit.

Hat diese Reise auch nur den Vortheil für mich, den ich jetzt schon zu empfinden glaube, so danke ich der Huld meines Schicksals, welche mir diesen ideellen Abschluß der ewigen Entwickelung des rein Menschlichen vergönnte. Ja, ich bekenne mich dankbar für dies Geschenk des Himmels, das Tausenden meines Gleichen nicht zu Theil wird, und an welchem selbst nur wenige von solchen, denen es der blinde Reichthum in den Schooß warf, etwas haben, weil sie nicht den Schlüssel seines Verständnisses besitzen, weil sie selbst im Paradiese noch Pflastertreter sein würden. Jener Vortheil aber ist die Ruhe, die befriedete Weltanschauung, welche sich hier, so großer Vergangenheit gegenüber, besänftigend über die Seele breitet. Das unruhige Kleinleben des Tages, „der den Tag verschlingt,“ verschwindet vor dieser gediegenen Massenhaftigkeit so ungeheurer Zeiträume, welche man hier übersieht. Die Leidenschaft der Partheiempfindung tritt zurück, wo man selbst das Gehaßte fast lieben lernt. Ich weiß, wie sehr uns modernen Menschen diese Reinigung der Leidenschaften noth thut, und empfinde sie Angesichts der großen historischen Tragödie, deren steinerne Lettern ich hier lese, täglich tiefer.

Abends.

Aller Größe gegenüber tritt zunächst bei Menschen von Phantasie und Empfindung die Einzelkritik in den Hintergrund. So geht es mir hier in Rom mit vielen Erscheinungen, die mir jetzt sichtbar und greiflich vor die Augen treten, da ich sie bisher nur aus Büchern kannte. So oft mir das Elend, die Unwissenheit, der krasse Aberglauben, das fratzenhafte Götzenthum des Volkes, und der ganze Jammer überlebter Zustände und Gedanken, der schneidende Kontrast des außerweltlichen Nazarenerthums gegen die großartige, in sich befriedigte Fülle einer untergegangenen heidnischen Welt vor die Seele treten will, so oft sage ich mir doch auch: aber dieses neurömische Wesen hat doch anderthalbtausend Jahre lang die Welt beherrscht, ja beherrscht sie zu einem großen Theile noch immer; und mußte das alte Rom einmal vergehen, so ist doch eine neue Weltherrschaft an seiner Stätte immer noch würdiger, großartiger, erhebender, als wenn ich mir Rom etwa als Sitz eines österreichischen Erzherzogs denken müßte. Was ich damit ausdrücken will? Daß es uns in Rom rein unmöglich ist, den politischen Maaßstab der Betrachtung festzuhalten, daß die strenge, logische Konsequenz des Gedankens, die innerlich gefestete, historisch politische Ueberzeugung hier von der ästhetischen Atmosphäre und ihrer Romantik so wesentlich verändert, umgebogen und gefärbt wird, daß man sich, ehe man es denkt, mit dem sonst Feindlichen, Verwerflichen, Bekämpften in einer Art von Einklang findet. Wie oft war ich schon in der Peterskirche. Sie ist, wie alle römischen Kirchen, arg verzopft, und durch die Abweichung von dem ursprünglich einfachen Plane so bis zum Fehlerhaften entstellt,

daß z. B. die Riesenpracht der Kuppel, welche ihres Gleichen nicht auf Erden hat, wenn man vor dem Gebäude auf dem Platze steht, in ihrer Wirkung völlig vernichtet wird. Der Styl des Baues ist unrein, überladen, verschnörkelt, so wie die Denkmäler, Statuen, Grabmonumente, Kapellen u. s. f. Uebersieht man nun aber das Ganze aus der Ferne, sieht man diese Beherrscherin Roms, diese würdigste Repräsentantin seiner weltbeherrschenden Hierarchie, von der Höhe der Berge herab, hoch über der wimmelnden Welt der Tausende von Häusern und Palästen emporragen, oder tritt man hinein in das Innere, dessen Länge den größten der Plätze Roms ausfüllen würde, in dessen Umfang man selbst das Kolosseum hineinstellen könnte, — sieht man diese Gräber und Denkmäler der ersten Apostel Christi, deren Gebeine hier ruhen, diese Marmorgräber und Statuen der mächtigen „Statthalter Gottes,“ betritt man die Granitplatte, auf der die deutschen Kaiser, die Beherrscher des einst mächtigsten Volkes der Erde, knieend die heilige Krone empfingen, sieht man die Beichtstühle für alle Sprachen der Welt, frommen Pilgern durch Inschriften bezeichnet, vertriebenen Königsgeschlechtern hier Ruhestätten und Denkmale bereitet — so überwiegt die Größe der Betrachtung dermaßen, daß man sich nothwendig zu dem Bekenntnisse gedrungen fühlt: hier in diesem Tempelbau hat ein ungeheurer Weltgedanke seine Existenz in der ihm gemäßen Weise durch ein riesiges Symbol künstlerisch ausgedrückt. In solchen Augenblicken schweigt die Kritik, denn man fühlt, daß jede andere Weise dem Wesen dessen nicht mehr entsprechen würde, was hier dargestellt werden sollte, in dieser Mischung des Grandiosesten mit dem Kleinlichsten, des Tiefsten mit dem Oberflächlichsten, des Verschnörkelten mit dem Einfachsten.

So scheinen mir denn jetzt zuweilen selbst die Tausende müssiggängerischer Pfaffen und Mönche, die hier in Rom umherschlendern, durchaus dazu zu gehören. Ja, ich empfinde eine Art von ästhetischem Wohlgefallen daran, wenn ich das stolze Bewußtsein der Herrschaft, mit dem die Geistlichkeit hier auftritt, in Gang, Haltung und Mienen lese, wenn ich sehe, wie hier jeder Geistliche sich als möglichen Thronfolger auf Petri Stuhle betrachtet und betrachten darf, in einer Aristokratie, welche, fern von allem Vorurtheile eines, die Menschheit schändenden Geburts- und Blutsvorrechtes, sich lediglich auf den Geist und seine Rechte und Ansprüche gründet. Und nur, wenn ich an der Propaganda und an den mit Holzkasten verschlossenen Fensterreihen der Zöglinge dieser Brüder „vom Orden Jesu" vorübergehe, oder den paarweise geräuschlos und leise vorüberschleichenden Schwarzmänteln selbst begegne, fühle ich den alten protestantischen Adam sich in mir regen.

Die Inschrift auf dem berühmten Obelisken des Sonnentempels von Heliopolis, der beiläufig jetzt an die viertehalbtausend Jahre alt sein soll, und den Sixtus V. vor der Peterskirche wieder aufrichten ließ, lautet auf der der Kirche zugewandten Seite:

Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat,
Christus ab omni malo plebem suam defendat! —

Auf der anderen, der Stadt zugewandten Seite:

Ecce crux Domini! Fugite partes adversae!
Vicit Leo de tribu Juda!

Aber der Stamm Juda ist eingesperrt in das römische Ghetto!

Rom, den 14. Juni 1845.

Ich habe nun schon den bei weitem größten Theil des alten und neuen Roms durchwandert, habe das Bedeutendste schon zwei bis drei Mal geschaut und betrachtet, und finde mich fast überall vollkommen orientirt. Die Morgengänge von fünf Uhr an mache ich immer allein, ohne Führer, nur mit einem Plane in der Hand, denn hier weiß jeder Bettler, jedes alte Weib, jeder Knabe unter den alten Trümmern Bescheid wie ein Antiquar, und ich darf unterwegs nur fragen, wen ich will, sie weisen mich alle gern und freundlich zurecht; und strecken sie dann auch wohl die Hand nach einem Bajoc aus — wie leicht ist der gegeben. Wenn es im Winter nicht hundertmal ärger ist mit dem Betteln, so ist all das Geschrei in Guiden und Reiseberichten die ungerechteste Uebertreibung. Ich bin in Böhmen und Baiern viel schlimmer von dem Straßenbettel belästigt worden, als in dem verschrieenen Rom. Bedenkt man, daß das Betteln hier unter dem Schutze der Gesetze steht, daß die Religion es befördert, daß es privilegirte Bettler giebt, die ein kleines Messingschild an der Brust tragen, wie bei uns die Amtsboten, daß Tausende von Mönchen mit ihrem Lebensunterhalte auf das Betteln angewiesen sind, so verwundert man sich nur, daß es nicht viel schlimmer ist. „Aber das Betteln privilegirt?“ Sachte, sachte! Ich erinnere mich, daß der polizeilich civilisirteste Staat der Welt, der Staat der Intelligenz und des Protestantismus, auch seinen lahmgeschossenen Invaliden ein Bettelprivilegium gab, und vielleicht noch giebt — die Erlaubniß, seine Bitte um einen Pfennig oder ein Stück Brod mit der Drehorgel musikalisch vorzutragen. Ist das etwas anderes? Mir will

der Unterschied nicht einleuchten. Freilich giebt es einzelne sehr unverschämte und zudringliche Bettler, die an den Kaffeehäusern und Trattorien ihr Standquartier haben, auch wohl in dieselben hineindringen. Aber die meisten anderen an Straßenecken, auf Treppen, an Kirchen und in Winkelgassen betteln bescheiden, und lassen sich mit einem guten Worte leicht zur Ruhe weisen, viel leichter als ihre deutschen Collegen. Oft betteln sie, namentlich alte Frauen, so ausdrucksvoll leise und sanft, daß es einem das Herz durchschneidet, wenn man denn doch nicht allen geben kann. Nie, in ganz Italien, ist es mir bisher vorgekommen, daß ein Bittender, den ich abgewiesen, hinter mir her räsonnirt, und wohl gar geschimpft hätte, wie so häufig in Deutschland. Und wenn die italienische Staatsweisheit den Bettel erlaubt und fördert, wenn die Religion ihn förmlich heiligt (täglich streifen zahllose braune Kutten mit den Betteltaschen und Brodkörben am Arme, auswärtige auch wohl in Begleitung eines Lasteselchens, durch die Straßen), wenn die Lotteriewuth vom Governo gehegt und gepflegt, und die Armen durch dieselbe mit allen möglichen Kniffen und Pfiffen um ihre letzten Bajocchi gebracht werden; wenn Handel und Industrie, Gewerbe und Ackerbau von einem barbarischen Finanzsysteme mit eiserner Konsequenz niedergehalten werden — so ist es eigentlich ein Wunder, und jedenfalls kein schlechter Beweis für die Moralität des Volkes, wenn dennoch in Rom z. B. weniger gestohlen wird, als etwa in der ehrbaren Vaterstadt Nikolai's, obschon dafür allerdings hier einige Messerstiche mehr ausgetheilt werden mögen.

Unverschämt sind der Regel nach nur die Custoden der Paläste, öffentlichen Gebäude, Ruinen und Gärten, wie über=

haupt alle diejenigen, welche nur mit Fremden zu thun haben, und diesen gegenüber ein gewisses Recht geltend machen können. Aber auch mit ihnen ist auszukommen, sobald man merken läßt, daß sie keinen Engländer und keinen oberflächlich einmal an den Dingen vorüberstreifenden Touristen vor sich haben.

Unwahr ist es auch, daß die Bettler bloß Fremde „anfallen" und „aussaugen," wie die Kunstausdrücke der Touristenschriftstellerei lauten, und daß sie Einheimische entweder nicht anbetteln oder doch nichts von ihnen erhalten. Ich habe hundertmal das Gegentheil gesehen, und dabei beobachtet, daß von den Angebettelten mehr Fremde als Einheimische dem Bittenden ihre Hand verschlossen.

Meine neue Wohnung ist in dem vierstöckigen Eckhause an der Piazza Barberini und Via Felice. Vorn heraus, nach dem Platze zu, wohnt der treffliche Bildhauer Heinrich Kümmel. Das Haus ist alt, und gehörte früher zum Besitzthume der Fürsten Barberini, mit deren Palast, welcher an der entgegengesetzten Seite des Platzes sich emporthürmt, es durch einen unterirdischen Gang noch jetzt verbunden ist. In den letzten zehn bis zwanzig Jahren ist auch in Rom etwas mehr für den nothwendigsten Comfort der Fremdenwohnungen geschehen. Aber abgesehen von den großen Gasthöfen und anderen, für reiche Fremde hergerichteten Quartieren, lassen die gewöhnlichen Miethwohnungen doch noch gar Vieles zu wünschen übrig. Die Thüre meines zwei Stiegen hohen Zimmers ist alt und wurmstichig, ohne Klinke. Man schließt auf, und bedient sich dann eines zweiten Schlüssels, um den Riegel von innen wegzuschieben. Das ist sehr umständlich, da es unter Anderem auch zwingt, jedem Anklopfenden von innen

zu öffnen. Obschon das Zimmer gegen Süden liegt, ist es doch wegen der bedeutenden Höhe und Dicke der Mauern selbst in der jetzigen heißen Zeit noch nicht zu unerträglich warm. Doch würde ich, hätte ich die Absicht länger zu bleiben, eine Wohnung nach der Morgenseite suchen. Kühle, nördlich gelegene Zimmer sind nirgends gefährlicher als in Rom, und mein Freund Kümmel bestätigte mir das römische Sprichwort: dove non entra il sole, entra il dottore. An genaues Schließen von Thüren und Fenstern ist in den meisten römischen Wohnungen, die ich gesehen, noch immer nicht zu denken. Mein Mobilar ist sehr einfach: schilfgeflochtene Stühle, eine alte Kommode mit Spiegel, ein Paar Tische, ein rohrbeflochtenes, mit Kissen belegtes Gartensopha, das eher zu allem Anderen als zur Bequemlichkeit einladet, ein Kleiderschrank — zufällig für Frauenkleider eingerichtet — sind, benebst einem Nachttische und einem anderen Institute, welches der Anstand zu nennen verbietet, für welches aber hier so wenig wie in den anderen römischen Häusern ein besonderer Ersatz existirt, das bescheidene Mobiliar meiner Wohnung. Doch eins hätte ich fast vergessen, das hohe, breite Bette, dessen behäbiger Umfang dreien Personen Raum gewähren könnte, welche an die jämmerliche Sargenge unserer nordischen Gasthofsbetten gewöhnt sind, in die man sich hineinlegt wie einen Löffel in ein Besteck. Dieser Luxus, auf den die Italiener durchgängig halten, ist ein höchst vernünftiger und für die Gesundheit nothwendiger. In der Hitze kann man auf diese Art das Bette ein Paar Mal des Nachts wechseln, ohne es zu verlassen. Alle diese Herrlichkeiten habe ich nebst der Aussicht auf den Obelisken von Trinita dei monti, und dem Rauschen der herrlichen Fontaine des Piazza Barberini,

deren muschelblasender Triton zu dem Platze gehört, als wäre er mit Naturnothwendigkeit auf demselben emporgewachsen, für die mäßige Summe von sechs Scudi (etwa neun Thaler preußisch) monatlich. Für die Winterzeit indessen würde selbst diese Wohnung wohl noch einige Scudi monatlich mehr kosten. Den Preis einer Winterwohnung für einen einzelnen Fremden von den mäßigsten Ansprüchen kann man doch immer zwischen acht und zwölf Scudi anschlagen, wenn man nicht allzuschlecht und abgelegen wohnen will. Rechnet man dazu noch den Betrag der eben so nothwendigen als außerordentlich theueren Feuerung für Kamin oder Eisenofen — denn bis zu den sogenannten Kanonen hat sich in der That die häusliche Kultur schon verstiegen — so sieht man leicht, daß die Ausgabe für Wohnung in Rom weit beträchtlicher ist, als man sich gewöhnlich vorstellt.

Da ich einmal von finanziellen Dingen rede, so will ich auch gleich bemerken, daß ich die Küche der römischen Trattorien schlecht und theuer finde. Die meisten Künstler und Fremden essen im Lepre, — so genannt, weil der Gründer dieser weltberühmten Trattorie früher bei einem Marchese dieses Namens im Dienste stand. Hier wie in den übrigen römischen Trattorien, der Scalinata, dem Fiano, dem Falcone, den Tre Ladroni, die ich alle bereits besucht, wird Mittags und Abends nach der Karte gegessen. Da aber Alles, auch das Brod und der Wein, einzeln und theuer berechnet wird, so kann man sehr leicht sein Mittagbrod auf einen halben Thaler und darüber bringen, und hat doch schlechter gegessen als in einem leidlichen deutschen Gasthofe. Die Speisekarten sind riesenhaft, aber es ist damit eitel blauer Dunst, und man sieht sich gar bald auf dieselben ewig wiederkehrenden, zum

Ueberflusse auch noch schlecht zubereiteten Gerichte beschränkt. Der Wein ist um das dreifache theurer und um das zehnfache schlechter als in den geringsten Weinkneipen, in denen man ihn vielmehr am besten trinkt. Die Künstler haben auch schon oft rebellirt, aber der reiche Lepre lacht sie aus, denn erstens weiß er, daß seine Gäste bei keinem Wechsel gewinnen können, auch wenn sie die bequeme Lage, gegenüber dem Café Greco, aufgeben wollten, und zweitens ist er sicher, daß an durchgreifende Maßregeln aus Mangel an Einigkeit unter den Künstlern nicht zu denken ist. Und doch sind die Lebensmittel in Rom so außerordentlich wohlfeil.

Daß der Römer ungleich einfacher lebt als wir Nordländer, ist eine tausend Mal gehörte Behauptung, die dennoch bedeutender Ermäßigung bedarf. Die Lebensweise der Vornehmen kenne ich nicht, aber die gute Tafel der Geistlichen ist auch hier sprichwörtlich, und das Volk, so weit ich es beobachten kann, lebt ungleich besser und genießt weit mehr nahrhafte und leckere Speisen, als das unsere. Und in der Quantität thun sie es dem besten Deutschen gleich. Wein ist zudem tägliches Getränk, auch der Frauen und Mädchen. Ja selbst die jungen Mädchen, welche zur Strafe, weil sie Beichte und Abendmahl zu lange aufgeschoben, in einem Kloster ihre Exercizien machen müssen, wie der Kunstausdruck lautet, erhalten dort täglich eine oder eine halbe Foglietta Wein. Im gewöhnlichen Leben trinken sie wohl das Doppelte. Davon hat das Geschlecht auch so feuriges, wildes Blut. Uebrigens bekommt ihnen Luft und Nahrung, denn nirgend sah ich so viel kräftige Gestalten, so strotzendes Fleisch wie in Rom. Die Kräftigkeit der deutschen Körper ist überhaupt eine verschollene Antiquität. Ueberall unter den Künstlern, Marmorarbeitern, Steinschnei-

dern, Mosaikarbeitern, Handwerkern sind die Italiener hier ohne Widerrede die kräftigsten, edelsten, männlichsten Gestalten. Das ärmste Volk selbst ist hier körperlich nicht so tief entwürdigt und verstumpft wie bei uns in Deutschland, denn hier fehlt nächst dem Fabrik- und Kartoffelelende auch das Branntweingift, oder existirt doch nur noch in geringer Ausdehnung. Ich sage „noch", denn leider mehren sich seit einigen Jahren die Branntweinschenken in wahrhaft betrübendem Grade. Das „Lebenswasser" wird bei öffentlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Hinrichtungen und sonst, auf den Straßen feilgeboten, und beginnt hier im Einzelnen leider auch schon seine verderbliche Wirkung. Auf Italien kann man also die faulen Schreier verweisen, welche den Mäßigkeitsvereinen immer vorhalten, daß ohne einen augenblicklich zu schaffenden Ersatz von Wein oder Bier ihr Kampf gegen den Volksvergifter Branntwein fruchtlos sei; denn nur wo das Volk Bier oder Wein nicht bezahlen könne, dränge sich der Alkohol ein. In Italien aber ist der vortrefflichste Wein wohlfeiler als das gebrannte Wasser, und dennoch hat das letztere auch hier sich einzuschleichen gewußt. Werden die Surrogatforderer jetzt irre werden an ihrer Behauptung?

Bei uns in Deutschland ist die Masse der Proletarier durch Hunger und Branntwein, die gebildeten Stände durch Schuldressur und stubenhockende Grübelei körperlich ruinirt. Die seit zehn bis zwanzig Jahren hier lebenden deutschen Künstler behaupten, daß der aus Deutschland kommende junge Nachwuchs von Jahrgang zu Jahrgang körperlich schwächlicher und schmächtiger werde. Das Turnen, zu dem man jetzt in Deutschland wieder greift, weil man das Unheil endlich merkt, muß hier Abhülfe schaffen, und eine gründliche Reform der

Schulzüchterei und Lernerei. Vor einigen Tagen schrieb mir K. über dies Thema unter Anderem: „hätte ich die Kraft Rousseau's, ich sage Dir, die Preisaufgabe der Akademie von Dijon wiederholt sich hier (in Preußen). Ich glaube, man könnte in hellen, beweiskräftigen Funken die Ueberzeugung erwecken, daß diese wahnsinnige Ueberstürzung der Lernerei, Leserei, Schreiberei auf dem Punkte steht, unsere ganze Menschheit zu kretinisiren. Das Lehren und Lernen sollte mäßig und sparsam getrieben werden. Es sollte der Konfekt auf dem reichen Tische des Lebens sein. Aber die ureigenthümliche Barbarei der Germanen macht sich auch hier wieder darin geltend, daß namentlich in Preußen diese edle Thätigkeit des Lehrens und Lernens zu einer hektischen, knechtischen, unaufhörlichen Schulzüchterei hinauf gespannt wird. Dieser Zustand der Dinge, welcher mich unaufhörlich verfolgt, und von dem Niemand um mich her etwas hören will, ja dessen leise und vorsichtig geäußerte Andeutung mit stupidem Lächeln aufgenommen wird, bricht in künstlerischen Naturen die Produktion, in praktischen den Entschluß, bei thatkräftigen die That entzwei. Es ist mir unerklärlich, warum die Jesuiten, denen man die Absicht unterlegt, als wollten sie das menschliche Geschlecht systematisch verdummen und brechen, sich dazu nicht der Lernerei und Wissenschafterei bedienen. Das würde sie gänzlich verhüllen und ihre Zwecke unzweifelhaft fördern. Die Lernerei ist fürchterlich, und doch ist es nicht mehr der spröde Marmor der Germanennatur der Franken weiland Caroli Magni, sondern es ist der Deutsche, der bereits zum Chinesen ausgeschnörkelt ist. Wenn das so fortgeht, wird der künstlich ausgeschnitzte Bogen einmal brechen, gerade in dem Augenblicke,

wo man ihn spannen will.“ Ob ich das Wahre dieser leidenschaftlichen Ergießungen mitempfinde!

Von neueren Künstlern habe ich bisher, außer unsern Willers, der unter den hiesigen Landschaftsmalern neben Gurlitt von Altona und Bromeis aus Kassel den ersten Rang einnimmt, nur noch den alten Riepenhausen, und die Ateliers der Bildhauer Kümmel, Steinhäuser, Imhof, Wolf und Ed. Mayer besucht. Jeder geht seinen Weg, es ist das bunteste Treiben, das man sehen kann. Innerhalb der großen Spaltung, welche die gesammte hiesige Künstlerwelt in zwei gesonderte Heerlager theilt, ich meine die Spaltung in die sogenannten Nazarener, d. h. die pointirt frommen und christlichen Kunstpietisten, und in die weltlich gesinnten Ponte-Mollisten, giebt es unzählige Nüancen und Abstufungen, die ich alle kennen zu lernen suchen werde. Jetzt ist es mir höchst interessant, einen Einblick in das Technische der Kunst des Bildhauers zu gewinnen; in den Werkstätten der Meister Kümmel und Steinhäuser zu beobachten, wie des Künstlers Hand mit unnachlassendem Fleiße und peinlichster Sorgfalt erst den rohen Thonklumpen belebt, beseelt, begeistet, Alles bis in's mikroskopische Detail, bis zu den feinsten, nur dem geübten Auge des Kenners sichtbaren Nüancen liebevoll auszuführen strebt, dann den Guß des Gypses leitet und nachbessert, und sodann den rohen Marmorblock, auf dessen innerer Güte das Geschick seines Werkes so wesentlich mitberuht, zuerst völlig mechanisch und handwerksmäßig nach bestimmt verzeichneten Maßen und Zirkelpunkten von dem Marmorarbeiter behauen und bis zu dem Punkte bearbeiten läßt, wo seine Gestalt oder Gruppe gleichsam in embryonischer Verhüllung im Innern des Marmorkernes träumend zu schlummern scheint.

Der Anblick von Bildwerken in diesem Stadium ihres Werdens hat für mich etwas wunderbar Ergreifendes, und jetzt erst verstehe und empfinde ich die Fabel vom Pygmalion, und fühle, wie sie nur von eines Bildhauers, nicht von eines Malers Werke entstehen konnte. Erst jetzt ahne ich auch, worin der Bildhauer und seine Kunst über dem Maler steht, während die Aesthetik gewöhnlich nur den Fortschritt der Malerei über die Plastik hinaus aufzeigt. Doch ich fange an zu spekuliren, und das ist hier in Italien vom Uebel, zumal im Sommer, wenn Scirocco ist.

Rom, den 15. Juni.

Heute unterlasse ich zum ersten Male meinen täglichen Morgengang in's alte Rom, weil die Luft draußen allzudrückend ist. Das Sommerklima Roms beginnt seine schlimmsten Seiten herauszukehren, und wird mich wohl bald in's Gebirge hinaustreiben. Seit den letzten acht Tagen kämpfen fast beständig Gewitter in der Luft, welche, weil sie nicht zu voller Entladung kommen, die Hitze nur noch vergrößern. Fast überall, besonders sobald ich die hochgelegenen Theile der Stadt verlasse, empfinde ich einen drückenden Dunstgeruch, wie in frischgebauten oder neugekalkten Wohnungen, welcher den hier Heimischen nicht aufzufallen scheint. Namentlich gestern in der Villa, wie hier die Villa Borghese vorzugsweise genannt wird, ward dieser Dunst, in welchem ich die beginnende Malaria zu erkennen glaube, sehr stark, als eben die Sonne untergegangen war. Dieser Park ist übrigens wie der größte,

so auch der schönste aller römischen Villen, und Willers, der Landschaftsmaler, an dessen Seite ich ihn durchstreifte, entzückte sich mit mir an den schönen Fernsichten, Baumgruppen und an dem wunderbaren Himmel, der in ganz fein abtönender, in's Silbergraue streifender Bläue, mit einzelnen weißen, sich allmälig röthenden Wolkengruppen die Contouren aller Gegenstände scharf abgehoben zeigte.

Dieser Park, in welchem man stundenlang umherwandern kann, und immer Neues zu bewundern findet, umschließt nächst den ehemaligen Gärten Giustiniani auch die kleine Villa Rafael's. Sie liegt am Hügelrande eines Wiesenthales, unter prächtigen Baumgruppen, gegenüber der nördlichen Passeggiata auf Monte Pincio, und wird stets verschlossen gehalten. Die in derselben befindlichen Fresken von Rafael's Hand sind ausgebrochen, und in die Gallerie Borghese versetzt worden. Da hat nun dieser ewig junge, göttliche Genius gelebt und geliebt. Auf dieser Loggia hat er mit seinem Giulio Romano gesessen, und derselbe goldene Mond, der dort über den Pinien schimmernd emporsteigt, mag ihn oft in den Armen seiner Fornarina belauscht haben, in deren Flammengluten sich sein Irdisches verzehrte.

Der neue Haupteingang zur Villa, sowie ein zweiter, welcher von den neuen Anlagen zu der älteren Villa führt, sind von dem römischen Architekten Canina erbaut. Der erstere ist zu modern, der zweite im ägyptischen Style, kleinlich und geschmacklos, und durch den Mangel an Solidität im grellen Widerspruche mit einem Baustyle, dessen Alter nach Jahrtausenden zählt. Auch die nachgemachte Ritterburg, und die künstlichen Ruinen eines Tempels des Antonius und der Faustina sind geschmacklose Spielereien, die nirgends wider-

wärtiger auffallen als in der Trümmerweltstadt Rom. Das non plus ultra dieser Art kindischer Spielerei sah ich neulich in der Villa Torlonia.

Abends war ich bei dem Abschiedsmahle zugegen, welches die deutschen Künstler der Ponte Molle Gesellschaft einem von Rom scheidenden Genossen veranstaltet hatten. Solch ein Abschiedsfest ist sehr einfach. Ein Anschlagzettel in den beiden Hauptcafés giebt davon einen Tag zuvor Nachricht. Man versammelt sich in der Trattorie des Palast Fiano, Jeder ißt nach der Karte, und nur der Wein wird auf gemeinschaftliche Kosten verabreicht, wozu jeder Anwesende den höchst mäßigen Beitrag von einem Paul (etwa fünf Sgr.) zahlt. Der scheidende Ehrengast sitzt obenan, und seine nächste Auszeichnung bei dieser seiner „Henkersmahlzeit" besteht humoristischer Weise darin, daß die Anwesenden alle Gerichte, welche er auswählt, und entweder selbst genießt, oder seine zunächst Sitzenden genießen läßt, bezahlen, wobei es denn auch gestern nicht an komischen Scenen fehlte, welche dazu beitragen, die beklemmenden Abschiedsempfindungen zu mindern. Der Scheidende, so wie die übrigen Hauptpersonen dieser Gesellschaft, erscheinen alle mit ihren humoristischen Ordenszeichen, die sie, weil man in der Hitze meist rocklos dasaß, auf dem Hemde trugen, und unser guter Theodor von Kobbe würde an diesen Kreuzen und Großkreuzen des „Zuvielverdienstordens", an den Ritterkreuzen vom heiligen Bajocco und an all der studentisch-künstlerischen Jugendwirthschaft seine rechte Lust gehabt haben. Hierher, in diese Weltabgeschiedenheit, hat sich noch ein Abglanz des

jugendlich unbefangenen Humors gerettet, der im deutschen Universitätsleben, wo er einst heimisch war, schon historisch geworden ist. Ich erfreute mich an den wohlbekannten deutschen Kernliedern, die von so vielen kräftigen Jünglings- und Männerkehlen vorgetragen, das hohe Saalgewölbe des alten Palastes durchschütterten, und die Römer draußen auf der Abendpassegiata des Korso verwundert aufhorchen machten.

Der Abschiednehmende war ein prächtiger Kopf mit männlich kräftigen, von Jugendmuth strotzenden, etwas derben Zügen, wundervollem, lang herabfließendem schwarzbraunen Mosesbart. Unter seinem vollen Lorbeerkranze, den ihm der Präsident auf den Scheitel gedrückt hatte, sah er wie ein bärtiger Heidengott, ein Bacchus barbatus aus. Er hätte auch wohl mit seiner athletischen Gestalt, breiter Brust und Stirnadern einen Herkules beim Zechgelage vorstellen können.

Was ich an dem geselligen Treiben der deutschen Künstler dieses Vereines vermisse, ist ein gewisser Ernst der Bildungsgrundlage, welcher dem Scherz und Humor Gehalt und Dauer geben könnte. Doch davon späterhin mehr. König Ludwig interessirt sich sehr für den Verein, und erzeigt ihm sogar, wenn er sich in Rom befindet, die Ehre seines Besuches. Das letzte Mal hat er bei einem solchen humoristischen Künstlerfeste, wo man mit brennenden Lichtern einen Umgang um ein Bassin hielt, Allerhöchsteigenhändig sein Licht mitgetragen, und ist unter dem Gesange: „Prinz Eugen der edle Ritter“ vorauf marschirt, hat auch zum Schlusse einen kleinen Spruch gehalten, den er mit dem Schiller'schen: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“ geschlossen hat. Das ist nun jedenfalls sehr löblich, wie denn überhaupt diese Majestät mit Allem, was ihr Ernst ist, auch wirklich Ernst macht; und darum sind ihm

auch eigentlich die Menschen alle zugethan, und wenn sie auch seine Verse nicht gerade klassisch finden, so können sie doch seinem Wirken und Schaffen ihre Achtung nicht versagen. Läßt er auch über die Kräfte seines Landes bauen und meißeln, so sieht man ihn doch in seinem Privatleben zu wahrhaft edlen und schönen Zwecken die allergenaueste Sparsamkeit üben, während andere — doch wozu in Rom „räsonniren!“

Rom, den 15. Juni.

Kaum vierzehn Tage in Rom und schon ist es mir gelungen, die Villa Ludovisi zu sehen! Das heißt Glück haben, sagen meine römischen Bekannten, von denen es manchen in Jahr und Tag nicht so gut geworden ist.

Hoch oben auf Monte Pincio gelegen, gewährt sie die schönste Vedute von Rom, welche ich bisher gesehen. Die Antikengallerie ist nicht zahlreich, enthält aber eine Anzahl auserlesener Meisterwerke, die ihr den Rang unmittelbar nach den Sammlungen des Vatikans und Kapitols anweisen. Sie befindet sich in einem übel unterhaltenen, abgesonderten Gebäude, das innen und außen jeden Schmuckes entbehrt, und mehr einem vernachlässigten Wirthschaftsgebäude oder Magazine, als einem Museum ersten Ranges gleicht. Und doch sollte so Herrliches, wie hier der blinde Zufall in die Hand eines einzelnen Menschen gegeben hat, der noch dazu übermäßige Reichthümer besitzt, auch nicht einer würdigen Umgebung entbehren.

Ich eilte zunächst den prächtigen Kolossalkopf der Juno Ludovisi zu betrachten, von dem Goethe bei seinem ersten

Anblicke ausrief: er sei wie ein Gesang Homer's. Es ist die vollendetste Bildung des Junoideals, von der wir wissen, und noch in höherem Grade einzig unter allen erhaltenen Resten antiker Plastik, als der weltberühmte Jupiter von Otricoli, den ich bisher nur erst im Abgusse kennen gelernt habe. Denn Vatikan und Kapitol sind mir noch zu mächtig, und ich verspare sie mir auf den Winter.

Vor diesem Kopfe tritt alles, was ich bisher von plastischer Kunstgröße der Alten gesehen, in den Hintergrund. Der Marmor ist von schönster, mild in's Gelbliche spielender Farbe, das Antlitz von erhabenster Ruhe. Es ist die wahrhafte Gemahlin des obersten Beherrschers der Götter und Menschen, die uxor invicti Jovis. Die Stirn ist äußerst fein und schmal; die Haare tief herunter zu den Augen hin, leise gewellt wie sanft gekräuseltes Meer. Locken fließen zu beiden Seiten über die Hälfte des Ohrs am Halse hinab. Den Vorderkopf schmückt ein niedriges Diadem. Restaurationen sind bis auf ein Paar Kleinigkeiten gar nicht vorhanden.*) Ich habe schon erwähnt, daß dieser Kopf die vollendetste Bildung des Junoideals aufzeigt**). Allein diese Vollendung des erhabenen Styles ist nicht wie Minerva aus Jupiter's Haupte in voller Rüstung gesprungen. Und wie überall, so bleibt in der geschichtlichen Betrachtung der alten plastischen Kunst die Hauptaufgabe, das organische Fortschreiten und den Verlauf der Bildung der einzelnen Götterideale, so viel als möglich, an

*) Größe: vom Stirnscheitel des Haares bis zum Kinn ist das Gesicht etwa 1 Fuß 10½ Zoll lang. (1867).

**) Ausführlicheres über Juno Lodovisi s. in meinem „Torso" Th. I. S. 275—279.

den erhaltenen Resten der antiken Plastik nachzuweisen. Bei später wiederholten Besuchen der Villa Ludovisi überzeugte ich mich, daß in derselben drei verschiedene Junoideale vorhanden sind, zu denen ein viertes im Vatikan den Abschluß bildet. Ein Freund, der schon mehrere Jahre in Rom diesen kunsthistorischen Studien lebt, Dr. Hermann Hettner, sah in Nr. 20 der Ludovisi'schen Sammlung das älteste plastische Junoideal des herben und strengen Styles. Im Ausdruck durchaus aeginetisch, selbst bis auf das typische Lächeln der Ideale dieses Styles, deutet es doch schon in allen Zügen auf den Typus der Juno Ludovisi hin. Diese selbst ist das Ideal des erhabenen, eine Juno Nr. 28 der Sammlung, im Kataloge als Venus Celestis aufgeführt, kann für das Ideal des schönen Styles gelten. Ein vierter Junokopf, Nr. 15, dürfte den anmuthigen Styl darstellen, und ein Junokopf im Braccio nuovo des vatikanischen Museums die endliche Ausartung in's sinnlich Manierirte der römischen Zeit bezeichnen.

Die überaus schöne Gruppe, welche gewöhnlich unter der Bezeichnung Arria und Pätus aufgeführt wird, giebt vielmehr die Darstellung eines Barbarenhäuptlings, der, nachdem er sein Weib getödtet, um sie vor Knechtschaft und Schande zu retten, jetzt sich selbst mit grimmig gegen den heranstürzenden Feind gewendetem Blicke das kurze Schwert von oben herab dicht unter dem Halse in die Brust stößt. Auf den ersten Blick schien mir dies Meisterwerk durch unrichtige Restauration des rechten Armes um einen Theil seiner Schönheit gebracht zu sein. Jetzt steht nämlich der Arm so, daß er von vorne das Gesicht des Mannes fast völlig verdeckt, so daß man nur von der Seite, auf einen Stuhl steigend, dasselbe ungehindert betrachten kann. Dies schien mir ein Fehler, den

ich dem vortrefflichen Künstler nicht gern zuschreiben mochte. Dazu kommt noch, daß der Barbare das kurze Dolchschwert, welches er sich durch den unteren Hals in die Brust stößt, so gefaßt hält, als wenn er vielmehr zu dem gewaltigsten Hiebe gegen einen andringenden Feind ausholte, nämlich den Daumen der um den Schwertgriff geballten Hand nach unten. So aber ersticht sich schwerlich Jemand, da eine solche Haltung der Waffe einem gegen die eigene Brust geführten Stoße schlechterdings alle Kraft rauben muß. So schien mir denn, die alte Stellung des Armes werde umgekehrt gewesen sein, wodurch der Ellenbogen hinausgekehrt, und das Gesicht freier wird. Steinhäuser bemerkte dagegen: die gegenwärtige Haltung sei nothwendig. Der Krieger sei mitten im Kampfgewühle, im Augenblicke höchster Noth, da bleibe keine Zeit, das Schwert noch erst in der Hand umzudrehen.

Plinthe, Schild, Arbeit und Behandlung sind ganz gleich mit dem sterbenden Fechter, mit dem das Werk auch in denselben Kreis künstlerischer Darstellung gehört. In diesen beiden Werken macht sich so recht der römische Realismus geltend.

Welch ein Raffinement, das inmitten der eigenen tiefsten, sittlichen Verderbniß die rauhe Tugend und den sittlichen Heldenmuth des verachteten „Barbaren" sich zum ästhetischen Kitzel künstlerisch darstellen läßt! Denn daß Werke, wie diese, auf Bestellung und nach dem Willen siegreicher, römischer Imperatoren und Provinzenbezwinger geschaffen wurden, bezweifle ich keinen Augenblick. In dieser herrlichen Gestalt des Barbaren, der das sterbende, in die Knie gesunkene Weib noch im Tode stützend mit dem linken Arme umschlingt, ist

all das wilde Heldenthum jenes trotzigen Freiheitsmuthes ausgedrückt, welcher selbst einem Cäsar, den gallischen Barbaren gegenüber, Achtung abgewann, und ihn einmal bei Erwähnung der unaufhörlichen Schilderhebungen der Halbbesiegten zu dem Ausrufe brachte: idque adeo haud scio mirandumne sit, quum compluribus aliis de causis, tum maxime, quod qui virtute belli omnibus gentibus praeferebantur, tantum se ejus opinionis deperdidisse, ut a populo Romano imperia perferrent, gravissime dolebant *).

In dem ersten Zimmer sind die Hermen von außerordentlicher Schönheit, wahrscheinlich aus irgend einer hellenischen Palästra entführt. Sie sind aus pentelischem Marmor, und die Gewänder von vortrefflicher Arbeit, deren Schönheit und Feinheit selbst nach der Zerstörung der Jahrtausende den Kenner entzückt. Steinhäuser, der sie lange bewundernd betrachtete, rief zuletzt aus: „Das finden Sie in keinem Studio von Rom!“ Und doch gilt er selbst in feiner und zierlicher Behandlung des Marmors mit Recht für einen der ersten lebenden Meister. Die Restaurationen sind übrigens bei diesen, wie fast bei allen übrigen Sachen, unglaublich roh gemacht.

Von den übrigen Hauptwerken erwähne ich nur flüchtig noch: eine Venus im Bade mit dem Amor hinter ihr (Nr. 45); eine Minerva pacifera mit unbedecktem, höchst individuellem Kopfe, vielleicht römisches Portrait; eine stehende Pallas (Pallas Iliaca Nr. 50) mit einer verstümmelten Inschrift, welche sie als Werk des Antiochus von Athen bezeichnet; der

*) Der Leser vergl. über dieses Werk die anderswo von mir gegebene Schilderung desselben. (Torso Th. II., S. 97—99).

wundervolle, sitzende Achill mit dem Amor zu seinen Füßen; endlich die berühmte Gruppe, in welcher man die Wiedererkennungsscene des Orest und der Elektra dargestellt findet. In Haltung und Blick, in der Lage des Armes auf Arm und Schulter des Bruders spricht sich allerdings dies sinnende, suchende, liebevolle Wiedererkennen höchst beredt aus. (Andere erklären die Gruppe für Penelope und Telemach, und ich möchte dem jetzt (1867) beistimmen. Die Gestalt des Jünglings scheint mir übrigens weit geringer als die weibliche, ja in mehr als einer Beziehung nichts weniger als ideal-schön, eher bestimmt portraitartig. Rom 1867.) Von ganz bezaubernder Schönheit ist aber das große Medaillon der schlafenden Medusa, welches sich nur mit der berühmten Medusa Rondanini in München vergleichen läßt*).

Die Kataloge geben über Zeit und Auffindung keine Notizen. Man sagte mir, das Meiste sei gefunden auf der Stelle, wo die heutige Villa steht, in den ehemaligen Gärten des Sallust. So hätten wir denn hier nur zertrümmerte Splitter von dem reichen Kunstschmucke, mit welchem ein einziger römischer Privatmann sein Leben umgeben hatte, Scherben eines Spiegels, aus dem die höchste Schönheit widerstrahlte! Welch einen Begriff giebt das von jenen alten Zuständen! Und welche Verwüstungen müssen es gewesen sein, die über ein solches Dasein so furchtbar zerstörend einbrechen und Alles in Nacht und Vergessenheit begraben konnten.

In dem kleinen Casino, auf welchem sich das berühmte Belvedere befindet, sind die vielgenannten Fresken Guercino's.

---

*) Vergl. Torso Th. II., S. 229 u. ff.; und Feuerbach: Vatikan. Apoll S. 388.

Die Frische, Kraft und Glut der Farben wetteifern mit der Oelmalerei. Sie sind so vortrefflich erhalten, als hätte der Künstler eben den Pinsel niedergelegt. Oben von der Loggia der schönste Blick auf Gebirg und Campagna, nach allen Seiten über Rom hinaus. Und all' diese Schönheit und Herrlichkeit besitzt ein einziger Mensch, der Fürst Piombino, dessen Illiberalität die Villa sehr schwer zugänglich macht. Nur einmal jede Woche ist einzelnen Fremden gegen Eintrittskarten, die der Fürst selbst ausstellt, der Besuch erlaubt, und diese Eintrittskarten werden nur in sehr geringer Zahl, und an besonders begünstigte Minister und Bankiers abgegeben, und selbst durch solche Vermittelung sind sie nicht immer zu erlangen. Auch darf eine Gesellschaft nicht über fünf Personen zählen. Eine Zeit lang war die Villa sogar allen Fremden ohne Ausnahme verschlossen. Man erzählt: der alte Fürst Piombino, welcher vor einigen Jahren starb, habe dies verfügt im Zorne über die englische Illiberalität, welche ihm bei einer Reise in England überall, wo er Privatsammlungen zu besuchen wünschte, begegnet sei. Indessen klagt schon Goethe, daß es so schwer sei, die Juno Ludovisi zu sehen. So viel ist aber gewiß, daß der alte Fürst Piombino wegen seines Egoismus bei den Römern sehr verhaßt war, und als er starb, hielten sie dafür über ihn eine Art Todtengericht, und begleiteten den Leichenzug mit Zischen und Pfeifen. Mein Hauswirth, der mir dies erzählte, vergaß indessen nie hinzuzufügen, daß der verstorbene Principe den Vorwurf des Geizes nicht verdient, sondern den Armen viel Gutes gethan habe, aber im strengen Geheimnisse, daher es denn erst später bekannt geworden sei. Sir Luigi war zwölf Jahre in seinen Diensten gewesen, und konnte das also wissen.

Man klagt oft und mit Recht, daß gegenwärtig hier so viele Großen ihre Kunstschätze und Villen, wenn nicht ganz verschließen, so doch den Eintritt erschweren und vertheuern. Aber man sollte auch billig bedenken, was sie oft von der Rücksichtslosigkeit der Fremden, namentlich der Engländer, zu leiden haben. Diese Letzteren gerade sind es, die, was sie in ihrem Vaterlande selbst häufig auf das inhumanste verweigern, hier als ein Recht oft in der brutalsten Weise beanspruchen. Andererseits übertreiben aber auch diejenigen, welche, wie St. und andere katholisirende und verrömerte Deutsche, alle Schuld auf die „Fremden" wälzen, denen sie sogar zuweilen die Hauptschuld an der in Rom herrschenden Sittenverschlechterung in die Schuhe schieben möchten. Daß die Aufseher und Portiers der römischen Villen und Kunstsammlungen unverschämte Trinkgelder beanspruchen, ist wahr, aber unwahr, daß dies erst seit den letzten zehn Jahren überhand genommen habe. Schon Winckelmann klagt darüber in seinen Briefen aus den ersten Jahren seines römischen Lebens, daß ihm der Besuch einer jeden Sammlung immer fast einen halben Thaler koste. Schlimmer ist es auch jetzt nicht. Von allen römischen Großen giebt nur der einzige Fürst Borghese Villa und Kunstsammlungen zu jeder Tageszeit dem freien Mitgenusse seiner Mitbürger hin. Dafür ist aber auch diese Familie die beliebteste in Rom.

---

16 Juni.

Heute ist denn auch die vor acht Tagen vergeblich erwartete Tombola in der Villa Borghese glücklich von Stat-

ten gegangen. Das ist eine Lotterie zu milden Zwecken, für die Cholerawaisen heißt es, veranstaltet von einem wohlthätigen Vereine, an dessen Spitze der Fürst Borghese steht. Des Zweckes wegen hatte ich auch einen Nummernzettel genommen, welche das Stück zu eilf Bajocchi in allen Lotteriebuden der Stadt feil geboten wurden. Außerdem zahlte man noch ein Eintrittsgeld von einem Paul. Die Einnahme mußte bedeutend sein, denn wenn man nach dem mäßigsten Satze die Anzahl der verkauften Nummernzettel nur auf fünfzigtausend rechnete, so gab das schon eine Summe von fünftausendfünfhundert römischen Scudi, von denen fünfhundert als „Erhebungskosten" von den Collecteuren abgezogen wurden. Das Eintrittsgeld brachte nach derselben Annahme etwa die Hälfte jener Summe, so daß sich das Ganze der Einnahme des Vereines auf mindestens sieben- bis achttausend Scudi, oder auf eilf- bis zwölftausend Thaler belaufen mochte. —

Halb Rom war in die Villa geströmt, und selbst aus der Umgegend, von Tivoli, Frascati, Albano, Genzano und Velletri sah man Landleute und Städter, besonders Frauen in ihren kleidsamen Trachten. Der Hauptschauplatz ist ein ungeheurer, ovaler Rasenplatz, eingefaßt zunächst von einer dreißig bis vierzig Schritt breiten Rennbahn, in welcher später die Wettrennen gehalten wurden, die der Fürst auf seine Kosten zur Feier dieses Lotteriefestes veranstaltet. Diese Rennbahn ist gegen die Mitte des Rasenplatzes hin durch eine etwa vier Fuß hohe Taxushecke abgegränzt. An der entgegengesetzten Seite aber ziehen sich rings um dieses grüne Rasenoval Steinterrassen als Sitz- und Stehplätze für die Zuschauer amphitheatralisch bis zur Höhe eines mäßigen zweistöckigen Hauses. An dem oberen Ende dieses Amphitheaters erhoben sich die

rothbehangenen, mit Teppichen geschmückten Tribünen, auf denen sich das Glücksrad, die Nummerntafeln, der die Nummern ziehende Waisenknabe nebst den Direktoren der Lotterie befanden. Zu beiden Seiten, auf ähnlichen Tribünen, waren Plätze für vornehme Zuschauer und bezahlende Fremde errichtet. Alle übrigen Zuschauer und, was gleich ist, Mitspieler füllten in buntestem Gemische die Steinterrassen und Steinsitze des ungeheuren Rasenovales, ja einen Theil von diesem selbst oder die umgebenden Hügel und Gartenpartien. Nach der Schätzung meiner Begleiter mochten mindestens fünfzigtausend Menschen versammelt sein, alle Stände, Alter und Geschlechter, Costüme und Trachten; und da es Sonntag war, hatte sich Alles auf's Beste angethan, die Frauen des Volkes ihren besten Schmuck: schwere goldene Ohrgehänge und Schmuckketten, zahlreiche Ringe, die fast alle Knöchel der Hand bedeckten, Korallenschnüre u. s. w. Und all dieser Schmuck, selbst bei den Frauen des geringen Volkes, ist ächt, selbst die silbernen und vergoldeten massiven Kämme und die langen dolchartigen, silbernen Nadeln, welche sie im schwarzen Haare tragen. Denn keine Römerin, auch die geringste nicht, erniedrigt sich dazu, Unächtes zum Schmuck zu verwenden, für den sie übrigens eine wahre Leidenschaft besitzen. Ich sah heute Trasteverinerinnen, Minenten von der Lungara am Arme ihrer Männer. Die Letzteren hatten ihre schwarzen Sammetjacken nachlässig über die Achsel gehängt, und sahen in den blauen, weiten Beinkleidern, mit bunten Schärpen um den Leib festgehalten, in blendend weißer Wäsche, den grauen, breitkrämpigen Filzhut (Comeci pare: „Wie es uns gefällt," genannt) keck auf eine Seite gerückt, ganz stattlich aus. Und die Frauen dieser Männer trugen Schmuck an Hals, Brust und Händen, dessen sich

bei uns eine Bankiersfrau in großer Parüre nicht zu schämen haben würde. Aber diese Nacken, Hälse und Arme sind es auch werth, so geschmückt zu werden. Ich zweifle, ob man irgendwo in der Welt noch Schöneres dieser Art sehen kann. Preis't doch schon das alte lateinische Kirchenlied des achten Jahrhunderts, O Roma nobilis, mit seinem:

Roseo martyrum
Sanguine rubea,
Albis et virginum
Liliis candida

neben dem rosenrothen Blute der Märtyrer, das auf dem heiligen Boden der „Weltherrin" geflossen, auch die marmorne Schönheit der blühenden Frauenleiber der hocherhabenen Stadt aller Städte*).

Als wir ankamen, hatte die Ziehung der Tombola so eben begonnen, und die lebendig bewegte Menschenmenge bot den heitersten, erfreulichsten Anblick. Blitzend wirbelte das goldene Glücksrad im hellen Sonnenscheine. Der phantastisch aufgeschmückte Waisenknabe trat hinzu, griff hinein, zog eine Nummer heraus und gab sie einem nahestehenden Aufseher, der sie den Händen eines zweiten übergab, welcher sie aufrollte, las und einem nächsten überlieferte, aus dessen Händen sie der Ausrufer empfing. Schmetternder Trompetentusch! Nove!! ruft der Herold mit einer Stimme, deren Donner über die halbe Villa schallt. Zugleich erscheint die Zahl auf allen, nach vier Seiten hin errichteten Nummertafeln, und noch einmal allein, in kolossaler Größe an einer Drehscheibe. Alles sucht

---

*) Es ist ein Lied auf die Apostel Petrus und Paulus, von Niebuhr in einer Vatikan. Handschrift aufgefunden. S. Gregorovius, Geschichte Roms im Mittelalter I., S. 373.

und notirt eifrig die Zahl auf seiner Nummerntafel, deren jede fünfzehn Nummern enthält. Plötzlich erhebt sich ein ungeheures Geschrei mit einem so infernalischen Gepfeife und Gezische begleitet, wie ich nie in meinem Leben gehört zu haben mich erinnern konnte. Was geht vor? In Sturmeseile durchfliegt ein schwarzgekleideter Pater den weiten Raum, welcher die Zuschauer von der Tribüne der Tombola trennt. Er ist der Glückliche, er hat die erste Nummernreihe seiner Tafel gefüllt, er hat gewonnen. Alles wird todtenstille, in athemloser, starrer Erwartung. Der Schwarze parlamentirt mit den Wachen, man hört fast seine Worte, er präsentirt seinen Zettel. Aber o des Mißgeschickes! Der gute Pater hat sich geirrt; im Feuer seiner Begeisterung hat er unter seinen Nummern eine falsche Zahl notirt! Eilig sucht er sich in das Gedränge zurückzuflüchten, um sich dem Hohne der Menge zu entziehen. Doch kaum hatte er der Tribüne den Rücken gewendet, so erhob sich das Hohngeschrei und das gellende Pfeifen und Zischen mit einer solchen Begeisterung wider den armen, aus seinen Tombolahimmeln vertriebenen Geistlichen, daß es schien, als wäre jenes erste nur das Piano des Einganges zu diesem Fortissimo gewesen. Der Jubel wollte gar nicht enden, und der Spott über die blinde Eilfertigkeit des „pretaccio“, und die Freude, daß nun für einen jeden noch die Möglichkeit des Hauptgewinnes wiedererlangt sei, machte sich in immer neuen Ausrufungen Luft, bis das Trompetenschmettern die Ziehung einer neuen Nummer verkündigte. Solche Irrthumsscenen passirten übrigens wohl noch drei bis vier Mal, und alle endeten auf ähnliche Weise wie die erste. Doch keinem ward so leidenschaftlich mitgespielt wie dem Geistlichen. Dabei darf ich indessen nicht unerwähnt

lassen, daß das Volk zwar in dem Mitspielen eines Geistlichen durchaus nichts Anstößiges zu finden schien, denn das einzelne: è una vergogna, un prete! meines Wirthes, dem ich die Geschichte erzählte, kommt nicht in Betracht. Desto mehr aber war es ihnen anstößig, daß ein Prete der Gewinner sein, und ihnen die Tombola wegschnappen sollte. „Die sollten anderen Leuten doch auch etwas gönnen," hörte ich in einer Gruppe von Römern sagen.

Endlich aber erscholl unmittelbar nach der Ziehung einer neuen Nummer der Freudenruf: Tombola! mit solchem Tone der Gewißheit, daß man fast ahnen konnte, diesmal sei kein Irrthum im Spiele. Und so war es auch. Der Glückliche, dessen Nummern auf seinem Lottozettel alle durchstochen waren, befand sich ganz in meiner Nähe. Es war ein Haarkräusler aus der Chiavica del Bufalo, der den Hauptgewinn von fünfhundert Scudi davon trug. Hatten die Römer früher die falschen Gewinner verhöhnt, so erhoben sie jetzt, sobald es feststand, daß diesmal kein Irrthum obwalte, und daß all den Tausenden der heiß ersehnte Gewinn nun wirklich von einem Einzigen entrissen sei, ein Zischen und Pfeifen des Aergers und der Mißgunst, daß selbst die Musikfanfaren, welche das Glück verkündeten, fast davon übertönt wurden. Das war der einzige häßliche Zug an diesem römischen Volksfeste. Noch waren außer jenem Hauptgewinne zwei andere, geringere, von hundert, und von fünfzig Scudi da, aber auch diese wurden schon nach wenigen Minuten zweien Glücklichen zu Theil. Sehr betrübt sagte mir Abends meine Aufwärterin, welche auch una brava vincita zu machen gehofft, daß es zwei Forestiere gewesen, die den Römern diese Gewinne weggeschnappt. È la sorte! setzte sie mit einem selbsttröstenden Seufzer hinzu. Die

Lotteriespielwuth ist übrigens hier unglaublich. Alle Stände, alle Lebensalter sind davon angesteckt. Vornehm und gering, Principe und Bettler, Greise und Kinder, Alles spielt. Denn das Lotto ist so weise eingerichtet, daß selbst der Bettler ihm seinen Bajoc darbringen kann.

Nach Beendigung der Tombola wurde mit großer Mühe von dem Bürgermilitair unter Trommelschlag die Rennbahn von Zuschauern geräumt, damit die Wettrennen, durch welche den neunundvierzigtausendneunhundertsiebenundneunzig Nicht-Gewinnern ein Ersatz gewährt werden sollte, vor sich gehen könnten. Dies gelang endlich nach mehrfach wiederholten Anstrengungen wenigstens halb. Der Versuch aber, das innere Eirund der Arena von Zuschauern zu säubern, scheiterte völlig, indem hinter den auf und ab marschirenden Soldatenreihen die Menschenwellen immer wieder auf's Neue zusammenflossen. Die Mehrzahl indessen füllte jetzt die Steinsitze und Terrassen, wo auch ich meinen Platz neben zwei bildschönen Velletrinerinnen fand, augenscheinlich Schwestern, mit Nacken und Hälsen wie Marmorsäulen, von jenem durchsichtigen warmen Teint, den man in ganz Italien nur hier in höchster Vollendung findet. Zuerst ritten vier Knaben; das wollte wenig bedeuten. Dann aber eben so viel erwachsene Mädchen einer Kunstreitergesellschaft. Dieser Anblick war originell. Fantastisch aufgeputzt, in vier verschiedene Farben gekleidet, weiße Federn auf den goldbesetzten Baretten, flogen sie sausend im wildesten Jagen dahin. Lauter Jubel erhob sich. „Die Blaue gewinnt!“ „Nein, die Rosenrothe!“ „Es gilt!“. Wetten wurden geschlossen. Jetzt bei der Biegung gewinnt die Blaue die innere Seite des Circus. Das Barett entfällt ihr, und die rabenschwarzen Locken flattern mänadisch durch die Lüfte. Sie legt sich vor

über den Hals ihres dahinschießenden Schimmels, ihr weißes Uebergewand bauscht sich wie ein Segel im Winde, sie peitscht ihr schnaubendes Roß und treibt es mit wildem bacchantischen avanti! voran, dicht hinter ihr die anderen. Noch eine Biegung und die Tribüne ist erreicht; aber das wildgewordene Pferd schießt weiter, und erst, nachdem sie noch ein Mal fast die Hälfte der runden Bahn durchmessen, gelingt es ihr den Schimmel zu pariren, worauf sie denn zurücksprengt, um an der Tribüne die Preisfahne in Empfang zu nehmen, mit der sie, von den übrigen begleitet, unter lustiger Musik und Bravorufen die Rennbahn durchzieht.

Noch interessanter und schöner anzusehen war das jetzt folgende Wagenrennen auf antiken, zweirädrigen Bigen. In griechischem Kostüme, grüne Kränze in den Haaren, standen die Wagenführer auf ihren Rennwagen. Das Signal ward gegeben, und wie ein Blitz schossen die vier Wagen nebeneinander hin. Es war das erste Mal, daß ich ein solches Wagenrennen sah, und lebhaft erinnerte ich mich der kurzen und doch so vortrefflichen Schilderung Virgil's in seinem Gleichnisse:

Non tam praecipites bijugo certamine campum
Corripuere, ruuntque effusi carcere currus:
Nec sic immissis aurigae undantia lora
Concussere jugis, pronique in verbera pendent.

Dieses Rennen ist das gefährlichste, doch lief alles glücklich ab. Die Leute fuhren meisterhaft geschickt. Der eine blieb gleich anfangs entschieden zurück; zwei aber machten sich lange den Sieg streitig. Der, welcher den Vorsprung hatte, wandte alle Kunst an, den dicht hinter ihm folgenden bei jeder Biegung an dem Versuche des Vorbeifahrens zu hindern, indem er ihm durch eine scharfe Wendung den Weg verrannte, was denn

zuweilen furchtbar gefährlich aussah. Endlich, ganz nahe am Ziele, gelang es dem zweiten doch, mit Haaresschärfe zwischen der Wand und dem Wagen des ersteren hindurchzujagen, und der Sieg war sein. Tausendstimmiges Jauchzen, Beifallklatschen und Bravorufen begleitete den Zug des Siegers, als er unter rauschender Musik stolz die Bahn durchzog.

In diesem Augenblicke neigte sich die Sonne zum Untergange und prächtig war es anzusehen, wie jetzt die ungeheure Menschenmasse sich mit einem Male zum Aufbruche von ihren Sitzen erhob, und in langen Zügen durch die schattigen Laubgänge dem Ausgange der Villa zuwogte.

Mit Ausnahme jener einzelnen Ausbrüche südlicher Lebhaftigkeit, deren ich bei der Tombola erwähnte, fand ich das Benehmen des Volkes höchst anständig. Das ist einem Nordländer, besonders in Betreff des Verhaltens der beiden Geschlechter zu einander, eine erfreulich auffallende Erscheinung. Weder bei dieser Gelegenheit, noch sonst irgendwo, habe ich bisher einen Zug von Rohheit, Gemeinheit und Brutalität wahrgenommen, und Frauen wie Mädchen zeigen sich wohl eben deshalb in ihren ganzen Behaben viel freier, zuversichtlicher und selbstbewußter als bei uns. Als ich nach Hause ging, sah ich an einer Seitenstraße der Via Ripetta Gruppen von Mädchen, groß und klein, die zum Schalle eines Tamburro den Saltarello tanzten. Während ich still stand, um ihnen zuzusehen, zogen nach und nach mehrere Trupps junger Gesellen an den Tanzenden vorüber, ohne sich die geringste Störung durch Wort, Blick oder Geberde zu erlauben. Die Straße war eng, und mehrere, welche sich unter dem Arm gefaßt hatten, lös'ten ihre Reihe auf, und gingen einzeln an den Tanzenden vorbei, um sie nicht zu unterbrechen. Aehn-

liches dürfte bei uns nicht leicht möglich sein. Die Unbefangenheit und Selbstgewißheit der Mädchen des Volkes ist höchst reizend. Auf demselben Wege, mit dem Bildhauer Kümmel heimkehrend, sah ich das lieblichste Modell einer Madonna mit dem Kinde. Es war ein schönes Landmädchen, das auf dem Säulenstumpfe an einer Treppe saß; das Kind lag auf ihrem Schooße, das eine Aermchen nach dem Brustlatze erhoben, während die jungfräuliche Mutter liebend zu ihm hinabschaute. Als wir still standen, um sie zu beobachten, merkte sie es wohl, aber das störte sie nicht im Geringsten. Es schien, als wisse sie, daß uns das reine Schöne an ihrer Erscheinung erfreue, und so verharrte sie ruhig in der anmuthigsten Haltung. Wer sehen will und kann, findet hier ähnliche Motive auf jeder Straße; er braucht sie nicht auf der spanischen Treppe zu suchen, wo sie für Geld zu haben sind.

Rom, den 18. Juni.

So eben bin ich von einem Ausfluge nach Frascati und Rocca di Papa wieder zurückgekehrt. Vielleicht wäre ich dort geblieben, denn das Klima Roms mit seiner bleischweren Stickluft, welche durch die tägliche Gewitterschwüle noch verstärkt wird, beginnt meinen Nerven unerträglich zu werden. Aber ein unerwarteter Zwischenfall hat mich davon abgehalten, und zu dem Entschlusse gebracht, einen anderen Gebirgsort zur Villeggiatur zu wählen.

Vorgestern Nachmittag fuhr ich in Gesellschaft von drei jungen Römern mit dem Bildhauer Albert Wolf, einem Schüler Rauch's, bei dem heitersten Wetter zur Porta di San

Giovanni hinaus, in die Campagna hinein und den Waldgebirgen zu, auf deren Abhängen uns Frascati, und weiter aufwärts Rocca di Papa hell entgegenschimmerten. Der Weg geht bald zur Linken ab von der großen Poststraße, welche über Albano nach Neapel führt. Durch gutgehaltene Wein- und Gemüsegärten gelangt man, einige Miglien vom Thore, zu der von Sixtus V. angelegten Wasserleitung der Acqua felice. Einer ihrer Bogen dient zum Thore (Porta Furba). Die epheuumkleideten Reste zweier antiken Wasserleitungen, welche sich in unmittelbarer Nähe der neuen befinden, sind das Malerischste, was man von Getrümmer dieser Art sehen kann. Ein trübes Gewässer, welches man wiederholt passirt, ist die Marranna, deren zweiter Arm sich in den Anio ergießt. Die ganze, hier sehr ebene Fläche der Campagna ist mit Trümmern alter Bauwerke besäet. Jener runde Hügel, unfern der Wasserleitung, ist künstlich gethürmt, und gilt als Grabdenkmal des Alexander Severus. Weiterhin zur Rechten erhebt sich eine Fülle alten, braunen Trümmerwesens, mit breiten Mauern, hohen Bögen, ein Gemisch antiker und darauf gepflanzter mittelalterlicher Bauten. Sie heißen es Settebassi. Später fand ich dort die reichste Ausbeute von kostbaren Marmortrümmern, die auf eine prachtvolle Villa deuten, welcher ursprünglich diese Ruinen angehört haben mögen. Solche Spuren alter Prachtbauten begleiten die Straße bis nach Frascati hin, welches zwölf Miglien von Rom entfernt liegt. Je mehr die Straße sich jetzt bergaufwärts durch die Vignen und Olivenpflanzungen wand, desto freier athmeten wir auf in der frischeren Bergluft, die uns erquickend entgegenströmte. Hinter uns, von Nebeldunst umqualmt, lag Rom, von dräuenden Wetterwolken umlagert, die sich spät Abends, als wir die

Terrasse der Villa Conti bestiegen, in tausend feurigen Schlangenzuckungen wetterleuchtend entluden.

Zu Abend schmaus'ten wir fröhlich in der hohen, gewölbten Halle des Albergo, welches rechts vor dem Thore der Stadt liegt. Unsere Römer waren unerschöpflich in heiteren Scherzen, artigen Improvisationen von Trinksprüchen, die sie geistreich und gewandt zu versifiziren verstanden. Zwei davon waren Arbeiter in dem Atelier des Bildhauer Steinhäuser, Leute aus dem Volke, aber in ihrem Behaben wahre Signoren. Alle drei waren ausgemachte Feinde des Pfaffenwesens und der Mönchsfaulheit. Zu einem Kapuziner, sagte der Eine: „ci vuole tre braccie di drappo, due e mezzo di corda, e un birbone!“ Ein eigenthümliches Rezept! Und doch sind die Kapuziner noch die beliebtesten unter den Mönchsorden. — Der Frascatiner ist der edelste Wein, welchen ich bisher gefunden. Er ist lieblicher und wohlschmeckender als selbst der Champagner. Am Schlusse unseres Abendessens, als für jeden von uns die große dreiarmige Lampe angezündet ward, um unsere Nachtruhe zu suchen, reichte der meinen Gefährten befreundete Wirth noch jedem von uns einen Nachttrunk, der aus einem besonders trefflichen Mutterfäßchen zu stammen schien. Denn außer seinem duftigen Wohlgeschmacke hatte er die Wirkung, daß ich mich eines so vortrefflichen und stärkenden Schlafes erfreute, als ich ihn lange nicht genossen und nach so feurigem Weine kaum gehofft hatte.

Früh Morgens gingen wir die kleine, reizende Stadt hinauf, um Villa Aldobrandini oder Belvedere, jetzt im Besitz des Fürsten Borghese, die schönste der hier befindlichen Villen, zu besehen. Herrlicher gelegene Villen als die, welche um Frascati die Berghöhen krönen, giebt es schwerlich; doch

sind sie großentheils im Zustande des bedauerlichsten Verfalles. Hohe gewaltige Eichen und Ulmen umgaben das Casino, welches, wenn je eins, den Namen „Belvedere“ mit Recht führt. Alles, was ich im Inneren sah, Einrichtung und Geräth, Büchersammlung, Kunstwerke, deutet auf wahrhaft königliche Fülle des Besitzes, wie nicht minder auf Geschmack und Bildung. Dabei hat Alles durchaus den anheimelnden Charakter des Wohnlichen und Gebrauchten. In dem Arbeitszimmer des Fürsten bemerkte ich eine ausgewählte Handbibliothek, der man auch anzusehen meinte, daß sie nicht bloß als Putzstück diente. Sie enthielt unter anderen alle neueren französischen Dichterwerke. Auch englische und italienische Literatur war wohlbedacht. Die Wände bedeckten ungeheuer große Specialkarten von Italien, ein Geschenk Napoleon's an seinen Schwager, den Fürsten Camillo Borghese, der einst als Generalgouverneur der italienischen Provinzen in Turin seinen Hof hielt. In einem der Zimmer fiel mir ein Frescogemälde von Domenichino *) auf. Es ist eine Judith nach vollbrachter That, und unter all den zahlreichen Behandlungen dieses schmählichen Gegenstandes, die ich noch gesehen, mit die ausgezeichnetste. Judith ist fern vom Lager, das blutige Schwert in der Hand, im Antlitz den Ausdruck wilder Begeisterung, eilt sie ihrer Stadt zu. Ihr folgt mit zagendem Grausen die Magd, welche das blutige Haupt trägt. In der Ferne sieht man die Gezelte des feindlichen Lagers. Herbeigeeilte Krieger umstehen das Feldherrnzelt, aus dem so eben der

---

*) Im Förster wird dasselbe dem Cavaliere d'Arpino zugeschrieben. Der Custode aber und die mich begleitenden Römer bestanden darauf, daß es von Domenichino sei.

verstümmelte Leib des Feldherrn getragen wird. Es ist eine eigenthümliche Großheit in dieser Composition. Die Malereien der Kapelle sind unbedeutende Machwerke der neueren römischen Malerschule.

In der Mitte des großen Saales springt ein Brunnen. Durch das Glasportal des Saales blickt man auf einen Wasserfall, der in drei Absätzen wohl an die achtzig Fuß hoch hinabstürzt, während an seinem Fuße eine Fontaine ihren Wasserstrahl haushoch in die Luft schleudert, der in tausend Strahlen und Perlen zurück in ein gewaltiges Granitbassin sinkt. Als in jenem Saale der Fürst den Kaiser Franz mit einem Dejeuner bewirthete, sagte der Letztere, wie der Custode selbstgefällig erzählte, in der Meinung, daß diese Wassermassen nur ihm zu Ehren sprängen: „Itzt lassen's aufhören! Nach dem Frühstück können's halt wieder anfangen!“

Stattliche silbergraue großgehörnte Kühe lagerten an diesem Becken im hohen Grase; und durch die mächtigen Bäume und über sie hinweg, aus den Fenstern und von den Altanen des Schlosses überschaut der Blick die ganze Campagna mit ihren Hügelwellen und Bergzügen, Rom, das im hellen Glanze der Morgensonne mit seinen sieben Hügeln vor uns ausgebreitet lag, und den Saum des fernhin blauenden Meeres. Und solcher Villen, solcher kaiserlichen Prachtlustschlösser sind bei dem einzigen Frascati über ein halbdutzend, doch alle, außer der genannten, mehr oder weniger im Zustande des Verfalles, besonders die größte von allen, die prachtvoll gelegene Villa Mondragone.

Von diesem herrlichen Baumwuchse, diesen hohen kühlen Schattengängen, und besonders von dieser unendlichen Fülle und Lebendigkeit des verschwenderisch vorhandenen und be-

nutzten Wassers hat man bei uns gar keine Vorstellung. Diese Villa Aldobrandini, sowie die weit unten liegende Villa Conti, jetzt Torlonia, sind von mährchenhafter Schönheit. Ohne die Anschauung dieser Kunstnatur italienischer Villen hätte Göthe's Tasso nicht jenen Zauberduft erhalten, der uns überall aus ihm entgegenweht. Platen hat diesen Zauber der Villen von Frascati in dem kleinen Epigramme ausgesprochen:

Hier in dem ewigen Grün tiefschattiger Wölbungen lerne
Dichten ein Dichter, und hier lieben ein liebendes Paar.

Von Rom nach Frascati führt eine gut unterhaltene Fahrstraße. Von Frascati aber nach Rocca di Papa, wohin wir uns zu Esel aufmachten, geht nur ein Weg für Saumthiere und höchstens für zweirädrige Kohlenkarren, der an sehr vielen Stellen dem steinigen Bette eines versiegten Waldbaches am ähnlichsten sieht. Dieser jammervolle Zustand aller Verbindungsstraßen der in Roms Umgegend liegenden Ortschaften läßt einen tiefen Einblick in das verwilderte Regiment der Pfaffen thun, unter dem dieses schönste Land der Erde in einen Zustand des Elends und der Verkommenheit versunken ist, den man nur darum nicht so schmerzlich empfindet, weil die ewige unverwüstliche Schönheit der Natur mit ihrem Zauber die Lumpen und Blößen in das Gewand des Romantischen hüllt.

Der schönste Morgen leuchtete über Gebirg und Wald, als wir fröhlich bergan ritten, bald durch kühle Waldschluchten mit leise rinnenden silberklaren Gebirgswassern, bald zwischen Gärten und Fruchtfeldern mit freier Aussicht in die Campagnathäler und auf die schönbewaldeten Gebirgsrücken. Dort unten zur Rechten liegt Marino, nicht weit davon

Grottaferrata mit seinem burgartigen stattlichen Kloster, weiter unten sieht man Albano aus seiner grünen Umgebung hervorschimmern. Rückwärts blickend gewahrten wir die alte Burg von Tusculum, dessen Besuch ich diesmal auf späteres Wiederkommen verschoben hatte. Immer steiler bergauf kletterten unsere Sommari. Plötzlich dringt lautes Geschrei zu unserem Ohr. Ein einsamer Reiter befand sich im Kriegszustande mit seinem Esel, der stättisch geworden auf den ausgespreizten vier Beinen unbeweglich fest stand und alle Schimpfworte, Schläge und Püffe seines Reiters nur von Zeit zu Zeit mit einem bockenden Hintenausschlagen beantwortete. Unser Herankommen stiftete Frieden zwischen den beiden Kämpfern, da die Gesellschaft seiner Brüder den Grauen bewog, seinem Herrn die Fortsetzung seiner Reise zu erlauben. Questo è un sommaro molto *fantastico*, sagte der Letztere zu uns gewandt, indem er sich als den Medico von Frascati zu erkennen gab, und um Erlaubniß bat, uns nach Rocca di Papa begleiten zu dürfen, das dort oben auf einem Seitenabhange des Monte Cavo wie ein Adlerhorst vor uns lag, so steilaufsteigend mit seinem Häusergewimmel, daß man fast jedes Haus zur Hälfte über seinen Nachbar emporsteigen sieht. Es liegt in den Linien und Formen der Gebäude dieser kleinen römischen Felsennester, die wie Steingewächse, selbst Erzeugnisse des Felsengebirges zu sein schienen, eine zauberische Poesie.

Hoch oben auf der Spitze des Monte Cavo, des alten „Albanerberges“ thront ein Kloster der Passionisten, da wo einst der berühmte Tempel des Jupiter stand, zu welchem in alter Zeit die Völker Latium's wallfahrteten zum Bundesfeste. Der Medico hieß uns bei unserem Ausfluge dahin auf unserer Hut sein, weil sich vor etwa einer Woche zwei Velletriner

hierher in das Waldgebirge geflüchtet hätten, von denen der eine aus Eifersucht sein Mädchen ermordet, der andere einen Feind erstochen hatte. „Sie halten sich," fuhr er fort, „in der Nähe der Madonna del Tufo versteckt, wohin ihnen von Zeit zu Zeit ihre Angehörigen Lebensmittel senden. Und Ihr könntet irgend ein incommodo haben, wenn Ihr ihnen unerwartet begegnen solltet, und sie Euch für die Carabinieri hielten, von denen es heißt, daß sie verkleidet nach ihnen streifen." Diese Warnung bestätigte sich wenigstens zum Theil, denn als wir später jene Kapelle erreichten, sahen wir zwei Frauen in der bunten überaus malerischen Velletrinertracht auf unwegsamem Pfade den Berg hinanklimmen. Oben angelangt fuhren sie bei unserem Anblick erschreckt zurück, faßten sich aber bald wieder und wendeten sich der kleinen Kapelle zu, um der Madonna ihre Andacht darzubringen. Innocenti, der sich mit ihnen in ein Gespräch einließ, meldete uns nachher, daß sie wirklich, die eine die Frau, die andere die Schwester der beiden Geflüchteten seien, denen sie Proviant zu bringen ausgegangen waren. Merkwürdig war mir, daß meine römischen Gefährten, junge Marmorarbeiter aus dem Volke, in dem begangenen Verbrechen nur „ein Unglück" der Thäter sahen. Von den Ermordeten, von dem Verbrechen, war keine Rede. Uebrigens seht Ihr, daß dennoch nicht alle Banditenromantik in Italien verschwunden ist, und Liebhaber derselben können im Albanergebirge und in der Campagna noch immer das Vergnügen genießen, von solchen freiwillig Verbannten (denn das heißt wörtlich der Ausdruck Bandito) oder „Malviventi," wie sie der Volkseuphemismus nennt, ausgeplündert zu werden. In Rom selbst, wo es noch vor ein Paar Jahren sehr unsicher war, und wo in Straßen und Häusern nicht

selten Raubanfälle geschahen, hat erst der General Zacchia (jetzt Cardinal), welcher damals zum Polizeigouverneur ernannt wurde, Sicherheit geschaffen. Er fuhr kräftig durch, und bewirkte ein Gesetz, daß Jeder, der auf Raubanfall ertappt wurde, fünfundzwanzig Jahre Galeere verwirkt haben solle; war eine Verwundung, wenn auch eine noch so unbedeutende, dabei vorgefallen, die Guillotine. Das half, wie überhaupt Abschreckung, wenigstens eine Zeit lang, bei sinnlich und sittlich verwahrlos'ten Völkern wirksam ist. Binnen zwei Jahren wurden etwa ein Dutzend solcher Gesellen auf dem Platze der Maria in Cosmedin hingerichtet. Gleich in der ersten Nacht nach der Bekanntmachung des neuen Gesetzes, waren in Rom einige Anfälle verübt worden, aber als der Morgen kam, hatte man auch schon die Thäter. Der Eine hatte dem Angefallenen, der sich gewehrt hatte, nur eine leichte Verwundung, mehr um zu schrecken als in ernstlicher Absicht, beigebracht, und ward auf der Stelle hingerichtet. Zugleich verordnete Zacchia, daß alle Hauswirthe gleich nach Ave Maria ihre Hauseingänge schließen oder Treppen und Flur erleuchten mußten, weil in diesen sich gewöhnlich die auf solche Anfälle ausgehenden Schelme versteckt hielten. Diese Einrichtung ist auch jetzt noch in Kraft. Doch beklagt man, daß Zacchia, später zur Cardinalswürde erhoben, die polizeilichen Zügel minder starken Händen übergeben mußte.

Durch das elende Nest Rocca di Papa ritten wir auf dem schönsten duftigsten Waldwege nach der Kapelle der heiligen Jungfrau Maria del Tufo. Von dem abgeplatteten runden Felsvorsprunge, auf welchem sie liegt, überraschte uns die entzückendste Aussicht auf Rom und das Meer, die sich aber noch bedeutend erweiterte, als wir die ganze Höhe des Monte

Cavo, der etwa dreitausend Fuß über der Meeresfläche hoch ist, erstiegen hatten. Von dort aus überschauten wir die ganze Meeresküste, von Capo Circello bei Terracina bis Capo Linaro bei Civita Vecchia, und die Campagna in ihrer ganzen Ausdehnung. Steil unter uns in der Tiefe ihrer runden Krater lagen die beiden grünumwaldeten vulkanischen Seen von Nemi und von Castell Gandolfo, welches von seinem steilen Felsenthrone mit den Thürmen und Zinnen des päpstlichen Schlosses uns in der Morgensonne entgegenschimmerte. Ortschaften, Landhäuser, Tenuten und Casale's überall verstreut; Rom mit seiner Peterskrone im hellen Sonnenglanze, die fernen Gebirge im bläulichen Dufte, und am Horizonte westwärts die entzückende Bläue des Meeres. Auf die beiden Seen zeigend, sagte einer meiner römischen Begleiter: Ecco l'occhiale del gigante, „die Riesenbrille," und in der That nehmen sich von der Höhe gesehen die beiden runden grünlichgrauen Wasserspiegel wie eine grüne Postillenbrille aus. Schon der alte römische Dichter Properz zählt diese beiden Seen unter den Schönheitsperlen Italiens auf*). Ob man von hier aus Sardinien und Corsika sehen könne, wie Signor Domenico behauptete, will ich unentschieden lassen**). Westphal, der fleißige Durchwanderer der römischen Campagna, bemerkt, daß die Bewohner der Umgegend jener beiden Seen es den Ausdünstungen derselben zuschreiben, daß man von Monte Cavo aus fast nie einen ganz heiteren Horizont sehe. Ich habe aber später, bei oft wiederholtem Besuche des Ber-

---

*) Albanusque lacus socii Nemorensis ab unda est.

**) Bei hellem Wetter soll es allerdings möglich sein, wie ich später versichern hörte.

ges gefunden, daß diese Meinung von einer vorzugsweise trüben Atmosphäre, welche demselben eigen sein soll, ungegründet ist, und daß Westphal Recht hat, wenn er sagt, daß der feine Dunst in der italienischen Luft, welcher eben die köstlichen Lichteffecte hervorbringt, vielmehr unten stärker sei als oben. Er wird aber dort nicht so merklich, weil die innere Kraft des Sonnenlichtes und die daher rührenden brennenden Farben ihn für die näherliegenden Gegenstände, zumal hoch am Tage, ganz unmerklich machen. Man glaubt sogar, verführt durch die außerordentliche Deutlichkeit aller Umrisse, an eine größere Reinheit der Luft im Vergleich mit nördlicher gelegenen Gegenden; und nur Morgens und Abends, wo die Farben weniger innere Stärke haben, oder wenn es darauf ankommt, weit entfernte und nicht besonders hell beleuchtete Gegenstände genau zu unterscheiden, überzeugt man sich, daß wirklich die Luft keinen so hohen Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit hat. Wer also auf dem Monte Cavo und auf allen anderen Bergen dieser Gegend die weit entfernten Gegenstände am äußersten Horizonte deutlich zu unterscheiden wünscht, wird dies nur an einem sehr heiteren Tage, vorzüglich wenn ein Regen die Luft gleichsam ausgewaschen hat, vermögen, und auch dann nur, so lange die Sonne am Himmel steht, und nur für die ihr gerade gegenüber liegende Gegend des Horizontes. Um nach allen Seiten frei zu sehen, muß man die Augenblicke kurz vor dem Aufgange oder gleich nach dem Untergange der Sonne wählen.

Zwischen der Höhe des Monte Cavo und dem Oertchen Rocca di Papa in der Mitte liegt eine auf drei Seiten von Bergen umschlossene Hochebene. Ecco il campo di Annibale! riefen unsere römischen Begleiter. „Annibale fu gran

generale delle Carthaginese," setzte der Eine hinzu. Diesem Volke hat seine älteste Geschichte noch Leben, während bei uns das historische Volksbewußtsein nicht leicht über den alten Fritz und seinen Ziethen hinausreicht. Die Gelehrten behaupten übrigens, daß Hannibal nie hierher gekommen, sondern unterhalb des Gebirges die Via Latina entlang gezogen sei. Dagegen ist es aus Livius gewiß, daß hier zum Schutze des Tempels ein Lager gegen den Hannibal errichtet wurde, als er von Capua gegen Rom heranzog. Die Volkssage hielt die Namen fest, auf die es ihr vorzugsweise ankam. Das geschichtlich Thatsächliche ist aber nach Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom V., S. 155), daß hier das mächtige mit den Conti's verwandte Geschlecht der Anibaldi einst angesessen war. Der ursprüngliche deutsche Name ist Anwald. Einer dieses Geschlechts, Theobald Anibaldi, fiel mit seinem königlichen Herrn und Freunde Manfred in der Schlacht bei Benevent.

Rocca di Papa ist ein terrassenförmig aufsteigendes Felsennest, die Häuser sehen aus, als wären sie aus dem Felsen gewachsen. In der Bauart einige Spuren ehemaligen Wohlstandes neben unglaublicher Verkommenheit, hier und da halb oder ganz eingestürzte Häuser. Ich sah eins derselben, in dessen stehen gebliebener nach einer Seite hin völlig offener Hälfte die Menschen ruhig weiter wohnten. Sie hatten nur an der gefährlichsten Ecke ein Paar unbehauene Balken untergeschoben! Aufeinander geschichtetes Steingetrümmer ersetzte die Treppenstiegen.

Meine Gefährten hatten für vortreffliche Maccaroni gesorgt, die von einem derselben lecker zubereitet (con regalie e parmigiano), mit jungen Hühnern und gutem Wein nach

unserer angreifenden Wanderung ein köstliches Mittagsessen abgaben. Ich fange an, das Heimweh der in Kartoffelländern weilenden Italiener nach ihren Maccaronischüsseln zu begreifen.

In das sonnenhelle fröhliche Leben dieses kleinen Gebirgsausfluges warf ein unerwartetes Ereigniß plötzlich seinen finsteren schwarzen Schatten. Wir fanden in Rocca di Papa die Gattin von Freund Steinhäuser, welche hier in der reineren Gebirgsluft Genesung sucht, mit dem Tode ringend, den Mann und die Schwägerin in Verzweiflung. Religiöse Scrupel, von übergetretenen Bekannten angefacht und mit dem gewohnten Eifer solcher Neubekehrten genährt, hatten die geistige und körperliche Gesundheit der Frau untergraben. Jetzt im Angesichte des nahenden Todes verlangte sie den Trost eines katholischen Priesters, um in dessen Hände das Bekenntniß ihres protestantischen Irrthums abzulegen. Der Gatte war nach Rom geeilt, um diesem Wunsche zu willfahren und den Pater Augustin, der die Bekehrung schon seit längerer Zeit eingeleitet hatte, herbeizuholen. Ich übergehe die tragischen Scenen, deren herzzerreißendem Eindrucke ich mich nicht entziehen konnte. — Als wir spät Abends durch den Gebirgswald nach Frascati zurückritten, klang uns in einer vom unvollkommenen Monde nur spärlich erleuchteten Waldschlucht ein Glöcklein entgegen. Es war der Mönch Pater Augustin von San Laterano, der mit dem Allerheiligsten auf seinem Maulthier nach Rocca di Papa zu der Sterbenden zog, um die arme Seele zu retten und sie vor ihrem Scheiden in den Schooß der alleinselig-

machenden Kirche zurückzuführen. Der Mond beleuchtete eben sein bleiches Gesicht mit den fanatischen schwärmerischen Zügen unter der dunklen Kapuze, und machte die Erscheinung noch gespenstischer. — Die Proselytenmacherei unter den hier lebenden Deutschen greift mächtig um sich, und namentlich sind es die Bekehrten, wie dieser Pater Augustin, Herr von Rohden, Overbeck u. a., welche die eifrigsten Bekehrer werden. Es wäre interessant, den Weg psychologisch zu verfolgen, auf welchem eine so begabte Frau und Künstlerin, die Tochter eines lutherischen Predigers, soweit gebracht werden konnte, daß ihr freier und gesunder Verstand sich über das Augenfälligste so unheilbar verblendete. Ihr Beispiel bestätigte mir, daß gerade tiefere Naturen, wenn sie in der religiösen Bewegung unserer Zeit nicht bis zu den letzten Consequenzen der Freiheit zu gelangen vermögen, am ersten dem Zurückfallen in die äußerste Knechtschaft ausgesetzt sind. Wie aber Jemand gerade in Rom katholisch werden kann, ist schwer zu begreifen, wenn man einen solchen Schritt nicht etwa ebenso motiviren will, wie jener zu Rom bekehrte Jude in der bekannten Novelle des Boccaz, der sich lange gegen das Christenthum sträubt, dann die wüste Wirthschaft des Klerus in Rom sieht, und nun sich taufen läßt, weil er meint: das müsse doch eine felsenfeste Religion sein, die trotz solcher Sündhaftigkeit ihrer Verkünder sich zu halten vermöge.

Die Zudringlichkeit der römischen Bekehrer ist unglaublich. Derselbe Pater Augustin, ein deutscher Convertit, besuchte die junge, in schwerer Krankheit darniederliegende Gattin des Landschaftsmalers Louis Gurlitt. Der fanatische Pfaffe, schon längst voll heiligen Zornes über diese gemischte Ehe, benutzte den hülflosen Zustand der Leidenden, um ihr die Liebe zu dem

„ketzerischen“ Gatten als eine Sünde in's Gewissen zu schieben, zu deren Bereuung er sie aufforderte. Die gemarterte Frau rief in ihrer Herzensangst laut den im Nebenzimmer befindlichen, eben zurückgekehrten Gatten zu Hülfe, der den fanatischen Priester nicht ohne Mühe aus dem Hause wies. Aber die Aufregung war für die Kranke zu stark gewesen. Der herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand für gewaltsam verschlimmert, und in zwei Tagen stand der unglückliche Gatte an dem Sterbebette seines, durch den fanatischen Mönch gemordeten Weibes.

Dafür aber ist an der übergetretenen Gattin unseres Freundes St. ein heilbringendes Wunder geschehen. Die Sterbende ist unmittelbar nach ihrer Bekehrung genesen, und alles Volk in Rocca di Papa und in Rom selbst ist entzückt von dem Mirakel. —

V.

Villeggiatur in Ariccia.

Egressum magna me excepit *Aricia* Roma
Hospitio modico.

Horatius.

Aricia, den 24. Juni.

Seit einer Woche beinahe habe ich die von Scirocco-dunst umnebelte Stadt verlassen und meine Villeggiatur im Albanergebirge angetreten, die mir so gut bekommt, und mich so vollkommen in das dolce far niente einlullt, daß ich seit dem Tage, wo ich hier in der Casa Martorelli bei dem Signor Priore, dem Bürgermeister und Rechtssprecher von Aricia, mit einem Dutzend Malern aller Nationen hause, noch keine Feder angesetzt habe. Auch jetzt glaube ich nicht, daß es viel mit dem Schreiben werden wird. Durch mein offenes Balkonfenster lacht der sonnige Himmel über dem grünen Berge, auf dessen Abhange das weiße Jesuitenkloster Galoro sich schimmernd erhebt. Rechts davon blitzt und glitzert in der Ferne das blaue sonnenbeschienene Meer — da „windet und schraubt's mich" hinaus, wo mein treuer Sommarello schon seit einer Stunde meiner harrt, um mich hineinzutragen in die kühleren duftigen Bergwälder, in denen jetzt schon alle meine kunstübenden fleißigen Hausgenossen mit ihren Schirmen und Farbenkasten auf Papier und Leinwand die Reize der schönsten Natur Italiens belauschen.

Den 26. Juni.

Wieder sind Tage dahingegangen und das Blatt liegt noch so im Anfange. Es ist aber auch gar nicht möglich hier etwas zu arbeiten, und Briefschreiben ist Arbeit. Kaum daß ich Abends Lust habe, mit ein Paar Bleistiftstrichen zu notiren, wo ich Tags überall gewesen bin. Dieses Landleben im römischen Gebirg hat etwas märchenhaft Einschläferndes, den Geist Einspinnendes. Ich fühle mich so vollkommen isolirt und abgeschieden von der ganzen Welt, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie noch etwas da draußen vorgehen mag. Erst jetzt habe ich eine Vorstellung davon, wie in dieser Beziehung einem ächten Italiener zu Muthe sein muß. Mein Horazisches Lieblingswort, das Oblitusque meorum obliviscendus et illis könnte mir hier zur Wahrheit werden. Freilich habe ich die Heimath und die Meinen nicht vergessen — aber das Alles liegt mir doch so fern, so nebelverhüllt, daß ich mich nur selten dahin denke, und nur an den schönsten Stellen, wo ich Euch mir zur Seite haben möchte. Dies sorglose, ruhig hindämmernde Naturleben in Gebirg und Waldeseinsamkeit, an den entzückenden Seen von Nemi und Albano, dies Durchstreifen der kleinen Gebirgsstädte, deren malerische, epheuumrankte Verfallenheit so ruhig und genießlich in der warmen Sommersonne schlummert, wiegt die Seele gleichsam mit in eine schlaftrunkene Ruhe ein, die unseren, von rastloser Thätigkeit und verzehrender Lebensunruhe unnatürlich angespannten Nerven so überaus wohl thut. Das ist die antike Stimmung ausruhender, geschäftsloser Sommerlust, in ruhigen und vollen Zügen von den alten Herren des Orbis terrarum genossen, wie sie die Blätter ihrer Liebeslieder zeigen, welche die Zeit zu uns herübergewehet hat. Propertius' Freund

Tullus liegt am Ufer des Tiberis, und trinkt griechischen Wein aus dem Becher, den ihm Mentor's Kunst gebildet. Worin besteht sein Thun als in der Freude: wie so geschwind die leichten Kähne vorübergleiten, und in der Verwunderung: wie so langsam die schwerfälligen Flöße von der Stelle kommen! Wie bezeichnend und verständlich ist der Gedanke, und welche Bedeutung liegt in der Zusammenstellung des Dichters, daß nur allein mit dem Glück der Liebe die Seligkeit eines solchen Zustandes sich nicht messen könne! Was mich aber hauptsächlich so lange von schriftlicher Mittheilung zurückhielt, war das Gefühl der Unmöglichkeit, diesen Blättern auch nur einen Hauch dieses entzückenden Waldfriedens in der schönsten Natur, die Gott geschaffen, verleihen zu können. Sehe ich doch selbst die tüchtigsten Maler um mich her, all der Schönheit gegenüber, an ihrer Kunst verzweifeln. Mehr als einmal wünscht sich Freund Gurlitt, der zu den ersten Landschaftsmalern unserer Zeit gehört, scherzend die Selbstzufriedenheit jenes Wiener Kunstgenossen, der den Werken der alten Meister gegenüber zu sagen pflegte: „Malen könnt' man's halt schon, aber wer zahlt's?" —

Und doch empfinde ich eine brennende Sehnsucht, Euch in den kalten, grauen Norden nur einen Strahl, einen Abglanz dieser Schönheit hinüber zu senden, an deren Genusse ich täglich mein Herz erlabe. Wohl hatte Winckelmann Recht, wenn er diese Gegend des Albanergebirgs die schönste Natur nannte, die unter der Sonne ist: „eine Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchsten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können." Was Luft und Licht und Farbe sind, weiß man gar nicht, wenn man nicht in Italien war. Und diese drei Naturwesenheiten sind in ihrer steten

Wiederholung doch ewig neu und wechselvoll, stets durch neue Schönheiten das Auge überraschend. —

Am 19. Juni fuhr ich mit zwei römischen Freunden, dem Bildhauer Kümmel und dem Architecten Hallmann, von Rom ab, wo nach den Aufregungen der letzten Tour die nervenangreifende Luft meiner Gesundheit ernstliche Gefahr drohte. Durch die Campagna, vorüber an uraltem Trümmerwerk prachtvoller Villen, Grabdenkmäler, Wasserleitungen, mittelalterlicher Thürme, von Heerden umweidet und von Falken umkreis't, ging es nach etwa drei Stunden langsamer Fahrt allmälig das Albanergebirge hinauf. Die Campagna ist nach dieser Seite besonders eben, und hier finden sich die meisten Trümmerreste antiker Bauwerke. Auf der nördlichen Seite der Stadt scheint es, als hätten die Wogen der von Norden her anstürmenden Völkerfluthen Alles bis auf die letzte Spur vernichtet.

Zunächst zieht sich in der Richtung quer über die Straße hin eine Reihe von Grabdenkmälern, welche sich einst zur Seite der Via Latina erhoben, deren schnurgrade Richtung sie noch jetzt bezeichnen. Das Eine davon nennen die Antiquare den Tempel der Fortuna muliebris *). Zur Rechten der jetzigen Poststraße sieht man die Ausmündung des sogenannten Thals der Egeria, über dem sich auf einem Hügel der Tempio di Bacco erhebt, jetzt eine Kirche des heil. Urban. Der runde,

---

*) Die Fortuna der Alten hatte fast eben so viele Beinamen und Tempel als die Jungfrau Maria der Neueren. Ein Tempel der Fortuna virilis ist noch in Rom erhalten und in eine Kirche der heiligen Maria von Aegypten verwandelt.

weißgelb schimmernde, zinnengekrönte Thurm zu seiner Linken ist das Grab der Caecilia Metella. Etwa eine Viertelstunde weiter sieht man die Trümmer ungeheurer Prachtbauten, vom Volke Roma Vecchia genannt. Ihnen gegenüber steht ein kleiner zierlicher Bau in Tempelform auf einem Hügel zur Linken des Weges. „Des Teufels Sessel,“ (Seggiola del diavolo) nennt ihn das Volk, Templum Salutis die Gelehrten. „Beide mit gleich viel Recht,“ wie der sarkastische Westphal ironisch hinzusetzt.

Die jetzige Poststraße läuft zur Seite der alten berühmten Via Appia, die von der ersteren nur durch das dazwischenliegende Almothal getrennt, sich auf der erhöhten Fläche eines Lavastromes fortzog, welcher in vorgeschichtlicher Zeit aus den vulkanischen Ausbrüchen des Albanergebirgs gegen diejenige Seite der Siebenhügelstadt herniederfloß, wo jetzt das Denkmal der Caecilia Metella steht. Hat man die Osteria Tavolata und die Poststation von Torre di Mezza Via passirt, so trifft bei der Osteria delle Fratocchie die alte Appische Straße mit der neuen Poststraße zusammen, und geht mit derselben vereint nach Albano hin aufwärts. Immer weiter und schöner wird die Aussicht. Zur Linken auf den Höhen und am Fuße des Albanergebirgs sieht man Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Rocca di Papa, Pallazuolo und Castell Gandolfo liegen. Zur Rechten beginnt das Meer sich zu zeigen, und die Thürme von Ostia, Fiumicino und Prattica heben sich nebst einer Menge von verstreuten Häusern und Meierhöfen aus der Küstenebene empor. Einzelne Trümmer von Gräbern begleiten die Straße bis zu dem Thore von Albano, wo zur Linken der Straße ein ungeheurer, thurmähnlicher, aus drei Stockwerken bestehender Bau die Reihe derselben abschließt.

Die römischen Antiquare haben ihn das Grabmal des Pompejus getauft, der hier auf der Stätte der jetzigen Villa Doria, gleich nach dem Eingange in die Stadt zur Rechten der Straße, seine Villa hatte. Die Ruinen auf dem Hügel der Stadt, dem Meere zugewandt, gehören der alten Zwingburg der mächtigen Savelli, jener stolzen Barone, die einst Albano und die Umgegend beherrschten.

Albano wimmelte schon von Fremden und von Römern, die vor der drückenden Fieberluft und Hitze Roms hierher flüchten. Es war spät Nachmittags. Du kannst Dir nichts Lebhafteres denken als so eine kleine römische Stadt am Abende, wo vom Säuglinge bis zum Greise alles auf der Straße ist, wo die zahlreichen Arbeiter aus der Campagna zurückkehren, die Weiber und Mädchen paarweise oder in Reihen, Arm in Arm geschlungen, schwätzend und singend, die Männer mit den Kindern auf Maulthieren und Eseln reitend, die Jacken über die Schulter gehängt, rothe Nelken auf den breitkämpigen Hüten, oder hinter den Ohren in die schwarzen Locken gesteckt. Dazwischen die zweirädrigen Ochsen- und Büffelkarren mit den ungeheuren sieben bis acht Fuß hohen Rädern, heubeladen, jeder mit einem Muttergottesbildchen geschmückt. So wimmelte es gerade uns entgegen, als wir durch Albano fuhren, das von Aricia nur durch eine tiefe Bergschlucht getrennt sich lang über den Rücken eines Ausläufers des Gebirges hinstreckt. In all den Trubel klingelten nun noch die Carretieri di vino mit ihren luftigen einspännigen Karren und den buntaufgeputzten, schellenbehangenen Pferden hinein, welche von den berühmten Weinorten Genzano und Velletri kommend in Albano Nachtlager suchten, um Morgens mit ihren weinbeladenen zweiräderigen Karren nach Rom zu ziehen. Aus der uralten

Kirche della Rotonda klang das Avemariageläut, als wir von Albano weiterfuhren. Ursprünglich war es ein alter Tempel der Minerva, dem Pantheon ähnlich gebaut. Seine Bauart deutet auf die Zeiten der römischen Republik.

Nach Aricia steigt dann die Straße zuerst aufwärts, vorbei an dem, leider restaurirten Denkmal der Horazier und Curiazier. Diese Bezeichnung mag immerhin sehr zweifelhaft sein, dennoch machte es mir einen unbeschreiblichen Eindruck, als mir so die romantische Lieblingsgeschichte meiner Knabenzeit hier als ein sichtbares Steindenkmal vor die Sinne trat. In solchen Dingen hat der Zweifel weit weniger Gewalt über die Phantasie als der Glaube. Der Mensch glaubt auch hier, was er wünscht. Und welch ein Wunsch wäre natürlicher als der, die ersten mächtigen Eindrücke, welche unser Gemüth in der Jugend durch die älteste römische Geschichte empfangen, sichtbar und greifbar vor uns aufleben zu sehen! Das giebt bei mir den Archäologen leichtes Spiel mit ihren Benennungen, und ich glaube an das Grabmal der feindlichen Brüder und des Pompejus, wie an die eherne Wölfin auf dem Kapitol und die Bildsäule des Pompejus, zu deren Füßen Cäsar verblutete, weil es mir ein Bedürfniß ist, und weil sich das Gegentheil ihrer Aechtheit eben so wenig wie diese streng beweisen läßt. Dies Grabmal der Horazier und Curiazier ist von eigenthümlicher Gestalt*). Auf den vier Ecken eines großen Würfels erheben sich vier abgestumpfte Kegel, welche einen größeren in der Mitte haben. Das Meiste ist freilich neuere Restauration. —

*) Es ist etruskisch, Grab des Aruns, Sohns von Porsenna. (S. Murray, S. 393 a.

Unter den in den Felsen gehauenen Gräbern, an welchen die niedersteigende Straße vorbeiführt, hat sich ein Einsiedler eingerichtet, der an der kleinen Wegkapelle Almosen bettelte. Als wir durch Busch und Wald wieder aufwärts stiegen, lag plötzlich Aricia vor uns. Die Abendbeleuchtung ließ es da oben auf seiner grünumkränzten Felsenhöhe in wahrhaft zauberischer Pracht erscheinen. Das Schloß des Fürsten Chigi mit den riesigen Bäumen seines urwaldartig verwilderten Parks bildete mit der gegenüberliegenden von Bernini erbauten Kuppelkirche und dem graubraunen alterthümlichen Häuserknäuel der Stadt, hier und da noch von alten Mauerzinnen umschirmt, den schönsten Anblick. Tritt man aber durch das verfallene Thor in die Stadt selbst ein, so schwindet ein großer Theil dieses Zaubers. Der unerhörteste Verfall schaut einem überall aus den hohlen Augen halbeingestürzter und verlassener Menschenwohnungen entgegen. Diese Häuser, deren Steinwände meist noch stehen, während Dach und Gebälk, Fenster und Treppen verschwunden sind, hat nicht Feuer verwüstet, nicht ein Erdbeben zerstört, sie sind aus Altersschwäche zusammengesunken, weil die verarmten Bewohner nicht nachbessern konnten, und als diese ausstarben oder auswanderten, Niemand, am wenigsten der besitzende Feudalherr es der Mühe werth hielt, sich mit einer Herstellung zu befassen. Denn was hier liegt, bleibt liegen. Hier wie in Rocca di Papa sah ich mitten unter den übrigen Häusern solche Ruinen, die schon seit Menschengedenken Ruinen waren, und von denen mir selbst die ältesten Leute nichts zu sagen wußten, als daß sie dieselben nie anders gekannt hätten.

Unmittelbar am römischen Thore zur linken Hand steht ein neuer Palazzo, frisch gelb verputzt, eine Seltenheit in Italien.

Es ist das Sommerpalais eines Napoleoniden, des Prinzen Musignano, das einzige ordentliche, einigermaßen wohnliche Haus in Aricia, aber ohne Garten und Park. Der Palast des Prinzen Chigi ist im Inneren sehr verfallen, und sein Besitzer verarmt. Dieser große stattliche Palast bildet mit der gegenüberliegenden, wundervoll gebauten Kirche, die wohl Bernini's Meisterstück heißen darf, einen schönen geräumigen, viereckten Platz, auf dem zwei prachtvolle Springbrunnen ihre Strahlen plätschernd in die schöngeformten Marmorbecken niederrauschen lassen. Die eine Seite des Platzes nach Rom zu ist offen, und nur mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt, über welche man die weiteste Aussicht auf die nahen Waldhügel und die Campagna bis zum Meere hin genießt. An der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Hauptstraße, die sogenannten Via Corrierra nach Neapel, der Korso von Aricia, fortzieht, hielt unser Wagen vor einem großen vierstöckigen Hause. Hier wohnt der Priore des Ortes, Signor Antonio Martorelli, ein stattlicher, weißköpfiger Italiener, der für die Sommermonate den Künstlern und Fremden, auch wohl Römern der Mittelklasse, die hier ihre Villeggiatur machen, Wohnung und Kost für die mäßige Summe von sechs Paul (etwa 28 Silbergroschen) täglich, giebt. Wir fanden für uns drei noch ein großes Zimmer mit der Aussicht auf den soeben beschriebenen Platz, womit wir uns, da sonst Alles besetzt war, begnügen mußten. Denkt Euch aber unter diesen Zimmern nicht irgend Etwas, das an leidliche Gasthofszimmer bei uns erinnerte, sondern Räume, deren vier nackte Wände höchstens gelblich angetüncht und deren Inneres kaum mit dem allernothwendigsten Mobiliar versehen ist. Invalide Tische, eine geborstene, unverschließbare Kommode, verrätherisch wacklige, bastgeflochtene

Stühle, und drei große Betten auf eisernen Gestellen, über welche lose Bretter gelegt sind, bilden die alleinige Ausstattung des unserigen. Einen Spiegel führt man ja wohl mit sich, und am Ende macht sich die hier nöthige Toilette auch ohne Spiegel. An Kunstschmuck fehlt es indessen nicht, denn die Wände aller Zimmer, von dem Billardsaale unten bis zum dritten Stock hinauf, sind im Laufe der Zeit von den vielen Malern, welche hier gehauset, mit den tollsten Karrikaturen bedeckt. Viele dieser abenteuerlichen Ausgelassenheiten, Ausgeburten übermüthiger Laune und müßiger Stunden, sind zum Theil selbst nicht ohne Kunstwerth, und mögen auch, da es lauter bekannte Gesichter sind, die von ihren Freunden und Feinden hier abkonterfeit wurden, ihren Spaß gemacht haben. Allein für späterkommende Gäste ist es doch unerfreulich, die fratzenhaften Einfälle des Augenblickes so fixirt, und sich überall von verzerrten Larven umgeben zu sehen.

Aber draußen klingen und rauschen die Springbrunnen, glänzt und schimmert Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, schlafen in träumerischem Dunkel die Wipfel der hohen Bäume des fürstlichen Parkes. Ein Paar Bursche ziehen unten vorbei, der eine beginnt ein Ritornell, der andere fällt ein; die Stimmen sind stark, selbst heftig, aber dennoch haben diese wunderbar einfachen, und doch wie Naturlaute unfixirbaren Weisen mit ihren lange auszitternden, weithin hallenden Schlußfermaten etwas, das rührend die Seele ergreift. Und nun trete ich hinaus auf die entgegengesetzte Gallerie des Hauses, sehe den schwarzdunkeln Bergwald und weithin rechts einen glitzernden und flimmernden Streifen sich dehnen. Es ist das Meer im Mondesschimmer vom tiefdunkeln Sternenhimmel

überwölbt. Alles still, tiefste, friedenvollste Einsamkeit, und in meinem Herzen fühlte ich den Klang des Goetheschen:

„Ueberselig ist die Nacht!“

Aricia, den 27. Juni.

Morgen Nachmittag gehe ich zum Peter- und Paulsfeste nach Rom, um Kuppelbeleuchtung und Girandola zu sehen. Ich will also, ehe ich den Brief dahin mitnehme, noch ein Paar Worte über mein bisheriges Villeggiaturleben in Aricia hier einschalten.

In der Casa Martorelli sind gegenwärtig etwa zwanzig Fremde, fast alle Künstler, unter ihnen drei Engländer mit ihren Frauen, die sich alle täglich an unserem sehr gut besetzten Mittags- und Abendtische, unter dem Vorsitze des Signor Priore, zusammenfinden. Morgens wird ad libitum im Billardzimmer oder im Schatten vor dem Hause gefrühstückt. Die Maler sind meist schon sehr früh auf, und ziehen hinaus in die Umgegend, ihre Studien zu machen. Nach dem Frühstück besteige ich meinen Sommaro (mit diesem volltönenden, poetisch klingenden Namen beehrt man hier den Esel), den flinken Moreto, und reite nach Genzano oder nach Nemi und hinab an den Nemisee, oder nach Castell Gandolfo, um im Albanersee zu baden. Den Weg nach dem letzteren bildet die wunderbar schöne Baumallee, welche die „obere Gallerie“ heißt, und die sich von Aricia aus links um den Park Chigi auf der waldigen Höhe oberhalb Albano am Rande des großen Kraters hinzieht, dessen Schlund den Albanersee (Lago di Castello) bildet. Ihr parallel läuft von Albano aus die gleich pracht-

volle „untere Gallerie" nach Castell Gandolfo zu, wo sie durch eine vor Kurzem angelegte prächtige Fahrstraße mit der oberen Gallerie verbunden ist. Aber wohin ich auch reite, immer bin ich in dem schönsten Parke der Welt, welcher Waldgebirge, einsame Seen, romantisch auf Felsen horstende Städtchen, behaglich hingelagerte Klöster, Villen mit Baumgärten und Vignen, weiteste Fernsichten auf die Campagna, Rom und das Meer in sich vereint. Ich glaube nicht, daß eine ähnliche Mannigfaltigkeit schöner Natur sich zum zweitenmale auf der Welt so vereint findet. Die erwähnten „Gallerien" bieten den Malern unerschöpfliche Fundgruben in ihren Studien, und werden sorgfältig unterhalten, die uralten Bäume gestützt, und als der Fürst Chigi einmal einige derselben niederhauen lassen wollte, thaten Künstler und Kunstfreunde, den hannoverschen Minister Kestner an der Spitze, mit Bitten und Vorstellungen erfolgreichen Einspruch.

Nach Tische wird eine Stunde Siesta gehalten. Dann geht es wieder hinaus bis Sonnenuntergang, wo mit Ave Maria auf die Hitze des Tages schnell Kühle und selbst Kälte eintritt, die sich indessen später gegen die Nacht hin wieder mildert. Meistens wird in dem nahen Albano, das schon mehr den Charakter eines kultivirten Badeortes mit leidlich bequemen Gasthöfen, Cafés u. s. w. hat, noch ein Eis genommen, und gegen 9 Uhr ist Alles wieder in der Casa Martorelli beisammen. Bei Tische herrscht die bunteste babylonische Sprachverwirrung. Unser Wirth und sein Cameriere Pipo (Abkürzung von Filippo) nebst einigen Römern führen die Conversation unter sich und mit uns Italienisch, vier bis fünf französische Maler Französisch, die schweigsamen Inglesi mit ihren Gattinnen und Kindern wechseln mit yes und no Sir

ab, zwei Söhne Dänemarks zwitschern ihr Dänisch, eine Sprache, die für den Deutschen „auf den Betrug" gemacht scheint, weil man immer glaubt, man müsse sie verstehen können, ohne daß man doch eine Sylbe davon versteht. Wir Deutsche reden nach den Umständen in allen uns bekannten Sprachen. Und ein belgischer Maler, Baron Papeleu, hat sich mit einem Irländer in einen Dispnt über Sprachenähnlichkeit eingelassen, bei dem es bis zum Arabischen geht, denn unser Belgier ist jahrelang in Asien unter den Beduinen Mahommed's umhergezogen. Die Mehrzahl der Gesellschaft hat sich schon mit einander eingelebt, und die Unterhaltung ist die angenehmste. Besonders die Franzosen sind feine, fleißige und wohlerzogene Menschen. Ein Quartett ist improvisirt, und täglich wird nach beendeter Tafel gesungen, meist deutsche Volkslieder, zum Entzücken der Franzosen, denen unsere Volksweisen außerordentlich gefallen. Bei den Italienern erregt deutscher Gesang mehr Verwunderung. Die Landschaftsmaler Papeleu und Gurlitt sind die Directoren dieser musikalischen Aufführungen, mit denen Mittags- und Abendtafel geschlossen werden. Der Erstere, der wie der beste Tiroler jodelt, bringt Abends oft ganz Aricia in Aufregung.

Von italienischem Volksgesang habe ich noch wenig gehört. Man hört hier ungleich seltener singen und musiziren als bei uns in Deutschland, wo jetzt der veredelte vierstimmige Gesang sich immer mehr ausbreitet. Auch sind die meisten Stimmen, die ich hörte, rauh, schreiend und übellautend. Nur ein kleines Volkslied entzückte mich, das ich zuerst in Nemi singen hörte. Es soll neapolitanischen Ursprungs sein, und ist auch wohl mit neapolitanischen Arbeitern hierher in die Campagna gekommen. Die Schlußworte jeder Strophe lauten immer:

Jo ti voglio ben assai,
Ma tu non pens' a me.

Ich lieb' Dich so von Herzen,
Doch Du denkst nimmer mein.

Die Melodie ist ganz reizend, und das Lied, wie ich höre und später bestätigt fand, gegenwärtig Lieblingslied fast in ganz Italien. Es giebt immer so eins, das allgemein gesungen wird und sich wunderbar schnell überallhin verbreitet. In diesem Augenblicke singt eins der Mädchen im Nachbarhause ihr: Jo ti voglio ben assai so anmuthig, daß ich die Feder weglege und an den Balkon trete, um zuzuhören.

Zuweilen Abends, wenn ich an den Zügen der Weiber und Mädchen, welche von der Heuernte aus der Campagna kommen, vorüberreite, und bei dem Anblick von ein Paar schönen Gesichtern die Melodie pfeife, dann folgt immer ein lustig helles Lachen und irgend ein gutes Scherz- und Witzwort auf den Forestiere, der allmälig in ihrer Sprache zu antworten lernt. Bisher ward mir das Erlernen des Italienischen aus der Praxis fast unmöglich. Ueberall, in Rom zumal, findet man Deutsche, und die Italiener, mit denen der Reisende auf den Landstraßen und in großen Städten zusammentrifft, suchen etwas darin, bis zum Miethkutscher und Facchin herab, dem Fremden, sobald er ihre Sprache herzustottern beginnt, mit ihrem schlechten Französisch unter die Arme zu greifen, schon um dadurch zu zeigen, daß sie Leute von Bildung sind. So wird das Erlernen der Sprache durch Uebung in großen Städten, zumal für flüchtig Reisende, geradezu unmöglich gemacht, denn auf der Reise, in Gasthöfen u. s. f. ist man froh, nur irgend ein sicheres Verständigungsmittel zu finden. Aber auf dem Lande und im Verkehr mit dem italienischen Volke

macht sich die Sache anders. Da muß man Italienisch sprechen, denn sie verstehen nichts Anderes, und aufpassen muß man mit gespannten Ohren, denn sie sprechen schnell und lebhaft, ändern Buchstaben, verkürzen Sylben, und endlich ist das gesprochene Wort immer ein ander Ding als das wohlbekannte geschriebene oder gedruckte. Man kann, wie ich, ziemlich geläufig italienische Prosa lesen und versteht doch den sprechenden Italiener nicht, zumal den Landmann, Kärrner, Hirten, Winzer, mit denen man doch verkehren muß, wenn man Land und Bewohner kennen lernen will. Wie Leute, welche kaum acht oder vierzehn Tage in Rom umherliefen, und sonst nur die Poststraßen befuhren, Urtheile über Italien und die Italiener drucken lassen können, begreife ich täglich weniger, obschon gerade die „deutsche Gründlichkeit" — denn wir stempeln ja so gern alle Tugenden als unser Eigenthum — sich leider nur zu häufig solcher Leichtfertigkeit schuldig macht. Ueber die Leichtigkeit, die italienische Sprache durch einen kurzen Reiseaufenthalt im Lande zu erlernen, herrschen bei uns die verkehrtesten Vorstellungen, die zu der Unzahl hergebrachter Ueberlieferungen gehören. Und doch schrieb schon Winckelmann darüber an seine Freunde nach Deutschland: „Die italienische Sprache ist viel schwerer als man sich's aus Büchern einbildet. Sie ist so reich wie die griechische, und die römische Aussprache ist schwer zu erreichen."

Ich habe nun schon einen guten Theil der Umgegend durchstreift, südlich bis Civita Lavigna (das alte Lanuvium) und Velletri, gegenüber dem Volskergebirge, nördlich über Castello Gandolfo und Rocca di Papa bis nach Marino und Grottaferrata. Auch Genzano, Nemi, der Monte Giove, der letzte Berg, welcher die Campagna abschließt gegen das Meer

hin, sind wiederholt besucht, aber immer noch bleibt genug des Schönen übrig. Früh sind solche Streifzüge durch Berg und Wald am genußreichsten. Der Morgen blitzt so frisch und duftig durch die Waldkühle, die neckischen Lacerten mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer, bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubabfall der immergrünen Eichen. Die Kastanien blühen und ihr würziger Duft mischt sich mit dem des blühenden Weines und all der wildwachsenden Blumen und blühenden Gesträuche. Dazwischen schmetterten jubelnde Nachtigallen als ich zum erstenmale hinabritt an den Nemisee, den Spiegel der Diana, der tief in seinem grünen Bergkessel unbeweglich ruht. Ich band meinen Sommaro an einen Baumstumpf, und begann mich zum Bade zu entkleiden, während ich die Scene um mich her betrachtete. Der See von steilen, aber dicht und mannigfaltig bewaldeten Felsgebirgen eingeschlossen, hat in der That die Form eines runden Handspiegels, dessen Griff nach Nemi zu liegt. Er hat etwa dreiviertel Stunden im Umfange — wenigstens brauchte ich so viel und noch mehr Zeit, ihn zu umreiten. Einander gegenüber auf steilen Felsvorsprüngen von beträchtlicher Höhe liegen die uralten Städtchen: Genzano hüben, und noch höher und malerischer drüben Nemi mit seinem mittelalterlichen Schloß und Burgthurm und einem Franziskanerkloster. Rings umher sind die einschließenden Felsabhänge und Bergwände mit dem schönsten Laubholz, Ulmen, Buchen, Kastanien, immergrünen Eichen, Lorbeer u. s. f. bewachsen. Weinberge, Gärten, einzelne Kornfeldchen mit Gran turco, Pflanzungen der hohen italienischen Canna, eines dicken Rohrs, das sie zu Rebpfählen, zur Feuerung, so wie seine Blätter zum Viehfutter benutzen, liegen

dazwischen verstreut und versteckt; aber all diese „Spuren ordnender Menschenhand“ haben für unser Auge ein durchaus verwildertes, naturwüchsiges Aussehen. Zwischen Hecken von Lorbeer und anderen Büschen, umrankt von Epheu und wildem Wein, von weißblühender Winde und duftigen Monatsrosen, schlängeln sich bergauf und abwärts einzelne steile Fußpfade, nur für das sicher schreitende Maulthier und den bedächtigen Sommaro passirbar. Die Luft ist so still, daß das Rauschen des Mühlbaches von Nemi zu mir herüberdringt, der in schneeweiß schäumenden Kaskaden von Klippe zu Klippe springend sich in den See ergießt.

An der Stelle des Sees, welche ich mir zum Baden ausersehen hatte, entdeckte ich große Reste eines Kais von gewaltigen Travertinquadern, die sich längs des Ufers hinziehen, das ohne Zweifel hier ganz damit eingefaßt gewesen sein wird. Von den Treppen dieses Kais stieg man vielleicht in die Bäder, welche sich hier befanden. Auch der Tempel der Diana Nemensis könnte hier gestanden haben. Von all diesen Prachtbauten sind indessen nur noch einige Treppenstufen aus riesigen Quadern erhalten; andere solche Quadern lagern unter der Erde, von hohem Farrenkraut überwuchert, andere am Rande des Sees und im Wasser selbst zerstreut und auseinander gerissen. Wie war diese Zerstörung möglich? welche Macht hat diese für die Ewigkeit festgefügten Massen auseinander gesprengt? Das Wasser des Sees? schwerlich. Denn das fließt bei Anschwellungen durch den noch jetzt erhaltenen Emissar, den die alten Römer durch den Felsenrand gebrochen haben, in die Campagna ab, wie das Wasser des daneben liegenden Lago di Castello. Menschenhände? ebensowenig. Denn die Quadern liegen ja alle noch da, unbenutzt,

sind auch ohne Eisenbahnen schwerlich hinauf zu schaffen, selbst wenn man sie zu Neubauten verwenden wollte. Endlich lös'te mir ein Baum das Räthsel. Unter den uralten tausendjährigen Eichen, welche theils dicht am Ufer, theils im Wasser stehen oder umgestürzt liegen, sah ich auch einen riesigen Stamm, den ein Sturm entwurzelt und häuptlings in den See gestürzt hatte, wie viele andere neben ihm am Seeufer. Er mochte schon lange Jahre so gelegen haben, denn seine Rinde war abgefault und jede Spur von Leben an ihm in Zweigen und Aesten getödtet. Krone und Gezweig lagen tief versenkt im See, oder starrten nur in einzelnen Zacken schwarz und modrig über dem Wasser empor. Aber der Stamm selbst mit den Riesenschlangen seiner Wurzeln lag sichtbar über dem Wasser und am Ufer, und dicht umklammert von diesem hoch in die Luft sich streckenden, der Erde entrissenen Wurzelgeflecht saßen, wie in einem Mammuthkiefer, vier gewaltige, sechs Fuß lange und einige Fuß hohe Marmorquadern. So hatte ein Samenkörnchen einen Keim getrieben in dem erdigen Kitte der feinen Spalten jenes Prachtbaues, und dieser zarte Keim war im Laufe von Jahrhunderten zu einem Baume geworden, dessen langsam aber unwiderstehlich schwellende Wurzelkraft jenes Steingefüge, das manchem Erdbeben widerstanden hatte, auseinandersprengte und sein eisernes Klammerwerk wie Spinngeweb zerriß. Und jetzt lag er selbst vor mir, eine Ruine der Pflanzenwelt, die umschlungenen Trümmer haltend wie besiegte und erwürgte Feinde, die er auch im Tode nicht lassen mochte aus seinen umschlingenden Armen.

Das Oekonomische der Betrachtung war dabei, daß hier an diesem See für viele tausend Gulden des schönsten Eichen-

holzes ungenutzt verfaulen, während Italien doch so holzarm und in Rom das Holz kaum zu bezahlen ist.

Unterdessen war ich entkleidet, und stürzte mich in die Fluth. Doch dieses letztere ist poetische Uebertreibung im grandiosen Style. Denn da der Uferrand des Sees, etwa zehn Fuß breit, ehe die grundlose Tiefe beginnt, mit spitzem Gestein, Mauerwerk und Baumästen wie übersäet ist, so hielt ich's für gerathener à quatre pattes hinein zu kriechen, bis ich jene Tiefe erreichte, wo ich mich schwimmend dem heiligen Elemente der keuschen Göttin des Waldesdunkels in die kühlen Arme stürzte. Als ich herauskam, fand ich die Einsamkeit des Ufers durch eine Ziegenheerde belebt, deren zwei kleine braune Hirtenbuben mir neugierig zuschauten. Sie kamen mir wie gerufen, um nach dem Bade sogleich ein Frühstück von frischer Ziegenmilch zu machen. Ich gab dem einen der wie ein Paar ächte Murillo's aussehenden, in ihrer Zerlumptheit gottvergnügten und dabei mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von treuherziger Pfiffigkeit dareinschauenden Knaben meinen ledernen Wasserbecher. Checco, so hieß er, pfiff auf dem Finger und rief: Zingarella! Zingarella! Eine schöne große, schwarz- und weißgefleckte Ziege kam von den Felsblöcken herab in lustigen Sprüngen, Pietro, der andere Knabe, faßte sie bei den Hörnern und schwatzte sie mit einem leise girrenden Ton zur Ruhe, während mir Checco dreimal meinen Becher mit schäumender Milch aus dem strotzenden Euter füllte. Dafür vertheilte ich unter beide die Hälfte meines Semmelvorraths und einige Bajocchi. Während dieses naturwüchsigen Frühstücks schloß ich mit ihnen einen Patto für die nächsten Tage, und ließ mir von ihnen erzählen, daß die Ziegenheerde und die sechs Kühe ihrem Padrone, dem Signor

Jacobini, dem reichsten Manne von Genzano gehörten, daß die Ziegen alle Namen haben: dort die silbergraue, hoch am Felsen, ist die Sposina, die schon mehrere fremde Pittori abgemalt haben, weil sie immer gern die höchsten Stellen suche; dort zwischen dem Farrenkraut saß Mascherina, und weiter unten an dem Haselstrauch knusperte die buntgefleckte Fravolina. Die Thiere hörten alle auf ihre Namen und kamen auf deren Ruf gesprungen. Hier, wo Alles individualisirt ist, hat jedes Hausthier seinen Namen, und die Esel und Maulthiere die schönsten. Die Jungen kannten keine Schule, wußten nichts von Lesen und Schreiben, waren aber gewandt und anstellig, wie alle Kinder, die ich hier noch kennen lernte. Ich erfuhr, daß weder in Genzano noch in Nemi eine Schule sei, und daß sie nur bei einem Frate des Klosters einige Gebete durch Vorsagen auswendig gelernt hatten. Hierin besteht aller Unterricht, den das Landvolk überhaupt genießt.

Ich wollte jetzt den See umreiten, und nahm gegen das Versprechen einer Mancia den einen Knaben mit, um mir den Uferpfad zu zeigen. Er folgte auch eine Strecke, als aber der Pfad immer ungangbarer wurde, und sich durch wildverwachsenes Gestrüpp und zehn Fuß hohe Nesseln über Wassergerinne und Röhricht bald ferne, bald ganz hart am See hinzog, und zuletzt wirklich in dem Wasser des Ufers ganz zu verschwinden schien, zog er es doch vor, seine buona mano im Stiche zu lassen und umzukehren. Ich aber wußte durch Gurlitt, daß man den See mit einem willigen Sommaro umreiten könne, wenn man etwas Wasser und zerrissene Kleider nicht achte, und ritt weiter. Und wie ward ich belohnt für meine Beharrlichkeit. Je tiefer ich eindrang, desto wunderbarer und reizender gestaltete sich die Scene um mich her.

Wie in einem Urwalddickicht lagen und hingen uralte Eichen neben jungen üppig aufwuchernden Schößlingen, Ulmen, Kastanien, Lorbeer- und Wallnußbäume über dem Wasserspiegel des Sees, der die Hufe meines Thieres umspülte. Ungeheure blühende Schlinggewächse hatten sich um die Stämme, Aeste und Zweige der stärksten und ältesten Bäume bis hoch in die Kronen hinaufgerankt, und hingen darin in Festons und Guirlanden bis tief in das Wasser hernieder. Wasservögel rauschten auf aus ihrer Ruhe. Die nahen Weinpflanzungen mischten ihren süßen resedaartigen Duft mit wilden Rosen, Myrthe, Geisblatt und Kastanienblüthe. Nirgends der Laut eines menschlichen Wesens, denn jetzt ruht die Gartenarbeit, und zudem war heute Johannisfest, dessen fernes Geläute aus dem Kloster von Nemi und den Kirchen von Genzano zu mir herniederklang, während rings umher der tiefe, volle, schmetternde Schlag der Nachtigall das grüne sonnendurchblitzte Waldesdunkel erfüllte. Am Fuße des Felskegels, auf dem Nemi thront, liegt eine Mühle, auf deren Räder durch Röhren und Rinnsale ein silberweißes Bergwasser schäumend und stäubend niederrauscht. Aber auch hier war Fest- und Ruhetag, die Räder standen feiernd stille. Langsam klomm ich endlich den steinigen Schneckenpfad hinan zu der Felsenhöhe, auf deren schmaler Fläche hoch oben, überragt von noch höheren grünen Waldgebirgen, Nemi liegt. Durch das verfallene Thor mit dem ungeheuren Thurme daneben ritt ich in die Stadt. Von der weinumrankten Loggia einer kleinen Osterie, unweit des großen Waschbrunnens, den ein uralter Baum beschattet, warf ich jetzt einen Blick auf die Gegend. Zur Linken das Kloster von Nemi, unten der See, in solcher Tiefe, daß die gewaltigsten Eichen an seinem Rande nur wie kleines Strauch-

werk erschienen, drüben das prächtige Genzano mit seinem stolzen Schlosse, und über dem Rande des grünen Bergtrichters, der den See umschließt, lag der Monte due Torri, auf welchem nur noch einer der alten Wartthürme sich erhebt. Und endlich ruht der Blick auf der gelbgrünlich gestreiften, leise gewellten Fläche der Campagna, die sich vor uns ausstreckt bis dahin, wo die letzten Linien des blauen Meeres sich in dem Blau des Himmels verlieren. Mein Fernglas zeigte mir einzelne weiße Segel, die leise von der Sonne geröthet auf seiner Fläche schwebten. Und über all diese Schönheit spannt sich, nicht wolkenlos, sondern hier und da von einzelnen silbergrauen Wolkenstreifen belebt der sonnige Himmel Italiens, weht die reine, lebenspendende, würzigduftende Luft des Gebirges, in welcher meine Seele vor heller Lust aufjauchzte.

Auf derselben Stelle, wo Byron einst geweilt auf seinen Abendritten, die er von dem „comfortablen" Albano aus hieher zu machen pflegte, saß ich, vor mir den funkelnden Wein und das klarste Quellwasser, und las die ewigen Worte, mit denen er Nemi's Schönheit feiert:

Lo! *Nemi*, navelled in the woody hills
So far, that the uproding wind, which tears
The oak from its foundation, and which spills
The ocean o'er its boundary, and bears
Its foam against the skies, reluctant spares
The oval mirror of thy glassy lake;
And calm as cherisd hate, its surface weares
A deep cold settled aspect nought can shake
All coil'd into it self, and round as sleeps the snake. —

Nie sah ich eine reinlichere Osterie als diese in Nemi. Doch reinlich ist noch nicht das rechte Wort: zierlich, sauber, schmuckkästchenartig war Alles, Küche, Heerd, Loggia, Zimmer

oben und unten im Häuschen, das mir die jungen Wirthsleute zeigten, weil ich die Absicht blicken ließ, mich hierher auf ein Paar Tage überzusiedeln, worin mir später ein Freund, der Genremaler Ernst Meier von Altona, zuvorkam. Aus einer Ecknische des unteren Zimmers hinter einem halb offenen Vorhange guckten die weißen Kissen des Ehebettes hervor, an den Ecken mit rothseidenen Bandschleifen genestelt. Zu Füßen des Bettes ein kleines Oelbild der Madonna mit dem Bambino, von einem welken Kranze umgeben, darunter ein Crucifix und wieder eine kleinere Madonna mit einer geweihten Wachskerze. An keiner Wand, Thüre oder Ecke des Hauses fehlte es an einem Heiligen- oder Madonnenbildchen. In der Wiege lag ein vierzehn Tage altes, wachsbleiches Kind, anscheinend sehr krank und fast todtenähnlich. Die Leute waren sehr betrübt, besonders das bildschöne junge Weib. „Wir haben schon eins gehabt, ma è andato in paradiso (es ist in's Paradies gegangen) vor vier Wochen", sagte sie seufzend. Diese Phrase, die sie jedesmal brauchte, so oft sie ihres kleinen todten Lieblings erwähnte, hatte etwas unbeschreiblich Rührendes. Sie fürchteten sehr, daß das Kleine in der Wiege bald seinem Brüderchen in's Paradies nachfolgen würde, und meine Tröstungen und Aufmunterungen wollten wenig verfangen. Doch erholte sich das Kind, und als ich später wiederkehrte, kam mir die junge Mutter freudestrahlend mit dem Kinde entgegen, und rief mir auf mein: come sta? fröhlich zu: ha avuto ragione 'l Signore! mo sta meglio la povera creatura! Im Ganzen nehmen sonst die Italiener den Tod eines Angehörigen leichter als wir. Ihre Religion hilft ihnen dazu. Nur der erste Schmerz ist zuweilen leidenschaftlich laut, sonst empfiehlt man die Seele Gott und läßt es gut sein. Das

Leben und die Lebendigen haben hier noch weit mehr, als bei uns, Recht.

Das ist nun die Geschichte eines Vormittags, und ihm ähnlich waren alle anderen, die ich bisher in Aricia verlebte. Ich habe Nemi schon mehrmals wieder besucht, und gestern genoß ich dort das Schauspiel des herrlichsten Sonnenunterganges, der all die Schönheit in der Abendruhe und im zauberhaften Spiele der Farben noch tausendfach verschönert erscheinen ließ. Immer dunkler, kälter, blauer wurden tief unten die Schatten auf dem Wasserspiegel und an den unteren Bergwäldern. Es war als sähe man durch Flor oder dunkelgefärbtes Glas die Gegenstände; und nun in den unmerklich leisen Uebergängen minderte sich weiter hinauf allmälig dies Dunkel bis empor zu dem violetten Zauberduft der Bergeshäupter, der sich mit dem reinsten Silberblau des Himmels mischte, dessen schimmernd helles Licht kein Maler erreicht. Scharf und ruhig hebt sich das schattige Dunkel der Gebirgszüge und Wälder ab gegen die helle goldenglänzende Fläche der Campagna und das blaue duftige Meer in der Ferne. Das Grün der Myrthen und Lorbeergebüsche zu meinen Füßen blitzte wie von tausend goldenen Lichtblüthen, die Sonne zittert voll und glühend über den Cypressen rechts auf den Höhen von Genzano. Jetzt sinkt sie hinab und nun umzieht alle Ränder des Bergkessels ein rosig und violett schimmernder Kranz, während unten die Schatten immer tiefer sich schwärzen und feuchte Kühle emporsenden. Langsam ritt ich heim den wunderherrlichen Waldweg nach Genzano zu. In einer Felsennische hängt eine Maria mit dem Knaben. Als ich vorüberritt, hatten heimkehrende Feldarbeiter sie eben mit frischen Rosen und Nelkensträußen geschmückt. Jetzt brannten vor ihr

auf dem rohen Felsgesimse drei Lämpchen. Landleute zogen grüßend vorüber, ich grüßte unwillkürlich mit ihnen nach der Landessitte, nicht das Bild von Holz und Farbe, sondern den frommen Schönheitssinn der Menschen, die müde von der schweren Tagesarbeit, doch die Blumen des Feldes als schmückende Spende dem Göttlichen darzubringen nicht vergessen. Dieselben Blumen, die der Mensch der Geliebten, dem Weibe, dem Kinde bietet — ihrer freut sich auch seine Gottheit. Mir erschien in diesem Augenblicke das Christenthum wieder zum Naturdienste, oder soll ich sagen zur Verehrung und zum Ausdruck des reinsten Menschlichen verklärt diese christliche Madonna mit dem Kinde zur Mutter der Schönheit und ihres göttlichen Geistes, der über diesem wunderbaren Lande schwebt. Flammendes Licht und leuchtende Blumen sind die Opfergaben, die Gaben, mit denen dies Land selbst so verschwenderisch ausgestattet ist, und welche darum seine Bewohner wieder ihrer Göttin darbringen. In diesen Formen des unbefangenen, noch naturwüchsigen Katholicismus ist noch Poesie, Schönheit und Lebensfülle. Sie sind nicht gemacht, sie sind geworden, sind uralt, dem Boden, dem Blute der Menschen entsprossen, und manchmal wünschte ich davon nur einen Hauch für die form- und farblose Nüchternheit unseres traurigen Nordens, der mit seinem Heidenthume zugleich die letzte Spur von poetisch religiöser Färbung verloren hat. Dem Südländer aber wünschte ich, daß ein helleres Bewußtsein ihm einst diese Formen nicht rauben, sondern sie ihn noch inniger lieben und tiefer auffassen lassen möge, damit sich so, seiner und der ihn umgebenden Natur gemäß, der Läuterungsprozeß des Geistes an ihm und an ihnen vollziehe, der denn doch — wenn unter-

dessen die Welt nicht untergeht — auch hier nicht ausbleiben kann und wird.

Rom, den 30. Juni.

Seit vorgestern Abend bin ich wieder in Rom, und habe das berühmte Peter- und Paulsfest hinter mir. Die Funktionen am Morgen in der Peterskirche langweilten mich bald genug. Ich habe während derselben, als mir des Spectakels zu viel wurde, Eure Briefe gelesen, vis a vis dem heiligen Vater, der sich auf seinem Throne auch sichtbarlich zu langweilen schien, da er sich nicht wie seine Pairs, die Kardinäle um ihn her, mit Gespräch unterhalten konnte, weil er eben allein auf seinem Throne saß.

Als ich am Abende unserer Rückkehr mit W. und G. zur Peterskirche fuhr, hatte die erste Beleuchtung derselben eben begonnen, und schon als wir die Engelsbrücke passirten, strahlte uns die Kuppel im Glanze ihrer Tausende von Lampen entgegen. Die kolossalen Säulengänge, welche von beiden Seiten in Halbzirkeln den Platz einfassend zum St. Peter führen, der mit ihnen wie mit ausgestreckten Armen die Tausende der Gläubigen und Ungläubigen zu umfangen scheint, sind oberhalb der Säulen mit zwei Reihen von Lampen erleuchtet, welche sich wie feurige Schlangen bis zur Façade des Domes hinziehen, dessen Riesenbau gleichfalls von den Säulen und Pilasterbasen bis zum Kreuze hinauf in dem Scheine von fünftausend Lampen erstrahlt. Die Wirkung ist unbeschreiblich: der ganze ungeheure Bau erscheint gleichsam vergeistigt. Alle Schwere und Massenhaftigkeit der Materie verschwindet, ist

den Augen wie durch Zauberei entrückt, und nur die Umrisse und Linien, welche durch die Lampenreihen, wie durch aneinander gereihte Sternenschnüre, gebildet werden, treten strahlend hervor, während die dazwischen und dahinter liegenden Theile des Gebäudes sich mit den schwarzen Schatten der Nacht und dem Schwarzblau des Himmels vereinigen. So scheint denn vor unseren Augen ein luftig leichtes Gerüst, ein Wunderbau von Licht sich in den Himmel zu erheben, und das milde, weiße, sternengleiche Licht der Tausende von Lampen vermehrt das Zauberische dieses ganz unvergleichlichen Schauspiels. Jetzt erst erkennt man die ganze Schönheit und den erhabenen Schwung und Adel in den Linien der Kuppel, dieses göttlichen Gedankens Michel Angelo's. Die Krone über der Kuppel, der Knopf, auf dem sich das Kreuz erhebt, strahlten in immer dichterem Sternenschimmer. Das Kreuz sah aus wie ein mit Brillanten besetztes Ordenskreuz, und erschien auch nicht größer, obschon es vierzehn Fuß hoch ist.

Die Art und Weise, wie man die Beleuchtung bewerkstelligt, sah ich an einer unteren Säule, an welcher man lange Latten mit den daran befestigten schon angezündeten Lampen mittelst Seilen hinaufzog. Eine mir zuerst auffallende Lichtwirkung muß ich noch erwähnen: der erleuchtete Petersdom erschien mir kleiner als der zu seiner Rechten liegende in Dunkelheit gehüllte Vatikanische Palast. Der Grund ist leicht abzusehen. Die flammenden Grenzlinien gaben bei jenem ungeheuren Bau die Unterschiede, und vervollständigten den verständigen Act des Sehens, wonach man abnahm, wie auch hier die Theile sich nach einander fortsetzen, oder sich von einander abheben. Der in Dunkel gehüllte Vatikan verstattete ein solches Sehen nicht; der Gegenstand, so der Gränze ent-

hoben, wird Gegenstand der Phantasie, wird unendlicher Gegenstand. Das in Dunkel gehüllte Kleinere erscheint erhabener als das Große in seiner hellen Begränzung. —

Desto gewaltiger trat mir dagegen die Größe des Platzes vor die Augen. Hier wo halb Rom und so viele Fremde von nahe und fern versammelt waren, wo zahlreiche Equipagen wie ein Wagenheer aufgereiht standen, Truppen und Polizeimassen zu Roß und zu Fuß die verschiedenen Seiten und Zugänge einnahmen, war doch nirgends eine Spur von Gedränge, sondern überall sogar noch genügend Raum zu freiem Lustwandeln.

Es ist dreiviertel neun Uhr, und erst eine Stunde nach Ave Maria (jetzt neun Uhr unserer Zeit) tritt die Verwandlung ein, der Alles schon jetzt gespannt entgegenharrt. Immer noch strömen neue Menschenwellen zu, rasseln neue Equipagen heran durch die Reihen der aufgestellten bärenmützigen Nationalgarden und der stattlich auf ihren Rossen haltenden Karabinieri und Gendarmen. Doch die beste Ordnung hält das Volk selbst; nirgends verwirrtes Drängen, lautes Geschrei, Alles ruhig anständig, edel, wie es die Art der Römer ist. Auch kein wilder Ausruf und kein Aufjauchzen der Verwunderung. Sie sind das Alles gewohnt, und das Horazische nil admirari ist so recht der Wahlspruch auch des heutigen Römers, der sich durch seine ruhige Haltung noch immer von dem Provinzialen unterscheidet.

Da endlich erschallt der erste Schlag der ersten Stunde der Nacht, und mit ihm beginnt nicht, nein! steht vielmehr wie durch Zaubermacht hervorgerufen ein Schauspiel vor unseren Augen, dessen Möglichkeit wir Mühe haben zu begreifen, nachdem es schon längst unsere Blicke geblendet hat, ein Anblick,

der so einzig in der Welt ist, wie die Stadt, welcher er geboten wird. In diesem Augenblicke nämlich verschwindet plötzlich der ganze schimmernde Lichtbau, wie die Sterne beim Aufgange des Tagesgestirns verschwinden, vor dem feuerrothen Flammenscheine, der von tausend Pechpfannen und Fackeln an allen Theilen des gewaltigen Domes, von den Säulenbasen bis zur schwindelnden Höhe des Kreuzes hinauf in die Nacht emporlodert. Hunderte von Arbeitern mit Fackeln und Zündlichtern überall hin vertheilt bewirken das Wunder dieser „Verwandlung," wie man diese zweite Erleuchtung nennt. Derjenige, welcher es übernimmt, das Kreuz hoch oben anzuzünden, erhält vorher Abendmahl und Absolution, ehe er die furchtbare Höhe erklimmt. In diesem Augenblicke erinnerte ich mich, vor langen Jahren eine Erzählung (ich glaube von Leop. Schefer) gelesen zu haben, in welcher ein junger Fremder in Folge einer Wette das Wagestück übernimmt. Er klimmt glücklich hinan, ohne zu schwindeln schwingt er sich auf das Kreuz und entzündet die Feuerbecken. Aber mit dem Emporlodern der tausend Flammenblüthen, die plötzlich Tageshelle über die Abgrundstiefe unter ihm verbreiten, schwinden ihm Muth und Besinnung. Er kann nicht wieder hinab, und verbringt in schauderndem Wahnsinn die schrecklichen Stunden der Nacht. An diese, wenn ich nicht irre, auf einen wirklichen Vorfall gegründete Erzählung und ihre phantastische Schilderung mußte ich denken, als plötzlich die dunkelrothe Glut am Kreuze emporflammte.

Der ganze Bau schien ein lebendig gewordener Flammenriese. Die Kuppel erhob sich in die Nacht empor, wie die volle Blütenkrone eines himmelhohen Granatbaumes, den der Abendwind in den Strahlen der untergehenden Sonne wiegt.

Unter den züngelnden und flackernden Flammenreihen schimmerte matt und leise die frühere Lampenbeleuchtung, wie Sterne am Tageshimmel hervor. Oben, wo die Kuppel sich zur Krone abschließt, schwebte es zwischen den Flammen hin und her, wie ein Schwarm von Johanniswürmchen. Es waren die mit dem Anzünden und Schüren der Pechpfannen beauftragten Arbeiter.

Bei dem Rückwege durch die menschenwimmelnden Straßen fand ich Häuser und Paläste mit Pechpfannen von außen, und mit Lampen und Kerzen in den Fenstern erleuchtet. Alle Kaffeeboutiquen strahlten in hellem Glanze. Die Limonadenverkäufer an den Brunnen, die Friggitoren mit ihren Speisevorräthen auf den Straßen, die geöffneten Hallen der Osterien con cucina, die Weinboutiquen, Obsthändler, Tabacksläden — Alles strahlte in glänzender Illumination zu Ehren des Festes. Die Verkäufer riefen laut preisend die Güte ihrer Speisen und Getränke aus, Equipagen donnerten und rasselten dazwischen, Minenten, reihenweise Arm in Arm dahinschlendernd, sangen ihre Lieder und langgezogenen Ritornelle, Liebespärchen wandelten hin und wieder, und manche Schöne wartete auf den Nelkenstrauß aus der Hand des Forestiere. Es war ein genußreicher aber auch sehr erschöpfender Gang, ehe ich wieder an der spanischen Treppe und auf meinem Monte Pincio anlangte. Hier warf ich den letzten Blick auf die flammende Kuppel über dem Häusermeere Roms, noch einen, und wieder einen — nicht ohne innere Bewegung. War es doch ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. Denn dies Schauspiel werde ich nimmer mehr auf Erden schauen, und wenn seine Pracht wieder erscheint in der heiligen Osterwoche des kommenden Jahres, werde ich schon den Rückweg in die Heimath angetreten haben, die mir dafür desto freundlicher entgegenleuchten möge.

Wenn man alle die Illuminationen, Feuerwerke, Fackelzüge u. s. f. sieht, ohne die es nun einmal der römische Katholizismus an keinem seiner Feste thut, so kann man ihm wenigstens nicht nachsagen, daß er lichtfeindlich sei. Der römische Katholizismus liebt das Licht, aber nur als Spiel- und Blendwerk. Er arbeitet auch sogar mit Dampf, aber freilich nicht mit dem, welcher die Eisenrosse des Weltfortschrittes beflügelt, sondern mit dem blauen Dunste des Weihrauches, der Blick und Gedanken bannend umnebelt, und die Menschen nicht vorwärts in die Zukunft, sondern rückwärts in die Vergangenheit führt. —

Am Hauptfesttage, den 29., fuhr ich früh Morgens in die Peterskirche, um der großen Messe beizuwohnen und den Papst zu sehen. Tausende festlich gekleideter Menschen wallten und wogten die Treppen hinan durch die offenen Thorpforten des Heiligthumes, dessen ungeheure Räume aber dennoch keineswegs gefüllt zu nennen waren. Rothröckige Gardisten, die in der Gluthitze unter ihren gigantischen Bärenmützen weidlich schwitzten, bildeten Spalier im Inneren; dazwischen die buntgestreiften Schweizer mit ihren Hellebarden und Federhüten, die Offiziere der verschiedenen Militairkorps, die glänzenden Uniformen der Gesandten, und das bunte Durcheinander der zahlreichen Geistlichen und Mönche aller Orden, der Campagna- und Gebirgsbewohner mit ihren Weibern und Kindern. Ueberall die malerischsten Gruppen. Nachdem ich eine Weile dem Gesange bei einer Messe in einem der Seitenschiffe zugehört hatte, näherte ich mich der von neunundachtzig brennenden Lampen umgebenen Confession, in welcher die blumenbedeckte Grabstätte zu schauen war, welche die Gebeine der beiden Apostel umschließt. Rechts davon am letzten Pfeiler des Mittelschiffes

befindet sich die bekannte sitzende Bronzestatue des heiligen Petrus, deren Alter und byzantinische Herkunft erwiesener ist, als ihre Identität mit dem Apostel, dessen Namen sie trägt. Ich erkannte den ehrwürdigen alten Herrn kaum wieder in der Bekleidung, mit welcher man ihn heute zu Ehren seines Festes angethan hatte. Auf dem Haupte prangte die von kostbaren Edelsteinen schimmernde dreifache Krone, und den bronzenen Leib umgab eine purpurne, golddurchwirkte Dalmatika. In der Hand hielt er einen heiligen Geist von Gold und Edelsteinen und den Ringfinger schmückte ein prachtvoller Rubin. Hier war das Gedränge am dichtesten, denn Alles schob sich heran, um der Statue den rechten Fuß und namentlich dessen große Zehe zu küssen und dieselbe dann mit der Stirn zu berühren. Die bronzene Zehe und ein Theil des Fußes sind bereits der Inbrunst der gläubigen Verehrer zum größten Theile erlegen, und bald wird man sich genöthigt sehen, dem Apostel einen neuen Fuß anzulöthen oder ihn mit einem Pantoffel zu bekleiden. Meist waren es freilich geringe Leute, die sich herandrängten, aber auch Vornehmere fehlten nicht, besonders Geistliche in großer Galla und Damen in feinster Toilette. Dieselbe Kußceremonie sah ich nachher sich in den unterirdischen Gewölben der Kirche an der Marmorstatue des Apostels bei seiner Grabkapelle wiederholen.

Unterdessen war es 10 Uhr geworden, und ich eilte, meinen Platz in dem durch Schranken und Wachen abgesperrten, mit Logen umgebenen, teppichgeschmückten Raume einzunehmen, wo unter Assistenz des heiligen Vaters die Messe gehalten werden sollte. Zu diesem Allerheiligsten gewährt nicht der fromme Glaube und die religiöse Inbrunst, sondern allein ein schwarzer Frack oder ein geistliches Gewand den Zutritt. Um

halb 11 Uhr verkündete Trompetengeschmetter und Janitscharenmusik die Ankunft des Papstes. Schweizer und Nobelgarden vorauf, dann Haus- und Hofbediente, Kammerherren, Monsignoren und Bischöfe, und endlich ein Zug der rothen Kardinäle, jeder mit einem violett gekleideten Schleppenträger hinter sich, der ihm, nachdem alle zu ihren Plätzen zu beiden Seiten des Hauptaltares gelangt waren, die Purpurmantelpracht auseinanderfaltete. Endlich der Statthalter Gottes selbst, getragen auf einer Sänfte, hinten und vorne mit goldstoffener Gewandung bedeckt, welche seine eigentliche Stellung zweifelhaft erscheinen ließ. Zu beiden Seiten des wandelnden Thrones die Pfauenwedelträger. Tief bis an die geschlossenen Augen saß auf seinem Haupte die strahlende Tiara. Ich sah ihn dicht an mir vorüberschwanken, ein altes, rothes, unbedeutendes Gesicht, durchaus der gewöhnliche Mönchstypus, mit schlaffen, geistlosen Zügen, das eine Auge unaufhörlich krankhaft zwinkernd. Die Situation war ihm sichtbar höchst unbehaglich. Vor dem Throne angelangt, ward er hinaus und auf denselben gehoben. Dann las ein Kardinal die Messe, dabei Kastratengesang, Räucherungen und sonstiger Zubehör des römischen Ritus, aber nirgend um mich her eine Spur von Andacht, alles ohngefähr wie in der Oper. Ueberall die lebhafteste, nur nicht gerade ganz laute Conversation, Geistliche untereinander und mit Laien, gegenseitige Begrüßungen von Herren und Damen. Die Kardinäle, die Bischöfe und Monsignoren, kurz kein Mensch war bei der Sache. Sie boten sich ihre Schnupftabacksdosen an, plauderten, einige gähnten, andere nickten zu einem Schläfchen, und nur der heilige Vater saß einsam auf seinem Throne.

Unter dem Volke sah ich die buntesten Gruppen, als ich,

des Stehens und der Langenweile müde, meinen bevorrechteten Platz aufgab, und in den weiten Räumen der Kirche umherschlenderte. Einige Gebirgsbewohner waren in einer Thürnische eingeschlafen, die guten Schelme mochten wohl die ganze Nacht auf ihrer Wallfahrt zum Feste durchwacht haben. Die übrige Masse, von der Hauptscene ausgesperrt, trieb sich in den Seitenschiffen und Kapellen bunt durcheinander, betend und plaudernd, wie es kam. — Ich hätte was darum gegeben, wenn dieser erste Eindruck des römischen Katholizismus in seiner äußeren Erscheinung ein würdigerer, meiner Stimmung und Erwartung entsprechenderer gewesen wäre. Aber er war und blieb unerfreulich. Von dem ungeheuren Eichbaume ist Kern und Mark weggefault, und nur die berindete hohle Wand steht noch und treibt grüne Zweige und wuchernde Wasserschößlinge. Aber freilich kann sie noch lange stehen, denn die Lebenskraft ist groß selbst in der Ruine, wenn nicht ein Sturm sie faßt, wie der, welcher vor dreihundert Jahren sich in Wittenberg erhob.

Auch in die unterirdischen Gewölbe der sogenannten Vatikanischen Grotten stieg ich hinab, denn nur an diesem Feste ist der Eintritt in dieselben gestattet, und zwar sind die ungeheuren labyrinthisch verschlungenen Räume mit drei Zoll dicken kurzen Wachskerzen taghell erleuchtet. Durch einen der vier Kuppelpfeiler, an welchem die Bildsäule der heiligen Veronica steht, führt eine Treppe in diese Grotten hinab. Hier ruhen in eigener Kapelle, die mit Mosaikgemälden, Inschriften und Reliefs geschmückt ist, die heiligen Gebeine der beiden Apostel, hier zahlreiche Reliquien der Heiligen und Märtyrer neben kostbaren Ueberresten altchristlicher Sculptur und Malerei aus der alten Peterskirche, deren Inneres in

einer Abbildung erhalten ist. Hier sind die Gräber und Monumente berühmter Päpste und Kardinäle, und hier steht auch mitten unter den welschen Todtenhäusern das gewaltige Steingrab des ritterlichen jungen Kaisers Otto's II. Er ist der einzige deutsche Kaiser, der in Rom schläft. Siebenhundert Jahre ward seine Ruhestätte geachtet, dann ward sie grabschänderisch entweiht unter Papst Paul V. (Gregorovius, Rom, III. S. 420 ff.) Auch der wilde Graf Amaury von Montfort, der grimme Vertilger der Albigenser, ist propter res fortiter factas in bello adversus haereticos Albigenses der Grabstätte in diesen „heiligen Grotten" gewürdigt. Hier in diesem Gewirre der unterirdischen Todtenkammer ward mir die römisch-katholische Weltgeschichte lebendig, und schwerlich ist Jemand, dem nicht bei einem solchen Hic jacent ossa mit einem darauf folgenden welthistorischen Namen, wie Papst Julius II., Bonifacius VIII. u. s. f. ein leiser Schauer über den Leib rieselte. Ja, dies Rom ist eine Welt, und man muß sich ihm gegenüber klein fühlen in seiner verschwindenden Existenz. Aber bei dieser eben so banalen als kläglichen Betrachtungs- und Empfindungsweise darf man nicht stehen bleiben. Ich fühle mich eben so sehr erhoben, wenn ich daran denke, daß dieses verschwindende Punctuelle meines Ich die ganze Weltentwickelung, deren Werksteine hier von Jahrtausenden her verstreut liegen, betrachtend zu verfolgen und begreifend zu fassen vermag, und daß überhaupt dieser Dinge Leben und Bedeutung nur für und durch den einzelnen betrachtenden Geist existirt.

Aber ich merke, daß die dumpfe Kellerluft dieser Gräberstadt mich gleichfalls zu Kirchhofsreflexionen verleitet. Also hinaus, fort von den alten Inschriften und Marmorsärgen

da unten, und hinauf zum goldenen Licht, das sich durch die breiten Fenster und Pfeilerhallen über das bunte fröhliche Leben in den oberen Hallen ergießt. Die Function war so eben beendet. Der heilige Vater ward wieder auf seinen Tragsessel gehoben, und durch die Kirche in den Vatikan zurückgetragen, die Garden präsentiren, einzelne Gläubige empfangen knieend die Benedikcion, doch die bei weitem größere Anzahl der Anwesenden ließ die Prozession stehend an sich vorüberziehen. Die Verehrer der guten alten Zeit klagen auch hier über bedenkliche Abnahme der Devotion. Draußen wimmelte es von goldstrotzenden Kardinalskarossen und Staatsequipagen der römischen Fürsten, fremden Gesandten und Monsignoren. Unter den ersteren sah ich kostbare Exemplare, deren sich kein König beim Krönungszuge zu schämen haben würde. „Diese römischen Kirchenfürsten müssen viel christliche Demuth und Bescheidenheit inwendig haben," sagte ein neben mir stehender Berliner, „denn äußerlich zeigen sie davon verdammt wenig."

Als ich aus der Kirche in die Vorhalle trat, bot sich ein sinnfälliges Beispiel italienischer Natürlichkeit meinen Blicken. Ein Paar höhere Geistliche in violetten Mänteln verrichteten dort in einer Pfeilerecke dicht neben einem Weihwasserbecken mit beneidenswerther Unbefangenheit mitten unter den an ihnen vorüberwallenden Gläubigen beiderlei Geschlechts, ohne daß es Aufsehen erregte, das kleinere der natürlichen Bedürfnisse. Für dieses herrscht überhaupt hier in Rom eine in großen Städten nothwendige, und im Vergleich zu der übertriebenen Zimperlichkeit unserer deutschen Hauptstädte, rühmenswerthe Freiheit. Was dagegen sonst von der in Rom auf Straßen und Plätzen herrschenden Unsauberkeit erzählt wird, habe ich keineswegs bestätigt gefunden. In dieser Beziehung verdient sogar Rom

vor vielen großen Städten Südfrankreichs den Vorzug einer Reinlichkeit und Sauberkeit, die ich z. B. in Lyon und Marseille vergeblich gesucht habe. Auch in seiner eigenen äußeren Erscheinung ist das italienische Volk — soweit ich es bis jetzt gesehen — bei weitem reinlicher und sauberer als das französische. Auf reine Wäsche hält in Rom und auf dem Lande selbst der ärmste Arbeiter. Schmierige Unsauberkeit habe ich bisher nur bei Bettelmönchen gefunden, bei denen sie freilich durch die Regel ihres Ordens geheiligt scheint.

Abends sollte nun das Fest durch die weltberühmte Girandola auf der Engelsburg geschlossen werden. „Hier," sagten mir die deutschen Freunde, „werden Sie alles bisher Gesehene übertroffen finden." Aber der Himmel hatte es anders beschlossen.

Zwar donnerten um zwei Uhr Nachmittags in der That die Kanonen von der Engelsburg der harrenden Stadt die Anzeige zu, daß der bedenklich umzogene Himmel kein Hinderniß des abendlichen Feuerschauspiels sein werde. Schon am Morgen hatte ich im Vorüberfahren die Anstalten zu demselben in Augenschein genommen. Eine Nachbildung der St. Peterskirche sollte unter anderen Herrlichkeiten diesmal in buntem Feuerwerk dem Volke gezeigt werden. Aber schon als wir Nachmittags im Café Ruspoli unser Gelato schlürften, wurde der Himmel immer düsterer, die Gewitterschwüle immer unerträglicher. Einzelne schwere Tropfen fielen, in der Ferne murmelte leises Donnergrollen, und kurz vor Ave Maria brach endlich ein Gewitter, wie ich es nie erlebt zu haben

glaubte, von schmetternden Regengüssen begleitet, über die Stadt herein. Wir saßen in der Trattorie des Palast Fiano, um uns zu dem erwarteten Schauspiele durch ein mäßiges Nachtessen zu stärken, als die ersten Blitze, denen noch mehrere Stunden lang fast ununterbrochen andere folgten, die hochgewölbten Bogen der Halle beleuchteten, deren Erbauer auch nicht gedacht haben mochte, daß hier ein Speisewirth deutschen Künstlern Beafsteaks bereiten würde. Jetzt verzweifelten auch die Zuversichtlichsten an der Möglichkeit der Girandola. Der Himmel übernahm diesmal selbst das Feuerwerk im grandiosesten Style, und noch heute weiß Niemand, was aus dem irdischen werden wird. Diese Unterbrechung ist hier seit Menschengedenken unerhört, und Kleingläubige sehen in ihr und in den seit Kurzem entdeckten gewaltigen Rissen der Pfeiler, welche die Peterskuppel tragen, ein bedeutsames Zeichen der Gefahren, welche jetzt auf's neue die Kirche Petri bedrohen.

Die Ausgaben zu diesen Festlichkeiten sind sehr bedeutend. Ueberhaupt ist all dies römische Wesen im großen Style angelegt zu Zeiten, wo das Gold in Strömen aus allen Landen der geistlichen Welthauptstadt zufloß. Jetzt, wo statt der Ströme nur noch matte Bächlein rinnen, wo das eigne Landgebiet täglich sichtbarer verarmt, kann und will und darf man doch nichts an dem alten Zuschnitt ändern. Daher denn auch das jährliche Deficit von zwei Millionen und eine Schuldenrente von drei Millionen.

Den 1. Juli.

Gestern war alle Welt in Bewegung über das gestörte Fest. „Wird Girandola sein oder nicht?" das war die

Frage. Aber kein Mensch wußte Antwort. Endlich um zwei Uhr Nachmittags verkündeten die Kanonen der Engelsburg, daß man das Feuerwerk, obschon der Himmel noch voll Regen hing, so gut es gehe, nachliefern wolle. Nachmittags wollte ich den Vatikan besuchen. Aber da es gerade der letzte Montag war, an welchem die Räume desselben in den Nachmittagsstunden dem Publikum geöffnet sind (in den Sommermonaten vom 1. Juli an ist der Eintritt wöchentlich nur einmal, und zwar Donnerstags gestattet), so hatte der Generaldirector aller dieser Anstalten, Signor Fabris, der Landsmann und Günstling des Papstes, für gut befunden, die Schließung schon am letzten Juni beginnen und uns und viele andere Fremde unverrichteter Sache abziehen zu lassen. Dergleichen rücksichtslose Willkürlichkeiten sind in Rom an der Tagesordnung. Zur Entschädigung ließen wir uns dafür die Sixtinische Kapelle aufschließen, deren Custode von jener so eben erwähnten Maßregel den größten Vortheil zog, da fast die Mehrzahl der Vatikanbesucher unserem Beispiel folgte. W. behauptete nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß die vorzeitige Schließung des Vatikans mit zum Benefiz dieses Ehrenmannes verfügt sein werde.

Michel Angelo's jüngstes Gericht nimmt bekanntlich die ganze sechszig Fuß hohe und dreißig Fuß breite Hinterwand der Kapelle ein. Leider war die Beleuchtung nicht günstig, und auf die Gallerie zu steigen, wird fast gar nicht mehr, oder doch nur besonders begünstigten Personen erlaubt. Dazu hat ein Theil des Werkes durch die Zeit und mehr noch durch den Kerzenqualm und die ewigen Räucherungen, die das Ganze dem sicheren Untergange zuführen, sehr bedeutend gelitten. Ich begriff den Zorn Goethe's über die „heilige Unverschämt-

heit dieser Weihrauchopfer, welche diese „einzige Kunstsonne nicht nur umwölken, sondern von Jahr zu Jahr mehr trüber machen und zuletzt gar in Finsterniß versenken!“ Ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben, meinte Goethe, vermöge man sich keinen anschauenden Begriff zu machen, was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten könne. Jetzt ist mir auch dies Wort keine Uebertreibung mehr. Bekanntlich hat Michel Angelo die sämmtlichen von ihm herrührenden Gemälde der Decke und der Wand in zweiundzwanzig Monaten ganz allein vollendet.

Da ich bei aller Meisterschaft der Darstellung welche ich hier anzustaunen hatte, doch nie von dem Inhalte des Dargestellten zu abstrahiren vermag, so darf ich das Geständniß nicht zurückhalten, daß mich das jüngste Gericht ungleich weniger als die Schöpfungsgeschichte und die Propheten und Sybillen befriedigt hat. Doch will ich mit einem weiteren Urtheile noch zurückhalten. Die Besichtigung dieser Deckengemälde ist übrigens ein qualvolles Stück Arbeit. Man verdreht sich bei diesem Hinaufstarren fast den Hals, und ich zog es zuletzt vor, mich, um nur dieser peinlichen Stellung zu entgehen, der Länge nach auf eine der Seitenbänke zu legen, und in dieser Lage die Betrachtung des Kunsthimmels über mir fortzusetzen. Von den übrigen Wandgemälden konnte ich nur noch die Uebergabe der Schlüssel durch Christus an den Apostel Petrus von Pietro Perugino genauer betrachten, ein Werk, das mich durch die einfache Schönheit seiner Composition wunderbar anmuthete.

Von da gingen wir nach San Onofrio, dem auf der Höhe des Janiculus gelegenen Hieronymitenkloster in Trastevere. Ein mäßig ansteigender breiter Weg führt hinauf.

Ich eilte den Fresken Domenichino's in der von acht Granitsäulen getragenen zierlichen Vorhalle vorbei in die Kirche. Zwei Schritte vom Eingange linker Hand liegt in einem Eckchen ein bescheidener, etwa zwei Fuß langer Marmorgrabstein: er deckt die Gebeine Tasso's! An der Wand darüber hängt sein Bildniß. Auf dem Steine las ich:

D. O. M.
Torquati Tassi ossa hic jacent. Hoc ne nescius esses hospes,
Fratres hujus ecclesiae posuerunt MDCI. Obiit a. MDXCVI.

Hinter dem Kloster erhebt sich leise ansteigend der Garten, an dessen äußerstem Ende neben einem kleinen Amphitheater die Reste der vom Blitze zerschmetterten und von Engländern geplünderten Tassoeiche stehen, in deren Schatten der kranke Dichter zu ruhen pflegte. Von hier aus übersieht man Rom und die Campagna in ihrer ganzen Ausdehnung, und wer jemals auf diesem Punkte an einem Abende wie der heutige auf dies entzückende Panorama niederschaute, wird mit uns ausgerufen haben: die Welt hat nur ein Rom! Die ganze ungeheure Masse lag in schönster Klarheit vor unsern Blicken, und der tausendfache Wechsel in den Formen der Kuppeln und Kirchen, Paläste und Tempel, Thürme, Säulen und Obelisken, uralten Ruinen, dieses Beieinander aller Style und Zeiten verlieh dem Ganzen einen Schwung und Zauber, der über alle Beschreibung ist. Dazu die grünen Baumgärten der städtischen Villen mit ihren dunklen Pinienkronen und in der blauen Ferne die Sabiner- und Albanergebirge mit ihren hellschimmernden Felsenstädtchen, die breite, goldige Campagna, über die sich die langen Bogenreihen der Wasserleitungen wie versteinerte riesige Caravanenzüge hinstreckten. Der Himmel hatte sich nach und nach zu schönster Klarheit aufgehellt. Von

Westen her flog ein scharfes Sonnenstreiflicht über die Vorberge nach Norden zu vor Porta Angelica. Es wuchs und wuchs und dehnte sich aus über einen Theil der Stadt, umflammte ihre Paläste und Ruinen, ließ die Felsenstädtchen des Gebirges im rothen Zauberlichte erglühen, scheuchte die Wolkenkappe hinweg von des Monte Cavo Spitze, und breitete sich endlich triumphirend aus über das ganze Häusermeer der ewigen Stadt, und über das Gräberfeld der Campagna. Dazu wehte ein erfrischender Abendhauch nach den Gewittern der vergangenen Nacht. Das Abendgewölk leuchtete im weißgelben magischen Lichtglanze. Tausende von Schwalben blitzten schwirrend durch die Lüfte. Meine Begleiter waren alteingewohnte Römer, aber sie waren ergriffen, als sähen sie das Alles, wie ich, zum erstenmale. Und in dieser reinsten Empfindung der Seligkeit, welche die höchste Schönheit gewährt, fühlte ich plötzlich im tiefsten Inneren, daß meine Seele hier ewig ihre Heimath haben wird. Ein letzter Blick auf Rom von hier aus, am Vorabend des Scheidens, trat vor meine Seele, als die Sonne glühend hinter St. Peter niedersank, und ich empfand den künftigen Schmerz, als sei er gegenwärtig.

Die Nacht war in all ihrer Schönheit niedergesunken, als wir auf der Piazza di Ponte vor der Engelsbrücke ankamen, wo bereits eine dichtgedrängte schwarze Menschenmasse dem erwarteten Feuerschauspiele entgegenstarrte. Da wir es vorzogen, statt auf einem der theuer vermietheten Balkone oder Fensterplätze in dem Volksgedränge zu weilen, hatten wir die Vorsicht gebraucht, uns aller fahrenden Habe in unsern Taschen möglichst zu entledigen. Denn die Praxis der Taschendiebskunst hat seit der letzten Zeit auch in dem stolzen

Rom so bedeutende Fortschritte gemacht, daß Herr Mittermayer, der Herold des italienischen Fortschrittes, dieselbe billigerweise in seinem Buche hätte mit verzeichnen sollen. Daß übrigens unsere Vorsichtsmaßregeln nicht unnütz gewesen waren, bezeugten wiederholte leise Angriffe auf meine Rocktaschen, die ich mit um so größerer Gemüthsruhe beobachten konnte, als dieselben nur mit einigen Nummern des Diario Romano gefüllt waren. Bei dem Feuerwerk selbst zeigte sich, daß durch die gewaltigen Regengüsse der verwichenen Nacht der größte Theil der Zurüstungen verdorben war. Fast alle künstlerischen Vorstellungen mißlangen gänzlich, und ihre verkrüppelte Erscheinung ward vom Volke mit Seufzen beklagt. Aber auch das einzeln Gelingende ließ mich, voll wie ich war von dem großen Naturschauspiele auf San Onofrio, kalt und unbefriedigt. Nur die riesige Flammengarbe der Girandola, in welcher sich nach unzähligen Kanonenschlägen, Leuchtkugeln, Sonnen und Wasserfällen das alte Kaisergrab wie ein feuerspeiender Vulkan seiner fünftausend Raketen entlud, welche dann in Millionen von Leuchtkugeln und Sternen aller Farben von dem dunklen Nachthimmel langsam und prachtvoll aus ihrer Höhe sich nieder in die Tiefe senkten, verfehlte auch bei mir ihres Eindruckes nicht. Bei dem Volke war der Freude über das glückliche Gelingen wenigstens dieses letzten Schauspiels, dessen kurze Feuerpracht sich als Schlußkrone über seinem Lieblingsfeste wölbte, kein Ende.

Gegen die Erleuchtung der Peterskirche gehalten, ist übrigens dies Feuerwerk doch unbedeutend. So groß das Schauspiel immerhin ist, es kann auch anderswo erreicht und viel-

leicht übertroffen werden. Die Peterskirche aber ist nur einmal in der Welt vorhanden.

Bemerken muß ich noch, daß zu Goethe's Zeit beide Schauspiele an beiden Festtagen Statt fanden. Man hat sich also doch schon zu Ersparnissen und Einschränkungen genöthigt gesehen, so sehr man auch im Uebrigen darauf bedacht ist, überall den Schein der alten Macht und Fülle aufrecht zu erhalten.

Aricia, den 5. Juli.

Ich schreibe diesen Brief auf der Straße oder vielmehr auf dem Schloßplatze von Aricia, zu dessen waldkühler Einsamkeit ich seit vorgestern wieder aus dem glühendheißen Rom zurückgeflohen bin. Es ist noch früh am Morgen und ich habe meinen Sommaro zurückgeschickt, um diese Zeilen an Euch wenigstens zu beginnen. Viel wird freilich nicht werden. Denn die Hitze, welche gestern hier im kühlen Gebirge neunundzwanzig Grad im Schatten erreichte, scheint heute noch stärker werden zu wollen. Es ist nun wirklich der Süden über mich gekommen, und ich empfinde seine Macht glücklicherweise bis jetzt nicht zum Nachtheil meiner Gesundheit, die sich im Gegentheil allmälig zu kräftigen beginnt. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß ich nicht auch die abspannende Gewalt der italischen Sommerglut empfinde, vor der Freunde und Reisehandbücher den Kranken so eindringlich warnten. Es empfindet sie zu gewissen Tageszeiten eben Jeder, und mein Zimmernachbar, der belgische Maler Baron Papeleu, der doch Jahrelang den Orient durchwanderte, läßt so gut wie wir

anderen sein ah, che caldo del demonio! hören, zu welchem Stoßseufzer freilich er und seine künstlerischen Collegen ungleich mehr, als ich Müßiggänger, Ursach haben. Ich muß diese Maler bewundern, die in dieser enormen Hitze, oft nicht einmal im Schatten, nur von ihren großen Sonnenschirmen geschützt, im Schweiße ihres Angesichts mit Bienenfleiß den Honig ihrer Naturstudien für ihre Winterarbeiten einsammeln. Die braven Leute lassen sich's in Italien durch die Bank viel saurer werden, als man bei uns gemeiniglich denkt, und der Fleiß und die Energie, mit der sie hier ihre Studien treiben, ist nicht genug zu loben. Freilich ist aber auch ohne solche Energie Jeder hier verloren, da das Klima unglaublich zur Trägheit verlockt. Auf der anderen Seite ist wieder große Vorsicht nöthig, da Erkältung in den Sommermonaten leicht die verderblichsten Folgen hat. Der Park Chigi in Aricia ist schon manchem Landschaftsmaler verderblich geworden.

In Rom habe ich mich für meine weitere Reise durch die Güte des hannoverschen Ministers Kestner mit Empfehlungsschreiben nach Neapel, Sorrent und Palermo versehen, doch mag ich bei dieser Hitze an Reisen gar nicht denken. Bin ich doch hier beim würdigen Priore Martorelli, dessen Gunst ich täglich mehr gewinne, vortrefflich aufgehoben. Die Luft ist rein und gesund, das Wasser herrlich, die Umgegend über alle Beschreibung schön, die Gesellschaft, welche sich in der kurzen Zeit wie zu einer großen Familie zusammengelebt hat, die beste, ich selbst fühle mich täglich wohler, weshalb also forteilen? Habt Ihr Alle doch über meine Reisehast gescholten, die mich von Nizza, Genua und Florenz so unaufhaltsam weiter trieb, und die doch nichts weiter bezweckte, als Rom und mit ihm die Ruhe zu erreichen. —

In Rom war nach den Gewittern des zweiten Festtages unerträgliche Hitze eingetreten, die nur Abends und Morgens aufzuathmen verstattete. Ein Paar Spazierfahrten mit K. vor Porta Salara, wo die Hügellinien der Campagna den sanftesten Schwung zeigen, und ein Sonnenuntergang, den ich von der Loggia des Dr. Hentzen auf dem Capitol sah, waren außer dem Feste die Hauptgenüsse meines Ausfluges. Doch darf ich die Kestner'schen Sammlungen nicht vergessen, deren Betrachtung ein vollständiges Compendium der gesammten Kunstgeschichte zeigte, und zu denen ich im Winter öfter zurückzukehren hoffe. Kestner hat als der Hauptanhaltspunkt der meisten deutschen Künstler in Rom um die Förderung deutscher Kunstbestrebungen eben so große Verdienste, als er durch die unermüdliche Gefälligkeit gegen alle Rom besuchende Landsleute seit Jahren den Namen des „deutschen Ministers" par excellence führt, den einst Niebuhr hier in Rom zu seinen höchsten Ehrentiteln zählte. Man kann sagen, daß kaum irgend ein Deutscher Rom verläßt, der sich nicht dem wohlwollendsten Manne in irgend einer Weise verpflichtet fühlte.

Auf dem Capitole hörte ich eine gute Geschichte von dem Cavaliere Visconti und seinem Subscriptionsprozesse erzählen, die ich hier mittheilen will, weil sie für hiesige Zustände bezeichnend ist, und in der vornehmen und gelehrten römischen Welt großes Aufsehen macht. Der gedachte, mit hohen Würden bekleidete Mann ist nämlich angeklagt, alle Welt mit einem, auf die römische und italienische Eitelkeit berechneten, patriotischen Subscriptionswerke angeführt zu haben, welches unter Anderem die ganze römische Geschichte von Aeneas bis auf den jetzt regierenden Papst, alle römischen und italienischen Alterthümer und drittens die Spezialgeschichte aller, auch

der kleinsten römischen Städte, sowie aller vornehmen Familien und Gott weiß, was sonst noch, in zwölf Bänden umfassen sollte. Das Werk, welches in Lieferungen monatlich zu zwei Paul erscheinen sollte, fand durch die Betriebsamkeit und den Einfluß des an der Spitze stehenden einflußreichen Mannes eine unglaubliche Menge von Unterzeichnern, die sich, wohlgemerkt, durch ihre Unterzeichnung für das Ganze verbindlich machten. Nun aber ergiebt sich aus der Art, wie die bisher erschienenen Lieferungen behandelt sind, daß weder Kinder noch Kindeskinder die Vollendung erleben dürften. Da hat sich denn eine Anzahl Subscribenten zusammengethan und einen Prozeß gegen Visconti anhängig gemacht, dessen Klagschriften jetzt eben gedruckt erschienen sind. In denselben wird dem hochgestellten Cavaliere und berühmten Alterthumsforscher neben gröblichster Unwissenheit und Ausschreiberei absichtlicher Betrug und Ausbeutung des Publikums nachgewiesen, sowie auch, daß nach Maßgabe des bisher Erschienenen das Werk erst in dreihundertfünfundsiebenzig Jahren fertig sein dürfte. Der erste Band beträgt in zwei Theilen viertausend Seiten. Die klagenden Subscribenten wollen jetzt nicht nur nicht weiter zahlen, sondern verlangen auch ihr Geld zurück, so daß Visconti, wenn die Entscheidung gegen ihn ausfällt, dadurch ruinirt wird. Wenn man übrigens die Ankündigung lies't, so weiß man nicht, ob man sich mehr über die Unverschämtheit des Planmachers, oder über die kindische Leichtgläubigkeit Derer, welche sich von ihm bethören ließen, verwundern soll.

Hier in Aricia leb' ich wieder mein in früheren Briefen geschildertes Dolcefarnienteleben, bei dem ich indessen wegen der großen Hitze oft im Schweiße meines Angesichts faullenze. Fast den ganzen Tag — die Mittagsstunde ausgenommen — bin ich im Freien, sehe alte Orte wieder, suche neue auf, bade in einem der beiden Seen, und kehre dann gegen Mittag nach Hause zurück, wo entweder, bis die Tischglocke tönt, mit den Malern eine Partie italienisch Billard gespielt, oder in Manzoni's Promessi Sposi, Byron's Child Harold oder in irgend einem alten römischen Dichter gelesen wird. Horaz und Virgil begleiten mich zudem in meiner Jagdtasche überall hin, und werden mir in der Einsamkeit dieser grünen Bergwälder, von deren Höhen ich fast alle Oertlichkeiten überschaue, auf denen sich ihre Dichtungen bewegen, und unter dem glückseligen Himmel, der einst auch diesen geliebten Menschen leuchtete, täglich lebendiger. Es webt sich zwischen der Seele des Lesers und dem Dichter ein viel innigeres, geheimnißvolleres Zauberband, seit mir das Horazische:

Egressum magna me excepit *Aricia* Roma
Hospitio modico —

nun schon zweimal selbst zur Wirklichkeit geworden ist. Und wenn ich die Ode: Intermissa Venus diu an derselben Stelle der „Albaner Seen" lese, wo nach des Dichters Worten: das Marmorbild der schaumgeborenen Göttin „unter dem Tempelgebälke von Citronenholz," von Weihrauch umduftet stand, so ist es mir oft, als stiegen die „Chorreigentänze der Jünglinge und zarten Jungfrauen," die einst hier im „Salischen Dreitakt mit schneeigem Fuße lustjauchzend die Erde stampften," und ihre längstverklungenen Jubellieder, mit denen sie zum Schalle der Flöte und Leier die Allbesiegerin der

Götter und Menschen feierten, aus dem dunklen Schooße vergangener Zeiten wieder sichtbar und hörbar für den nordischen Fremdling empor. Auf dem Wege von Aricia nach Genzano steht links in der schattigen Tiefe einer kleinen Schlucht ein uralter steinerner Doppelbrunnen, halbversteckt von überhangenden Bäumen, ein Lieblingsstudium aller fremden Landschaftsmaler. Im Schatten dieses ewig quellenden Borns in heißer Sommervormittagsschwüle rastend, in selig stiller, befriedeter Einsamkeit wird mir das

Nec partem solido demere de die
Spernit, nunc viridi membra sub arbuto
Stratus, nunc ad aquae lene caput sacrae —

mit all der plätschernden Kühle, deren labende Erfrischung gleichsam in diesen Worten erzittert, ganz anders zur Wahrheit, als daheim in der nordischen Studirstube oder auf dem bestaubten Katheder; und das erquickende Naß, mit hohler Hand geschöpft, oder mit untergehaltenem Munde begierig eingeschlürft, durchströmt mein Innerstes mit der Empfindung des in ihm waltenden göttlichen Wesens, dem an solchen Stätten einst der Alten dankbarer Natursinn Heiligthum und Altar errichtete. —

Bei Tische geht es gewöhnlich heiter zu. Mit Ausschluß Altenglands, das sich zum Theil, wegen Sprachunfertigkeit, abgeschlossener verhält, ohne doch störend unhöflich zu sein, ist meist allgemeines Gespräch in verschiedenen Zungen; in neuerer Zeit jedoch vorwiegend italienisch, weil unser Padrone, Signor Martorelli, die Seele und den Mittelpunkt der Unterhaltung bildet, und wir Alle mehr oder weniger das Interesse haben, unser Italienisch zu üben und zu vervollkommnen. Gewöhnlich giebt es lebhafte Debatten über italienische Art und Sit-

ten, Charakter, Einrichtungen und Gesetze, die von unserer Seite angegriffen, von ihm mit liebenswürdiger, lebhafter Gutmüthigkeit in patriotischen Schutz genommen werden. Neulich fehlte es an reifem Obste (beiläufig: alle Italiener ziehen, wie weiland Kaiser Augustus, das halb unreife, säuerlich herbe dem reifen Obste vor, wie man sich bei den römischen Obsthändlern überzeugen kann), da setzte er uns denn auseinander, daß die Feldhüter (guardiani) hier zu Lande die Obstgärten nicht schützen könnten, auch wenn sie mehr Willen dazu hätten als sie gemeinhin haben, weil sie dabei allzuhart gegen die Kinder der povera gente, der Armen, sein müßten. Bei größeren Dieben sei es obenein gefährlich, denn noch vor einem Jahre kostete ein solcher Versuch einem guardiano de' campi das Leben. Er fand einen Jäger auf einem fremden Feigenbaum, und hieß ihn unter allerhand Vorwürfen, welche Schande (vergogna) das sei, herabsteigen von dem fremden Eigenthume. Der Gescholtene kletterte herab, legte seine Flinte an, und erschoß seinen Beleidiger auf zwanzig Schritt. „Und die Strafe?" Niente, perchè non era a provarli (weil es ihm nicht zu beweisen war). Das war nun Wasser auf die Mühle der Ankläger. Sie lobten, wie dagegen bei uns in Deutschland die Früchte sicher seien, wie gut bei uns die Feldpolizei gehandhabt werde, und wie es z. B. am Rheine in der Herbstzeit durchaus und bei schwerer Strafe verboten sei, sich auf Seitenwegen zwischen Weinbergen blicken zu lassen, ja wie zu einer gewissen Zeit selbst der Eigenthümer seinen Weinberg nicht betreten dürfe. „Und das nennt Ihr Freiheit und Humanität?!" rief der erstaunte Prior von Aricia, auf den diese Mittheilungen einen dem beabsichtigten ganz entgegengesetzten Eindruck machten. „Ah! geht mir mit Eurem gelob-

ten Lande, wo es sicher eben so viel, wenn nicht noch mehr Spitzbuben und Birbanti geben muß, wie hier bei uns, da Ihr solche grausame und unmenschliche Gesetze nöthig habt, um Euer Eigenthum auf dem Felde zu schützen. Solche Gesetze würde ich nicht geben und wenn ich der heilige Vater selbst wäre!" Und in der That ist der Italiener solcher gesetzlichen Härte abhold, er findet es unmenschlich, einen durstigen Wanderer oder einen hungernden Armen schwer zu strafen, weil er ein Paar Feigen oder Aprikosen von dem Ueberflusse des Begüterten gepflückt.

Ueber dergleichen Dinge erhebt sich nun täglich ein heiterer Wortkampf, Geschichten werden erzählt und gegenerzählt, die verschiedenen Nationalitäten angegriffen und vertheidigt, und zuletzt vereinigen wir uns dahin, daß die Italiener, wenn man billig sein will, unter ihren Verhältnissen noch immer das liebenswürdigste Volk der Welt sind. Und zeigen sich Wolken auf der Stirn unsers vortrefflichen Wirthes, so genügt ein einstimmig ausgebrachtes Brindisi (Toast) mit einem lauten Evviva l'Italia e l' Signor Priore! sie augenblicklich zu verscheuchen.

Und in der That, in diesem verschrieenen Lande, mitten unter so viel pfennigloser Armuth, ist in unserm Hause von allen zwanzig Zimmern keins verschlossen. Alle unsere Habseligkeiten, selbst Uhren und Ringe, liegen oft genug frei umher. Arme, zerlumpte Knaben, die den Malern ihre Mappen und Feldstühle nachtragen, oder uns unsere Esel bringen, gehen unbeachtet aus und ein, und doch ist hier seit Menschengedenken nie etwas aus dem Hause entwendet. In Wald und Gebirge streifen wir umher, tagelang, bis in die späte Nacht, unbewaffnet, haben Geld in der Tasche, Uhren im Sack, Ringe

an den Fingern, und doch sind weder wir, noch unsere Vorgänger, je von Strauchdieben angefallen worden. Auch in Rom wird verhältnißmäßig weit weniger gestohlen, als z. B. in der polizirten preußischen Intelligenzstadt. Kurz, ich bin kein romantischer Enthusiast für italienische Volkszustände, aber ich sehe bis jetzt täglich weit mehr Gutes, als ich nach dem Geschrei so vieler deutschen Michel hier erwartet habe. Es ist ein unverwüstlicher Kern in diesem Volke, der es trotz des elendesten Regiments, das auf seinem Nacken nun schon seit Jahrhunderten lastet, niemals völlig zu Grunde gehen ließ. Denke Dir ein Volk ohne alle Erziehung durch Schule und Unterricht — denn in den meisten Ortschaften sind gar keine Schulen, und wo sich dergleichen, meist sehr erbärmliche, kaum den Namen verdienende Anstalten befinden, ist die Benutzung derselben gänzlich der Willkür der Eltern überlassen, — mit einer Religion, die in barokstes Heidenthum verkropft, den tollsten Aberglauben befördert, mit einer Verwaltung, die es methodisch aussaugt, die jeden Ansatz zu einem Fortschritte unterdrückt, jeden Aufschwung der Industrie alsbald in Fesseln schlägt, die durch die Lottopest die Demoralisation befördert, das Betteln beschützt, denke Dir dies Volk in einem Theile seiner höheren Klassen verwirrt durch zu frühe, gewaltthätige Kultur- und Befreiungsversuche, durch Ansichten und Ideen, denen die positiven Grundlagen und Voraussetzungen theoretischer Bildung fehlten, verderbt endlich durch die Tausende von fremden Besuchern, welche es zum Theil mißhandeln oder durch Verschwendung aufreizen, und im Vereine mit den Tausenden von ehelosen Pfaffen und Mönchen durch raffinirte Sittenlosigkeit in seinem edelsten Theile, dem weiblichen Geschlechte, demoralisiren: und Du wirst mit mir nur um so mehr den

Fonds von Güte und liebenswürdiger Menschlichkeit bewundern, den sich dies Volk dennoch in seinem ganzen Wesen und Behaben bewahrt hat. Von dem Unheil, welches die Ehelosigkeit des geistlichen Standes in einem so heißblütigen Lande anrichtet, könnte ich zahlreiche Geschichten erzählen, die ich alle von Eingebornen selbst erfahren habe. Ein Landmann, dem ich gesprächsweise erzählte, daß unsere Priester verheirathet seien, wie wir Anderen, erwiederte nach kurzem, nachdenklichen Erstaunen: è un buon costume! allora lasciano almeno in pace le moglie dei altri.

Unsere kleine Kolonie steht seit einiger Zeit mit den hübschen Kindern von Aricia in dem besten Vernehmen.

Neulich, als unsere Maler wieder einmal Abends ihren mehrstimmigen, deutschen Männergesang erschallen ließen, ertönten unter den Fenstern laute Bravis und Händeklatschen. Es waren junge Frauen und Mädchen von Aricia, auch einige Römerinnen, die hier Villeggiatura halten, unter ihnen, welche den fremden Sängern diesen Beifall zollten. Um sich dafür gebührend zu bedanken, trat man in Pleno auf die Loggia des Hauses, unter vorangetragenen Lampen, hinaus. Einen Augenblick schien es, als wollte das weibliche Publikum lachend und scheinbar erschreckt nach allen Seiten entfliehen; bald aber, als die Sänger auf's Neue mit den beliebten tyroler Jodlern anhuben, versammelten sie sich sofort wieder unter dem Balkone, um nach jedem Verse erneute Bravis und Beifallsbezeugungen zu spenden. Es war eine ächt südliche Nacht, so still, daß unsere Lampen im Freien nicht einmal aufzuckten, und so

warm, daß man in der leichtest möglichen Kleidung sich behaglich fand. Der sternenfunkelnde Himmel spannte sich über der anmuthigen Scene; die Schleier und Kopftücher der Mädchen glänzten im weißen Streiflichte der Lampen hier und da aus dem Dunkel hervor. Zuweilen ließen sich ein Paar Tamburinschläge hören, und deutsche Lieder, Guitarrenklang, südlich helles Lachen und Jauchzen mischte sich zu einem bunten Ineinander von Klang und Sang, das noch lange nachher in mir nachtönte. Als des Mehrwünschens von Seiten der Hörer kein Ende und die Kraft der Sänger erschöpft war, rief ich von oben herab: „La continuazione a domani!“ A che ora? entgegneten sogleich einige Frauenstimmen. Dopo pranzo, la stessa ora. „Dunque a rivederci!“ und damit zerstreute sich Alles lachend und schäkernd unter Anwünschung einer felice und felicissima notte.

Als wir nun gestern Abend ruhig bei Tische saßen, und während des lebhaften Gesprächs über Landschaft und Landschaftsmalerei Niemand des a domani mehr gedachte, zogen plötzlich unsere Aricianerinnen in hellen Haufen mit Tamburo und Triangel heran, und ließen durch einen Abgeordneten in der Person unseres Cameriere Pipo an unser gestriges Versprechen mahnen. Pipo verrieth, daß „die Donne“ es auf nichts Geringeres als auf einen improvisirten Ball abgesehen hätten. Also rasch an’s Werk. Ein Paar herbeigeschaffte Guitarren wurden schnell in Stand gesetzt, der kunstfertige Pipo suchte seine Flöte hervor, die Sänger stimmten ihre Kehlen durch einen frischen Trunk süßen Albanerweins, und so ging’s hinunter. Die Donne waren indessen in die untere Halle des Hauses eingezogen, und hatten im Billardzimmer Platz genommen. Zwei ältere Frauen schlugen das Tamburin,

und nachdem unsere Sänger mit Jodeln und Liedersang ihre Schuldigkeit gethan, begann der Tanz. Der dicke Speciale, Inhaber der benachbarten Apotheke von Aricia, welcher sich unter der männlichen Begleitung der Frauen und Mädchen befand, ergriff jetzt die Guitarre, und spielte etwas, das einen deutschen Walzer vorstellen sollte, und Freund Papeleu eröffnete den Ball mit einer stattlichen Römerin, die vor den staunenden Provinzialinnen von Aricia ihre Kunstfertigkeit in dem fremden Tanze entfaltete. Darauf aber folgte ein Saltarello a la Forestiere, leider nicht der ächte römische Saltarello, sondern eine Art wunderlicher Quadrille. Jenen ächten sah ich bisher nur von Kindern in Rom auf der Gasse tanzen. Als wir die anwesenden Römer und Römerinnen darum baten, lehnten sie es ab, weil es zu heiß sei. Freilich waren es lauter Paini; wären es Minenten gewesen, sie wären gleich losgesprungen. So aber verdarb uns die römische Vornehmheit den Spaß, denn nun wagten auch die Aricianerinnen nicht, unseren Bitten und ihrer sichtbar großen Neigung zu willfahren. Ein Römer und eine Römerin sind in einer kleinen Stadt, wie Aricia, noch immer, wie zu Horazens Zeit, gleichsam ein höheres Wesen, und ihre Aussprüche über das, was Fashion ist, sind für die Provinzialen inappellable. Als unsere Gäste schieden, thaten einige der schwarzbärtigen Sammetjacken uns den Vorschlag, an schönen Abenden mit ihnen und den Damen gemeinsam „Passeggiata zu machen," was denn dankend angenommen wurde.

Ich sitze noch immer draußen, während die Schattengränze bedrohlich meinem Tischchen näher rückt. Die beiden Schwarzröcke mit den dreikrämpigen Hüten — es sind Canonici, deren das beglückte Aricia zwölf besitzt, außer einem Curaten, drei

priesterlichen Lehrern am Collegio für Geistliche, und diversen Mönchen —, welche im Schatten der Kirche zwischen den plätschernden Fontainen behaglich schwatzend auf und ab wandelten und von Zeit zu Zeit neugierige Blicke auf den „öffentlichen Schreiber" warfen, haben sich vor der beginnenden Hitze bereits in ihre kühlen Klausen zurückgezogen. Hoch mit Kisten und Hausgeräth bepackte Vetturen schleppen sich mit Vorspann von der Porta Romana her schwerfällig die steile Straße herauf. Sie führen Geistliche zur Villeggiatur nach dem nahen Jesuitenkloster Galloro. Ein leichterer Reisewagen mit vier buntgeputzten Pferden rollt klingelnd heran. Es ist ein Vetturin, der Fremde nach Neapel fährt. Wie sie schwitzen und sich fächeln in ihrer schwülen, staubigen Vettura! Ich lache sie aus in meiner behaglichen Ruhe. So nahe der schönsten Stadt der Welt, nur sechsunddreißig Stunden von Neapel und seinem Golfe, seinem Vesuv, Ischia und Capri, Pompeji und Sorrent, und keine Sehnsucht dahin in mir! Dieses Naturleben in Aricia ist wie ein kühlendes Bad in heißer Sommerglut, in welchem man ewig so fortträumen möchte. Kein Laut aus der Außenwelt dringt hierher, der uns Kunde gäbe, daß noch eine Welt außer uns existirt. In ganz Aricia ist nicht einmal eine römische Zeitung. Ich lese, studire, alterthümle nicht im Schweiße meines Angesichts, aber ich lebe und begreife, wie wenig der Mensch bedarf zum glücklichen Leben. Wer Ruhe sucht, hier kann er sie finden oder nirgends. Zuweilen fühle ich mich so völlig verwachsen mit den einfachen Naturzuständen um mich her, daß es mir vorkommt, als hätte ich hier gelebt von Anbeginn meiner Tage. Und wenn ich dann bedenke, daß ich all diese Schönheit der Natur um mich her und ihren herzerquickenden Frieden doch wieder, und für

ewig, verlassen soll, daß ich wieder zurück muß aus dieser Idylle in das scharfgeschliffene Räder- und Schneidewerk unserer Zustände, in die knappe, öde, graue, formen- und farbenarme Natur, zurück in all das nordisch verständige, haushälterisch phantasielose, auf den Dienst passende, Leib und Seele aufzehrende Geistgetreibe und Gethue, in dies unaufhörliche Mühen und Plagen für den Tag, bei dem das Leben ungenossen verschwindet, dann verstehe ich Platen's „Seufzer:"

Zeit nur und Jugend verlor ich in Deutschland, Lebenserquickung
Reichte zu spät Welschland meinen ermüdeten Geist.

Aber dann denke ich wieder lebhaft an die Liebsten, an die Freunde daheim, und dieses Gedenken hilft mir bald das Grau in Grau jenes unerquicklichen Bildes mit freundlicheren Farben beleben.

Wie prächtig gestern die dicke Gestalt des lustigen Apothekers aussah, das rothe Band der Guitarre über die weiße Jacke gehängt, zu seinem Spiele im Tanztakte sich wiegend, das fröhliche Gesicht vom Scheine der Lampe in der dunklen Halle beleuchtet, in der Tasche ein Fläschchen mit Rosoglio, aus dem er von Zeit zu Zeit sich selbst und der Gesellschaft in einem kleinen Gläschen einschenkte! Ein Genremaler, der ihn und die Scene umher hastig in sein Buch skizzirte, hatte einen guten Fund gethan. Ich wollte, Ernst Meier hätte es gesehen. Der versteht solche Dinge zu benutzen.

Sonntag war großes Fest in Albano — Kirchenfest, versteht sich, denn hier hat überall die Religion die Freude in ihren Dienst genommen. Schon am Abend vorher hatten wir die nöthige Musikbande auf einem großen Omnibus von Rom ankommen sehen. Nachmittags ritt ich mit Gurlitt und einigen anderen Malern hinüber. Ein ungeheueres Menschengewühl,

20*

wie es den wohlhabenderen der kleinen italienischen Städte besonders in den Abendstunden eigenthümlich ist, diesmal noch durch das Fest gesteigert, ließ uns nur mühsam zu der Kirche des heil. Paul, dem Hauptschauplatze des Festes, gelangen. Die steil ansteigende Straße, deren glattes, für alle Zugthiere sehr gefährliches Pflaster uns zum Absteigen zwang, mündet aus auf einen großen freien Platz, zu dessen Halbrund noch zwei andere Straßen von der langen Hauptstraße oder Via Corriera, die sich durch ganz Albano in ziemlich gerader Richtung hindurch zieht, aufwärts führen. Schon von der Mitte des Platzes hat man durch die drei Straßen hindurch und über die flachen Gartenmauern an den Seiten hinweg die Aussicht auf die Campagna und das Meer. Große, breite Stufenreihen, in verschiedenen Absätzen aufsteigend, führen zu der Kirche, deren Façade dem Platze zugewendet ist. Vor den ersten Stufenreihen waren bereits Anstalten zu Feuerwerk und Illumination getroffen, und die zu dem Ende aufgeschlagenen Holzgerüste mit Blumen und Laubwerk verziert. Reiche Festons und Blumenguirlanden schmückten den Eingang und die ganze Vorderseite der Kirche, welche ganz dicht mit Blumen und Grün, Lorbeer- und Myrthenzweigen bestreut war. Auf den Treppen wogte ein stetes Auf und Ab von Kommenden und Gehenden. Und wie verstehen diese Italiener in den kleinsten Landstädtchen ihre Kirchen an solchen Festen zu schmücken! Alle Säulen, Pfeiler und selbst die Wände waren mit den hellsten, farbenschimmernden, besonders roth und gelben Stoffen bekleidet, Goldborten und Tressen und allerlei Blitzendes und Glänzendes an den zierlich und geschmackvoll verschlungenen Draperien nicht gespart, Blumensträuße in Krügen und Vasen dufteten um die Wette mit dem sinnebetäubenden Weihrauch.

Hunderte von Lampen und Kerzen belebten, obschon es draußen noch heller Tag war, durch den mystischen Lichtglanz all die fröhliche Pracht des Hauptaltars und der Kapellen. Priester im Festschmucke fungirten vor dem Hauptaltare. Auf einer hohen, schrankenumgebenen Tribüne, zur Rechten nahe dem Altare, befand sich die Musikbande, welche in den Zwischenpausen der geistlichen Functionen die heitersten Opermusiken aufführte. Ein Sängerchor ließ sich abwechselnd und mit ihr vereint vernehmen, und der Kapellmeister hantierte im Schweiße seines glänzenden, schwarzlockigen Angesichts mit Feuereifer sehr hörbar seine zu einem Taktstocke zusammengedrehte Notenrolle. Ihnen gegenüber, auf einer gleich hohen Tribüne ohne Schranken, erschien der predigende Priester im schwarzen Gewande, der in feuriger Rede die Größe der Verdienste, die Machtgewalt und Wunder des Heiligen der dichtgedrängten Schaar der Gläubigen auseinandersetzte. Und das muß ich sagen, der Mann verstand seine Sache, er war ein Redner vom Wirbel bis zur Zehe. Da war kein steifleinenes, sterbenslangweiliges Conceptablesen, keine spitzfindige Dogmatik, keine leeren Verstandesabstraktionen. Alles war Leben, Feuer, Unmittelbarkeit, Begeisterung, aus tiefster Ueberzeugung dringend, voll poetischer Glut, halb Improvisation des Augenblicks, halb vorbereitet. Der Redner selbst war ein schöner, schlanker Mann, er redete in edelster, schwungvollster Sprache. Seine Aussprache war, wie ein Römer neben mir bemerkte, vollendet rein, und ich mußte dabei, sehr zu ihrem Nachtheile, an so manche unserer Prediger denken, die nicht einmal diese unumgänglichen Erfordernisse eines öffentlichen Redners: Reinheit der Sprache und Aussprache, besitzen, und deren rednerische Unfähigkeit viel dazu beigetragen hat, die Menschen aus den Kirchen hinaus

und in die Conventikel hinein zu predigen. Seine Aktion war freilich nach unseren Begriffen übertrieben und theatralisch. Aber er war ja ein Italiener und sprach zu Italienern. Erst seit ich in Italien lebe, verstehe ich die altrömische Beredtsamkeit und ihr Gepräge des rhetorischen Pathos. Als er die weltumfangende Seligkeit des Kreuzes und der wahren Religion schilderte, breitete er die Arme aus, als wollte er die ganze Welt umfassen. Als er die Zerknirschung des Herzens ausmalte, schlug er beide Hände auf der Brust zusammen, daß es dröhnte. Und bei den Worten: „O meine Theuren, wendet Eure ganze Seele zu ihm (hier zeigte er auf das zur Seite stehende Crucifix), knieet nieder, abbracciate quel Santissimo crocefisso, da stürzte er selbst begeistert nieder auf die Kniee (die Zuhörer mit ihm) und umarmte das allerheiligste Holz! Dabei war nun aber, wenn man die vorher geschilderte Umgebung ansah, an weltverächterische Ascetik nicht zu denken. Alles umher lud und lockte ja zu Freude und Genuß, strahlte in Farbenglanz und Blütenpracht. Draußen knallten die Schwärmer und Kanonenschläge, welche die Jugend zu Ehren des Festes, von keiner Polizei gehindert, auffliegen ließ. In den Pausen der Predigt und des lateinischen Meßgesanges spielten die Musikanten die lustigsten Weisen. Und unter den Hunderten der vor ihren Säulen knieenden und betenden Mädchen und Frauen in der reichen Landestracht sah ich kein einziges zerknirschtes Angesicht, wohl aber in den Gebetpausen viel Schelmerei und Schalkheit. Auch ruhte das Plaudergespräch zwischen den Nachbarn und Nachbarinnen selbst während der Predigt nie ganz, und der Padre mußte nicht selten die ganze Kraft seiner Stimme bis zur höchsten Erschöpfung in Anspruch nehmen, um nur durchzudringen.

Doch jetzt laß uns wieder hinaus in's Freie, denn in dem menschengedrängten Raume wird es zu heiß, und die schönen Kinder können wir auch beim Hinauspassiren mit besserer Muße und minderer Störung ihrer etwaigen Andacht in Augenschein nehmen. Vor der Thüre stehen zwei geistliche Novizen, sie rasseln mir mit den bajocgefüllten Geldbüchsen entgegen und fordern eine Spende für den Santo, wie sie dieselbe beim Eintritte beansprucht hatten. Also doppeltes Legegeld; doch wie leicht sind ein Paar Bajocchi gegeben. Draußen hat so eben im Angesichte der scheidenden Sonne schon die Illumination begonnen. Noch ist es taghell. Der Horizont röthet sich mit goldumsäumten Rosen, die auf dem Blau des fernen Meeres schwimmen, und ihren Glanz über die Campagna breiten. Ueber uns leuchtet der reinste Himmel, der sich gegen den Horizont hin zu der feinsten, leise in's Grünliche spielenden Silberbläue abdämpft. Von allen Seiten grünt und blüht und duftet es aus Gärten, über Mauern, zwischen den Häusern hindurch. Die Kinder jubeln um das Feuerwerk und die bunten Lampengerüste. Geputzte Fremde und stolze Römerinnen wandeln auf und ab, und suchen vergebens durch Schmuck und Glanz ihrer französischen Tracht unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Aber man mag sie kaum ansehen, so häßlich erscheinen sie in dieser Modetracht gegen die aus der Kirche wallenden Albanerinnen, deren bekanntes malerisches Costüm mit Recht nach dem Urtheile der feinsehenden Künstler zu den schönsten und geschmackvollsten Frauentrachten der Welt gehört. Und dazu ist diese Tracht kleidsam für jedes Alter, und giebt selbst minder Hübschen ein Ansehen. Mit hoher Taille fließen die Gewänder in den schönsten Falten an der Gestalt nieder. Keine Wespentaille, kein Schnür-

leibskunststück, keine pariser Wülste verwandeln die schöne Menschengestalt in eine verrenkte Gliederpuppe. Das Mieder mit dem kurzen, platten, oben vorgebogenen Brustschilde (Busto), nach hinten zu mit bunten Bändern durchschnürt, umhegt die Fülle und Schönheit des „Zwillingspaars, das unter Rosen weidet.“ Die vollen Arme runden sich in eng anliegenden weißen Aermeln in schönen Linien hervor, und Hals und Nacken, die Krone römischer Schönheit, sind frei und sichtbar, indem das spitzenbesetzte, weiße Busentuch auf den Achseln festgenestelt und den Nacken hinab zurückgesteckt ist. Auf dem Haupte endlich ruht in blendender Schneeweiße, wie das Dach eines griechischen Tempels, das breite Kopftuch, welches nach hinten in den edelsten Linien und Falten über den Rücken hinabfließt. Und welche Schönheit der Gesichtsbildung, welcher Adel der Züge, welche Augen schauten darunter hervor! Womit ist der blutwarme und doch so reine Marmorteint zu vergleichen, der dem Pinsel des Malers so unerreichbar bleibt!

Die kirchliche Feier war beendet, und wie ein bunter, leuchtender Strom ergoß sich diese Fülle hinwandelnder Schönheit über die Treppenstufen hinab dem Platze zu. Um uns her ließ indessen die albanische Straßenjugend ihre Feuerwerkchen aufsteigen, und in das lustige Lampenlicht strahlte die rosige Pracht der fernen Abendwolken. Aus einem nahen Orangengarten schwirrten die dumpfen Klänge des Tamburo zu uns herüber. Erst spät Nachts kehrten wir in unser einsames Aricia zurück.

Diese Südländer haben doch noch etwas für den Lebensgenuß von ihrem Kultus, in dessen Dienste noch immer, wie

in heidnischer Zeit, alle Festfreude steht: Augen- und Ohrenweide, Festmuse, religiösen Trost, Absolution von allen Sünden und das ewige Leben im Paradiese nach kurzem Fegfeuer dazu, — was Wunder, daß das Volk an seinem Katholizismus hängt! Dazu ist der Kultus, eben wie im Alterthume auch, durch die Menge der Heiligen und Götter voll Abwechselung und durchaus lokal. Jedes Städtchen hat, wie im Alterthume seine besonderen Götter, so heute seine besonderen Heiligen oder seine von allen übrigen wohlunterschiedene Madonna mit verschiedenem himmlischen Einfluß und verschiedenen Wunderkräften. Ich hörte in Rom einen Mönch von der Macht seines Heiligen predigen. „Gegen ihn," sagte er, sind die übrigen nur Caz.... Wenn sie ein Wunder thun wollten, z. B. einen Menschen heilen, mußten sie sich mit dem ganzen Leibe darauf legen, während unser Heiliger zu solchen Kleinigkeiten nur den kleinen Finger brauchte!" Man kann hier noch überall die Zusammenhänge des Heidenthums mit dem auf dasselbe gepfropften Christenthume in Kultus und Religion, wie auch sonst im Leben, verfolgen. Eine gute symbolische Vignette zu einem Buche, welches diese Zusammenhänge nachwiese, würde die Abbildung des Tempels der Faustina und des Antonius am römischen Forum sein, zwischen deren edle Marmorhallen die hineingeklebte Kirche San Lorenzo in Miranda ihre abgeschmackte, zweigehörnte Fronte wie ein häßlicher Hornkäfer in die Höhe streckt. — Noch hat es gute Wege, daß das Christenthum erfüllt wäre! Seine Erfüllung beginnt vielmehr nach bald zwei Jahrtausenden kaum die ersten Keime zu treiben.

Aricia, den 8. Juli.

Ich schreibe heute mit verbundener Hand. Sie ist mir von Floh- und Mückenstichen dermaßen geschwollen, daß ich nur mit Mühe die Finger regen kann. Ich habe bisher das Kapitel der kleinen, blutdürstigen Nikolaiten noch nicht berührt, weil ich selber ziemlich von ihnen verschont geblieben war. Schon glaubte ich, daß die besondere Beschaffenheit meines Blutes mich gegen diese italischen Blutsauger schütze. Aber ich wurde bitter enttäuscht, und seit dem Eintritt der Hitze ist für mich so gut wie für meine Gefährten die Noth angegangen. Doch stelle ich die Flöhe erst in die zweite Linie der italischen Sommerplagen. Weit schlimmere Feinde sind die kleinen, leise schwirrenden Mücken (zampane). Bei einem Nachmittagsschlummer, dem ich mich mit entblößten Armen überließ, ward mir die rechte Hand und der Arm bis zum Ellenbogen von diesen kleinen Teufeln zerstochen; daraus entstanden plötzlich geröthete Anschwellungen und Blasen, deren peinigendes Jucken, zumal wenn Wasser daran kommt, so unerträglich wird, das man laut aufschreien möchte. Mein Ragazzo, Gasparo Nasone, empfahl frische Fliederblätter, die sogleich Linderung verschafften.

Einer der beiden in's Gebirge von Rocca di Papa geflohenen Mörder ist gestern von den Sbirren gefangen und eingebracht worden. Steinhäuser, der es mir erzählte, begegnete bald darauf einem andern Zuge, der von Rom aus einen dort verurtheilten Mörder, welcher nicht weniger als acht Mordthaten begangen, nach seinem Wohnorte zuführte, um dort hingerichtet zu werden. Der Mensch sah frech aus, und spottete über den ihm begegnenden Collegen und dessen

Niedergeschlagenheit, als über eine unwürdige Feigheit. „Ich möchte wohl wissen," sagte er zu dem begleitenden Gendarmen, „wer mich in die Patsche gebracht hat, ob Jesus oder der Teufel. Wenn dieser, so kümmert's mich nicht, wenn jener noch weniger." Der Kerl war aus der, durch die Wildheit ihrer Bewohner berüchtigten Gegend von Sonnino, unweit der neapolitanischen Gränze. Bei dem schönen Feste in Albano ist neulich auch ein junger Mensch erstochen worden, denn mit einer brava coltellata sind sie noch immer leicht zur Hand. Neulich habe ich selbst einem Italiener in furia gegenüber gestanden, und bin durch kaltes Blut noch gut genug davon gekommen. Es war vorgestern, bei einer Tour nach dem Emissar des Albanersees, von der ich später erzählen werde. Der Mensch hatte mir und meinem Begleiter, wie er behauptete, die Thür zu jener großen Wasserableitung geöffnet, welche die alten Römer in den Urzeiten der Republik durch die sechstausend Fuß dicke Lavaumwallung des Sees gehauen haben, und war mit dem dafür gereichten Trinkgelde unzufrieden. Statt aber, wie sonst die Italiener pflegen, mir mein Unrecht lebhaft auseinanderzusetzen, schleuderte er die Geldstücke zur Erde und vermaß sich hoch und theuer: jetzt das Sechsfache haben zu wollen. Da ich wußte, daß er die Thüre nicht für uns, sondern für eine andere Gesellschaft geöffnet, und von dieser gleichfalls eine Zahlung erhalten hatte, so stieg ich ruhig auf mein Thier, indem ich ihm bemerklich machte, daß ich jetzt, nach solchem Betragen von seiner Seite nicht einen Bajocco zulegen werde, was ich, wenn er vernünftig und bescheiden gewesen, vielleicht gethan haben würde. Der Mensch wurde jetzt noch rabiater und fiel meinem Thiere in die Zügel, indem er mit der andern Hand meinen Arm zu fassen

Miene machte. Da erhob ich den Stock mit der schweren Bleikugel, und rief ihm ein drohendes: non toccate! (nicht angerührt!) zu. Fluchend fuhr er zurück, und rannte in demselben Augenblicke wie besessen mir vorauf den Felspfad hinauf. Ich ritt ruhig weiter, und glaubte schon seiner Zudringlichkeit entledigt zu sein, als ich ihn eben so schnell zurückkommen sah. Er hatte sich mit einer krummen Grassichel bewaffnet, und vertrat mir den Weg, indem er vor Wuth schäumend sagte: Adesso voglio avere quattro paoli, o mi faro giusticia a me stesso! Die Situation war kritisch genug. In diesem Augenblicke riß ihn aber die Wuth hin, das Schimpfwort birbone gegen mich zu brauchen, als eben mein vorausgerittener Gefährte nebst unserem Führer, den wir in Castell Gandolfo genommen, auf das laute Geschrei zu mir zurückkehrte. Augenblicklich nahm ich beide laut zu Zeugen des mir angethanen Schimpfes, und erklärte, mit Aufwendung aller meiner italienischen Beredtsamkeit, daß ich jetzt seine Forderung befriedigen werde, aber nicht eher, als bis er mir zu dem Richter von Castell Gandolfo gefolgt sein werde, wo es sich zeigen müsse, ob man hier zu Lande einen Forestiere, einen Christen und Galantuomo ungestraft mit solchem Schimpfworte beleidigen dürfe. Der Mensch zitterte jetzt vor Wuth am ganzen Körper, und die augenblickliche Einsicht, daß er nun gegen mich im Nachtheile sei, schien sie noch zu vermehren. Wir standen einen Augenblick schweigend einander gegenüber, er hielt krampfhaft den Griff seiner Waffe, ich fest die Mitte meines life preserver Stocks umspannt, und wären wir beiden allein gewesen, dürfte es leicht zu einem Aeußersten gekommen sein. Jetzt aber mochte er es doch für räthlicher halten, mich ziehen zu lassen. Er versuchte

zwar, das injuriirende Wort in Abrede zu stellen, aber als er in meinem Gefährten (der Führer verhielt sich schweigend und passiv) einen Zeugen sah, ging er drohend davon. Bei dieser Gelegenheit sah ich den italienischen Charakter auch einmal in der Blüte seiner Leidenschaftlichkeit. Der Mann geberdete sich in seiner Wuth wie ein Wahnsinniger und wie ein Kind zugleich. Er redete uns unsere Worte, die Aussprache karikirend, nach, wie Kinder im Zorne zu thun pflegen. Seine Stellung aber, wie er ausgestrafften Fußes, die Sichel in der nervigen Faust, mit nackten Armen und offener Brust, das todtenbleiche Gesicht und die feuersprühenden Augen von schwarzen Locken umflattert, dastand, wäre ein prächtiges Studium für einen Genremaler gewesen.

Da ich einmal vom Volke und seinem Charakter rede, hier noch ein anderer Zug. Sonntag gegen Mittag aus dem fürstlich Chigischen Parke heimkehrend, fand ich unsern würdigen Priore in sehr lebhaftem Disput mit einem blaujäckigen Paesano aus der Umgegend. Dem Manne war sein Esel gefallen, und er hatte ihn todt auf der Straße liegen lassen, ohne sich weiter um denselben zu bekümmern. Vergebens stellte ihm nun der Priore vor: das Gesetz verlange, daß er den Esel bei Seite und unter die Erde schaffe, damit nicht die Fäulniß den Nasen der Menschen lästig und ihrer Gesundheit nachtheilig werde. Der Mann stellte heftig in Abrede, daß das letztere mit seinem Esel der Fall sei; er selber wenigstens könne nichts davon spüren. Auch sei es höchst ungerecht, daß er zu allem Unglück und Schaden durch den Tod des Thieres nun auch noch Mühe und Kosten wegen dessen Fortschaffung habe solle. Dabei blieb er mit einer Leidenschaft, die immer hartnäckiger wurde, je mehr und je

ruhiger der Priore in einer so klaren Sache wohl über eine halbe Stunde lang auf ihn einredete — denn ohne langes Hin- und Herreden geht hier nichts von Statten. Endlich aber, als der Blaujäckige sich hoch und theuer vermaß, daß ihn „der heilige Vater selber" nicht zwingen solle, da riß unserem würdigen Hausherrn die Geduld und er hieß ihn sich sofort entfernen, indem er drohte, daß er, wenn nicht binnen so und so viel Stunden dem Gesetz gehorsamt sei, den unglücklichen „Sommaraccio" auf des Besitzers Kosten werde begraben und ihn selbst einsperren lassen. Der Blaujäckige entfernte sich dann unter lauten Verwünschungen und, was das Komische und Rührende war, mit nachdrücklicher Protestation gegen jene Bezeichnung seines Esels, der ein bravo Sommaro und so und so viele Scudi werth, aber kein Sommaraccio gewesen sei. Auf meine Frage, was jetzt geschehen werde, antwortete der würdige Priore, daß er sich in Verlegenheit befinde, da der Pietro eine „kapriziose Bestie," und obenein von der ganzen, aus drei Mann bestehenden polizeilichen Macht Aricia's gegenwärtig nur einer zu Hause sei, der noch dazu keine Uniform und noch weniger Courage habe. So mußte denn der Vollzug des Urtheilsspruches auf den kommenden Tag hinausgeschoben werden.

Den 8. Juli.

Der Emissario des Albanersees ist ein merkwürdig Stück Arbeit. Ich ritt vorgestern Morgen hinab, um ihn noch einmal zu sehen. Man staunt, wenn man bedenkt, daß dieses Unternehmen von einem so kleinen Staate, wie damals (357

Jahre nach der Gründung) Rom noch war, mit solcher Schnelligkeit und Energie im Verlauf von einem Jahre in's Werk gerichtet werden konnte. Verstopfung der unterirdischen Abflüsse des Sees durch Erdbeben, so wie neuentstandene Zuflüsse hatten die Gewässer dieses Bergkessels eine ungeheure Höhe erreichen lassen. Viel fruchtbares Land an den inneren Abhängen des Kraters ging verloren, und man sah kein Ende der Noth. Alten Berichten zufolge stiegen die Gewässer zu solcher Höhe, daß sie sich über die einschließende Bergwand verheerend auf die angrenzenden Felder ergossen. Die Römer lagen gerade vor Veji zu Felde und eine Prophezeihung ging: so lange der Albanersee überströme, könne Veji nimmer erobert werden. Der Ausspruch des Delphischen Orakels bestätigte diese Prophezeihung. Da entschloß man sich zu Rom, das Werk eines Abzugskanals zu unternehmen, ein Werk, das noch zu Cicero's Zeiten, als schon das kleine Stadtgebiet von Rom über den Erdkreis erweitert war, ein „staunenswerthes" genannt wurde. Der ganze Gebirgsrand besteht nämlich aus eisenharter Basaltlava. Durch diesen Wall brach man in schnurgerader Richtung einen über mannshohen, nahezu vier Fuß breiten, unterirdischen Gang in einer Länge von sechstausend Fuß. Noch sind einzelne der vielen Schachte übrig, welche man anlegen mußte, um in vertikaler Richtung zu der Horizontalfläche (der Sohle) des Stollens zu gelangen. Schon diese Vorarbeiten waren ungeheuer, denn solcher Schachte, die zum Theil zweihundertfünfzig Fuß Tiefe haben mußten, werden nicht weniger als fünfzig durch die Lava gehauen sein. Sie dienten dazu, um den Stollen selbst von den entgegengesetzten Seiten auf vielen Punkten in Angriff zu nehmen, das ausgebrochene Gestein hinaufzuschaffen, und nach Vollen-

dung des Werkes gewährten sie das Mittel, den Canal zu reinigen, und die Felder auf den Abhängen durch Schöpfräder zu bewässern. Dies Letztere scheint auch der Grund gewesen zu sein, weshalb die alten Römer es vorzogen, einen solchen unterirdischen Abzugsstollen zu hauen, statt die Ableitung der Wasser durch ein bloßes Einschneiden des umschließenden Randes an den niedrigsten Stellen zwischen Castell Gandolfo und Marino zu bewirken. Als man den Gang so weit geführt hatte, daß ihn nur noch eine geringe Felswand vom See schied, wird man, wie Kunstverständige meinen, diese durchbohrt und das Gewässer bis auf den, ihm am Anfang des Rinnsals gesetzten Spiegel abgezapft haben *).

Wenn man dieses über zweitausend Jahre alte Werk altrömischer Energie und Einsicht betrachtet, so begreift man, wie die Römer dazu kommen konnten, dasselbe mit so vielem Sagenschmuck poetisch zu verherrlichen, und seine Vollführung unmittelbar an den Befehl eines Gottes zu knüpfen. Die leitende Einsicht ging im alten Rom zu allen Zeiten mit dem religiösen Aberglauben Hand in Hand. So wird damals die Menge nicht begriffen haben, weshalb man die bei weitem schwierigere Art der Erreichung des ihr zunächst liegenden Zweckes, die überschwellenden Wasser abzuleiten, dem viel leichteren durch einen Kanal vorzog. Aber auch dafür wußte man Rath. Man ließ das Orakel sagen: „wenn der ausgelassene See als Stromsturz das Meer erreiche, werde es dem römischen Volke Verderben sein, Heil dagegen ihm kommen, wenn der See so abgezogen würde, daß er zum Meere nicht gelangen könne“ (si lacus *emissus* lapsu et cursu suo ad

---

*) S. Niebuhr. R. Gesch. 2, 571.

mare profluxisset, *perniciosum* populo Romano; sin autem ita esset *eductus*, ut ad mare pervenire non posset, tum *salutare* nostris fore, heißen die Orakelworte bei Cicero im ersten Buche von der Weissagung). Da ertrug das Volk geduldig die Steuern und Lasten, und das verheerende Element ward, was es noch jetzt ist, eine Wohlthat für die Campagna, deren dürre Gefilde es tränkt, ehe Bäche den Ueberfluß in die Tiber führen.

Von Castell Gandolfo abwärts führt ein steiler Fußpfad bis zum See hinunter, an dessen Rande zur Rechten, wo die Quadermauern einer alten Villa sich in das Wasser strecken, fortreitend ich zu der Stelle gelangte, wo der von Trauerweiden umschattete Eingang des unterirdischen Ableiters mit großen Werkstücken aufgemauert ist. Die unterirdischen Zuflüsse des Sees sind so reichhaltig, daß selbst jetzt in der Zeit der größten Dürre das Wasser beständig in den Kanal fließt. Hoch auf dem Quaderpilaster links am Eingange des Gewölbes steht der gigantische, nacktgeschälte Stamm eines abgestorbenen Ahorn, dessen Wurzeln im Kampfe gegen dieses Quadermauerwerk, wie es scheint, erlegen sind. Ich hatte ein Stümpfchen Wachslicht auf einen Schachteldeckel geklebt, und ließ es angezündet in den düsteren Gang hineinschwimmen. Es dauerte lange, ehe es, kleiner und kleiner werdend, zuletzt unseren Blicken entschwand.

An derselben Seite des Seeufers, etwa zehn Minuten von den Emissario entfernt, zeigte mir ein Bauer die Cella eines in den Felsen gehauenen Heiligthums, von dem ich in Förster und Westphal nichts gefunden hatte. Es ist ein großes, in den Basalt gehauenes Rundgewölbe, vielleicht eine den Nymphen geheiligte Grotte. Alle Bekleidung fehlt. Die

Nischen sind ihres Schmuckes beraubt, und die Statue einer Göttin Diana, wie mein Führer sagte, die man dort fand, soll im Schlosse von Castell Gandolfo aufbewahrt werden. Der Boden ist durchschnittlich drei bis vier Fuß hoch mit Schutt- und Pflanzenerde bedeckt, auf der die üppigste Vegetation sich wuchernd erhebt. An einigen Stellen hat man ihn aufgegraben, und nachdem ein Bauer, der auf dem Stückchen Garten vor dem Heiligthume seine Kartoffeln baut, mit einem Büschel Feigenblätter und etwas Wasser aus einem antiken Bassin die Erde von einer dieser Stellen weggewaschen hatte, sahen meine erstaunten Augen das prachtvollste Mosaikgemälde, zwei Pferdeköpfe und Leiber in den schönsten blasrothen Farben, aus dem Wust und Schmutz hervorstrahlen. Leider war der zu ihnen gehörige Wagen fast ganz zerstört. Ein anderes Mosaik am Boden links vom Eingange zeigte die fabelhaften Gestalten von Meerweibchen mit Drachenschwänzen. Ich stieß meinen Stock durch die Erddecke, und traf überall etwa drei Fuß tief auf festen Widerstand. Sicher liegen dort noch schöne Mosaiksachen. Aber die Regierung läßt nicht aufgraben, und das Aufgedeckte verkommt. Dafür giebt es aber auch in der Welt nichts Malerischeres als diese wundersame Ruine. Der gewaltige Eingangsbogen der Grotte ist fast ganz geschlossen durch dichtes Buschwerk von wilden Feigen, jungen Kastanien, Lorbeergebüsch, riesigen Farrenkräutern und lang herabfallendem Epheugelock. Durch eine kleine Lücke gewahrt man nun, in der Grotte sitzend, das entzückende Bild: den gegenüberliegenden dreitausend Fuß hohen Monte Cavo mit seinem schimmernden Kloster und ihm zu Füßen ein kleines Stück des blauen Wasserspiegels. Der Maler, welcher mich begleitete, beschloß auf der Stelle, es zu malen.

Links und rechts dicht neben diesem Rundgewölbe sind zwei große Höhlen unregelmäßig in den Basalt gehauen, etwa von gleicher Größe mit jener Tempelcella. Vielleicht dienten sie als Vorrathsstätten, als Stallungen für Thiere. Denn an diesen Seen waren zu Roms glänzenden Zeiten die Sitze des üppigsten Lebensgenusses. Das Ufer des Albanersees ist überall unter Castell Gandolfo mit Trümmern großer Bauten bedeckt. Es sind gewaltige Unterbaue mit sorgfältig behauenen Quadern, die sich zum Theil tief in das Wasser des Sees hinein erstrecken. Wahrscheinlich reichten auch die Bäder und Lusthäuser theilweise in den See hinein. Befand sich doch auf dem benachbarten Nemisee sogar ein schwimmender Prachtbau, das goldene Schiff des Kaiser Tiber, welches jetzt noch, wie Antiquare und Fischer behaupten, tief auf dem Grunde des Sees ruht. Gestern, als ich von Genzano aus einen mir bisher unbekannten Weg zum See hinab verfolgte, welcher links von dem Schlosse des Duca Cesarini am äußersten Ende des Städtchens, wenn man von Aricia kommt, an den inneren Felswänden des Kraters hinab sich der Tiefe zuschlängelt, fand ich auf demselben die Spuren einer alten Römerstraße, deren Pracht für einen bloßen Seitenweg in Erstaunen setzt. Sie hat, wie die Reste zeigen, ganz aus viereckigen, anderthalb Fuß breiten und fast eben so dicken Basaltstücken bestanden, die sorgfältig behauen und wie das schönste Trottoir dicht aneinander gefügt waren. In Schlangenwindung zog sie sich gemächlich an einem der Abhänge des Gebirgskessels hinab, bequeme Fahrt für Wagen gewährend, wo jetzt nur mühsam ein Lastthier sich hinuntertastet. Noch sind einzelne Strecken ziemlich erhalten, an allen übrigen liegen nur noch einzelne Polygone zerstreut umher. Zeit und

Wasserverwüstungen mögen hier zerstört haben. Aber die Kostbarkeit solcher Straße läßt auf den Luxus und Reichthum jener üppigen Villeggiatur schließen, zu deren Diensten sie errichtet wurde.

Den 11. Juli.

Heute bin ich zum Erstenmale einen Morgen nicht ausgeritten, weil mein Thier nicht zur Hand war. Sein Herr, der schwarzköpfige Vincenzo, welcher von den zwei Paoli, die ihm sein Eselchen jetzt täglich von mir einbringt, ohne zu arbeiten lebt, war in Verzweiflung darüber, daß Signor Pippo, unser Cameriere, da ich diesen Morgen etwas länger geschlafen, sich ohne Umstände des gesattelt vor der Thür meiner harrenden Grauen bedient hatte, und nach Albano oder sonst wohin geritten war. Dieser Cameriere ist überhaupt ein Prachtexemplar von einem Italiener. Er ist stets freundlich, und mit einem Subito! adesso! sara servito! gleich bei der Hand; aber einen wirklichen Dienst kriegt man nicht leicht von ihm geleistet. So allein ist es ihm auch möglich, mit Hülfe eines zweiten gutmüthigen, aber überaus einfältigen Burschen, Vincenzo genannt, das ganze, vollbesetzte Haus zu bedienen. So hab ich's aufgegeben, allmorgendlich frisches Trinkwasser anders zu erhalten, als daß ich es selbst vom Brunnen hole. An Stiefelputzen, Kleiderreinigen, Aufwartung auf dem Zimmer ist nicht zu denken. Zu solchen Bequemlichkeiten gelangt man höchstens ausnahmsweise einmal auf dem Wege der Bevorzugung. Und doch glauben die Leute schon alles Mögliche zu thun, und würden eine Aeußerung von Un-

zufriedenheit schwerlich begreifen. Unser Hausherr, der alte prächtige Martorelli, ist eben so. Obschon er selbst sich nicht im Mindesten um seine Hausgenossen bekümmert, so macht ihm doch jeder, auch der nach unseren Begriffen bescheidenste Anspruch an irgend eine Thätigkeit seiner Leute „molto incomodo,“ und er klagt sehr über die Engländer, die doch gewiß nach ihren Begriffen ein wahres Martyrium des Uncomfortablen mit der Geduld von Heiligen ertragen. Der große französische Maler Horace Vernet, der gleichfalls bei ihm in Aricia Villeggiatur zu halten pflegte, gab hier einmal den Künstlern ein kleines Fest. Signor Martorelli erzählte uns davon, und vergaß nicht, klagend hinzuzusetzen, wie viel incomodo ihm dieses Fest bereitet habe, und doch handelte es sich nur um ein einfaches Mittagsessen mit ein paar Schüsseln mehr als gewöhnlich! Und dazu lebt der Mann, der sich keineswegs im Wohlstande befindet, von diesem Geschäfte, Fremde zur Villeggiatur zu beherbergen und zu bewirthen. Aber Alles in Allem ist mir doch dieses italienische, patriarchalische Wesen hundertmal lieber, als das raffinirte, gleißende Gasthofwesen mit seinen goldstrotzenden Thürstehern, vornehmen Oberkellnern, seinem überschwänglichen Luxus, wo man das Sechsfache zahlt, und trotz all des Apparats im vierten, fünften oder sechsten Stock schlecht bedient wird. Konnte ich doch auf der ganzen Reise in vielen solcher Hotelpaläste keine Flasche frischen Wassers bekommen, und was das Schlimmste war, Anstand und Treppenhöhe machten es unmöglich, sich dies Unentbehrlichste selbst zu holen. Dieser Gasthofsluxus, zu dem man sich bei uns hinaufgeschroben hat, ist auch eine Sumpfpflanze unserer unnatürlichen Zustände. Er wird erzeugt durch den Sybaritismus unserer Vornehmen und Reichen,

welche die gewohnte Umgebung aller Bedürfnisse ihrer Verwöhnung überall vorzufinden Anspruch machen. Die Folge davon ist, daß die ohne Extrapost und Kourierpferde reisende Menschheit diesen Luxus mitbezahlen muß, ohne etwas Anderes davon zu haben, als schlechte Bedienung, Zimmer in Thurmhöhe nach dem Hofe hinaus, magenruinirende Table d'hotes und enorme Rechnungen. Es wird und muß dahin kommen, daß kluge Gastwirthe zu der alten Einfachheit zurückkehren und schlichte „bürgerliche Gasthäuser" etabliren.

Was nun meine Italiener betrifft, so entschuldigt gar Manches den Mangel an Promptheit und Comfort, welchen ihre Einrichtungen uns verwöhnte Nordländer empfinden lassen. Zunächst sind sie selber bei weitem bedürfnißloser als wir, und begreifen daher viele unserer Anforderungen gar nicht. Ferner sind sie keineswegs auf's Geldscharren und Anhäufen erpicht. Sie wollen der Regel nach so viel haben, um mäßig und leidlich zu leben, und dies auf die leidlichste Weise ohne Quälerei und Hetzerei erwerben. Haben sie was sie brauchen, so hört die Arbeit auf. Dieser Zug geht von dem armen Paesano, der von seinem Eselchen lebt, durch alle arbeitenden Stände hindurch. Daher kommen sie freilich auch in der Industrie nicht weit. Denn sie bringen es wohl leicht bis zu einem gewissen Punkte, selbst viel leichter als Individuen anderer Nationen, weil sie zu Allem eine unglaubliche, natürliche Anstelligkeit besitzen. Aber sobald sie bis zu einem gewissen Grade gelangt sind, wo die erworbene Fertigkeit, Handwerksgeschicklichkeit u. s. f. sie in Stand setzt, das Nöthige zu erwerben, hört auch in der Regel das Weiterstreben auf. In diesem Bezuge sind sie durchaus Horazische Lebensphilosophen. Kümmel und Steinhäuser, die schon über zehn Jahre mit den

Italienern leben, bestätigen mir dies als ihre durchgehende Erfahrung.

Der Besitzer meines Sommaro ist nun ein Prachtstück dieser praktischen Lebensphilosophie. Die ein oder zwei Paoli, welche sein Moretto jetzt täglich für ihn verdient, setzen ihn in den Stand, ohne alle Arbeitsanstrengung behaglich den schönen Sommer zu genießen, bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel gut zu leben und sich allabendlich im besten Weine der Osterie seinen Rausch zu trinken. Kommt er dann seligvergnügt, aus heiserer Kehle ein Ritornell trällernd, Abends an meinem Fenster vorüber, um anzufragen, zu welcher Stunde am nächsten Morgen der Sommarello (er nennt ihn nie anders als mit dieser Zärtlichkeitsendung) bereit sein soll, so giebt es eine Verhandlung über die Zeitrechnung, da er die ora francese nicht recht kennt, während ich in der italienischen nie ganz sicher bin. Hier genießt er nun, ehe er sein Haupt dem breiten Lager anvertraut, den Triumph, den barbarischen, unwissenden Forestiere zu belehren, worauf er noch einmal so vergnügt seiner Steinhütte zuschlendert. Da er aber kein bloßer Bonvivant, sondern in der Art seiner Landsleute industriell ist, so hat er von dem Ueberschusse der erhaltenen Paoli zwei Gläser nebst zwei alten blechernen Theelöffeln, und einen Sack Limonen gekauft, und mit diesen Vorräthen an dem großen Brunnen von Aricia, dicht am Thore, im Schatten der Casa Martorelli, auf einem alten dreibeinigen Tische eine Limonadenschenke im Freien etablirt, die ihm zugleich den Vortheil gewährt, als sein eigener Stammgast stets selber das kühlende Getränk bei der Hand zu haben. Wenn ich ihn dort in glückseligster Behaglichkeit wirthschaften, Limonaden austheilen und Bajocchi einnehmen sehe, und mich als den Schöpfer

dieses einzigen industriellen Unternehmens von Aricia betrachte, so kommt ein Strahl der Freude, welche auf dem Gesichte dieses glücklichen Naturmenschen leuchtet, auch über mich, und das alte Lied vom „Vergessen und Vergessenwerden“ in dieser Wald- und Bergeseinsamkeit, unter diesem göttlichen Himmel, summt mir leise im Herzen wieder.

Dem Fürsten Chigi habe ich eine Entschuldigung zu machen. Ich habe seinen berühmten Park gestern besucht, und aus guter Quelle erfahren, daß die wirklich urwaldähnliche Wildniß nicht von Vernachlässigung, sondern von einer testamentarischen Verfügung des Großvaters des jetzigen Principe herrühre, zufolge deren dieser Park zum Besten der Maler und ihrer Studien sich selbst und dem freien Spiele seiner Vegetation überlassen bleiben sollte. Das ist denn allerdings eine großartige Kunstgesinnung. Den Park zu betreten wird nur gegen eigenhändig vom Prinzen ausgestellte Erlaubnißscheine gestattet, die aber keinem Künstler verweigert werden. Schon Goethe erwähnt lobend dieses Parkes und seines wunderlichen Besitzers, der ihn halte, nicht unterhalte, und deshalb auch nicht wolle, daß Jemand sich darin umsehe. Goethe selbst hat nur durch das Gitter des großen Eingangsthores, unterhalb des Felsens, auf dem Aricia und das Schloß liegen, in die schon damals vorhandene Wildniß hineingesehen, versetzt aber irriger Weise den Park, statt vor und bei Aricia, nach Genzano, welcher Irrthum durch alle Ausgaben seiner Werke geblieben ist. Wie es in demselben aussehen muß, kann man sich denken; oder vielmehr, man kann es doch nicht. Wenig-

stens übertraf das, was ich sah, alle meine Vorstellungen. Ungeheure Bäume, vom Alter und vom Sturme umgestürzt, liegen hier seit einem Jahrhunderte, umwuchert von Ranken und Gestrüpp, aus eigener Fäulniß neue Vegetation erzeugend. Schlinggewächse aller Art kriechen hinauf bis in die höchsten Kronen, strecken sich bis in die letzten Zweige, schwingen sich weiter zu den nächsten Bäumen, und hangen in hundert Windungen und Festons bis zur Erde nieder. Unter den dichtbelaubten Kronen strecken gänzlich abgestorbene Waldriesen ihre nackten Arme gespenstisch kahl in die Luft. In den meisten Partieen durchdringt auch nicht ein Sonnenstrahl das dichte Laubdach, unter dessen Schutze dem üppigen Boden eine wahre Wüstniß wilder, schattenliebender Ranken, Pflanzen und Kräuter, weit über Manneshöhe, entwuchert. Alles wächst, rankt, schlingt sich, stirbt, verdorrt und verfault nach eigenem Belieben. Besonders sind Reste alter Bauwerke, unter denen auch ein ungeheures aufgemauertes Grottengewölbe mit einem Bassin, auf das wunderbarste von der Vegetation umwuchert. Es athmet sich schwer in dieser Wildniß, und die feuchte Sumpf- und Fieberluft ist schon manchem Maler, der hier unvorsichtig zu lange und nicht zur rechten Stunde arbeitete, verderblich geworden. Und doch giebt es vielleicht in ganz Europa kaum einen ähnlichen Ort, der zu landschaftlichen Vorgrundsstudien so reiche Ausbeute lieferte.

Wie mir die Architektur unserer Wohnhäuser, dieser nüchternen, poesielosen, kasernenhaften Kasten mit der schläfrigen Regelmäßigkeit und monotonen Verständigkeit ihrer Physiognomien, hier in der Erinnerung zuwider wird, kann ich kaum sagen, hier, wo jedes, selbst das ärmlichste Gebäude, nicht ganz der Schönheit und des Schwunges in Formen und

Linien entbehrt. Da hat neulich ein wohlhabender Landmann in Rocca di Papa sich selber ein Haus gebaut — Steinhäuser's Frau wohnt darin zur Villeggiatur — ohne allen Beirath eines Architekten, und dies stattliche, dreistöckige Haus ist schöner als die meisten unserer besten nordischen Wohnhäuser. Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Behaglichkeit des Besitzers geben die Regel, nach welcher solch ein Gebäude sich aufbaut, und da entsteht von selbst Mannigfaltigkeit, Charakter und Schönheit.

Abends.

Heute Abend beobachtete ich ein interessantes Naturphänomen. Vom Bade im Albanersee zurückkommend ritt ich den schönen, breiten Weg hinab, welcher bei Castell Gandolfo die obere mit der unteren Gallerie verbindet. Die Sonne war nicht weit vom Untergehen, und das sonst weiße blendende Licht, welches sie auf den in der Ferne blitzenden Meeresstreifen wirft, erschien heute orangeröthlich, wohl wegen der ungeheuren Hitze und der durch sie erzeugten starken Dünste. Der Abend war wieder unsagbar schön. Die Glutpracht des rosigen Lichtes umspielte die alten hundertjährigen Baumstämme der unteren Gallerie und verklärte das wuchernde Leben auf ihren bemoosten Rinden mit seinem Zauberscheine. Das Intensive dieser Lichtwirkungen ist mir immer auf's Neue entzückend. Eine überall an den Seiten offene Kalesche fuhr hinter mir her nach Albano zu. Die schöne, von lieblichen Kindern umgebene Frau war die Fürstin Doria, welche ihr Sommerschloß in Albano bezogen hat. Als der betreßte

Kutscher seine Rappen in scharfen Trab setzte, begann mein ehrgeiziger Sommaro — so groß ist der Unterschied selbst zwischen den Eseln von Nord- und Südeuropa — seinen flinksten Galopp, und überholte, zu großem Gaudium der Insassen des Wagens, die Pfleglinge des darüber sichtlich erboßten Wagenlenkers. Ah! che bravo sommarello! riefen die kleinen Principessen, als ich gegenüber dem Grabe des Pompejus still hielt, und den Wagen grüßend vorüber ließ. Da ich ihre Villa zum Oefteren besuche, bin ich schon bei den Kindern als der Forestiere mit dem flinken Sommarello bekannt.

Albano ist jetzt so voll von Gästen, daß in dem großen Hotel de Paris kein Zimmer mehr zu haben ist. Als ich Abends vor dem Café sitzend mein Eis schlürfte, ritt mitten durch das Gewühl auf einem sehr schönen Pferde ein Mann von gemeinem Aussehen, welches nur durch die auffallend gelbe Gesichtsfarbe und durch eine gewisse Fremdartigkeit seiner Gesichtsbildung etwas Ungewöhnliches erhielt. Ein Paar Leute grüßten, und zwar respectvoll, beides hier eine Seltenheit. Wer ist der Mann? „Don Miguel, König von Portugal!“ Er lebt in der Nähe von Albano auf einem Landhause von einem kleinen Jahrgehalte des Papstes. In Rom zu wohnen ist ihm verboten, weil er sich, ich weiß nicht was, hat zu Schulden kommen lassen. Es geht ihm schlecht und armselig; er hat Schulden, selbst bei Krämern in Albano. Aber er verschmäht es — und das ist doch eine Art fürstlicher Tic in dieser wüsten Natur — eine große Jahresrente durch förmlichen Verzicht auf den Thron zu erkaufen. Lieber lebt er in Armuth, aber als „Majestät,“ ernennt Kammerherren, ertheilt Orden, und denkt, daß doch noch nicht aller Tage Abend sei.

So wird das einzige Honette in ihm seine Strafe. Neulich als ich in Rom mit dem Minister Kestner von einer Spazierfahrt heimkehrend durch Porta del Popolo in den Korso einfuhr, grüßte derselbe eine schwarzverschleierte Dame. Es war eine Enkelin Napoleon's, Tochter des ehemaligen Königs von Spanien, die in Rom an den Fürsten von Musignano verheirathet ist. Sie haben in Aricia am römischen Thore einen Palazzo mit prachtvoller Aussicht auf Rom und die Campagna. Das Vermögen des Fürsten hat durch die Erbschaft seines Großonkels, des Kardinals Fesch, einen Zuwachs bekommen, der sehr beträchtlich sein muß, da die Gemäldegallerie des Kardinals, eine der kostbarsten Privatsammlungen der Welt, neulich zu ungeheuren Preisen verkauft worden ist. So sind z. B. für einen Potter 14000 Scudi (21000 Thaler Preußisch) bezahlt. Dergleichen gränzt denn doch fast an Wahnsinn.

Sonntags, den 13. Juli.

Ich entdecke auf meinen ununterbrochenen Streifzügen, bei denen ich oft auf's Gerathewohl die unwegsamsten und schmalsten Wald- und Gebirgspfade wähle, immer neue Schönheiten der Gegend, weitere oder beschränktere Aussichten, Panoramen, stille Waldschluchten, höchstens von dem Plätschern eines leise durch die Klippen rinnenden Wassers belebt. Gerathe ich auch auf solchen Schleifwegen, die meist nur für Fußgänger berechnet sind, hier und da in's Gedränge, zerreißen wilde Rosen mir nicht nur die Haut, sondern auch — was hier viel schlimmer, weil schwerer zu ersetzen ist, die Kleider,

streifen niederhangende Zweige mir den Hut vom Kopfe oder mich selbst von meinem Thiere, — was thut's? Man hebt den Hut und sich selber wieder auf, bricht oder knickt die Zweige, welche den Weg versperren, und klettert mit dem Thiere weiter. Durch einen solchen üppig bewachsenen Fußweg, der von dem Wege nach Genzano hinter der großen Brücke rechts abführte, gerieth ich vorgestern auf eine Anhöhe und in das umzäunte Grundstück eines Genzanesen. Die Männer schnitten just das Korn, und sangen dazu einzeln ihr melancholisches und trotz der Eintönigkeit so wunderbar ergreifendes Ritornello, deren jeder Ort fast ein eigenes hat. Sie schneiden das Korn sehr kurz, weil sie das Stroh nicht brauchen, welches großentheils verbrannt wird. Der Padrone, d. h. der Pächter des Grundstückes, erbot sich sogleich, mir die „schönste Aussicht" zu zeigen. Die war denn wirklich prachtvoll, ein Panorama von dieser mäßigen Höhe, wie es nicht schöner zu wünschen. Rechts westlich Rom in seinen heißen Nebeldünsten, weiter zurück die Sabinergebirge, zwischen inne die braune Campagna bis zum Soracte hin. An mehreren Stellen blitzt der schimmernde Tiberstrom hervor. „Dort, wo er in's Meer mündet, seht Ihr Ostia, weiter links die weißen Häuser sind Pratica und Ardea, und noch weiter abwärts könnt Ihr Nettuno und Torre d'Anzo mit seinem Castell sehen." Bis dahin folgten ihm meine gläserbewaffneten Augen, während sein Falkenblick noch viel weiter reichte. Ein Dampfer durchschnitt, nach Neapel zusteuernd, das Meer. Zu unseren Füßen lag das fruchtbare Thal von Aricia, Valaricia genannt, an dessen äußerster Gränze ich Don Miguel's Landhaus erkannte. Zur Rechten, halbverdeckt von dem nahen Jesuitenkloster Galloro, liegt Aricia; hinter ihm, tiefer, schimmert Albano aus seinen

Pinien-, Oelbäumen- und Cypressenhainen hervor. Außerdem übersah ich noch von jenem Hügel in südöstlicher Richtung Genzano mit seinem stolzen Schlosse und die hinter ihm aufsteigende Kette der Volskergebirge, deren letzte Spitze sich weit in duftigblauer Ferne als Monte Circello hoch wie eine Riesenburg aus dem Meere hebt; ferner Civita Lavigna (das alte Lanuvium), Monte Giove, Campo Morto, Torre di Savelli u. s. f. Mache Dir nun einen Begriff von solchem Reichthume einer Aussicht, die überall klassische Erinnerungen urältester Zeit hervorruft. Denn hier ist jedes Städtchen eine Ruine der Vergangenheit, um die der Epheu urältester Sage und Geschichte seine tausendjährigen Arme schlingt. Aeneas und seine Trojaner werden hier so gut lebendig, wie Nero und August, wie Camillus und die Consuln der jungen Republik. Dies Antium, dessen Trümmer mir der Bauer zeigt, datirt seine Gründung von keinem geringeren als einem homerischen Namen. Odysseus' Sohn, den ihm die göttliche Zauberin Circe gebar, die dort an dem blauen Capo Circello

— — in schöngebautem Palaste
Von behauenen Steinen in weitumschauender Gegend

ihren Zaubergesang erschallen ließ zum Klange des goldenen Webschiffs, hat es gegründet, und Nero war es, der, dort geboren, seine Vaterstadt zu einem der prachtgeschmücktesten Orte in Roms reicher Umgebung erhob, und es mit Kunstwerken zierte, von denen der „borghesische Fechter" und der „Apoll von Belvedere," die man dort aus ihren Schuttgräbern zog, einen Begriff geben können. Erst spät geleitete mich der schwarzlockige Italiener, der in seinen Erzählungen von den Orten der Umgegend Altes und Neues wunderlich vermischte, auf einem anderen Pfade hinab aus seinem Eigenthume. Ich

zweifelte, ob ich ihm etwas anbieten dürfe, als er mir mit einem adesso date mi qualche cosa zuvorkam. Freilich mag er arm sein, denn wohlhabende Landleute sind hier eine Seltenheit. Es war ein prächtiger Kopf mit einem ausdrucksvollen Gesichte, in dessen Zügen sich Gutmüthigkeit und Schlauheit wunderbar mischten, wie fast in allen Physiognomien des römischen Landvolkes. Die nackte Brust sah braungelb, wie Bronze, aus dem groben aber sehr weißen Hemde hervor — die Italiener halten viel auf reine und weiße Wäsche. In den schwarzen Locken hinter dem Ohre stak ihm eine dunkelrothe Nelke, ein gewöhnlicher Schmuck der Männer aus dem Volke, der ihnen ganz vortrefflich steht. Ueberhaupt lebt in diesem Volke ein angeborener Schönheitssinn, an dem ich täglich meine Freude habe. Die Art, wie sie ihre Jacken auf der einen Achsel hängend oder mit den Aermeln um den Hals geschlungen, tragen, wie sie stehen, sitzen, liegen, gehen, in ihrer Art das Halstuch zu knüpfen, die Schärpe zu schlingen, den Hut zu tragen und zu formen, — kurz in Allem tritt dieser Schönheitssinn hervor. Oft, wenn ich Abends durch die Gassen der kleinen Ortschaften reite, und nur mit Mühe mich durch die umherstehende Menschenmenge hindurchwinde, sehe ich Gruppen, welche einem plastischen Künstler die schönsten Motive geben könnten. Wenn bei uns ein Bauernbursch sich auf den anderen lehnt (was beiläufig sehr selten und meist nur im Zustande der Trunkenheit geschieht), so giebt das sicher eine unschöne Rekelei. Hier aber, wo ich solche Gruppen alle Augenblicke sehe, ist die Stellung stets malerisch oder plastisch, und dem Einen, ohne besondere Belästigung des Anderen, Behagen gewährend. Sehe ich die Weiber und Mädchen Abends zu dreißig und vierzig an den Brunnen, stehend und

wartend, gehend und kommend, wie sie die großen, kupfernen Henkelgefäße so sicher und stattlich auf dem Haupte tragen, die rechte Hand mit der oberen Rückenfläche in die Seite gestemmt, die linke entweder lässig niederhangend oder an dem einen Henkel des Gefäßes gelegt, so habe ich die schönsten antiken Kanephoren und Karyatiden. Täglich habe ich meine Lust an diesen Dingen, und besonders an jenem Abende, der an Schönheit der Farben und Lufttinten alle seine Vorgänger übertreffen zu wollen schien. Das Herz ging mir auf vor Entzücken, als ich in der schönsten italischen Sommernacht langsam durch das Waldesdunkel der Bergschluchten hinritt. Millionen von Leuchtkäferchen illuminirten Busch und Strauch und Bäume. Des Mondes unvollkommene Scheibe blickte mit mildem Goldglanze durch die Baumwipfel. Die Quellen plätscherten, Kühlung hauchend, durch die Nachtstille. Der schrille Sang der Cicade war verstummt, von fernher scholl das Avemariageläute, klingelten die Schellen der Carretieri di Vino, welche der Nachtrast zueilten. Grau und mächtig hoben sich beim Austritt aus dem Walde die dunklen Massen des Fürstenschlosses von Aricia in die Nacht empor. In der Ferne flimmerte der mondbeschienene Meeresstreifen. Voll Entzücken breitete ich die Arme aus, als wenn ich das Alles an mein Herz drücken könnte!

Auf den Platten der Steintreppen und unter der Vorhalle der Kirche lagen dunkle Massen. Es sind arme Lohnarbeiter aus dem neapolitanischen Gebirge, die aus den Gärten und Feldern der Campagna, wo sie für den trägen Römer die Ernte machen, der Malaria wegen allabendlich hinauf in die Städte kommen, und unter Thoren und Hallen ihr armselig Nachtlager suchen. So sah ich in Rom, als ich Nachts

gegen eilf Uhr vom Kapitol herabstieg, alle Treppen und Vorhallen von Hunderten solcher armer Arbeiter eingenommen, fast alle schlafend, wenige noch ein Gebet murmelnd. Ob es der italische Gott wohl endlich erhören wird!

Denselben Abend sollte ich nun auch noch ein anderes italienisches Lebensbild und zugleich eine antike Erinnerung genießen. Das Singen meiner Genossen und der neuliche Ballabend hat uns ganz Aricia auf den Hals gezogen. Heute Abend kam wieder eine Gesellschaft junger Mädchen, in Begleitung einiger Brüder und Verwandten, die uns und einen jungen Römer, Signor Camillo G., zur Passeggiata aufforderten. Bald war Paar und Paar gebildet, und so schlenderten wir von einem Thore zum anderen, singend und plaudernd, die Straße auf und ab. Aber wie ist es möglich mit dieser schwalbenzwitschernden Schnelligkeit der Sprache im Munde einer Italienerin (die eigentlichen Bewohner Roms sprechen viel langsamer) zurechtzukommen! Ich war froh, als wir wieder auf dem großen Platze bei den Springbrunnen angelangt waren, und Spiele vorgeschlagen wurden. Nach langen Debatten, so lange und lebhaft, als hinge von der Entscheidung das Heil der Welt ab, wurde für „Colonna Inglese“ (unser „den dritten abschlagen“ oder so etwas) gestimmt, das denn sehr anmuthig und scherzhaft von Statten ging. Dann ward auf den breiten Steinsitzen der Mauerbrüstung, von der man die Aussicht auf Rom und die mondbeleuchtete Campagna hatte, ausgeruht, und zuletzt mit einem eigenthümlich römischen Spiele, Nasconderello genannt, der

Schluß gemacht, von dem ich weiter nichts verrathen will, als daß dadurch Horazens jugendlustiger Zuruf an seinen Freund:

Nunc et campus et areae
Lenesque sub noctem susurri
Composita repetantur hora — *)

und vor Allem das heiter neckische:

Nunc et latentis proditor intimo
Gratus puellae risus ab angulo
Pignusque dereptum lacertis
Aut digito male pertinaci — **)

aus seiner zweitausendjährigen Vergangenheit mir zu frischem, gegenwärtigen Leben erweckt wurde. Leider aber ward Deutschland von Rom besiegt. Signor Camillo trug bei den Donnen meistens den Preis davon, und noch bis Mitternacht hörte ich von Fenster und Balkon des dem unseren gegenüberliegenden Hauses das Sir Camillo! a domani sera! und die felicissima notte (von der man fast nur das letzte Wort vernimmt) unter allerhand Lachen und Scherzen zu den Fenstern des Begünstigten herüberschallen. In einer solchen

---

*) Zu Deutsch etwa:
Laß locken dich, wenn Schatten düstern,
Hinaus zu holdem Liebesflüstern
In stiller Nacht beim Stelldichein!

**) Zu Deutsch etwa:
Wie lieblich, wenn aus dem Verstecke
Verrätherisches Kichern klingt,
Wenn scheinbar ernst um Kuß und Pfänder,
Die Du ihr nimmst, das Mädchen ringt!

Nacht lernt man Horaz und Shakspeare, südliche Frauennatur und das blitzschnelle Aufflammen ihrer Leidenschaft verstehen.

Aricia, den 8. Juli.

Das Wetter ist heute zum ersten Male trübe und unfreundlich. Ein unangenehmer Wind stäubt auf Straßen und Wegen, und doch ist dieser Wind nicht kühlend, vielmehr fühle ich mein Blut mehr wie gewöhnlich nach einem kleinen Gange erhitzt. Der Himmel ist wolkenbedeckt und voller Scirocco. Die Maler, welche bei solchem Wetter ihre Farbenstudien nicht fortsetzen können, sind verdrießlich und haben sich endlich mit ihren Skizzenbüchern hierhin und dorthin zerstreut, und ich selbst habe den kühlsten Winkel im Hause aufgesucht, um die Ereignisse der letzten Zeit nachzuholen.

Der Besuch zweier römischen Freunde, Kümmel und Lehmann, veranlaßte gestern einen Ausflug nach Marino und Grottaferrata. Wir ritten durch die obere Gallerie bei Albano vorbei, durch Castell Gandolfo. Hinter diesem Orte, hoch oben auf dem Rücken des Lavawalles, welcher den Krater des Albanersees bildet, hat man die schönste Aussicht, links auf Rom, das im hellen Sonnenglanze vor uns lag, und rechts auf den See und das Kloster Pallazzuolo, über dem sich der Monte Cavo erhebt. Der Weg führte dann bei einer kleinen Kapelle, in deren Nähe ein Einsiedler seine Wohnung aufgeschlagen hat, in einen prachtvollen Laubwald. Die Sonne brannte, trotz der Frühe schon heiß, als wir aus dem kühlen Waldhange von Marino hervortretend das malerische Städt-

chen auf dem nackten Felsen mit seinen mittelalterlichen, krenelirten Thürmen, seiner tiefen Thalschlucht und dem berühmten Brunnen der Aqua Ferentina liegen sahen, an welchem letzteren wohl ein halbes hundert Frauen und Mädchen ihr geräuschvolles Wäschereigeschäft trieben. In diesem Waldthale, an der Quelle der altlateinischen Göttin Ferentina hielten die Völker Latium's ihre Versammlungen. Im Mittelalter herrschten hier abwechselnd die mächtigen Familien der Colonna, deren Wappen, die Säule, ich noch vieler Orten an Mauern und Gebäuden wahrnahm, und der Orsini. Die heutigen römischen Antiquare halten übrigens Marino für das altrömische Castrimonium *). Auch sollen dort einige werthvolle Kunstwerke gefunden worden sein. Zur Zeit, als Cola Rienzi in Rom den Uebermuth der römischen Fürsten und Barone brach, suchte Giordano Orsini, nach der Niederlage des Adels an der Porta di San Lorenzo, in Marino seine Zuflucht.

Furchtbar hat dieser Ort, wie fast alle anderen in der Nähe Roms, durch die ewigen blutigen Fehden der Großen unter sich oder gegen die Päpste, so wie durch die zahllosen fremden Kriegsheere der Spanier, Franzosen und Deutschen gelitten. Raggi, der in seinem so eben erschienenen Buche (Sui colli Albani e Tusculani. Lettere di Oreste Raggi, Roma 1844) einen historischen Ueberblick giebt, sagt von dem Geschicke aller dieser Städte sehr bezeichnend: Cosi questi povere genti pativano continuamente ogni asprezza di guerre per verdersi da un di al altro un

---

*) Jetzt (1867) hat Rossi herausgebracht, daß Castrimonium nördlicher lag.

nuovo padrone, chi le dominava. Uebrigens waren diese Städtchen noch vor vierthalbhundert Jahren so stark und mächtig, daß z. B. Marino in einer Fehde mit Rom noch Streifzüge bis mitten in die ewige Stadt hinein wagen durfte.

Wir ritten die Höhe hinauf, auf welcher das jetzt sehr verfallene Städtchen liegt. Nur Kloster und Kirche sind unter dem jetzigen Papste sorgfältig restaurirt, alles Uebrige befindet sich im jammervollsten Zustande. Die einst blühende Stadt ist verödet, die drei- und vierstöckigen Häuser verfallen, die Balkone zermorschen, aus den verwitterten Fenstern über den zerbrochenen Steinbrüstungen hangen Lumpen! Auf dem Hauptplatze steht die „Fontana der vier Mohren" in Marmor ausgeführt. Der unvollendete Palast der Colonna enthält einige Gemälde und eine Sammlung der Bildnisse sämmtlicher Päpste. Unter den übrigen, in demselben befindlichen Bildern hebt Raggi eins hervor, welches für mich, als guten Oldenburger, doppeltes Interesse hatte, und das ich daher mit seinen Worten beschreibe. „Es stellt dies kleine Bild," sagt er, „ein unerhörtes und wunderwürdiges Factum dar, wenn anders der Gegenstand je existirt hat. Es ist dies ein ganz weißes Pferd, aus einer Raçe, welche, wie man sagt, die Colonna besaßen, und welches eine so lange und so reiche Halsmähne und Schweif hat, daß beide prächtigerweise (pomposamente) auf der Erde nachschleppen. Die wirkliche Länge soll drei Ellen gewesen sein. Zwei Stallknechte halten sie mit beiden Händen, während ein dritter die Zügel hält." „Ich gestehe Dir," fährt der Briefsteller fort, „daß ich mich nicht satt sehen konnte an dem herrlichen Thiere, und wenn dasselbe wirklich zu einer Zeit gelebt hat, so wiederhole ich,

daß es in Wahrheit ein Wunder gewesen sein muß (fu veramente una meraviglia)!" Ich werde nun, wenn ich nach Rom zurückkomme, dem Verfasser, der ein junger Advokat, Toskaner von Geburt, und ein Freund meines römischen Arztes ist, sagen, daß er über das letztere ruhig sein kann, und daß das von ihm bewunderte Prachtexemplar eines Rosses vor zweihundert Jahren im fernen Norden, zu Oldenburg als Leibroß des berühmten Grafen Anton Günther von Oldenburg nicht nur wirklich existirt hat, sondern daß auch Schweif und Mähne, die Hauptgegenstände seiner Bewunderung, noch heutigen Tages dort in natura aufbewahrt werden. Die Abbildung dieses Prachtrosses in Marino gleicht nämlich auf ein Haar dem lebensgroßen Abbilde des „Kranich," auf dem der stattliche Anton Günther im Saale des Großherzoglichen Schlosses zu Oldenburg reitend zu schauen ist, und wer weiß, ob nicht das kleine Bild eben nur ein Conterfei jenes, in der damaligen ritterlichen Welt berühmten Rosses ist, daß durch irgend einen Zufall seinen Weg zu irgend einem fürstlichen Roßliebhaber nach Italien gefunden hat.

Hinter Marino steigt man etwa von der Mitte der Hauptstraße niederwärts auf einem Wege, der einst, wie die meisten dieser kleinen Verbindungswege, sorgfältig gepflastert, jetzt in seine Urbestandtheile, Fels und loses Steingeröll, aufgelös't, nur noch für Saumthiere praktikabel ist. Wüßte man nichts von der elenden Wirthschaft, die im Kirchenstaate herrscht, so würde allein der Anblick dieser Wege und Straßen sie beweisen können. Ein alter Paesano von Marino, der uns, als wir mit unseren Thieren den Weg hinabtasteten, begegnete, rief uns mit einer Art von humoristischer Scham über diesen Verfall zu: vedete che belle vie sono a Marino! End-

lich hatten wir diese schlimme Passage im Rücken, und freuten uns zurückschauend, der herrlichen Lage der Stadt, welche sich hoch auf dem Kamme eines Lavawalles hinzieht. An einigen Stellen nimmt es sich aus, als wäre sie auf dem Rücken einer leise geschwungenen Steinbrücke erbaut.

Immer weiter hinab und sachte hinan schlängelt sich jetzt der Weg durch hohe, üppige Hecken, die an der einen Seite Weinberge und Gärten, an der anderen steile Abhänge decken, vorbei an wunderschönen Baumgruppen und einer uralten, zur Laube gezogenen Linde. Diese Lindenlaube ist eine Kapelle, und aus der gewaltigen knorrigen Höhle des Hauptastes blickt dem Wanderer ein blumenbekränztes Muttergottesbild entgegen, und ein Eremit tritt uns, mit seiner Büchse klappernd und per la santissima Madonna Almosen fordernd, in den Weg. Aber schon rauscht und braus't es unter uns in der Tiefe, und von der Höhe des Waldpfades hinab sahen wir zu unseren Füßen das Mühlenthal von Grottaferrata mit seinen silberumschäumten Rädern und weißen Wasserstürzen. Durch den Mühlenhof steigt der beschwerliche Felspfad aufwärts nach Grottaferrata, das jetzt mit all dem Zauber mittelalterlicher Romantik, der seine krenelirten Thürme und zinnengekrönten Mauern umgiebt, vor unseren Blicken lag. In einigen alten Trümmern wollen Antiquare die Reste einer Villa Lukull's entdeckt haben. Die stattliche Abtei Grottaferrata mit ihren zinnengekrönten Mauern und Thürmen sieht aus wie einer jener kriegerischen Aebte und Bischöfe des Mittelalters, die über ihrem Ordensgewande Stahlpanzer und Eisenharnisch trugen. Und das ist kein Wunder, denn dieses Aussehen ist das Werk Julian's von Rovere, des kriegerischen Papstes Julius II., dem sein Onkel, Papst Sixtus IV., diese

Abtei als Commende schenkte. Der kleine Ort schien wie ausgestorben, denn alle Bewohner waren zur Arbeit in die Felder gezogen. Die Klosterkirche hat neuerdings eine gothische Façade erhalten, worüber unser Freund Raggi bittere Bemerkungen macht. Stifter des Klosters und der Kirche ist der heilige Nilus, der als Vorstand eines griechischen Klosters bei Gaeta, um's Jahr 1000 vor den Einfällen der auf Sizilien hausenden Sarazenen, auf Einladung Kaiser Otto's III. nach Rom flüchtete *). Auf seinem Wege dahin, den er mit dem heiligen Bartolomäus zusammen machte, erschien, so erzählte der uns führende Frate, beiden plötzlich die Madonna auf einem Wolkenthrone, als sie eben an der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, von ihren Reisebeschwernissen ausruhten, und that dem San Nilo, indem sie ihm einen goldenen Apfel überreichte, ihren Willen kund: hier eine Kirche zu besitzen. Diese Stiftungslegende ist denn auch in den berühmten Freskogemälden verewigt, mit denen Domenichino auf Befehl des damaligen Abtes, Kardinal Odoardo Farnese, die Kirche geschmückt hat. Diese Fresken verdienen durchaus ihren Ruf, und sind mit das Schönste, was ich bisher von dieser Art Kunstwerken gesehen habe. Der ganz gescheut aussehende Frate erzählte uns, daß Domenichino diese Malereien mit ganz vorzüglicher Sorgfalt ausgeführt habe, da es ihm an Zeit nicht gefehlt. Er habe sich nämlich eines Todtschlags wegen in das Kloster geflüchtet, und daselbst um seiner Sicherheit willen lange verweilen müssen. Der geniale Hallmann rief bei dieser Erzählung ganz begeistert aus: „das war doch noch eine Zeit, wo ein Künstler auch einmal in lustiger Rauferei einen Feind todt-

*) Vergl. Gregorovius Gesch. Roms 3, S. 490—91.

schlagen durfte, und doch noch Künstler blieb. Jetzt würde er zum bloßen Verbrecher zusammenschrumpfen!“

Die Kirche selbst ist vor etwa zweihundert Jahren restaurirt, das Vestibül aber gehört der Zeit der Gründung an, namentlich Thürpfosten und Architrav der Thüre, letztere mit einer griechischen Inschrift, welche auffordert, „die Trunkenheit der Sorgen vor dem Eintritte in das Heiligthum zurückzulassen Ἔξω γένοισϑε τῆς μέϑης τῶν φροντίδων!).“ Das Kloster ist nämlich von griechischen Mönchen aus dem Orden des heiligen Basilius bewohnt. Einige alte Mosaiken aus dem elften Jahrhunderte sind von geringerem Werthe. Die Hauptsache sind die Fresken Domenichino's in der Seitenkapelle des heiligen Nilus, welche die Stiftung der Kirche und die Wunder und Herrlichkeit dieses Heiligen verewigen *). Gleich das erste Bild rechts vom Eingange stellt ein Wunder dar, welches der eine der beiden Stifter bei dem Baue der Kirche verübte. Während er selbst nämlich in der Mitte des Bildes mit dem Architekten den Plan des begonnenen Baues bespricht, zu dem sich rings umher auf Mauern und Gerüsten viele eifrige Hände regen, erschallt plötzlich auf einer anderen Seite ein lautes Geschrei des Schreckens. Das Seil einer Winde, mittelst deren so eben eine Säule auf ihr Piedestal gehoben wird, ist gebrochen. Die Säule, im Fallen begriffen, droht todtbringend auf die Häupter der unter ihr stehenden Arbeiter niederzuschmettern, aber schon hat der heilige Bartolomäus durch seinen Wink einen anderen heiligen Mönch beauftragt, sie in ihrem Falle durch sein Gebet aufzuhalten. Er selbst studirt ruhig in seinem Plane weiter. Dieser, wie man

---

*) Ueber S. Nilus s. Gregorovius 3, S. 429.

sieht, doppelt und dreifach wunderbare Vorgang ist nun von dem Maler vortrefflich dargestellt, und, was mich am meisten interessirte, die ganze Umgebung durchaus genrehaft und selbst nicht ohne Humor behandelt. Oder ist es nicht humoristisch, daß solch einem Kapitalstücke von Wunder gegenüber, im Hintergrunde des Bildes eine ganz andere und sehr natürliche Weise, Gefallenes aufzurichten, in den zwei Bauern dargestellt wird, welche ihren unter der Last des aufgeladenen Kalkes gefallenen Esel mit ächt italienischen Bastonaten wieder auf die Beine bringen? Vor der fallenden Säule ist ein anderer Esel auf die Kniee gestürzt, und neigt wie verehrend den Kopf gegen die Erde. Ist hier nicht dieselbe satirische Komik thätig gewesen, welche in den Arbeiten der alten Steinmetzen an deutschen Kirchen jene lustige Verspottung der Hierarchie hervorrief, in deren Dienste sie doch arbeiteten? —

Was sonst noch an Beiwerk auf diesem Bilde vorhanden ist, steht durchaus in Bezug auf den Bau. Hier wird auf Walzen ein antiker Sarkophag mit Basreliefs, der beim Graben des Fundamentes gefunden worden, bei Seite geschafft, um vielleicht später in dem neuen christlichen Tempel als Weihwasserbecken zu dienen. Dadurch wird zugleich der Sieg des Christenthums über das Heidenthum versinnbildlicht, welches auf diesem Grunde einst in der Herrlichkeit von Villen und Göttertempeln prangte. Dort arbeiten Steinmetzen, während andere ihre Werkzeuge schleifen. Links im Hintergrunde sind Esel und Maulthiere, die auch ihr Theil am heiligen Werke haben. Während der eine Esel, welcher sich unter der ungebührlichen Last niedergelegt hat, wie wir eben sahen, durch die Wunderkraft der Stockprügel wieder zum Aufstehen gebracht wird, wälzt sich sein Kollege, den freien

Augenblick benutzend, mit all dem Ausdrucke der Wollust, deren ein Esel bei diesem Genusse empfänglich ist, auf dem Rücken im Staube hin und her. Kurz, Alles in dem Bilde ist darauf gerichtet, dem hochheiligen Mirakel als Folie zu dienen, und das Eingreifen der Transcendenz in die allwerkeltäglichste Wirklichkeit anschaulich zu versinnlichen.

Das zweite Wandbild, dem erstgedachten gegenüber, stellt die Verherrlichung des Heiligen durch die Huldigung weltlicher Größe dar.

Auch in diesem Bilde ist die Behandlung heiter und fast genrehaft. Kaiser Otto III., mit Krone und Kaisermantel geschmückt, besucht den heiligen Nilus in seinem Kloster bei Gaeta, aus welchem ihm der letztere mit seinen Mönchen entgegentritt. Der blonde, deutsche Kaiser ist schon von seinem weißen Streitrosse gestiegen, um den Heiligen verehrend zu begrüßen. Ritter und Reisige zu Roß, Knappen und Pagen gruppiren sich um ihn in dem Augenblicke, wo die Bewegung in Ruhe übergeht. Trompeten- und Zinkenbläser, die aus Leibeskräften Halt blasen, übertäuben die Begrüßungsworte der beiden hohen Hauptpersonen. Ein Ritter im Gefolge des Kaisers hat deshalb sein Roß gewendet, und gebietet ihnen scheltend, mit dem Blasen einzuhalten. „Man kann ja kein Wort verstehen!“ ruft er ihnen zornig zu. Aber so schnell wird seinem Befehle schwerlich gehorsamt werden, denn die Bläser sind zu eifrig bei ihrem Geschäfte, und namentlich der dicke mit dem gekrümmten Horne hat seine ganze Seele sammt allen Sinnen völlig in die Töne versenkt, welche er mit den vor Anstrengung strotzenden Backen dem Instrumente

entlockt. Er bläſ't wirklich, als hinge das Heil der Christenheit von dem Gelingen seiner Fanfare ab, und wird ohne einen tüchtigen Rippenstoß des befehlenden Ritters schwerlich so bald aufhören. Unter den Nebenpersonen im kaiserlichen Gefolge sind mehrere Portraits. Zunächst der Maler selbst, welcher vom Rosse gestiegen unter den Geleitsmännern hinter dem Kaiser hält. Neben ihm Guido Reni, auf dessen Schultern Guercino lehnt. Ein Edelknabe neben dem weißen Rosse trägt die Züge der Geliebten Domenichino's.

Ein drittes Bild stellt ein neues Wunder des heiligen Bartolomäus dar, der durch sein Gebet einen Strich Ackerfeld mit reifen Garben gegen einen schweren Gewitterregen schützt. Die Gewalt solch eines niederknatternden schweren Sommerregengusses kann nicht kräftiger ausgedrückt werden, und der Kontrast des freien, hell von der Sonne beleuchteten Kornfeldes, welches der Heilige durch sein Gebet schützt, hebt den Eindruck der Verwüstung ringsumher erst recht hervor. Auch hier ist ein öfter vorkommendes Naturereigniß zur Verherrlichung der Macht des Heiligen benutzt. Blitze zucken durch das finstere Gewölk, flüchtende Landleute suchen sich mit verhüllten Häuptern vor den stürzenden Schlossen zu bergen. Alles ist Leben und Bewegung, und mitten darin die Ruhe des Wunders.

Auf dem vierten Bilde heilt San Nilo einen unglücklichen besessenen Knaben, den der Vater zu ihm geleitet hat. Die Künstler bewunderten hier die vortreffliche, kühne und ausdrucksvolle Behandlung der Gestalt des Knaben, die selbst mich mit dem Abstoßenden des Gegenstandes einigermaßen versöhnte. Ueberaus prächtig ist der Kopf des Vaters, welcher den zarten Knaben mit großer Anstrengung dem Heiligen

hinhält. Die Heilung geschieht durch einige Tropfen Oel aus der vor dem Bilde der Madonna brennenden Lampe, welche der Heilige mit seinem Finger auf die Zunge des Besessenen bringt. Man sieht, die Wunderkraft theilt sich hier zwischen dem Heiligen, der das Wunder verrichtet, und dem Mittel, dessen er sich bedient. Denn noch heutigen Tages schreibt der Volksglaube dem Oele aus der Lampe dieses oder jenes Madonnen- und Heiligenbildes wunderbar heilende Kraft gegen alle Krankheiten zu. Mein Marinar, der alte Vincenzo in Sorrent, erbot sich mehrmals, meinen schlimmen Hals durch einige Tropfen aus der Lampe Sanct Antonin's, des Schutzpatrons der Marine von Sorrent, zu heilen, obschon er wußte, daß ich ein Ketzer sei. Denn gerade dieser Umstand, behauptete er, werde ein Grund mehr für den Heiligen sein, die Wunderkraft des Oeles wirken zu lassen. —

Das letzte Freskobild, welches die Stiftung der Kirche darstellt, zeigt die heilige Jungfrau, wie sie auf einem von Engeln getragenen Gewölke mit dem Jesusknaben auf dem Arme, den beiden Heiligen erscheint, und einem von ihnen den goldenen Apfel reicht. Damit kein Zweifel übrig bleibe, an welchem Orte die Madonna ihre Kirche gegründet haben will, schiebt der eine der schwebenden Engel mit beiden Händen die Wolken zurück, welche die Aussicht auf Grottaferrata bedecken. Ein höchst naiver Zug!

Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen ich empfand, als ich zum ersten Male altrömische Poesie von einem gebilde-

ten Italiener vortragen hörte. Es war auf jener Tour nach Grottaferrata, wo der liebenswürdige Doctor de Domenicis, ein Römer, aus meinem in der Jagdtasche mitgenommenen Virgil den Schluß des ersten Gesanges vom Landbau vorlas. Mit der italienischen Aussprache des Lateins war ich bald befreundet, aber von diesem Schwunge, dieser tiefen Empfindung, diesem begeisterten Genusse an der Erhabenheit der Gedanken, an der Kraft der Sprache, an der Schönheit des Rhythmus, an der Fülle und Pracht der Wortklänge, welchem allen er in seinem Vortrage schwungvolles Leben zu verleihen wußte, hatte ich kaum eine Ahnung gehabt. Die vollen, gewaltigen Klänge dieser antiken Poesie, die imperatorische Gewalt und Majestät dieser einst weltbeherrschenden Sprache schien mir erst jetzt lebendig zu werden, wo ich sie von einem Sohne desselben Landes, auf demselben Boden vernahm, der jene Alten getragen. In jedem Vocale, in jedem Klange, jedem Tonfalle war es zu hören, wie die Stimme dessen, der sie lebendig machte, sich genießend hineinvertiefte, und auch die leisesten Nüancen tönenden Lebens zu ihrem Rechte kommen ließ. Was ich immer im Norden, bei unseren kalten, mundträgen, stimmlosen Naturen vergeblich erstrebte, was ich selbst vielleicht vermöchte, wenn es mir mein krankes Organ nicht versagte, das hörte ich hier verwirklicht, und nie werde ich den wunderbaren Eindruck aus meiner Seele verlieren, durch den die alte, mir so lang vertraute Sprache erst jetzt Wahrheit des Lebens für mich gewann. In dem Gemälde grauser Verwüstung des Vaterlandes, welches Virgil dort entwirft, rief mein Römer bei den Worten:

Quippe ubi fas versum atque nefas, tot bella per orbem
Tam multae scelerum facies; *non ullus aratro*
Dignus honos, squalent abductis arva colonis *)

mit thränenzitternder Stimme aus, indem er von der Höhe des Gebirgwalles von Castell Gandolfo auf die verödete Campagna hinwies: „Sehet da die heutige Wirklichkeit der Dichtung!“

Dieser liebenswürdige Mann, der im Verlaufe weniger Tage mir seine Seele aufschloß und mich würdigte, seinen tiefen Schmerz über sein „mit tausend Wunden bedecktes Vaterland“ zu theilen, ist mir, so hoffe ich, ein lebenslänglicher Freund geworden. Ich mußte die schwermüthige Resignation bewundern, mit der ein Mann von seiner Bildung — er hat im Auslande studirt — das Geschick seiner Nation ertrug, über deren traurigen, noch auf lange Zeit hoffnungslosen Zustand er sich keinerlei Illusionen machte. In ihm sah ich den Typus der edelsten Söhne des unglückseligen Italiens, deren ganzes Leben nur ein Schmerz ist, der sich denn auch in seinem ganzen Wesen ausprägte. So oft ich ihn auch später noch gesehen, nie flog ein Lächeln über seine schwermüthigen Züge, nie kam ein Scherz in unseren Unterhaltungen über seine Lippen. Sein einziger, jüngerer Bruder hatte den Glauben an eine Zukunft seines Vaterlandes mit dem Tode gebüßt; seitdem lastete auf der ganzen Familie der verdacht-

*) „Hier wo Recht sich verkehrt und Unrecht, Krieg durch den Erdkreis
Tobt, und des Gräuels vielfache Gestalt; wo die Ehre des Pfluges
Hinschwand, öde das Feld die entführten Pfleger betrauert.“ —

volle Haß der pfäffischen Gewalthaber, „die nie verzeihen.“ Männer, wie dieser junge Arzt, sind Fremdlinge in ihrem Vaterlande. Sie sind unglücklicher, als sich in Worten sagen läßt, denn alles, was sie um sich her erblicken, nährt ihren Schmerz und ihre Trauer; und beide sind hoffnungslos auf Menschenalter. Es ist wahr, was Mariotti in seinem „Italien“ sagt: daß das Loos des Verbannten für die Edlen und Großherzigen in diesem Lande nicht das schrecklichste ist. Mark und Bein durchzitterten mir die Worte Filicaja's, jenes weltberühmte:

Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai,
Che in fronte scritti con gran doglio porte —

als ich sie Abends, da wir im Mondscheine bei den Springbrunnen auf dem Platze wandelten, von ihm gesprochen vernahm; jene tiefe Klage, die selbst ein Byron nicht übertreffen zu können glaubte, als er sie in seinen Child Harold aufnahm *).

Die deutschen Maler sangen während dessen ihre heimathlichen Lieder, und Heine's schönes Lied von der Lorelei:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn —

begleitete mit den seelenvollen Klängen der bekannten Melodie die schmerzvollen Klagen des italienischen Dichters. Domenicis liebte Deutschland und die Deutschen vor allen Nationen,

*) Canto IV., 42 und 43.

und diese Volkslieder erfüllten ihn jedesmal mit tiefer Rührung. Er empfand die süße Traurigkeit, welche in ihnen lebt, und rühmte von dem Gesange und den Melodien „das schöne Maß,“ welches selbst im Ausdrucke der Fröhlichkeit sich stets in dem deutschen Gesange zeige. Mit mehreren deutschen Künstlern befreundet wünschte er sehnlich, Land und Menschen durch eine Reise nach Deutschland kennen zu lernen, und als ich ihm von meiner Liebe zum Vaterlande, und meiner, oft mitten im schönen Italien, wie eben jetzt beim Klange der Abendglocken, mich überkommenden Heimathsehnsucht sprach, recitirte er mir Dante's Schilderung des Heimwehs, deren unübertreffliche Schönheit ich niemals tiefer empfunden habe, als in jener zauberischen Nacht in der Einsamkeit des Albanergebirges:

Era quell ora che volge il desio
Ai naviganti e intenerisce il core
Lo di che han detto ai dolci amici addio,
E che lo novo peregrin d'amore
Pugne, se ode squilla di lontano,
Che pare il giorno pianger che si muore!

Aricia, den 17. Juli.

Neulich verbrachte ich einen ganzen Tag mit Gurlitt in der wohlbekannten Osterie zu Nemi, wohin uns der Genremaler Ernst Meier von Altona geladen hatte, welcher dort ganz einsam Villeggiatur hält. M. ist bereits über zwanzig Jahre in Italien, und kennt Land und Leute vielleicht besser wie irgend ein hier lebender Fremder. Was ich von seinen

Skizzen gesehen habe, übertrifft Alles, was mir von naturwahrer, sinnig humoristischer Auffassung ächt italischen Lebens vor die Augen gekommen ist. Vor Allem sind es die Pfaffen und Mönche, die er mit unübertrefflicher Charakteristik in ihrem Verhältnisse zum Volke darzustellen weiß.

Zu den Füßen des unbewohnten und, wie es scheint, auch unbewohnbaren Schlosses von Nemi liegt ein leidlich unterhaltener Schloßgarten, der sich auf Felsvorsprüngen und schmalen Rändern terrassenförmig um einen Theil des Felsstockes, auf dem Nemi liegt, herumwindet. Man kann nichts Reizenderes sehen, als dieses einsame Gärtchen, das wohl fünfhundert Fuß hoch über dem Wasserspiegel des Nemisees die entzückendsten Aussichten über Genzano und seine Gebirgswände, über Monte Giove mit seinen Burgthürmen und über die rothgelben und dunkelgrünen Flächen der Campagna hinweg bis an das ferne Meer gewährt.

Ein uralter Gärtner, der seinen jetzigen Herrn, den römischen Duca Braschi, nie gesehen hat, hält diese Gartenanlagen in einiger Ordnung. Wir besuchten ihn in seiner Wohnung. Ist das ein Muster ächt italienischen, baufälligen, zermorschten, nur noch um Gotteswillen und aus Barmherzigkeit gegen den alten Philemon und seine Baucis zusammenhaltenden Wesens! Die Steine halten wohl noch aneinander in dem alten Thurmstücke, denn das hiesige Bindemittel der Pozzolane ist unverwüstlich. Was aber an Gebälk, Treppen und Plankenwerk sich vorfindet, davon begreift man nicht, wie es nicht jeden Augenblick zusammenbricht. Als ich die Treppenstiegen des alten Gebäudes glücklich wieder hinab war, that ich ein Gelübde, mich nie mehr in solche Gefahr zu begeben. Und doch humpelt der gute Meier mit seinen kranken, podagrischen Beinen täglich

hinauf, weil er die schöne Petronella, das Enkelkind der beiden Alten, gerne malen möchte, was er nach der Strenge der hiesigen Begriffe nur im Hause selbst zu Wege bringen kann.

Gegen Abend, ehe wir heimritten, schlenderten wir noch einmal durch die engen Winkelgäßchen des kleinen Felsennestes, welche hoch auf dem Felsen, gegen den See hinaus münden. Ueberall neue entzückende Aussichten, wimmelndes Menschenleben vor uns im Inneren dieser Steinhütten, lustig im Sonnenscheine trotz der Lumpen, und witzig und spöttisch aufgelegt gegen die barbarisch redenden Forestiere, welche sie trotzdem, daß sie dieselben anbetteln, verspotten und tief unter sich schätzen. Mit der Thüre gegen einen scharf zugespitzten, schroff gegen den See abfallenden Felsvorsprung gekehrt lag eine Hütte, in und vor deren offener Thüre ein Theil der Bewohner saßen und lehnten. Wir traten hinein, um aus dem rauchgeschwärzten, großen, unteren Raume, der zugleich als Küche und Vorrathskammer, Stall und Wohnraum diente, die Aussicht auf und über den See in dem Rahmen der geöffneten Thüre zu genießen. Während Gurlitt dieselbe in mein Notizbuch zeichnete, versuchte der alte Meier mit hastigen Strichen die wunderbare Schönheit der Gruppen zu fixiren, welche an der Schwelle nnd vor der Hütte sich gebildet hatten. Zunächst am Thürpfosten lehnte ein zwölfjähriges Mädchen auf der Schulter eines etwas älteren. Ihnen zu Füßen saß die erwachsene Schwester, den Kopf in die Hand gestützt; neben dieser stand ein wunderschönes kleines Mädchen von etwa vier Jahren, mit den über das Haupt geschlagenen Händchen und Aermchen völlig einem Correggio'schen Engel gleichsehend. Auf einem Steinsitze zunächst der Gruppe saß die Mutter, welche

für einen Augenblick die Sorge um die Abendmahlzeit verlassen und sich zu dem Zeichner hingewendet hatte. Auch der Vater, der das Feuer des Heerdes für die Nachtkost entzündet hatte, war herangekommen, und lehnte an der andern Seite der Thür. Draußen endlich, in einiger Entfernung von der Thüre, stand ein schlanker schwarzlockiger italienischer Bursch, die Jacke nachlässig über die Schultern geschlagen, und benutzte die allgemeine Unaufmerksamkeit, um der ältesten Tochter des Hauses, die unter dem Schutze der vorgehaltenen Hand nach ihm hinüberblickte, Zeichen zu machen. Und nun als Hintergrund dieses in seiner Art einzigen Bildes, auf das wir von dem dunkelen Raume des Inneren der Hütte hinausschauten, die entzückende Landschaft: Der ruhige Spiegel des Nemisees, mit den waldigen, in Abendsonnengluth getauchten Felsenrändern, Genzano, die Campagna, das ferne Meer — Alles übergossen von dem Glanze und der Farbenpracht eines italischen Sonnenunterganges. Hier sah ich in vollendeter, über alle Kunst hinausgehender Wirklichkeit für einen Augenblick Dasjenige in lebenvollster Schönheit vor mir, was ich bisher nur in den Werken alter Meister als Schöpfung höchster Kunst geschaut hatte. Ja, mir war es für einen Moment, als schwände der trennende Raum der Jahrhunderte zwischen mir und dem alten Künstler. Auch M. gestand, daß er seit langer Zeit ein ähnliches Bild nicht gesehen. Er zeichnete hastig, um das flüchtige Schöne mit rascher Hand festzuhalten, und seine Versprechungen bewogen Kinder und Alte, einige Zeit in diesen zufälligen Stellungen auszuharren.

Nachher gab es freilich eine weniger anmuthige Scene. Denn als der Maler ein ganz angemessenes Geldgeschenk den Alten zum Vertheilen unter die Kinder übergab, war Niemand

von Allen der sich zufrieden gezeigt hätte, obschon es mehr betrug, als sie allesammt während eines Tages hätten durch Arbeit verdienen mögen. Diese kindische Habsucht, dieser gänzliche Mangel an Scham bei dem Volke, woher rühren sie? Es hat etwas Niederschlagendes, wenn Alles um uns her bei dem unbedeutendsten Dienste, nach jeder Frage, die man an sie richtet, mit der Antwort zugleich schon die Hand entgegenstreckt. Ich finde die Hauptquelle dieses traurigen Charakterzuges in der Religion des Volkes. Da ihr Gott, ihre Madonnen, ihre Heiligen sie durch ihre Pfaffen und Mönche täglich in Contribution setzen, sich jede Hülfe und jeden Dienst schon vor der Leistung direct und indirect bezahlen lassen, warum sollen die Menschen es nicht ebenso machen? Dazu kommt noch ein zweiter Umstand. Der Italiener betrachtet jeden Forestiere als einen Glückstopf. Sein ewiges: date mi qualche cosa, sein Fordern und in die Höhetreiben ist ihm eine Art Hazardspiel. Und die Spielwuth des Volkes wird ja auch von seinen Oberen aus allen Kräften befördert. Alle Italiener sind leidenschaftliche Spieler. Der Knabe, welcher von dem Maler für das Tragen seiner Mappe und seines Feldstuhles täglich einen Paolo verdient, eilt, sobald er kann, ihn im Lotto oder im Kugel-, Karten- oder Morraspiel mit seines Gleichen zu wagen, und so sehe ich täglich Gruppen solcher kleiner, zerlumpter Taugenichtse, wie sie Caravaggio gemalt hat, im leidenschaftlichsten Spiele begriffen.

Die Regel für Fremde ist in allen ähnlichen Fällen wie der obenerwähnte: mäßig zu geben; denn es ist meistens ganz gleich, ob Du einen Paolo oder einen Scudo giebst, sie werden in beiden Fällen sich ungeberdig und unzufrieden anstellen, und im letzteren nur um so mehr, je mehr die größere Summe

ihre Begierde reizt, ihre Vorstellungen von dem fabelhaften Reichthume aller Fremden, die ihnen alle für Crösusse gelten, steigert, und — was nicht zu vergessen — die eigene Idee von der Wichtigkeit des dem Fremden geleisteten Dienstes erhöht.

Als wir in der schönsten Mondnacht durch das duftige Waldesdunkel von Nemi nach Aricia heimritten, beschäftigte uns noch lange der gehabte Genuß. Wie schade, daß ein so tüchtiger Künstler wie M. den Muth verloren hat, solche Bilder frisch und keck wie die Alten hinzumalen. Aber fast alle diese modernen Künstler sind Modellsclaven geworden, die ohne ihre Statisten keinen Schritt wagen.

Aricia, den 18. Juli.

In Italien giebt es einen Genuß, den sich, wie so viele andere, die meisten, besonders norddeutsche, Reisende verbittern und in sein Gegentheil umwandeln. Da war ich neulich einmal wieder im Kloster Pallazzuolo am Albanersee, um die mir freundlichen Mönche und das „Grab des Consuls" zu besuchen. Ueber dem Kloster liegt ein Lustschloß, das ein Colonna erbaute, unbewohnt, verfallend, Zuflucht der Ratten und Nachtvögel, der Garten ringsum eine wuchernde Wildniß. Ein Sohn Berlins ergoß sich über diesen Verfall in Klagen und Betrachtungen, „was man mit solchen Lokalitäten in Berlin und Potsdam alles machen würde!" Das wurde einem alten Künstler zu arg. „Ich bitte," rief er mit einem kräftigen italienischen Fluche aus, „hören sie doch auf mit Ihrem Lamento, und gönnen sie uns armen Künstlern wenigstens diesen kleinen Fleck Erde, auf dem man allein noch in der

ganzen kultivirten, europäischen Welt das Gefühl hat, daß nicht jeder Zollbreit Boden schon in Besitz genommen ist, und außer den chaussirten Landstraßen kein Fleckchen Erde mehr von anderen Leuten als denen, die es besitzen, auch nur betreten werden darf. Das Lustschloß verfällt; nun was schadet's? Der Fürst hat deren andere, auf denen es ihm vielleicht besser gefällt. Sehen sie doch, mit welchem Genusse wir hier durch Garten und Felsgebüsch umherstreifen. Sie selbst schmücken Ihren Hut mit Lorbeer und Weinranken, Sie pflücken die würzige Erdbeere, die duftende Myrthe, Sie zeichnen die Aussicht, welche für Alle ist. Und nun denken Sie einmal einen Augenblick hier am geschlossenen Gitterthore einen galonnirten Potsdamer Portier, der Ihr demüthiges Eingangsgesuch mit hochmüthiger Protektormiene entgegennimmt, und dann zuletzt die Nachricht bringt, daß heute Garten und Aussicht nicht zu sehen, weil die vierjährige Prinzessin Hoheit im Freien spielen werde." So ging es noch lange fort, und unser alter M. hat Recht. Dieses freie Umherstreifen durch Wald und Feld, durch Vignen und Gärten, dieser Genuß, der in der Illusion besteht, daß noch nicht Alles auf der Erde schon in Besitz genommen sei, ist eine Haupterquickung meines italischen Reiselebens, die ich mir so wenig als möglich durch politische oder nationalökonomische Betrachtungen verbittern will. Dieses Willkürliche, Freizügige, diese kulturlose Romantik italischer Zustände erzeugt eine ganz eigene Atmosphäre um uns, welche einen verjüngenden Einfluß auf die Seele übt, weil sie die poetischen Wünsche und Träume unserer ersten Jugend, jene Robinson Crusoe'schen Vorstellungen von einer noch nicht weggegebenen Welt in einem gewissen Maße verwirklicht erscheinen läßt.

Von den zehn Mönchen des Franziskanerklosters Pallazzuolo waren acht nach Rocca gegangen, um dort einem Feste beizuwohnen. Einer der Zurückgebliebenen brachte Brod und Wein in den Klostergarten, welcher sehr verwildert aussah. „Warum wächst auf diesen Bergen kein Wein?" fragte ich. Non ci sono vigne! (Es sind keine Weinberge da) versetzte er sehr naiv. Früchte hatten sie auch nicht. Denn: „es sind keine Bäume da!" Der Papst war neulich hier zum Besuch gewesen. Unter den für ihn neu dekorirten Gemächern befand sich auch ein Bibliothekzimmer mit gemalten Repositorien und Büchern, wie eine Theatercoulisse. „Die Bücher studiren sich am leichtesten!" meinte der Frate lachend.

Nichts Reizenderes als der Weg, welcher von dem Kapuzinerkloster bei Albano sich innerhalb der Seitenwand des Kraters durch Busch und Wald nach Pallazzuolo hinzieht. Große Höhlen, die man kurz vor Pallazzuolo antrifft, mögen Reste alter Steinbrüche sein, welche die Materialien zur Erbauung von Alba longa lieferten. Denn hier oberhalb Pallazzuolo auf der langgestreckten, schmalen Fläche lag die uralte Stadt des Askanius, deren kapitolinischer Burgberg der Monte Cavo war, auf welchem Rocca di Papa die Arx der Stadt bildete. Eine schönere und zugleich festere Lage für eine Stadt ist kaum zu denken. Angreifbar war sie nur von den beiden schmalen Seiten. Denn im Rücken schützte der befestigte Monte Cavo, und vorn die senkrecht bis auf den Spiegel des Sees weggehauene Felswand.

Das in den Felsen gehauene, lorbeerumschattete „Grab des Consuls," in der Nähe des Klosters, zeigt noch den kurulischen Stuhl und die Fasces in halberhabener Arbeit. Auf einer Art Stufenpyramide stand die Bildsäule dessen, der hier

begraben war*). Hier las ich die Lieblingstragödie meiner Jugend: Livius' Schilderung von Alba's Zerstörung durch Tullus Hostilius.

Aricia, den 18. Juli.

Im Hause wohnt mit uns ein Postbeamter aus Rom, Signor Gabet, der mit seinem Sohne, einem jungen Advokaten, hier Villeggiatur hält. Der Alte ist im Jahre 1799 als eilfjähriger Knabe aus Frankreich nach Rom gekommen und dort nationalisirt, spricht aber wie sein Sohn, den er auf eine Zeit nach Frankreich geschickt hat, das Französische noch völlig als Muttersprache. Von ihm, der ein gut Stück neuerer römischer Geschichte mit durchgelebt hat, lernte ich Manches über römische Zustände. Als er mir angab, welche Stelle er in der Postverwaltung bekleide, fügte er hinzu, daß er als Laie nie zu den drei höheren Stellen gelangen könne, weil diese nur für Prälaten und Principi bestimmt seien; diese sind nämlich die geborenen Candidaten aller hohen und einträglichen Staatsämter, und werden, gleichviel was und ob sie studirt haben, aus einer Branche in die andere als Präsidenten und Chefs von Collegien befördert; denn, setzte er lächelnd hinzu: „calzone paonazze e principi sanno tutto (Violettstrümpfe und Principi wissen Alles) heißt es im römischen Sprüchworte". Darauf bezieht sich das Geschichtchen von dem alten gelehrten Professor und dem jetzigen Papste. Der letztere forderte jenen,

*) Wahrscheinlich einer der Scipioen. Cn. Com. Scip. Hispallus. (S. Justi Winckelmann II. a. S. 379.)

seinen früheren Lehrer, bei seiner Thronbesteigung auf, sich eine Gunst zu erbitten. „Macht mich zum Prälaten, heiliger Vater," versetzte der Alte. Aber warum nicht lieber gleich zum Kardinal? „Verzeihe Euer Heiligkeit, aber mir ist es nur um das Wissen zu thun, und man sagt, daß die Prälaten Alles wissen."

Heute ging ich mit dem alten Herrn auf einem Morgengange in die Kirche des Jesuitenklosters Galloro, wo gerade ein Fest gefeiert wurde. Ich kann noch immer nicht ohne tiefe Erregung diesen todten, lateinischen Götzendienst sehen, welcher das Volk in der geistigen Verdummung erhält. Denn warum wird die lateinische Sprache im römischen Kultus beibehalten und nicht durch die Landessprache ersetzt? „Darum, weil diese dem Volke unverständliche Sprache die Geistlichen in seinen Augen als Wesen höherer Art erscheinen läßt. Der Tag, an welchem das Latein aus Gebeten und Kultus verschwindet, beginnt für den katholischen Süden eine neue Aera." Ich glaube, Signor G. hat Recht. Er erzählte mir noch ferner, wie er die Erziehung und den Unterricht seines Sohnes fast ganz allein geleitet, und später mit großen Opfern ihn nach Frankreich geschickt habe, weil in Rom auch das höhere Schulwesen furchtbar im Argen liege. An Volksschulwesen im Sinne gebildeter Nationen sei nun aber gar nicht zu denken. Am meisten wird die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechtes vernachlässigt. Die wenigsten Mädchen in Rom können lesen, noch weniger schreiben. „Wozu auch? sie mißbrauchen solche Geschicklichkeit nur, um Liebesbriefe zu verfassen und Intriguen zu spinnen," hörte ich oft von Geistlichen mir entgegnen. —

Die Unwissenheit des Volkes ist trotz aller italischen

Pfiffigkeit und trotz der besten Naturanlagen mitunter unglaublich. Gestern erlebte ich davon ein kolossales Beispiel. Unser Cameriere Pipo hat seit vierzehn Tagen in einem etwa neunzehnjährigen Burschen Vincenzo einen Gehilfen erhalten, der unser Frühstück beschicken hilft. Gestern fragt Gurlitt diesen Burschen, der natürlich weder lesen noch schreiben kann, als er ihm nach Tische die verlangte tazza di café bringt: Aber Vincenzo, Ihr schreibt es doch an, da ich nicht täglich Kaffee trinke. Mit aufgehobenem Zeigefinger das Zeichen der Verneinung machend erwiederte er lächelnd: non bisogna, Signore! questo sa il cameriere! (nicht nöthig, Herr! das weiß der Hausmeister.) Jetzt kam es heraus, daß der Cameriere, weil er lesen und schreiben kann, ihm als eine Art Hexenmeister erschien, der, weil er jene Fähigkeiten besitze, auch wissen könne, was hinter seinem Rücken vorgeht! Das klingt unglaublich, ist aber doch buchstäblich wahr. Dabei hat Aricia, die Vaterstadt unseres vortrefflichen Vincenzo, Alles in Allem etwa sechszehn Geistliche auf ein Paar hundert Einwohner, welche das armselige verödete Städtchen bewohnen, — Mönche nicht gerechnet.

Der graubärtige Eremit, welcher auf der Straße von Albano nach Aricia seine Station hat, auf der es nichts weniger als einsiedlerisch zugeht, bettelte uns neulich an, als wir von Albano heimzogen. Baron Papeleu der Belgier, welcher, obschon Katholik, doch der heftigste Feind des Mönchs- und Pfaffenwesens ist, rief ihm entgegen: „Das Einzige, was ich Euch geben möchte, wäre una corda per pendervi!“ „Date la corda, eccellenza!“ versetzte der Schlaukopf, „das Andere wird sich finden!“ Diese Schelme verlieren nie den guten Humor. Dagegen ist Fra Galdino vom Kloster

der Kapuziner bei Albano mein Liebling, der dem Sterne=schen Bruder Lorenzo bis auf die kleine Horndose gleicht, die er mir nie zu präsentiren vergißt, so oft wir uns begegnen. Mit ihm habe ich oft die lehrreichsten Gespräche. Als ich über die vielen Bettler klagte, belehrte er mich, wie nothwendig das Dasein von Bettlern sei. „Denn," rief er aus, „wenn es keine Bettler gäbe, wo bliebe dann Gelegenheit, die Tugend christlicher Mildthätigkeit zu üben?"

Ein andermal war von Raubanfällen und Zwistigkeiten die Rede, wobei nicht selten ein Mord vorkommt. Wie ist das nur möglich, sagte ich. Die Leute haben doch hier so viele Priester und Kirchen, und werden so sorgfältig in der Religion erzogen. „Sie thun es oft aus Desperazion," erwiederte er, „und sind sonst fromme Leute." Das ist bei uns anders, bemerkte ich. Wenn da einer sich in Desperazion befindet, so bringt er wohl sich selbst um, aber nicht einen Anderen. Mit allen Zeichen des Abscheus versetzte darauf der fromme Mann: „Das ist ja noch viel entsetzlicher. Denn ein Mörder kann doch noch die Absolution erhalten, ehe er stirbt, aber ein Selbstmörder nicht; der bleibt also ewig verdammt. Unter den Mördern aber giebt es gar viele, die sich gebessert haben, ja sogar Heilige geworden sind!"

Die Wundergläubigkeit des Volkes ist außerordentlich, und die Kapuziner sind die Hauptpfleger derselben. Hier zwei Geschichtchen, welche ich selbst von Fra Galdino vernommen. Ein Kapuzinerkloster in der Nähe von Rom ist bei dem Papste verleumdet. Der Papst beschließt, die Brüder zu überraschen, und sich selbst von ihrem Lebenswandel zu überzeugen. Er begiebt sich also in der Stille in das Kloster, und läßt die Mönche zusammenrufen. Aber in dem Augenblicke, wo er

seine Strafpredigt beginnen will, sieht er plötzlich alle Mönche vom Boden erhoben in der Luft schweben. Ein solcher wunderbarer Beweis ihrer Frömmigkeit war genügend, jede Anklage verstummen zu lassen.

Ein andermal verbot der Papst eine Prozession nach dem Kloster San Lorenzo, wegen Unfug und Schmuggelei, die dabei vorgekommen. Was geschieht. In der Nacht klopfen die Apostel Peter und Paul an die Klosterpforte. Man öffnet. Sie verlangen, daß der Papst gerufen werde. Er kommt und bleibt mit Beiden eine Stunde allein. Am Morgen wird das Verbot der Prozession zurückgenommen. Solche Dinge erzählen die Mönche und glaubt das Volk. Meine Wirthin in Rom, eine sehr gescheute und gut erzogene Frau, die sogar in ihrer Art freisinnig ist, erzählte mir doch ein Wunder, welches in ihrer Jugend unsern Fontana Trevi vorgefallen sei. Ein Bettelmönch, der bedeutend im Geruche der Heiligkeit stand, kam eines Tages zu einem Schmied in der Nähe unserer Piazza di Poli, und bat, seinen Esel zu beschlagen. Es geschah. Als nun der Kapuziner mit einem: „die Madonna vergelt es Euch!“ sich verabschieden wollte, erklärte der Geselle, daß er in Abwesenheit des Meisters sich auf solche Art Zahlung nicht einlassen könne, und verlangte so und so viele Bajocchi. Da wandte sich der Frate zu seinem Thiere und sprach: „Hörst du, armer Sommarello, wie diese Menschen die Madonna schmähen und Geld von einem Kapuziner verlangen? Gieb ihnen die Schuhe wieder!“ Und siehe, das Thier schüttelte seine Beine, und die Eisen fielen links und rechts zur Erde. In diesem Augenblicke erschien der Meister. Er stürzte, von Schrecken ergriffen, sammt dem Gesellen in die Kniee, und flehte den Kapuziner an, die Gabe

wieder anzunehmen. Und es geschah. Auf das Geheiß des frommen Vaters trat der Esel wieder auf die Eisen, und sie saßen fest an den Füßen, wie sie angeschmiedet gewesen waren. Seitdem werden in dieser Schmiede alle Esel der Kapuziner umsonst beschlagen. „Ihr könnt die Schmiede sehen, Signor," schloß Signore Lucia ihre Erzählung, „wenn Ihr rechts um die Ecke unseres Hauses geht."

Man hört wohl oft selbst das gemeine Volk die Mönche Faullenzer und Tagediebe schelten. Aber es ist mit diesem Schelten meist nicht weit her. Denn erstens möchte am Ende Jeder gerne ihren Müssiggang theilen, und zweitens hat das Volk, wenn es auch von Ketzern hört, doch keine Vorstellung davon, daß ein Land ohne Mönche und zahlreiche Pfaffen bestehen könne. Sie halten das eben Alles für nothwendig zum Seelenheile, und unterscheiden sehr scharfsinnig zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen des Standes, welchem der Einzelne angehört.

Den 21. Juli.

Vor einigen Tagen habe ich mit St. den Monte Cavo bestiegen. Ueber die Campi d'Annibale in den schattigen Wald gelangt, welcher den Berg bis zu seinem Gipfel bedeckt, stießen wir bald auf die alte Römerstraße, welche in uralter Zeit von der großen Via Appia über Pallazzuolo zu dem Tempel des Jupiter Latialis führte. Die Straße ist mit gewaltigen Polygonen von bläulich grauer Basaltlava gepflastert, und fast durchweg noch wohlerhalten. Am oberen Ende des Fleckens Rocca di Papa zeigt man Getrümmer, welches man für Reste der

alten Albanerburg ausgiebt. Mir wenig glaublich. Desto unläugbarer antik ist jene alte Straße, die einst zu dem heiligsten Tempel aller Rom umwohnenden Völkerschaften führte. Hier hielten die verbündeten Völker Latiums ihr Bundesfest. Hier ward der Bund der siebenundvierzig Städte gegen die junge Republik Rom geschlossen, um dem vertriebenen Tyrannengeschlechte der Tarquinier wieder zum Throne zu helfen, jener Bund, dem der vielbesungene Tag am Regillus ein furchtbares Ende bereitete. Hier an dieser Stätte feierte man das alte Bundesfest der Feriae latinae, so oft Rom einen neuen Völkerkampf begann. Zu diesem Bergestempel endlich zogen, mit der Myrthe bekränzt, diejenigen sieghaften Feldherren Roms, denen aus irgend einem Grunde der Triumpheinzug zum Kapitol und dem Tempel des kapitolinischen Jupiter's versagt ward. Hier fühlte ich mich zum ersten Male von dem Hauche uralter Vergangenheit umwittert. In Rom ist das anders. Das Alte liegt da tief begraben unter dem Neuen. Kein Ort, keine Stätte, kein Gebäude — weniges Bekannte aus späten Kaiserzeiten ausgenommen — ist sicher zu ergründen, und Byron spottet mit Recht der wunderlichen Antiquare, von denen der letzte immer ein anderes, neues, topographisches Programm entwirft, das seine Vorgänger des Irrthums bezüchtigt*). Aber hier konnte ich sagen: auf diesen selben

---

*) Ich kenne Einen, der, als er kaum vier Wochen in Rom war, eine topographische Abhandlung über die Basilika Julia schrieb, bei der ihn einmal ein Freund aufmerksam machte, daß nach seiner Construction diese vielbestrittene Basilika größer werde, als das ganze römische Forum! Byron's Worte lauten Child Harold IV., 80—81:

Quadern sind sie hinaufgestiegen, die stolzen Weltbesieger, über diese Steine gingen die goldenen Räder ihrer imperatorischen Triumphwagen. Zu dieser Höhe, auf demselben Wege, den mein Fuß betritt, ging der Triumphzug des Zerstörers von Syrakus, jenes kühnen Marcellus, der zuerst dem „grimmen Hannibal," dem Schrecken Italiens, den Sieg abspenstig machte, ihm vorauf das Bild der zu Boden gelegten Stadt Syrakus, die Waffentrophäen, die Schätze der Kunst und der edlen Metalle, der Reichthum der blühendsten und mächtigsten Stadt Siziliens, die acht karthagischen Elephanten und die verrätherischen Fürsten mit den goldenen Kronen auf den gesenkten Häuptern. Diesen Weg hinauf ist auch „der große Julius" gezogen, welcher die Welt auf seines Schwertes Spitze trug. Diesen Blick auf das ewige Rom, auf Gebirge und Campagna, Strom und Meer hat er auch gethan, als er kurz vor des Märzen Idus zum letzten Male, nachdem er das lateinische Fest zu Ende gefeiert, hinabfuhr von dem heiligen Albaner Berge in sein Rom, wo ihn der verhängniß-

---

— — — — far and wide
Temple and tower went down, nor left a site:
Chaos of ruins! What shall trace the void
O'er the dim fragments cast a lunar light
And say: „here was, or is" where all is doubly night?

Und weiter:

The ocean hath his chart, the stars their map,
And knowledge speads them on her ample lap,
But Rome is as the desert, were we steer
Stumbling o'er recollections; now we clap
Our hand, and cry „Eureka" it is clear —
When but some false mirage of ruin rises near.

volle Königsruf begrüßte. Hier ist nichts verändert. Diese großen Züge des Bildes sind dieselben geblieben. Denn diese Natur ist von Stein.

Langsam und behaglich zogen wir die Straße hinauf. Sie ist nicht breit, vielleicht nicht über fünf Schritte. Aber die sie pflasterten, haben ihr Handwerk verstanden. Die letzten Ausbesserungen mögen leicht an die zweitausend Jahre alt sein, und doch sind diese Quaderflächen noch besser erhalten, als manche unserer modernen Trottoirs, die an dem einen Ende der Straße zuweilen schon auseinander gehen, wenn die Arbeiter an dem anderen noch stampfen und hämmern. Auf den Steinen sollten, wie ich gelesen hatte, noch die Anfangsbuchstaben der Worte Numinis Via (Weg der Gottheit) zu sehen sein. Die Gelehrten, welche das gesehen haben wollen, müssen eigens construirte Augen haben. Ich und Freund St. sahen mit dem besten Willen nichts als von Zeit zu Zeit eine auf den Polygonen eingehauene römische Vier (IV.) Dies Zeichen befand sich meist auf einem sehr großen Polygone, neben oder vielmehr über welchem sich dann auf der nächstliegenden Steinplatte eine römische Fünf (V.) eingegraben fand. Wahrscheinlich dienten diese Zahlzeichen dazu, den Steinmetzen und Arbeitern die zu einander gehörigen Steinplatten als zusammengehörige zu bezeichnen. Von einer Inschrift oder sonstigen Buchstaben fanden wir auch nicht eine Spur. Dagegen sind hier und da an den Seiten noch die Einfassungen (crepidines) sichtbar.

Von dem Tempel des Jupiter Latiaris, auf dessen Stätte ein Kloster der Passionisten und eine Kirche der heiligen Dreieinigkeit gepfropft sind, ist nichts mehr vorhanden. Selbst die Grundmauern, welche der urältesten Zeit angehörten, wurden

zu Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört. Man benutzte sie als Steinbruch, um mit den gewaltigen Quadern die Einfassungsmauern des Klostergartens und anderer Bauten aufzuführen. Es war ein Engländer, der letzte Stuart, unter dem Namen Cardinal York bekannt, der diese Barbarei verübte.

Als wir oben anlangten, bot sich uns beim Herumbiegen um die Ecke des Klosters ein eigenthümlicher Anblick dar. Nach Südwesten hin schwammen Campagna und Meer im sonnengoldenen Nebeldufte, dagegen nach Nordosten hin erglänzten die Gebirgshäupter der Apenninen in einem so wunderbaren, weißen Lichtscheine, daß wir lange Zeit glaubten, es liege noch Schnee auf diesen hohen Zacken und Spitzen. Rocca Priora glänzte wie eine Zauberstadt auf seinem Felskegel. Weiterhin blitzte und schimmerte von seinem Bergesrücken herab Tivoli, das Paradies der Wünsche des römischen Dichters, der dort seines Alters Ruheplatz ersehnte und fand:

Tibur Argeo positum colono
Sit meae sedes, utinam! senectae!

Zu unseren Füßen steilabwärts lag tief unten Rocca di Papa, das mit seinen Häusern wie eine vom Schäferhunde gejagte Heerde den Felsenhang hinabklettert. Dort aus der braunen Campagna hebt sich der Sanct Peter aus dem Häusermeere Roms, das sich in Villen und Landhäusern in's Unabsehbare fortsetzt — jetzt doch nur ein Schatten von dem Einst, das da war, als diese todten Lettern in meiner Hand als lebendige Laute den Lippen des Dichters entquollen, als Horaz von den Sabinergebirgshöhen dem Freunde zurief: fumum et opes strepitumque Romae, „den Nebelqualm und die Pracht und das Toben der Weltstadt“ einmal mit

diesen freien Bergeshöhen zu vertauschen: jene Zeit, wo alle Macht, alle Gaben und Schätze des gesammten Erdkreises, auf einen einzigen Punkt konzentrirt, dasjenige hervorriefen, was vor achtzehnhundert Jahren meilenweit als ein Meer von Prachtpalästen diese Fluren bedeckte, auf denen kaum noch hier und da „ein Fleckchen Raum dem Pfluge übrig blieb!"

In der Tiefe unter uns lag der Albaner-, dicht neben ihm der Nemisee, aber nicht glänzend in smaragdgrüner Klarheit wie die deutschen Bergseen, sondern trüblich und bleiern, und immer, selbst bei einer Windstille, wo kein Hälmchen schwankt, von unruhiger Bewegung gekräuselt.

Aber was zieht dort in sausender Eile durch die Luft an uns vorüber, flatternd in grauen Streifen durch Busch und Baum? Es sind Nebelwolken, die der Apennin uns sendet. Immer dichter, immer greifbarer kommen sie gezogen. Bald war der ganze Westen mit einem ungeheuren Wolkenschleier verhangen, dessen Weißgrau die untergehende, hinter ihm völlig verborgene Sonne in das leuchtendste Goldorange färbte, welches nach unten zu allmälig in das duftigste Violett überging. Dieses Göttergewölk warf nun die Blitze seiner Lichter auf Zweige und Kronen der uralten Eichen, welche den Berg bis zur Spitze bedecken, vergoldete jedes Blatt an Busch und Strauch, das sich ihm zukehrte, und umfing so den Sitz uralter Heidenherrlichkeit wie mit einer magischen Farbenglorie. Es schwand vor meinen Blicken der jämmerliche Mönchskasten sammt seinen vergitterten und verbretterten Fenstern. Empor stieg das säulengetragene Marmordach des alten „höchsten, besten Gottes," der Vorhof füllte sich mit der marmornen Schaar der Statuen großer Männer des weltgebietenden Volkes. Von den Steinplatten des uralten Altares wirbelte der Opfer-

duft empor, und statt der wimmernden Betglocke erdröhnte der Schall der Drommeten und Kriegshörner, das Nahen des triumphirenden Imperators verkündend! — Hier, Italien, auf dieser Bergeshöhe, im Angesichte der ewigen Stadt und ihrer dritthalbtausendjährigen Vergangenheit mögest du einst dein neues „Bundesfest“ begehen, wenn du die Räuber abgeschüttelt hast:

— who press
To shed thy blood and drink the tears of thy distress!

Den 22. Juli.

Wenn Du in Italien Morgens, wie ich heute, nach unruhigen Träumen ungestärkt erwachst, und im Halse Trockenheit, auf den Augenlidern und über dem ganzen Organismus bleierne Schwere lasten fühlst, wenn Dich die frische Luft des geöffneten Fensters nicht erquickt, und ein Blick auf das Meer Dir den Horizont voll weißgrauer Wolken zeigt, so kannst Du, auch ohne daß Dir's der gute Vincenzo verkündet, gewiß sein, daß über Nacht ein „brutissimo Scirocco“ angelangt ist. Heute war er so erschlaffend, daß ich auf meinem Wege nach Genzano nicht weiter als bis zu dem Brunnen vor dem Kloster Galloro gelangte, wo ich es vorzog, mich in den Platanenschatten mit meinem Virgil hinzustrecken, statt das Bad im Nemisee aufzusuchen, welches an solchen Tagen doch keine Erfrischung gewährt. Die alten Poeten, welche ich hier lese, gewinnen denn doch bedeutend in ihrer heimischen Umgebung. Da erhält Alles erst das rechte Colorit, und statt nach den

Noten unter dem Texte schaut man mit viel mehr Nutzen lieber von Zeit zu Zeit über den Text hinaus, wo in der Natur um mich her der reichste Commentar von Himmel, Erde und Meer vor mir aufgeschlagen liegt.

Dabei wandelt allmorgendlich ein schwarzer Sir John Falstaff in der Gestalt des dicksten aller lebenden Pfaffen an meinem Ruheplätzchen vorüber. Es ist der Padre Fontana von San Paolo, der die Gallerien und Wege zwischen Albano und Aricia zu den Wallfahrtstätten seiner Frömmigkeit macht. Schon aus der Ferne höre ich ihn, wie er in derselben klassischen Römersprache, deren poetische Ergießungen in meinem heidnischen Dichter mich entzücken, seine Gebetformeln sinn- und gedankenlos herplappert, und dabei eine Kugel des langen Rosenkranzes nach der anderen durch die fetten Finger gleiten läßt. Es ist nicht möglich, sich einen stupideren Ausdruck vorzustellen, als diese geistverlassene Fleischmasse aufzeigt, wenn sie sich mühsam zu den Holzkreuzen am Wege herumwälzt, um die dicken Lippen auf den Stamm derselben zu pressen. Ihm folgt regelmäßig ein sehr dürrer, dienender Bruder in brauner Kutte, welcher ihm den großen grünen Sonnenschirm nachträgt, und aus seinem Sacke eine verdächtig aussehende Strohflasche hervorschauen läßt. Die Staffage, welche dies diplomatische Corps Gottes der italischen Landschaft gewährt, mag für den Maler und Romantiker schwer zu entbehren sein, aber rechte Freude kann selbst ein solcher an der Wirklichkeit nicht mehr haben, wenn er diese verpfuschten Ebenbilder Gottes auf dem Boden, der einst die waffenstrahlenden Römer trug, herumwandeln sieht. Schmutz, Unwissenheit, Stumpfsinn oder Heuchelei, Scheinheiligkeit und Fanatismus, und nicht selten schlechtverhehlte Lüsternheit bilden die vorstechenden Züge der

meisten Mönchsgesichter, denen ich bis jetzt in Italien begegnet bin.

Das Schulwesen liegt unglaublich im Argen, und Alles, was ich davon sehe und höre, bestätigt meinen Glauben, daß diesem Italien ohne eine wenigstens theilweise „Verwandlung der Kirche in die Schule" nicht geholfen werden kann. Ein Papst, welcher hier reformirend aufträte, würde der größte Reformator Italiens sein. Aber unter dem bigotten Gregor XVI., diesem gekrönten Mönche, hat das gute Wege. Hier in Aricia habe ich unter all den Knaben des Volkes, die auf den Gassen herumlungern oder den Malern ihre Geräthe nachtragen, auch nicht einen gefunden, der lesen konnte, oder nur überhaupt irgend einen Schulunterricht gehabt hatte. So muß das Volk bei den besten Anlagen verwildern. In Rom kenne ich Mädchen aus dem Mittelstande, die in feiner französischer Modetracht einhergehen, und nicht lesen können. Das Schreibenlernen widerrathen ohnehin die Hauspfaffen für Mädchen unbedingt, weil es zu Liebesbriefen benutzt werden könne.

Desto größeren Eifer verwendet die Propaganda auf die Bekehrung einzelner, besonders deutscher Fremden. Der Uebertritt von St.'s Frau und ihre darauf folgende Genesung oder doch Besserung wird, wie ich höre, als ein Mirakel ausgebeutet. Hier in Rom kann man sehen, mit welchen Mitteln diese deutschen Ultramontanen (denn die meisten dieser römischen Menschenfischer sind Deutsche) in schwachen deutschen Köpfen den Protestantismus zu untergraben suchen. Da werden zunächst die großen Charaktere der Reformatoren, mit pfiffiger Benutzung einzelner menschlicher Schwächen, und mit arglistigen Belegen aus den Schriften jener Männer selbst, klein gemacht.

Dann geht es an die deutsche Literatur, unter deren Heroen besonders Lessing der Gegenstand des tiefsten Hasses dieser Nachteulen ist. Dann wird die deutsche Nationalität, die geistige und sittliche Bildungshöhe unseres Volkes, welches denn doch im Großen und Ganzen unendlich hoch über diesen unglückseligen Pfaffenzöglingen Italiens steht, durch falsche Vergleiche, durch arglistig benutzte einzelne Thatsachen herabzuziehen und der Beweis zu führen versucht, daß es bei uns, wenn nicht schlimmer, doch keineswegs besser stehe als in dem versumpften und entsittlichten katholischen Süden. Und wo Geschichte und Gegenwart allzulaut und schreiend die furchtbaren Früchte der regierenden Hierarchie für Italien bloslegen, da muß endlich die Wendung aushelfen: „daß man sich an die Idee, nicht an deren zeitliche Erscheinung halten müsse.“ Und wie die alten Römer auf dem Gipfel ihrer Weltherrschaft alle ihre Siege mit fremden und zumal deutschen Söldlingen erfochten, so weiß auch jetzt noch immer dies Rom der Pfaffenherrschaft seine Kerntruppen aus den Ländern zu ziehen, die es bekämpfen und unterjochen will.

In Rocca di Papa fand ich neulich bei St.'s, denen die hier einschlägige deutsche Literatur von der Propaganda reichlich zufließt, einen Band der Münchener „historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland.“ Nächst einem Aufsatze, in welchem der Verfasser den vortrefflichen Schweizer Reformator Oekolampadius herabzuwürdigen versuchte, fiel mir als Muster dieser Art und Kunst der Münchener Propagandisten eine Lebensbeschreibung des siebzehnjährigen Jünglings Friedrich Staps auf, der bekanntlich den Versuch, Napoleon in Schönbrunn zu tödten, mit dem Tode büßte. Wie kam diese Biographie hierher? Diese Frage ward durch die

Schlußworte erledigt, welche lauteten: „einstweilen wolle man den Reformirten, welche so laut sich über die vielen, von der katholischen Kirche ausgesandten Königsmörder ereiferten, mit diesem lutherischen Predigersohne antworten!“ Wie unverschämt! und zugleich wie albern!

Aricia, den 24. Juli.

Wißt Ihr, was ein Sciroccotag ist? Aber das weiß Niemand, der's nicht erlebt hat. Wir leiden beinahe seit einer Woche an dieser schlimmsten aller italienischen Landplagen, und der Scirocco will und will nicht weichen. Man kommt dabei förmlich herunter. Du erwachst Morgens ohne Stärkungsgefühl, und bei dem ersten Athemzuge fühlst Du des Feindes Nähe. Ein Blick aus dem Fenster zeigt Dir den Horizont ganz in dicke, weißgraue Nebel gehüllt, die wie Gebirge auf dem fernen Meere lagern. Mit jeder Tagesstunde steigt der bleierne Druck der Hitze, die unerträgliche Schwere der Luft. Unbehagen und Mattigkeit nehmen überhand, einzelne Landschafter schleichen, nach einigen Versuchen im Freien zu arbeiten, todtmüde hinein in die Casa Martorelli; und selbst der durchwetterte belgische Baron, welcher ganz Syrien und die Wüste durchzogen, und mit den Arabern wie mit seines Gleichen unter ihren Zelten gelebt hat, kehrt vor der Zeit von seinem Studiumsplatze in der Gallerie von Castell Gandolfo zurück, und wirft mit einem quel scirocco du diable! seine Mappe auf das Billard. Nun sitzt man einsilbig bis zum Mittagsessen, bei dem der Appetit fehlt. Nicht einmal so viel Energie,

um in einem Buche zu blättern oder eine Partie Billard zu machen, ist vorhanden. Dann legt man sich zur Siesta, von der man sich noch erhitzter erhebt. Ich besteige mein Thier und reite in's Bad an den Albanersee. Kein Blatt rührt sich im Walde. Der schwirrende Ton der Cicade klingt hell und trocken durch die Büsche: es ist die hörbar gewordene Sciroccohitze. Man fühlt den Schweiß auf der Haut perlen. Da plötzlich streift uns ein Luftzug, aber so kühl und feucht, daß man erschreckt den Paletot um den Leib zusammenzieht. Die augenblickliche Erfrischung des Bades läßt die Hitze nachher nur noch schwerer empfinden. Und dazu sagt dann wohl noch so ein alter, in Italien eingebürgerter Landsmann: „Ach, das ist noch nichts! Warten sie erst zweiunddreißig Grad im Schatten ab und dazu Scirocco, dann dürfen sie klagen!" Schon der Aerger über solch eine Vertröstung kann einen wieder in Schweiß bringen. —

Auf der Höhe von Castell Gandolfo hatten wir einen prachtvollen Wolkeneffect. Der Sonnenball hing blutroth in den Sciroccowolken, die sich über der Campagna und über Rom wie ein sturmdurchwühltes, von einem Schiffbrande erleuchtetes Meer durcheinanderwälzten. Der Eindruck war furchtbar, und das Schauspiel hatte etwas, als könne jeden Augenblick ein Erdbeben den alten vulkanischen Grund erschüttern.

Als wir uns zum Baden entkleidet hatten, und eben in's Wasser schreiten wollten, ward der prächtige schwarze Hengst römischer Zucht, welchen einer meiner Begleiter, der Vicomte de J., einem Knaben zu halten übergeben hatte, plötzlich von einem aufrauschenden Wasservogel so scheu, daß der Vicomte aus dem Wasser zusprang, um ein Unglück zu verhüten. Nie

habe ich etwas Prachtvolleres gesehen als diesen untadelhaft schönen jungen Mann, wie er schlank und hoch wie ein Göttersohn in marmorklarer Nacktheit das schnaubende und bäumende kohlenschwarze Thier an den gelben Zügeln hielt, während das duftige Grün des waldigen Ufers den Hintergrund zu dieser Gruppe bildete. Die Künstler waren entzückt über diesen Anblick, und wirklich sah es aus, als wäre einer der Dioskuren vom Olymp auf die Erde niedergestiegen.

Den 24. Juli.

Zu Anfang der nächsten Woche geht es fort nach Neapel. Drei Bildhauer, welche die Reise mit mir machen, haben bereits in Rom einen Vetturin für uns genommen, und meinen Paß in Ordnung gebracht. In Betreff des letzteren hatte ich einen kleinen Schreck, dessen ich erwähne, weil seine Ursache bezeichnend für hiesige Zustände ist. Am Montage sendete ich durch Signor Martorelli einen Brief an Freund St. in Rom, in welchem sich meine carta di sicurezza befand, nach Albano auf die Post, und Donnerstag Abends erhalte ich statt einer Antwort und meines verlangten Reisepasses einen Brief, in welchem mir gemeldet wird, daß bis Donnerstag Nachmittag mein Brief noch nicht in St.'s Hände gelangt sei. Rom ist von Albano nur zwei deutsche Meilen entfernt, und ich konnte mir nicht denken, daß ein am Montag Nachmittags dort auf die Post gegebener Brief, wenn er nicht verloren gegangen, am Donnerstag Nachmittag noch nicht in den Händen des Empfängers sein sollte! Ich ritt eilig nach Albano.

Aber dort war die Post geschlossen, und keine Auskunft zu erlangen. Der deutsche Arzt, Dr. Severin, welcher schon zehn Jahre in Rom lebt, konnte mir nicht einmal sagen, wie oft die Post von Albano nach Rom gehe. In Aricia am Abendtische, wo meine Angelegenheit verhandelt wurde, wußte es gleichfalls Niemand genau. Der anwesende römische Oberpostcontroleur, Signor G., behauptete: es gehe wöchentlich fünf Mal, ein deutscher Maler: es gehe nur drei Mal wöchentlich eine Post (die neapolitanische) von Albano nach Rom. Der Letztere hatte Recht. Die Post geht Montag Morgens, Donnerstags und Sonnabends. Somit mußte mein, Montag Nachmittag in Albano zur Post gegebener Brief bis Donnerstag warten, ehe er nach Rom befördert wurde. An den Zwischentagen nehmen zwar die Vetturine Briefe mit. Aber abgesehen davon, daß dies gesetzlich verboten ist, hat man natürlich bei solcher Gelegenheitsbeförderung gar keine Sicherheit. Dies kann Euch einen Begriff von der hiesigen Posteinrichtung geben. Und Albano ist der lebhafteste Ort in der ganzen Umgegend von Rom und wimmelt von Fremden.

In den Gallerien begegne ich seit einiger Zeit häufig einem eleganten Kabriolet, geführt von einem Greise mit langem weißem Barte in einer Mönchskutte, neben ihm ein eleganter Jokei. Es ist ein ehemaliger östreichischer General, Mr. v. G., jetzt Trappist, der im Kloster bei Albano Villeggiatur hält, große Reisen gemacht und vom Papste Dispens von einigen strengen Regeln seines Ordens erhalten hat, um seine Gesundheit herzustellen.

Ein Ritt nach Civita Lavigna, dem alten Lanuvium, war sehr belohnend. Es liegt am Schlusse eines weit in die Campagna vorspringenden Gebirgsausläufers, und die Aussicht

von dem Thurme am südlichen Abhange über Velletri und Cori hinaus auf das ganze Volskergebirge und rechts bis auf das Meer von Terracina, ist entzückend.

Auf dem Seitenwege, der eine halbe Stunde hinter Genzano von der großen neapolitanischen Poststraße abführt, trifft man bald unter Hecken und Gestrüpp Reste alter Bauten, netzförmiges Mauerwerk (opus reticulatum), die sich bis zur Stadt hinziehen, deren Gründungssage, an den Helden Diomedes geknüpft, in die Zeiten der Homerischen Heldensage hinaufreicht. Einige Säulen und zwei als Brunnentröge benutzte, mit Reliefs geschmückte Marmorsarkophage sind neben altem Gemäuer, das man für Reste des Tempels der Juno Lanuvina ausgiebt, die einzigen Alterthümer. Kaiser Antoninus Pius ward hier geboren. Die Umgegend ist äußerst fruchtbar und hat guten Wein. Ein Geistlicher, der mich herumführte, zeigte mir an dem erwähnten mittelalterlichen Thurme den eisernen Ring an welchem, wie die heutigen Bewohner von Civita Lavigna behaupten, Aeneas sein Schiff gebunden, als er hier gelandet! Dazu gehört ein starker Glaube, auch wenn man von der Verwechselung Lanuvium's mit Lavinium absehen wollte. Wunderbar nahm sich in einigen Inschriften der stolze Titel: Senatus Populusque Lanuv. in dem ärmlichen Orte aus.

Auf dem Marktplatze gesellte sich ein städtisch gekleideter Mann zu uns, der sich als der Medico von Civita Lavigna vorstellte, und uns freundlich einlud, bei ihm einzutreten. Seine Frau, eine Römerin, empfing uns gleichfalls sehr zuvorkommend, und bald stand eine Collazione von Früchten, Schinken, Brod und Wein auf dem Tische. Ganz erstaunt über diese, mir bisher unbekannte Gastfreundschaft, ward ich

es noch mehr, als unser Wirth, da wir uns beim Abschiede bedankten, uns ganz unbefangen erklärte, daß er vielmehr uns Dank schuldig sei. Ich bin, setzte er hinzu, erst kurze Zeit hier, und dieser Besuch der fremden Herren wird sehr dazu dienen, meinen Ruf und mein Ansehen bei den Bewohnern von Civita Lavigna zu erhöhen, welche natürlich glauben werden, daß ihr Arzt, der solche Bekanntschaft mit fremden Herrschaften habe, ein in Rom gekannter Mann sein müsse. Jetzt wurde uns auch klar, weshalb er einigen Neugierigen, die unter irgend einem Vorwande bei ihm, während wir uns seine Gaben schmecken ließen, eintraten, uns als Freunde von Rom vorgestellt hatte. Moralisire wer mag, ich finde diese mit gutem Humor verbundene Offenheit wenigstens sehr ansprechend und liebenswürdig.

Auf dem Rückwege bemerkte ich, daß die Straße noch Spuren alten Pflasters zeige. Hier, wie bei den meisten alten Wegen, hat neben der Zeit auch Menschenhand die für die Ewigkeit gebauten Römerstraßen zerstört. Man benutzte die Steine theils zur Pflasterung neuer Wege, theils baute oder besserte man damit die Straßen der Städte und Ortschaften. So ist der größte Theil der berühmten Appischen Straße von Rom nach Capua zerstört worden, die auf ihrer ganzen Länge mit gewaltigen Polygonen von Peperin und Lava gepflastert war, ein Werk von unvergleichlicher Herrlichkeit, dessen Unterbaue durch tiefe Gründe, wie z. B. der bei Aricia, noch jetzt Wunderwerke heißen dürfen. Der letztere befindet sich in der Nähe der Vigna Jacobini, zwischen Aricia und Genzano. Die alte Via Appia läuft nämlich am Fuße der Höhe, auf welcher das heutige Aricia liegt, vorbei, durchschneidet die Ruinen des alten Aricia, deren sich noch einige, namentlich ein

zum Casale (Meierhaus) eingerichteter Tempel in den Vignen und Gärten am Abhange des Berges befinden, und zieht sich dann mit einem stumpfen Winkel, den sie bei der Vigna Jacobini macht, schnurgerade über die Anhöhe. Jener Unterbau ist etwa achtundachtzig bis neunzig Fuß lang, aus gewaltigen Werkstücken erbaut. Er füllt die Thalschlucht zwischen Alt-Aricia und jenem Hügel des Weinberges. Die Straße selbst ist jetzt um mehrere Fuß ausgetieft, das Pflaster ausgebrochen, zerschlagen, weggeschwemmt oder an den Seitenrändern hoch mit Erde bedeckt. Die Vertiefungen in den übrig gebliebenen Quaderstücken mögen Wagengeleise oder Wasserrinnen gewesen sein. Unter den Werkstücken sind viele von fünf bis gegen sieben Fuß Länge.

Warum aber wurden diese und andere alte Straßen ganz oder zum Theil verlassen? Ihr Verfall datirt aus jenen Zeiten des Mittelalters, wo nicht nur Stadt gegen Stadt, sondern selbst ein Grundbesitzer gegen den anderen in ewiger Fehde lag, Straßenräuberei ein ritterlich Handwerk war, und zu diesem Zwecke in der Nähe aller Hauptstraßen jene unzähligen Kastelle und Thürme entstanden, von denen aus die Räuber ihren Wegezoll erhoben, und deren Trümmer man hier und da verstreut noch heute wahrnehmen kann. So wurden die Hauptstraßen allmälig verlassen, der Verkehr suchte sichere Nebenwege auf, und die alten Straßen verfielen, dienten als Steinbrüche und verschwanden so zum großen Theile.

Die alte Appia, die Königin der Straßen, trifft mit der jetzigen Poststraße nach Neapel nur noch stellenweise zusammen. Sie war von Rom aus meilenweit zu beiden Seiten mit prachtvollen Grabmonumenten besetzt, von deren Herrlichkeit

allein das Grabmal der Cäcilia Metella noch einen Begriff geben kann.

Als wir Abends bei Tische saßen, erhob sich in der anstoßenden Straße eine gräuliche Katzenmusik. Ein Paar gewaltige Stierhörner tuteten zwischen einem heillosen Spektakel, den die Jugend Aricias mit allerlei kupfernen und blechernen Gefäßen, gläsernen Flaschen und Töpfen anrichtete. Diese wunderliche Huldigung galt einem jungen Ehepaare in unserer Nähe, oder vielmehr einer alten Frau, die einen ganz jungen Mann — den dritten, wie unser Wirth bemerkte — heute geheirathet.

Einen ähnlichen Auftritt erlebte ich in Rom an der Piazza Barberini, am hellen Tage. Ein Zecher hatte seinen Abendrausch zu lange ausgeschlafen. Da erschienen etwa gegen halb zehn Uhr seine Zechbrüder, holten ihn halb gutwillig, halb mit Gewalt aus dem Hause und führten ihn mit großem Geschrei und einer ähnlichen Katzenmusik wie die eben beschriebene, unter einem großen wachsleinenen Regenschirme, den sie wie einen Baldachin über sein Haupt hielten, durch einige der nächsten Straßen. Man sagte mir, daß dies allgemeine Volkssitte bei solcher Gelegenheit sei.

Rocca di Papa, den 25. Juli.

Als ich heute Morgen mit Steinhäuser durch den grünen Waldweg hierher ritt, führte meine Frage nach dem Ursprunge

des Barokko in dem italienischen Kirchenbaustyle allerhand Herzensergüsse über Kunst und Kunstzustände der Gegenwart herbei, von denen ich das Wesentlichste mit den eigenen Worten des begabten Künstlers aufzeichnen will.

Das Barokko, sagte er, ist wohl aus dem Oriente, aus der Türkei und aus China herzuleiten, und die Jesuiten mögen die Vermittler gewesen sein. Schon Michel Angelo hat den ersten Schritt zum Verderben der Baukunst gethan, da er Brunnellesco's Richtung auf Zweckmäßigkeit und Harmonie der Maaße seiner himmelstürmenden Neigung zum Wunderbaren, Abenteuerlichen und Seltsamen aufopferte.

Ich erzählte, wie heftig sich Raggi über die Vergothisirung der Kirchenfaçade in Grotta ferrata ausgesprochen habe. Er gab dem Italiener Recht, da dies Ineinanderpfuschen zweier verschiedener Style eine Verkehrtheit sei. Für Deutschland hingegen, setzte er hinzu, ist der gothische Styl der Baukunst vielleicht der einzige, noch mit Erfolg zu kultivirende. Denn dieser Styl ist noch ganz neuer Entwickelungen fähig. Zunächst vereinigt er zwei Eigenschaften, welche in dieser Vereinigung das Wünschenswertheste sind: Schönheit und Festigkeit. Seine Grundform ist die Pyramide, also die Festigkeit selbst. Dann ist in ihm bei aller unendlichen Freiheit und scheinbaren Willkür doch Alles in der Composition organisch nothwendig. Diese Münster, die schlank und hoch halbe Jahrtausende stehen, — man nehme einen Pfeiler, einen Bogen, und Alles stürzt zusammen.

Betrachten Sie nun in Bezug auf die Festigkeit und Dauerhaftigkeit unsere neueren Bauten, z. B. die Berliner, wo doch ein Genie, wie Schinkel, thätig gewesen ist. Es sind Ruinen, die man baut. In hundert Jahren steht von dem

ganzen Wesen kein Stein mehr auf dem andern. — Unmöglich! — Und doch wahr! Zehn Jahre nach der Erbauung sah ich die Seite des neuen Schauspielhauses nach der Wilhelmsstraße zu, und erkannte sie nicht mehr. — Aber woher rührt dieser Mangel an Dauerhaftigkeit? — Daher, daß man ein falsches Sparsystem befolgt, daß man das Material so wohlfeil nimmt als man es bekommen kann. Statt z. B. in Berlin die schlesischen Marmorbrüche zu benutzen, tausend fleißigen Händen dadurch Arbeit zu geben und Gebäude hinzustellen, die wie die alten Römerwerke Jahrhunderte stehen, ohne zu wanken, flicken sie ihre Museen u. s. w. zusammen in der Art, daß die Bauunternehmer reich werden, und der Staat arm. Ja arm! Denn denken Sie doch, daß diese neuen Gebäude alle Augenblicke der Reparatur bedürfen, daß für jedes gleich bei der Stiftung ein eigener Baufonds gegründet werden muß. Schon der unselige Verputz, welcher alle zehn Jahre erneuert werden muß, diese Lügenschminke der Zeit, frißt Tausende. Das ist bei den Alten in ihren Bauten so groß und nachahmenswerth, daß sie überall das Material wählten, welches ihnen die Gegend bot, und dessen Dauerhaftigkeit durch die klimatischen Verhältnisse erprobt war. —

Noch niederschlagender war es, den Künstler über die Kunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart reden zu hören. Unsere Kunst, sagte er, ist Salonkunst geworden. Salonmenschen sind Käufer und Besteller. Salons für „Gebildete“ und „anständig Gekleidete sind unsere Museen. Aber die Kunst ist für's Volk da, für Jeden, für Alle. So lange nicht die Werke der Kunst so öffentlich sind, daß Jeder, zu jeder Zeit, mühelos, bei einem Spaziergange, unterwegs bei einem Gange

zum Geschäft, seine Seele durch den Anblick des Schönen erfrischen kann, so lange rede man mir nicht von Bildung des Volks für die Kunst und das Schöne.

Da stehen eure alten deutschen Rathhäuser mit ihren Hallen und Bogengängen. Erfüllt sie mit Kunstwerken, daß eure Kinder darin herumspielen, eure Bürger und Handwerker, wenn sie hindurchgehen mit Hobel und Schurzfell, sich daran erfreuen können. Oder baut statt der verschlossenen Leichenhäuser von Museen eigens solche Hallen und Gänge, bringt sie an bei öffentlichen Gebäuden an öffentlichen Plätzen. Denkt an die Portiken der Alten zum Lustwandeln: Wand in der Mitte, Säulen, vielleicht auch Fenster, zu beiden Seiten nach Nord und Süd, so daß sie immer Schatten oder Sonne haben konnten. —

Ach, wir Künstler sind zu Uhrmachern herabgesunken. Wissen Sie, worauf heutzutage ein Bildhauer sehen muß, wenn er ein verkaufbares Werk liefern will? Auf fleckenlosen, zuckerfeinen Marmor und auf die Nebensachen der Arbeit. Wie wenig kümmerte sich der große Sinn der Alten um beides, wenn das Werk selbst nur vortrefflich war! So lebt jetzt in Rom ein Mensch, der sein Leben lang nichts macht als die Nägel an den Statuen, die denn auch alle gleich aussehen. Auf solche Dinge sehen aber die kaufenden Salonmenschen. „Welch ein Kunstwerk! sogar die Nägel ausgeführt!“ ad unguem! setzt ein klassisch Gebildeter hinzu.

Man könnte sich mit der Bankiersherrschaft unserer Zeit noch in etwas versöhnen, wenn der Reichthum wenigstens etwas für die Kunst thäte. Aber von wie wenigen unserer reichen Kaufleute z. B. kann dies gesagt werden! Und unter diesen wenigen wiederum wie wenige thun das, was sie etwa thun,

aus wahrem Interesse und Verständniß, und nicht des Luxus und der Mode wegen! Und endlich, wer ist es, der z. B. in Berlin von solchen Crösussen zu seinen Mitbürgern spräche, — nicht etwa: ich will meines Reichthumes einen Theil zur Freude meiner Stadt verwenden, ihr ein Bild, ein Denkmal, einen Brunnen oder sonst ein Kunstwerk schenken! Nein! wer öffnet nur die Kunstwerke, welche er etwa besitzt, Mitbürgern und Fremden zum freien Mitgenusse, wie in Italien doch fast überall geschieht? Wird man doch selbst in dem Palaste des kunstliebenden Königs Ludwig von den Aufsehern nur heerdenweise durch die Säle hindurchgetrieben. — —

Am allerhärtesten urtheilen aber alle tüchtigen Künstler, die ich hier noch kennen gelernt habe, über die Akademieen. Rumohr hat einmal ausgerechnet, daß diese Warteschulen der Kunst in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens in Europa (von 1700—1800) an die dreißig Millionen Thaler gekostet haben, ohne etwas anderes zu leisten, als die Rumpelkammern und Winkelböden zu füllen, und falsche Richtungen zu verewigen, die sonst wahrscheinlich viel früher in sich selbst erloschen sein würden. Und doch rieth selbst Rumohr nicht, diese Anstalten ganz aufzuheben, er wollte sie nur anders benutzt wissen. Nur Wissenschaftliches: Anatomie, Perspektive, Literatur, Welt- und Kunstgeschichte solle der technisch schon früh Vorgebildete in ihnen lernen. Anders die hiesigen Künstler. Einer, der selbst Mitglied einer Akademie ist, nannte diese Anstalten die Hegerinnen und Pflegerinnen der Mittelmäßigkeit und Stümperei. Da ziehen sie durch Prämien und Stipendien, durch öffentliche Anerkennungen eine Menge von Halbtalenten heran, die dann in jeder Weise der wahren Kunst im Wege stehen. Man kann sagen, fuhr er fort, daß der ver-

hältnißmäßig größte Theil der Summen, welche in unserer Zeit auf die Kunst verwendet werden, Armenunterstützungen heißen dürfen, bei deren Vertheilung die Rücksicht des Mitleids bestimmend ist. Es ist mit den Kunstakademieen wie mit den Klöstern; sie haben ihre Mission erfüllt. Man braucht jetzt nicht zu fürchten, daß sich ohne Akademieen nicht Kräfte genug finden sollten, dem Kunstbedürfnisse zu genügen. Die einzig wahre Akademie für ein Talent ist ein guter Meister. Wir brauchen Kunstschulen, d. h. Meisterschulen im alten handwerksmäßigen Sinne der größten Kunstperioden. Dann werden wir auch wieder Kunstleistungen haben, wie sie die Zeit hervorbrachte, wo Unterordnung des Einzelwillens unter allgemeine Zwecke ein Haupthebel der Kunstblüte war.

Aricia, den 26. Juli.

Heute ist im Hause Martorelli große Aufregung. Wir haben beschlossen, den St. Annentag, den Namenstag der Signora Martorelli, durch ein Fest zu verherrlichen. Der Namenstag ist bei den Italienern, was bei uns der Geburtstag. Alle Maler feiern und sind mit Hülfe ihrer Ragazzi beschäftigt, Lorbeer- und Eppichkränze zu winden, und das ganze Haus innen und außen mit Festons, Blumenkronen und Ehrenpforten zu dekoriren, und sonst noch allerhand vorzubereiten. Bereits sind Gäste aus Rom angelangt, von denen Signor Enrico (der Bildhauer Kümmel) an die Spitze der Festordner berufen ist. So eben werde ich abgerufen, um auch meinerseits mitzuwirken.

Den 28. Juli.

Unser Fest ist glorreich ausgefallen, und wird lange noch in den Annalen Aricias fortleben. Wie alle frischen Improvisationen war es den bestmeditirten und lange vorbereiteten Feierlichkeiten vorzuziehen. Tags zuvor hatte ich mit Papeleu und Gurlitt in Albano für einige Scudi einen Vorrath von Hemden, Schärpen, Hüten, Hosen, Cigarren und ähnlichen Kostbarkeiten eingekauft, welche als Preise für die anzustellenden „Olympischen Spiele“ dienen sollten, zu welchen wir die hoffnungsvolle Jugend von Aricia aufgefordert hatten. Befreundete Künstler in Rom waren eingeladen, ein Riesenkuchen mit dem Namenszuge der Padrona und ein Feuerwerk, das Unentbehrlichste bei einem italienischen Feste, bestellt. Am Morgen ward zunächst das ganze Haus mit Laubgewinden von Lorbeer und Epheu festlich geschmückt. Eine stattliche rothe Fahne, verfertigt aus den rothen Gardinen des Medico von Aricia — den einzigen, welche im ganzen Orte vorhanden — wehte aus einem der Frontefenster der Casa Martorelli, und verkündete den Aricianern, daß hier im Laufe des Tages festliche Dinge vor sich gehen sollten. Auf derselben befand sich, von einigen Malern schnell in Farbe gesetzt, ein blau und weißer Genius, Santa Anna, die Heilige des Festes vorstellend. Schon am frühen Morgen hatte sich die ganze Schaar der Ragazzi von Aricia vor dem Hause eingefunden, um sich zu den angekündigten Kampfspielen einschreiben zu lassen. Da die Altersbestimmungen nicht genau zu kontroliren waren — viele der Buben waren über ihr Alter in Ungewißheit — so hatte man die Größe unseres Wirthssohnes, des vierzehnjährigen Nino, als nicht zu überschreitendes Nor-

malmaß für die Kampf- und Preisbewerber angesetzt, welche sodann der Reihe nach mit ihren Vornamen in die Liste eingetragen wurden. Mit der den Italienern eignen unglaublichen Anstelligkeit halfen sie jetzt an den weiteren Zurüstungen zum Feste, indem sie Blumen und Grünes, ja ganze junge Lorbeerbäume aus dem nahen Walde herbeischafften, den Platz vor dem Hause durch Wassergüsse kühl und staubfrei hielten u. s. f. Im Innern herrschte nicht minder lebhafte Bewegung. Unten im Kaffee- und Billardzimmer flocht man Kränze, Kronen und Guirlanden, bezeichnete die Preise und befestigte sie an einer großen, grünen Reifenkrone. Das in Rom bestellte Transparent war ausgeblieben, hier galt es also schnelle Hülfe; denn dies Transparent, welches die Nymphe Egeria darstellen sollte, war ein unentbehrliches Stück des Festes. Signor Martorelli hatte nämlich immer behauptet, nicht bei Rom, in dem bekannten Thale vor Porta di San Sebastiano, sondern hier auf seinem Grund und Boden befinde sich Quell und Hain der Vertrauten Numa's. Jetzt sollte nun diese zu dem Priore und Gesetzpfleger von Aricia in sinnbildlich poetischen Bezug gesetzt, und er selbst dadurch als Nachfahrer des altrömischen Königs verherrlicht werden. So ward denn rasch das nöthige Material an zusammengeklebten Papierbogen beschafft, einer unserer römischen Gäste, die geniale Künstlerin Lisinka Baumann, machte sich mit dem Düsseldorfer Schrader an's Werk, und bald blickte Egeria lebensgroß in kecker Zeichnung farbenfrisch aus dem Rahmen. Ich hätte Euch einen Blick in diese Werkstatt und ihr Treiben gewünscht. In P. und G.'s gemeinsamem Zimmer, dem größten des Hauses, war das Festatelier aufgeschlagen. Vor einem Bette, welches als Staffelei diente, saß die liebenswürdige Künstlerin, an

ihrer Nymphe malend, um sie her Maler in Hemdärmeln, an anderen Festbildern schaffend; das Zimmer erfüllt mit Farbenkasten, Paletten, Zeichnungen, halbtrocknen Skizzen, alle Wände bedeckt mit tollen Fresken, auf Stühlen und Tischen alle möglichen Malergeräthschaften, geöffnete Mantelsäcke und Koffer, das tollste Chaos. Der Düsseldorfer Historienmaler Schrader war beschäftigt, unsern Wirth in halber Lebensgröße aus dem Gedächtnisse abzukonterfeien, und bald stand er in ganzer Figur, trotz der karrikirenden Züge sprechend ähnlich, vor unseren Blicken, und ward mit lautem Jubel begrüßt. Das Original war nämlich in Geschäften nach Rom gereis't, und da wir fürchteten, daß er zum Mittagsfestmahle noch nicht zurück sein würde, so sollte er wenigstens in Effigie an unserem Feste Theil nehmen. Dazwischen tönte das Schreien und Jauchzen der schwarzköpfigen Jungen zu uns herauf, die ihrer Lust keinen Raum wußten, und immer durch die Glasthüren des Café's unten im Hause mit ihren Personen oder doch mit ihren Blicken einzudringen suchten, um die Festvorbereitungen, und ganz besonders die an der Decke des Saales aufgehängte Krone mit den für sie bestimmten Preisgeschenken in der Nähe zu sehen. Jedem der zu den Festspielen eingeschriebenen Buben war aufgegeben, bekränzt und mit einem Sacke zu dem Sackwettlaufe, der den Schluß der Spiele bilden sollte, ausgerüstet zu erscheinen. Bald kehrten sie zurück, und schlau und industriell wie diese Italiener sind, stellten sie während des Vormittags auf dem freien Platze Vorübungen in Sprung und Wettlauf an.

Zur Mittagstafel erschien die ganze Hausgenossenschaft in grünen, eppichdurchschlungenen Lorbeerkränzen. Selbst die Engländer mit ihren Frauen, welche sich bisher passiv verhal-

ten hatten, konnten doch jetzt nicht umhin, ihre nationale Sprödigkeit zu überwinden, und ihre breiten Physiognomien mit dem grünen Festschmucke zu erheitern. Denn in der That, heiter und lustig sah diese Tafelrunde aus, und es war, als käme mit der antiken schönen Sitte auch der Geist antiker, maßvoller Heiterkeit und Festfreude über die Gesellschaft. Ganz stattlich nahm sich die Padrona aus an ihrem Ehrenplatze (sie pflegte sonst nicht mit an der Tafel zu essen), eine fleischige, volle Gestalt, unter dem bunten, reichen Blumenkranze, der ihre nicht unedlen, heute wegen der Aufregung etwas weniger phlegmatischen Züge beschattete, wie eine antike Pomona anzusehen. Neben ihr, auf einem leeren Stuhle, stand das obenerwähnte Bildniß ihres Gemahles, unseres braven Martorelli, aber zur Strafe seines Ausbleibens ohne den Schmuck des Kranzes. Trinksprüche mit reimlosen und gereimten Reden und Evviva's auf das Wohl der Padrona, auf die Kunst, auf die Pflegerin der Kunst, Italien, die uns Glieder der verschiedensten Nationen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Dänen, Italiener hier zusammengeführt, wechselten mit fröhlichem Gesange, und vermehrten die allgemeine Heiterkeit.

Nachmittags hatte die ganze Stadt ein festliches Ansehen gewonnen. Fast die ganze Bevölkerung Aricia's war gegen fünf Uhr auf dem Platze vor der Casa Martorelli versammelt, und harrte mit südlicher Neubegier den kommenden Dingen entgegen. Allmälig waren auch mehrere Bekannte aus Rom, viele Familien aus Albano angelangt, ja selbst die haute volée in letzterem Orte, die Fürstin Doria an ihrer Spitze, hatte sich mit ihren Equipagen eingefunden. Endlich öffneten sich die Flügelthüren des Hauses. Heraus und voran

schritt ein Fahnenträger mit der Festfahne, phantastisch aufgeputzt. Ihm folgten die vier Träger der Krone mit den Preisen, welche an einer Wagendeichsel befestigt lustig hin und her schwankte. Die bewaffnete Macht von Aricia, zwei Mann päpstlicher Soldaten stark, auf des Priore Geheiß zu unserer Verfügung gestellt, deckte durch ihre Anwesenheit die Preise vor allzulebhaftem Andringen der Jugend. Dann folgten die Preiskämpfer, alle in grünen Kränzen, Thyrsusstäbe in den Händen, nach ihnen die sämmtlichen Insassen des Hauses Martorelli mit unseren Gästen aus Rom und Albano, ebenfalls bekränzt, aber leider ohne die beabsichtigte altrömische Togakostümirung. Denn Signor Martorelli, obschon den Pfaffen spinnefeind, weil sie die Entführung seiner Tochter aus dem väterlichen Hause begünstigt und eine Verheirathung derselben gegen seinen Willen durchgesetzt hatten, hatte uns doch darauf aufmerksam gemacht, daß bei einer solchen Kostümirung unser harmloser Scherz leicht Anstoß erregen, und ihnen als eine Karikatur ihrer Prozessionen erscheinen könnte. Und „mit den Pfaffen spaßt sich schlecht," fügte er hinzu. Hinter uns her wogte jubelnd in südlicher Aufregung die Masse der Zuschauer. So ging's hinaus durch das altergraue Thor in den grünen Eichwald der oberen Gallerie, und hier begann auf einem freien grünen Platze, umgeben von Lorbeergebüschen, die helle Lust der Olympischen Spiele. Kampfrichter, Herolde und Preisvertheiler wurden gewählt. In fünf Kämpfen wurden die Preise vertheilt, und selbst die Besiegten durch kleine Entschädigungen für geschundene Nasen u. s. w. zufrieden gestellt, und schließlich alle Knaben mit Brod und Wein festlich bewirthet. Denke Dir dazu unter dem blauesten italischen Himmel, in goldenem Sommerdufte

des lichtdurchglühten Waldes, im Hintergrunde die uralte Stadt mit den schimmernden und leuchtenden Thürmen und Zinnen des stattlichen Schlosses, das fröhlichste und bunteste Leben: Alltags- und Festgewänder aller Art, Reiter zu Esel und zu Roß, französische Toiletten aus Albano neben den romantischen und malerischen Landestrachten der Frauen und Mädchen von Aricia und Genzano, Schwarzröcke daneben mit ihren Dreimastern, Bettelmönche mit ihren Säcken, und einzeln für sich stehend auch ein Paar feine blasse Physiognomieen aus dem nahen Jesuitenkloster Galloro, — und Du hast ein Bild, wie ich es leider nicht zu malen vermag. Als nach Beendigung der Spiele die ganze bunte Menschenfluth zurück- und hinauf zur Stadt wogte, sahen wir erst, daß wir mit unseren Scherzen einige Tausend Menschen in Bewegung gesetzt hatten.

Bei der Abendtafel, an der weit über die doppelte Zahl der täglichen Gäste Theil nahm, blühte nun die fröhliche Festlust erst recht in ihrer ganzen Pracht auf. Einen schöneren Anblick wie diese jugendlich kräftigen, zum Theil sehr ausdrucksvollen Künstlergesichter unter den grünen Festkränzen, mit denen auch diesmal alle Gäste, Männer wie Frauen, geschmückt waren, giebt es nicht. Der wilde H. sah vollkommen wie Leonardo da Vinci aus. Hier begriff ich, warum die Alten ihre Symposien bekränzt begingen. Die Becher klangen, deutsche Lieder, im Chor von geübten Stimmen vorgetragen, vom „Scheiden und Meiden,“ vom „Gruß der Liebsten in die Ferne,“ von der singenden Lorelei am fernen grünen Rhein, klangen durch die warme, würzige Sommernacht. Bei dem Rundgesange schmetterte Körner's Schwertlied den kecken französischen Chansons entgegen, welche unsere französischen Genossen,

wenn sie die Reihe traf, anstimmten. Die Engländer ließen ihr Rule Britannia ertönen, und sangen wenigstens der Melodie nach auch den Chorus unserer deutschen Lieder mit. Die Lust ward allgemein, Lied auf Lied erscholl, von ernsten und und scherzhaften Trinkreden unterbrochen, und in all dem oft bacchantischen Jubel störte doch kein Mißton weder Sitte noch Harmonie des Ganzen. Bei solchen Gelegenheiten wird es einem recht klar, wie arm und öde, wie unschön und fratzenhaft unsere civilisirten nordischen Geselligkeitsformen sind, wie der leidige conventionelle Anstandscodex alle unsere Lebensfreuden verödet, und unsere befrackten Gesellschaften, Fest- und Zweckessen so sterbenslangweilig macht. Ach, in unserer Kultur ist alle Poesie aus dem Leben in die schwarzen Lettern geschwunden und steht wohleingebunden in Glasschränken, während das Barbarenthum mit und ohne gelbe Glacéhandschuhe unser Leben füllt.

Da erdröhnte plötzlich der erste Kanonenschlag, zum Zeichen, daß Signor Enrico seine Feuerwerkerkünste begonnen. Hochauf zwischen den springenden und rauschenden Fontainen des Schloßplatzes, prasselten und zischten die Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln und Feuerräder empor, Bernini's Meisterstück, die kleine Rotonda von Aricia mit ihrem Säulenportale, und das mächtige Fürstenschloß gegenüber, so wie die zahlreichen Zuschauer mit magischen Lichteffecten beleuchtend. Ich aber setzte mich auf die Brüstung der Steinterrasse, von der aus ich so oft über die Campagna geschaut; das Meer erglänzte mondbeschienen am fernen Horizonte. Tamburin- und Citherklänge, untermischt von hellem Jauchzen, schollen zu mir herüber, und endlich stimmten die Maler das Lied an:

Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abschied nehmen!

Thränen stürzten mir aus den Augen, denn auch für mich brach dieses Morgen an mit dem nächsten Tage, und mein schönes glückseliges Waldleben war mit ihm zu Ende auf Nimmerwiederkehr.

Der Abschied.

Unsere kleine Kolonie in Aricia hatte sich im Verlaufe von beinahe zwei Monaten so ineinander eingelebt, daß Niemand ohne ein Gefühl von Trauer der Zeit gedachte, wo diese kleine Menschenwelt nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstieben sollte. Meine Abreise, die den ersten Ring der Kette lös'te, ward mir schwer, und ich empfand einen Schmerz, den selbst die Aussicht auf Neapel nicht zu bannen vermochte. Alle die guten Stunden, welche ich hier im Kreise heiterer, liebenswürdiger Menschen verlebt, all das glückliche Behagen, welches ich in der schattigen Kühle dieser weltabgeschiedenen Bergwälder mit ihren wunderbaren Seen, im Gefühle gesteigerter Gesundheit und wachsenden Lebensmuthes empfunden, drängte sich beim nahenden Abschiede herzzusammenschnürend um mich her. Noch einmal besuchte ich meine Lieblingsplätze, durchwanderte am letzten Abende noch einmal einsam die kleine Stadt. Aus dem Hause, in welchem den letzten jugendlichen Sprossen des alten Fürstengeschlechtes der Savelli der rächende Dolch des eifersüchtigen Gatten seiner schönen Aricianerin traf, schimmerte ein Licht, und zum Klange der Mandoline ertönte von schönen Lippen das wohlbekannte:

Ti voglio beu' assai
Ma tu non pens' a me!

Am Montag früh kamen meine Reisebegleiter aus Rom, die Bildhauer Albert Wolf und Gustav Bläser, um mich nach Velletri, der ersten Station auf dem Wege nach Neapel, abzuholen. Bei Tische war es diesmal still, ich selbst in bedrückter Stimmung, und auch von allen Anwesenden war wohl keiner, der mich gerne scheiden sah. Ein Toast auf das Wohl der gesammten Casa Martorelli und ihres vortrefflichen Besitzers ward mit einem lauten herzlichen Abschiedsgruße von dem letzteren erwiedert, den alle Genossen mit wiederholten Evviva's begleiteten. Nach Tische sang die kleine Liedertafel noch einmal meine Lieblingslieder. Doch wollte es immer noch zu keiner schwunghaften Stimmung kommen, und das längere Ausbleiben unseres von Albano her erwarteten Vetturins machte die letzten Augenblicke nur noch peinlicher. Da ergriff plötzlich der Historienmaler Becker seine Geige, auf der er schon oft uns seine Meisterschaft zu unserem höchsten Genusse bewiesen hatte, und ging nach einem herrlichen Adagio mit einem Male wie von einem Dämon des Humors ergriffen, zu einem marschartigen Opernchore über, in den sofort alle übrigen mit Singen und Pfeifen, Händen und Füßen einstimmten. Es war als sei der Geist unseres letzten Villeggiaturfestes über Alle gekommen. Man war froh, für die peinliche Stimmung solcher Abschiedsmomente eine willkommene Ableitung gefunden zu haben, und nun folgten sich ohne Vorbereitung und Verabredung eine Reihe ächt komischer Carnevalsscenen, mit denen der liebevolle Humor jugendfrischer, geistig angeregter Künstler dem scheidenden Freunde über die düstere Trennungsstunde einen heiteren, farbenbunten Schleier

zu breiten beflissen war. Während die Sänger die vorgegeigte, sehr sangbare Marschmelodie nachsangen, ergriffen andere, was nur an Surrogaten musikalischer Instrumente, an klingenden Gegenständen aller Art sich vorfand, und folgten im langen Zuge paarweise dem violinspielenden Orpheus, welcher ohne ein Wort zu sprechen, immer dieselbe Melodie mit immer wilderen Strichen und Sprüngen geigend, plötzlich seinen Weg aus der Thüre des Saales in den Corridor und aus der Hausthüre auf den Marktplatz nahm. Das ganze Haus gerieth in Aufregung. Alle seine Insassen zogen dem neuen Rattenfänger von Aricia im Marschschritte nach: voran der humoristische Bildhauer Kümmel, Castagnetten schlagend, andere mit Gläsern, Töpfen, Tellern, Schüsseln, metallenen Schaalen, kupfernen Wasserkrügen, Blechtrommeten, Trichtern, klingelnd, trommelnd, blasend aus allen Leibeskräften, bis zum theilweisen Untergange ihrer Instrumente das Orchester zu Becker's Geigenspiele bildend. Baron P. hatte die riesige Korbflasche, aus welcher bei Tische der Wein in die Flaschen gefüllt worden war, ergriffen, und entlockte ihr blasend Töne, welche des Stieres von Uri würdig waren. Ein türkisches Fez auf einem Malerstock gesteckt diente als Standarte. So ging der tolle Zug mit der Grandezza eines possenhaften Ernstes in der brennenden Mittagshitze ganz um die große Piazza, zum Staunen aller Aricianer, die sich einmal über das andere ihr sono matti tutti i pittori! zuriefen. Aber es sollte noch besser kommen. P., welcher seine riesige Flaschentrompete glücklich zerarbeitet, hatte einer wasserschöpfenden Aricianerin ihren kupfernen Henkelkrug in musikalischer Absicht vom Haupte genommen, um denselben als Pauke zu benutzen. Als nun der Zug zur Casa Martorelli, deren Inhaber sich höchlich an

diesen Tollheiten ergötzte, zurückgekehrt war, kam die Besitzerin, zeigte eine der vielen Beulen des Kruges, welche ohne Zweifel schon lange vor unserer Geburt in demselben vorhanden gewesen, und verlangte dafür im Namen ihres Padrone Entschädigung. Der alte Martorelli, aufgebracht über diese Unverschämtheit, nahm der Raisonnirenden unwillig den Krug ab, und jagte sie mit den Worten: er werde die Schadloshaltung übernehmen, aus dem Hause. Allein der gute Humor der Künstler fand ein besseres Auskunftsmittel. Der Boden des Kruges ward mit schnell gesammelten Bajocchi reichlich gefüllt, Papeleu schwang ihn wie ein Rauchfaß, und setzte sich auf's Neue an die Spitze des Zuges, der sich nun mit derselben tollen Musik noch einmal durch die Straßen der Stadt zu dem Hause des Eigenthümers begab, woselbst der Krug unter allerhand Scherzen von einer Deputation abgegeben wurde.

Noch immer war der Vetturin von Albano nicht da. Allein die einmal angeregte Stimmung fand leicht Schwung genug, den Scherz nicht stocken zu lassen. Kümmel erschien urplötzlich mittelst Servietten und Tischtücher als römischer Imperator kostümirt, und gab nun auf einem Kreidestriche im Saale die mimische Darstellung eines equilibristischen Prachtschaustückes mit einer solchen Bravour zum Besten, daß der allgemeinste Jubel und Beifall seine Leistung belohnte. Da rasselt es klingelnd die Straße herauf. Es ist der neapolitanische Vetturin. K. schleuderte die Verkappung von sich, und drückte uns zum Abschiede die Hand. Das ganze Haus begleitete mich an den Wagen. Die Familie Martorelli, die Dienerschaft, der schlaue Pipo, der gutmüthige Vincenzo, alles drängte sich mit einem treuen: buon viaggio Signor Adolfo, a rivederci! heran. Ich sprang in den Wagen und drückte

mich sprachlos in eine Ecke. Da plötzlich erscholl von den Künstlern, die sich im Halbkreise um den Wagen gestellt hatten, im schönsten vierstimmigen Gesange das rührend schöne, deutsche Abschiedsliedchen:

> Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus,
> Und Du, mein Schatz, bleibst hier!

Und bei den Worten: „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm!“ drängten sich die nicht Singenden an den Wagen: Franzosen, Italiener, Deutsche, Engländer riefen mir jeder in seiner Sprache den Abschiedsgruß zu. Noch klangen die letzten Töne des Scheidegesanges, und hinaus zum nahen Thore rollte der Wagen, die Straße nach Genzano hinab, und ein schönes Blatt meines italischen Wanderlebens war bis zum Rande gefüllt.

VI.

Nach Neapel.

„Dort das Gebirg der Abruzzen und hier die pontinischen Sümpfe
Führen vom Lande der Kunst nach der Natur Paradies.“

Platen.

Vedrô Napoli,
Si, con piacere;
Ma col pensiere
In Roma sto.

(Canzonetta Romana.)

Velletri, den 28. Juli Abends.

Wir haben soeben einen Abendgang durch und um die Stadt gemacht, welche eine der wohlhabendsten und freundlichsten im Gebirge ist. Sie lagert auf dem letzten Ausläufer des Albanergebirges gegen die Volskerberge hin. Ein breites, hügeliges Thal liegt zwischen beiden. Die Gartenterrasse des Posthauses, wo wir logiren, voll der herrlichsten blühenden Oleander und fruchtschwerer Citronen- und Orangenbäume, gewährt die herrlichste Aussicht auf das Volskergebirge, welches im Abendschimmer mit den Städtchen Sermoneta, Cori, Norma und Rocca Massimi glühend vor uns liegt. Unter den von Landleuten beim Ackern gefundenen Resten antiker Marmorstatuen, die der Postmeister im Garten aufgestellt hat, entzückte uns ein wunderschöner, jugendlicher Mädchenkopf, dessen Ausdruck trotz der erbärmlichsten Restauration hinreißend ist. Die Bildhauer, meine Begleiter, halten ihn für griechische Arbeit der besten Zeit. In der Nähe von Velletri (das alte Velitrae) hatten die ersten Kaiser glänzende Lustschlösser.

Von den schönen Velletrinerinnen sah ich keine; dagegen entsprach der Wein von Velletri seinem alten Ruhme. Er ist die Hauptquelle des Wohlstandes der Stadt.

Am 29. früh um vier Uhr ging es von der Höhe in allmäliger Abdachung hinunter in die große Ebene der pontinischen Sümpfe, welche zur Linken durch die Kette des Volskergebirges, zur Rechten vom Meer begränzt wird. Diese Sümpfe waren nach Niebuhr's Ansicht anfangs ein Haf hinter den Dünen an der See, und als dieses von den einfließenden Strömen mit Schlamm gefüllt ward, ein Sumpf, der sich langsam erhöhte. Derselbe Geschichtsforscher erklärt die Ueberlieferung des älteren Plinius von den dreiunddreißig Städten, die dort untergegangen, für eine Fabel. Westphal dagegen hält an der Tradition fest, und erklärt die allmälige Versumpfung und Verödung der einst so fruchtbaren und wohlangebauten Gegend, ähnlich wie die der Campagna Roms, durch die fast gänzliche Vernichtung der Bevölkerung in den römischen Eroberungskriegen. Als die Kräfte der Bevölkerung nicht mehr hinreichten, den schädlichen Wirkungen der von den Bergen herabkommenden Gewässer zu steuern, wurden einzelne Theile des Bodens überschwemmt, und die Luft mehr und mehr ungesund gemacht. Dadurch wurden selbst die Bewohner der noch wasserfreien Stellen gezwungen, diese zu verlassen, so daß Alles zum Sumpfe ward.

Es macht wohl schwerlich ein klassisch-Gebildeter die Reise auf der Königin der Straßen, ohne an des römischen Dichters humoristische Reisebeschreibung seines Ausfluges nach Brundusium erinnert zu werden. Mir fiel zunächst auf, daß alle Erklärer den schwächlichen Horaz die Reise bis an den Kanal von Forum Appii (vom Volke noch jetzt Forappi genannt) zu Fuße machen lassen. Mir schien das immer unglaublich. Ein Mann wie Horaz, Freund des weltbeherrschenden August, selbst in leidlichem Wohlstande, dazu von

schwächlicher Gesundtheit, der in einer so auf Bequemlichkeit und Luxus haltenden Zeit, mit zahlreicher Begleitung zu Fuße reis't, und das in einem Lande, wo noch heute selbst der Aermste bei einer Reise sich wenigstens eines Sommaro bedient, ist eine totale Unglaublichkeit. Die Gelehrten hielten sich ohne Kenntniß der Oertlichkeiten und Landessitten an die Worte. Horaz sagt: Er und seine Begleiter hätten zu der Tour von Rom nach Forum Appii „aus Bequemlichkeit" zwei Tage, oder vielmehr, wie aus den Nebenumständen hervorgeht, anderthalb gebraucht, während es für „Rüstigere" (altius praecincti bildlich) nur eine Tagereise sei. Aber im italischen Klima soll es der leichtgeschürzteste Fußgänger wohl bleiben lassen, eine Strecke von nahezu zwölf Postmeilen in einem Tage zurückzulegen. Wir sehen vielmehr, daß Horaz auf seiner Reise ziemlich genau die Stationen der heutigen Vetturine hielt, welche gleichfalls am zweiten Tage gegen die Zeit des Pranzo in Forappi eintreffen. Der alte Poet wird Nachmittags aus Rom gefahren oder vielmehr geritten sein, um gegen Abend in Aricia anzukommen, wo er, weil Velitrae damals zu weit ab von der Straße lag, übernachten mußte. Von da nach Forum Appii ist es selbst für einen Reiter oder eine nicht langsame Vettura eine ziemlich starke Tagfahrt. Brauchten wir doch von Velletri, scharf und ohne Aufenthalt fahrend, sieben Stunden, um Forappi zu erreichen.

Der Weg bietet wenig Interessantes; Ruinen alter Kastelle, Getrümmer von Wasserleitungen, gebaut oder ausgebessert mit den Steinen der alten Straße, niedriger Wald, einzelne Kornfelder. Bei dem elenden Flecken Cisterna beginnt die Region der Malaria, und man kommt auf das Niveau der eigentlichen pontinischen Sümpfe. Ihre Austrocknung ver-

suchte zuerst in neuerer Zeit der kräftige Sixtus V., aber als der Tod ihn vorzeitig abrief, blieb das Werk liegen. Bei einer an sich unkräftigen Wahlregierung, wo noch überdies jeder Nachfolger es sich angelegen sein läßt, alle nicht unmittelbar auf die Feststellung des Pfaffenthumes und der Priesterherrschaft hinzielenden Anordnungen seines Vorfahren umzustoßen, war die Ausführung eines so wichtigen Unternehmens eine Unmöglichkeit.

Bei Treponti beginnt die Linea Pia, ein Kanal, den Pius VI. bis Terracina führen ließ. Bis hierher, oder vielmehr bis Forum Appii, baute Appius seine berühmte Straße, die erst Trajan ganz durch die Ebene der Sümpfe führte. In der älteren Zeit bildete ein Kanal, der von hier bis Terracina ging, die Verbindung mit der von dort weiter nach Campanien führenden Straße. Er diente dazu, theils um das Land, wie jetzt der Graben des Papstes, vom Wasser zu befreien, theils die Fortschaffung der Kriegsbedürfnisse nach Latium und Terracina zu erleichtern. Die Militairstraße selbst ging näher dem Gebirge über Sezza (Via Setina). „Denn von Cisterna aus in einem Marsche Terracina zu erreichen, ist zumal im Sommer ganz unmöglich. Zwischen beiden Orten zu kampiren, wäre im Sommer und Herbst tödtlich; ja in den heißen Sommermonaten würde ein einziges Nachtlager bei Cisterna die Hälfte einer Armee mit Fiebern schlagen*)."

Der Anblick dieser traurigen, wüsten, fieberschwangeren Oede mit den Jammergestalten der Bewohner drängt sich durch alle poetisch-klassischen Erinnerungen überwiegend hin-

*) Niebuhr.

durch. Unser Pranzo in dem elenden Wirthshause der Poststation war miserabel: schwarzgraues Brod, elendes Fleisch, keine Früchte und ein Wein, der nur gegen das völlig unerträgliche Wasser, welches schon den alten Horaz zum Fasten bewog, genießbar zu nennen war. Das wüste, einsam liegende Haus glich in seiner heillosen Zerlumptheit durchaus einer Räuberhöhle. Trostloseres sah ich nie als diese Spelunke mit den kehlabschneiderischen Physiognomieen des Wirthes und seines Dieners. Hier in dieser Gegend sind auch die meisten Raub- und Mordanfälle geschehen, und auf dem Wege fehlt es nicht an Mordthatskreuzen. Wolf erzählte, daß hier bei diesem Hause einst auch sein Meister Rauch angefallen und beraubt wurde. Schon zur Zeit Juvenal's waren diese Sümpfe als Schlupfwinkel von Straßenräubern berüchtigt, gegen welche sogar militairische Posten eingerichtet wurden. Von der Einsamkeit der Straße mag es einen Begriff geben, wenn ich sage, daß uns den ganzen Tag auch nicht eine Kutsche, Reisewagen, Post oder sonstiges Gefährte — nicht einmal ein Eseltreiber begegnete. Und doch ist dies die Hauptstraße, welche die zwei größten Städte der ganzen Halbinsel verbindet.

Trotz der Hitze war uns Allen doch sehr wohl, als wir Nachmittags unseren Weg auf der wohlunterhaltenen, mit Ulmen besetzten Chaussee, welche sich schnurgerade längs des Kanales hinzieht, fortsetzten. Die Wiederherstellung dieses Stückes der Straße hat 110,000 römische Thaler gekostet. In dem Kanale begegneten uns von Zeit zu Zeit schwimmende Büffelheerden, hinter ihnen die Buffalori auf kleinen trogartigen Kähnen. Wie die schwimmenden Bestien so behaglich die Köpfe, und zuweilen im Schwunge die halben Leiber

pruhstend aus dem trüben schilfigen Wasser streckten! Es war in der Juliglut ordentlich neiderregend.

Ich saß den ganzen Weg bis Terracina im Freien neben dem Vetturin, einem sehr geweckten und weltgewandten Italiener. Aus dem Königreiche Neapel gebürtig, aber in Rom seit langen Jahren ansässig und verheirathet, war er auf die römischen Volkszustände, auf das aussaugende Pfaffenregiment, auf die Trägheit und Entsittlichung der Römer schlecht zu sprechen. „Um die Signori zu spielen, ohne arbeiten zu müssen," sagte er, „affittano tutto, case, moglie, figlie!" Und was er von den Neapolitanern rühmte, daß sie weit bessere und fleißigere Arbeiter sind, habe ich später auf dem Lande überall bestätigt gefunden. Im Ganzen freute es mich, aus dem langen Gespräche wahrzunehmen, wie tief die Einsicht in das bürgerliche und staatliche Elend und seine Quellen doch schon in das Volk gedrungen ist. Ich habe bisher auch nicht einen einzigen Italiener gefunden, der nicht das weltliche Regiment der Pfaffen für das Hauptunglück des Landes gehalten hätte. —

Signor Lalli, unser Vetturin, meinte: unter Papa Gregorio XVI. gehe vollends Alles den Krebsgang. Die Steuern würden immer drückender, und das Ende des Elendes sei gar nicht abzusehen. Nur die geistlichen Herren würden fett bei dem allgemeinen Elende. „Ci vuol' un altro Napoleone!" rief er am Schlusse, und hieb zornig zwischen seine Gäule.

Gegen fünf Uhr Nachmittags erreichten wir Terracina, das alte Anxur, noch immer wie zur Zeit des römischen Dichters „thronend auf schimmernder Felswand." Einige Miglien zuvor erinnert der Torre Ferrona an das uralte Heiligthum

der Freiheitsgöttin Feronia, deren schattiger Hain aber verschwunden ist. Von hier zieht sich der Gebirgsbogen mit seiner äußersten Spitze (Monte Sant Angelo) bis dicht an das Meer hinan. Erst Pius VI. öffnete durch Wegsprengung der Felsen den vor Alters hier versperrten Weg. Am Abhange des Monte Sant Angelo liegt das eigentliche Terracina. Die untere Stadt, durch welche die untere Poststraße geht, ist gleichfalls eine Schöpfung Pius VI.

Aber welch' einen Anblick gewährt hier das Meer! Gegen diese azurne Bläue wird selbst das schönste Blau des Himmels zum matten Silbergrau. Von den Felsenkuppen herab zwischen uralten Mauern, Thürmen und Klosterzinnen winken uns die Märchenbäume des Südens, die riesigen Kinder der Wüste, die Palmen entgegen. Aus der üppig angebauten Ebene ziehen sich Orangen- und Citronengärten, umgürtet von Aloen, Myrthen und indianischen Feigen, bis zu den höheren Oelwäldern hinauf. In röthlich gelber Glut leuchten die steilen Felsenwände und die kahlen Gebirgshäupter. Das Land unserer Jugendträume, der Süden Hesperiens beginnt.

Terracina, den 29. Juli.

Es ist Abend. Dicht unter meinem Fenster in dem palastähnlichen Albergo Reale rollt das Meer seine weichen Wogenlinien gegen den Ufersand. Ich bin noch ganz berauscht von dem Genusse, den uns die unvergleichliche Schönheit dieses wunderbaren Ortes gewährt hat. Unser erster Gang war zur alten Stadt hinauf. Sie ist im Inneren eng und trümmerhaft. Von dem prachtvollen Apollotempel sahen wir nur noch

Substrukzionen und zwei Säulen in der auf seiner Stelle erbauten Kathedrale. Dann weiter hinauf zu dem Franziskanerkloster, welches auf steiler Felshöhe, gegenüber dem burgartigen Nonnenkloster, Stadt, Ebene und Meer beherrscht. Ein Pater des Klosters, den wir auf dem freien Eingangsplatze ansprachen, warnte uns vor der Besteigung des Monte Sant Angelo, auf welchem die Trümmer der Burg Theodorich's liegen: „Solche Anstrengung in so heißer Jahreszeit zieht leicht das Fieber herbei, und schönere Aussicht wie von unserem Klostergarten findet Ihr dort auch nicht.“ In der That, der Mann hatte Recht. Dieser Punkt ist ein leuchtender Rubin in der Schönheitskrone Italiens. Wir traten in den Garten, dessen Grün die Trümmer einer alten Villa oder vielleicht eines Tempels überwuchert. Auf einer erhöheten Fläche liegt noch unversehrt ein antiker Mosaikfußboden aus Marmor und gebrannten Fliesen. Große gewölbte Souterrains, Säulenstümpfe und Mauertrümmer ließen auf stattlichen Umfang und Pracht der alten Bauten schließen. Dicht hinter dem Garten läuft eine alte Römerstraße mit noch ziemlich erhaltenem Polygonpflaster.

Aber was ist all dieser antiquarische Rumpelkram der Vergangenheit gegen die schönheitstrahlende, lebenvolle Gegenwart, gegen die Aussicht von dieser Höhe hinab auf die halb orientalische Stadt mit ihren Plattdächern und Kuppeln, ihren palmengekrönten Orangenhainen, ihrem Strand und Hafen, und dem blauen, unendlichen Meere, das in der krystallhellen Luft wie ein Saphir erglänzte. Zu unserer Rechten dehnen sich die pontinischen Sümpfe, aus ihnen springt das einsame Felsgebirg des Monte Circello wie ein urweltliches Riesenroß in die Meeresfluth. Links, gegen das neapolitanische Thor

hin, steilt sich in nicht minder abenteuerlicher Gestaltung der Felsenkamm des Monte St. Angelo, einst dem Meergotte heilig, mit dem einzelnen Felskegel des Pisco Montone zum Meere hinab. „Von da hinunter," erzählte der Pater Professor (das Kloster ist nämlich eine geistliche Studienanstalt) „stürzte sich in der alten Heidenzeit ein Jüngling hoch zu Rosse am Feste des Neptun in das Meer." Immer noch besser, als daß sich jetzt dafür Hunderte und Tausende in die pontinischen Sümpfe des Mönchsthumes zur Ehre Gottes versenken. Ob der Pater meine Gedanken ahnte, weiß ich nicht, aber er sah so schwermüthig und geisteseinsam in seinem schwarzen Gewande unter dem Baret hervor, daß mir's durch die Seele ging. Ich verglich die Aussicht mit Nizza. Da fand sich, daß er selbst aus Nizza war und meinen Vergleich bestätigen konnte. Die Luft war so leuchtend, so farbenglühend, sie ließ alle Contouren so scharf und hell hervortreten, daß sich unsere Augen nicht satt sehen konnten. „Und doch müssen wir morgen mit unseren Schülern bis zum November nach Aricia wandern!" — Warum? — „Der Fieber wegen, die jetzt beginnen und selbst im November noch Opfer fordern;" è una bellezza velenata! setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu.

Wir gingen jetzt in das Kloster zurück, aus dem ein Theil der Scholaren so eben in den Garten geführt wurde. Ihre Zellen fand ich luftig und reinlich, ihre Bücher, meist alte Klassiker, gut gehalten. In einem kleinen Billardzimmer gesellte sich der Pater Rector zu uns. Von seinen Zimmern aus genossen wir das Schauspiel des herrlichsten Sonnenunterganges, unter uns der Klostergarten mit seinen Palmen, und die von Wein- und Obstgärten umgebene Stadt. Gegen-

über einer zweiten, höheren Felskuppe das berühmte Nonnenkloster mit seinen Vorsprüngen, Thürmen und Terrassen, auf denen zwei schwarz und weiß gekleidete Schwestern im Abendrothe wandelten. Und das Alles im ewig wechselnden Spiele des südlichen Farbenzaubers eines italischen Sonnenunterganges am Meere.

Zuletzt führte uns der Pater Rector noch in den Schlafsaal der Scholaren, aus welchem vor einigen zwanzig Jahren der berüchtigte Brigantenhauptmann Gasparone die sämmtlichen Zöglinge bis auf zwei entführte, welche, klein und schmächtig, sich in der Dunkelheit durch das eiserne Fenstergitter zwängten, und so sich den Händen der Räuber entzogen. Gasparone überfiel das Kloster mit einem Theil seiner Bande bald nach Einbruch der Nacht; er ermordete den Pater Rector, besetzte die Thüre des Schlafsaales der Scholaren mit zwei Raubgesellen, deren gespannte Gewehre die Knaben am Entkommen verhinderten, und schleppte so etwa dreizehn Kinder der ersten Familien gebunden mit sich fort. Ein gerade zum Besuch anwesender Priester aus Sezza, der sich damals mit unter diesen Knaben befunden hatte, erzählte uns die näheren Umstände, indem er hinzufügte, daß er noch jetzt nicht ohne Schaudern dieser furchtbaren Nacht gedenken könne. Die nachsetzenden Gendarmen wurden von den Räubern zurückgeschlagen und ein Mann getödtet, die Kinder in's Gebirge geschleppt, und nur gegen hohe Lösegelder freigegeben. Ein Paar aber, mit deren Eltern der Räuberchef verfeindet war, ließ das Ungeheuer nach empfangenem Lösegelde ermorden, und schickte den Eltern die Köpfe in's Haus. Und mit diesem Menschen sah sich später die elende Pfaffenregierung gezwungen, zu unterhandeln, und durch Vertrag ihm und allen seinen Mordgesellen, wenn

sie die Waffen niederlegen wollten, Pardon zu versprechen. So lebt er noch jetzt, obschon im Gefängnisse zu Civitavechia, wo er sich über den an ihm begangenen Verrath beklagt, da man ihm, wie er behauptet, die Freiheit versprochen.

Santa Agata, den 30. Juli.

Bei dem festen Thurme von Portello betraten wir das neapolitanische Gebiet. Ein Soldat von der Gränzwache geleitete uns nach Fondi, um uns unterwegs am Schmuggeln zu verhindern! Hier erlebten wir, was neapolitanische Gemeinheit sei. Das allgemeine Schuftigkeitsbewußtsein der Beamten hat es bis zu der Naivetät gebracht, daß diese Schelme gerade in dem Augenblicke, in welchem sie ihren Amtseid brechen und ihren König für ein Trinkgeld betrügen, auf ihre Eigenschaft als galantuomini pochen. Während über ein halbes Dutzend zerlumpter Strolche sich in Thätigkeit setzten, um unsere unbedeutenden Effecten abzupacken, empfingen uns zwei feingekleidete Zollbeamte mit der Versicherung: „daß wir ohne Zweifel nichts Steuerbares bei uns führten.“ Ein dritter, anscheinend der Chef, saß rauchend und seine Tazza schlürfend vor dem gegenüberliegenden Café. Leider war das Geschenk, welches unser Cassaführer dem Frager reichte, etwas zu reichlich. Man glaubte Neulinge vor sich zu haben, und erwiederte dem Geber ganz treuherzig: „dies ist doch für Euch allein?“ Da mischte ich mich in den Handel, und fuhr den Unverschämten in meinem besten Italienisch mit den Worten an: es ist für uns Alle, und mehr als genug dafür, daß Ihr nichts gethan. — „Aber Signor, Ihr seht doch, daß Ihr von

galantuomini's behandelt werdet!" — Ebben! versetzte ich, wenn Euch Eure Pflicht lieber ist als der halbe Scudo, so gebt ihn zurück, und thut was Eures Amtes! Da drückten sie sich stillschweigend zur Seite, und händigten uns den Freipaß (lascia passare) ein. Nicht so leicht war aber mit dem Schwarm der Facchini, Soldaten und Bettler anderer Art fertig zu werden, der sich jetzt, nachdem das große Werk der Verpackung unserer federleichten Effecten beendet war, mit seinen Forderungen an uns herandrängte. Scenen dieser Art sind unzählige Male beschrieben, als lustige Staffage des Landes behandelt. Für mich haben sie indessen immer etwas Niederschlagendes, und der Anblick der allgemeinen Entwürdigung und Bettelhaftigkeit eines von der Natur ursprünglich reich begabten Menschenschlages kann auch in der That nur für den romantischen Egoisten unterhaltend sein. Während unser Vetturin seine Pferde mit einem Stempel zeichnen ließ, wofür er eine Abgabe von zwei Scudi (etwa drei Thaler Preußisch) zu erlegen hatte, besahen wir die Stadt. In paradiesischer Umgebung gelegen, umkleidet von Orangen und Citronen, Myrthen und Cypressen, Oelbäumen und Weinbergen, ist es doch das elendeste, verkommenste Nest, welches meine Augen gesehen. Die mittelalterlichen Befestigungsmauern sind zum Theil auf den Fundamenten kyklopischer Mauerreste erbaut.

Die üppige Vegetation der Umgebung von Fondi verschwand bald, als wir auf mehr und mehr ansteigender Straße uns den kahlen Bergen näherten, innerhalb deren das Städtchen Itri mit seinem romantischen Kastelle gelegen ist. Auf dem ganzen Wege erinnern von Zeit zu Zeit Reste alter Grabdenkmäler an die Appische Straße. Eines derselben, unweit Mola di Gaeta, durch seine Größe ausgezeichnet, gilt den

Antiquaren für das Grabmal Cicero's. Gewiß ist, daß in dieser Gegend Cicero seine Formianische Villa besaß, in welcher der unglückliche Mann sein geächtetes Haupt zum letzten Male zur Ruhe legte, ehe es durch das Schwert des Mörders fiel.

In Castellona, einem Flecken dicht vor Mola di Gaeta, am herrlichen Golfe von Gaeta gelegen, ward Mittag gemacht. Für das schlechte Pranzo entschädigte der Orangengarten am Meere mit den Trümmern von Cicero's Formianischem Landhause, von dem Platen singt:

> Hier an dem schönem Orangengestad' trank selige Muße
> Cicero, doch hier auch traf den Gerechten der Mord.

Der Gasthof ist in der Villa eines neapolitanischen Marchese, welcher sein Besitzthum dazu vermiethet hat. Zimmer mit Wand- und Deckenmalereien aus dem vorigen Jahrhundert, die Fenster blind bis zur Undurchsichtigkeit, und ohne Gefahr des Zerbrechens nicht mehr zu öffnen, Alles in tiefster Verkommenheit. Ein großer Orangengarten zog sich früchteschwer bis zum Gestade des Meeres hinab, aber die Orangen, welche man uns pflückte, waren schlecht und kaum genießbar, denn aus Mangel an Pflege und Sorgfalt verwildert hier selbst das edelste Obst. Ueberall, wo uns unterwegs Früchte: Aepfel, Birnen, Pflaumen, Apfelsinen, Pfirschen vorgesetzt wurden, fand ich sie schlechter als wir sie daheim in Deutschland haben, wozu noch kommt, daß die Italiener saures und unreifes Obst dem süßen, gereiften vorziehen. Feigen waren keine zu haben, und die Trauben beginnen erst sich zu röthen. Als ich von dem Hauptwege des Gartens hinunter in die Orangenpflanzung stieg, um einige Limonen zu pflücken, hörte ich den mir folgenden Diener des Gasthofes schreckenvoll aufschreien, und in demselben Augenblicke schoß eine etwa dritthalb

Ellen lange Schlange, die wir aufgestört, in raschem Ringelsprunge an mir vorüber quer über den Weg, unter Citronenbäumen und Myrthenbüschen verschwindend. Das ist auch ein Stück Italien! Das Gestade des Meeres fand ich noch bedeckt mit den Trümmern und Unterbauten der antiken Villa, welche hier, wie die Antiquare behaupten, Cicero besaß. Wir badeten im Meere, und erfreuten uns an der herrlichen Aussicht über den Golf auf das hochgethümrte Gaeta, und südlich auf den Vesuv und den Sant Angelo bei Castellamare. Auch Ischia hebt sich mit seinem Epomeo am Horizonte empor.

Dann weiter durch Mola di Gaeta, wo einst die alte Hafenstadt Formiae lag, immer das blaue, sonnenschimmernde Meer zur Rechten, die Gebirge zur Linken, zwischen wohlangebauten Feldern mit Aloen eingefaßt, von denen einige ihre zwanzig bis dreißig Fuß hohen Blütenstämme schlank und schwank wie Palmen in der Luft wiegten. Auf den Gebirgsrücken zur Linken einzelne Städtchen mit hohen Kirchen und thurmgekrönten, halbzertrümmerten Kastellen malerisch hingelagert. Sie nahmen sich aus wie versprengte Schlachthaufen, welche sich aus der Ebene auf die Höhe geflüchtet und dort zum Widerstande zusammengeschaart haben, Frische und Wunde, Reiter und Fußvolk durcheinander, wie sie der Zufall zusammengeballt. In der That hat auch die Entstehung dieser Städtchen so hoch oben auf den Gebirgsabhängen einen ähnlichen Charakter. Vor den Sarazenen und schon früher vor den nordischen Völkerschwärmen haben sich die Bewohner der Ebenen allmälig aus Noth auf das schützende Gebirge gezogen. So sind die Thalstädte verkommen, wie z. B. das prächtige Minturnä, dessen Trümmer und Wasserleitungen wir in der Nähe des Garigliano (des alten Liris) liegen sahen, über dessen ruhiges

Gewässer, welches Latium von Campanien scheidet, jetzt eine schöne Kettenbrücke führt. Ehe wir sie passirten, gab es einen neuen Strauß mit der zweiten Douana durchzufechten, wo Soldaten und Unteroffizier zuletzt, als ihre Aufforderungen, unsere Effecten durchsuchen zu lassen, eine Viertelstunde lang immer nur durch Vorzeigung des lascia passare beantwortet wurden, sich auf's Betteln legten, und den weiterfahrenden Wagen wohl hundert Schritte weit mit ihren: una bottiglia, eccellenze! begleiteten.

Am anderen Morgen schlich unser Wagen bei brennender Sonnenglut im qualmenden Staube gen Capua zu. Damit wir beides um so besser empfänden, hatten wir mit ächt deutscher Gutmüthigkeit unserm Vetturin erlaubt, ein Paar Stunden vor Capua bei einer einsamen Waldherberge das Verdeck des Wagens abzunehmen, „weil er sonst in Capua eine Abgabe von einigen Scudi zahlen müsse!"

Von dem alten Capua geben nur noch die Trümmer des Amphitheaters, ohngefähr eine halbe Stunde von der heutigen Stadt belegen, Zeugniß für die alte Herrlichkeit der üppigen Hauptstadt Campaniens, welche Hannibal's hier erbleichender Stern in seinen Sturz mit hineinzog. Viel edles Alterthum ist hier schon durch Ausgrabungen entdeckt worden, aber sicher schläft noch unendlich mehr unter dem tiefen Schutte, mit dem hier überall der alte Boden bedeckt ist.

Es mochte gegen sechs Uhr sein, als wir in Neapel einfuhren. Die Stadt präsentirt sich von dieser Seite gar nicht. Erst am Thore selbst, zu dem man durch eine lange Vorstadt

gelangt, sahen wir links den Vesuv sich erheben und einen Streifen des Golfes durch die Häuser schimmern. Zweimal hält der Wagen, und der Kampf mit den beamteten und uniformirten Lazzaroni's um Pässe und Effecten, d. h. um Trinkgelder, beginnt. Kaum ist er beendet und unser Wagen wieder in Bewegung, so erschallt ein entsetzliches Nothgeschrei der beiden, hinten auf den Wagen gehockten Buben unseres capuanischen Vetturins, an den uns der römische mit unserer Einwilligung in Capua verhandelt hatte. Ein halbes Dutzend Lazzaroni war theils schon hinaufgestiegen, theils noch im Aufsteigen begriffen, und die oben Angekommenen begannen bereits die Stricke unserer Effecten zu lösen, um sich — obschon wir noch eine halbe Stunde von unserem Absteigequartiere Santa Lucia entfernt waren — in den Besitz des Rechtsanspruches zu setzen: Koffer und Mantelsäcke auf die Zimmer zu schaffen. Bei aller Anerkennung solcher lobenswerthen Industrie konnten wir dennoch nicht umhin, den Buben und unseren Sachen zu Hülfe zu kommen, und den Wagen durch einige wohl angebrachte Hiebe von diesen Schnapphähnen zu säubern. Doch gelang dies nur auf Augenblicke, und als wir in Santa Lucia, und dort abgewiesen vor der Speranzella, unweit des Toledo, angelangt waren, fanden wir uns von den Vertriebenen umringt, zu denen sich im Laufe unserer Fahrt wohl noch ein Dutzend Kameraden gesellt hatten. Ihre Anzahl wäre hinreichend gewesen, ein halb Dutzend Wagen mit dreifacher Bepackung zu entlasten. Halb verschmachtet von der afrikanischen Hitze und dem erstickenden Staube, betäubt durch das Gebrause und Getose der vulkanisch aufgeregten Stadt, erschöpft durch die Sorge für das Unterkommen, da alle Gasthäuser, bei denen wir vorfuhren, besetzt waren, warf ich mich zum

Tode ermattet auf mein Sopha, Neapel und meine Thorheit, es in dieser Hitze mit dem kühlen, römischen Gebirge vertauscht zu haben, aus rechtem Herzensgrunde verwünschend. Als ich aber ein Paar Stunden später gegen Sonnenuntergang, erquickt durch die Eisboutiken am Largo di Castello, den Molo auf- und ab wandelte, und nun die fabelhafte Pracht und Herrlichkeit dieser einzigen Stadt mit ihrem bunten Menschengewoge, ihren Schiffen und Leuchtthürmen, ihren hohen Felskastellen und grünen Gebirgshäuptern mit der meilenweiten Perlenschnur hellschimmernder Städte um den ganzen Golf von Portici bis Castellamare, Vico und Sorrento hin sich vor meinen Augen entfaltete, als der Vesuv seine Feuergarben durch die wirbelnden Rauchwolken gen Himmel schleuderte, und das schönste Meer der Welt seine Wellen zu meinen Füßen heranrollte, da waren alle die kleinen Reiseleiden vergessen in dem beglückenden Gedanken: das Alles ist kein Bild, kein Traum, es ist Wahrheit, es ist Wirklichkeit, — du bist in Neapel!

Was man auch sagen mag, der Genuß solchen ersten Momentes trägt einen Zauber in sich, welcher sich mit keinem späteren Eindrucke mehr vergleichen läßt. Das märchenhafte Empfinden einer langersehnten Wirklichkeit gegenüber, in deren Mitte man sich selbst ein Fremder scheint, durchzittert die Seele wie ein elektrischer Blitz. So wie an diesem Abende sah ich Neapel nicht wieder. Eine Barke trug mich hinaus in das Meer. Wie ein liebeseliges Weib am Busen des Geliebten lag die Stadt hingestreckt an dem bergumkränzten Gestade des Meeres, und der blaue Himmel schien mit lächelnder Freude niederzuschauen auf das schöne Paar, welches er mit seiner Gaben reichster Fülle gesegnet hat, mit ewiger Jugend und ewiger, göttlicher Schönheit. Alle Höhen umflossen vom

flammenden Goldglanze der scheidenden Sonne; im Schatten die Buchten und Küsten, das Meer den Himmel spiegelnd im tiefsten Blau, weiße Segel fern und nah, Gesang der Marinari, Citherklang und frohes Jauchzen, und von der Ferne herüber das summende Getön der brausenden, unendlichen Stadt! — es ist etwas an dem Vedi Napoli e poi muori! —

Abends strahlte die Stadt in hellem Lichtglanze, dem Geburtstage der Königin zu Ehren. Auf dem Largo di Castello und in der Nähe des Königsschlosses wimmelt es von glänzenden Militairuniformen. Denn der König Fernando ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Soldatenspieler, und hat deren von allen Sorten und Farben, bunt wie Papagaien: Kürassiere, Uhlanen, Dragoner, Husaren u. s. w., so frisch und blank, als wären sie eben aus den Nürnberger Schachteln genommen. Aber die Hauptsache sind doch die Schweizerregimenter, mit denen er allein seine Neapolitaner im Zaume hält, und die das Volk wie den Teufel haßt und fürchtet. Wir hatten davon noch gestern Abend ein Beispiel. Ein dicker Fleischer neben unserem Gasthofe sollte verhaftet werden. Vergebens bemühten sich Polizei und Gendarmen, den mit lautem Geschrei sich sträubenden Mann in den Wagen zu bringen. Da erschien plötzlich eine Patrouille Schweizer; der Führer derselben setzte ohne Weiteres dem Widerspenstigen das Bajonnet auf die Brust, der jetzt ohne ein Wort der Widerrede einstieg.

Im Theater San Carlo war zu Ehren des hohen Geburtstages eine dreifache oder gar fünffache Erleuchtung mit verhältnißmäßig erhöhten Preisen angekündigt. Aber die Wir-

kung dieses blendenden Lichtmeeres war für meine angegriffenen Augen so stark, daß ich das Theater noch vor dem Beginn der Oper wieder verlassen mußte. Indeß auch der bloße Anblick des Raumes selbst war das Legegeld werth.

Die Geschichte dieses riesigen Baues ist wohl auch werth, daß ich sie Euch erzähle. Als König Karl durch den Sieg bei Velletri die Krone beider Sizilien auf seinem Haupte gesichert glaubte, wollte er, wie Coletta es ausdrückt: far pago il naturale desiderio di grandezza ne' pubblici monumenti. Er befahl also neben anderen Prachtbauten auch den Bau eines Theaters, „welches das größte der Welt und dabei in der möglichst kürzesten Zeit erbaut sein sollte." Medrano machte den Entwurf, und der Architekt Angelo Carasale ward mit der Ausführung beauftragt. Carasale war ein Mann von niederer Herkunft, aber ein Genie, das sich schon durch kühne Ausführung großer Bauten bekannt gemacht hatte. Er wählte den Platz unmittelbar neben dem königlichen Schlosse, ließ ganze Häusermassen niederreißen und fügte noch einen weiten Platz hinzu, um Raum für großartige Aufzüge und Schlachtdarstellungen zu gewinnen. Von März bis October 1737 begann und beendete er den ungeheuren Bau, und am 4. November, dem Namenstage des Königs, ward die erste Vorstellung darin gegeben. Das mit Krystallspiegeln bedeckte Innere strahlte den Glanz unzähliger Kerzen tausendfältig zurück, und verbreitete ein Lichtmeer, wie es, um Coletta's Ausdruck zu brauchen, „die Höhen des Olymps umfloß." König Karl selbst, der prachtgewohnte Spanier, war bei seinem Eintritte von diesem Anblicke überrascht. Er schüttelte dem Architekten unter dem Jubel der versammelten Tausende dankend die Hand, und umarmte ihn öffentlich zum Zeichen seiner An=

erkennung. „Nur Eines fehlt Eurem Werke, Meister,“ sagte er. „Denn da das Theater so nahe an den Palast gränzt, wäre es bequemer für Uns gewesen, wenn Ihr für einen Weg von dem einen zum anderen gesorgt hättet.“ Der Architekt schlug die Augen nieder, und Karl entließ ihn mit einem gnädigen: ci penseremo!

Als aber der König nach beendeter Vorstellung sich erhob, um das Theater zu verlassen, trat ihm Carasale mit tiefer Verbeugung entgegen, und lud ihn ein, sich auf dem von ihm gewünschten Wege in seinen Palast zurückzubegeben. Nur drei Stunden waren vergangen, aber sie hatten dem Baumeister genügt, das Unglaubliche zu leisten, starke Mauern durchbrechen, Verbindungsbrücken und Treppen aufschlagen, und mit Teppichen und Decken, mit aufgehängten Spiegeln und Zierrathen bekleiden zu lassen, und so einen hellerleuchteten Verbindungsweg herzustellen. Aber das Glück des Baumeisters erregte den Neid der Höflinge. Man verleumdete ihn wegen Unterschleif, seine Rechnungen waren nicht völlig in Ordnung, und er sah sich mit Kerkerhaft bedroht. Er eilte zum Könige und flehte um Schutz, indem er sich auf sein untadelhaftes Leben, seine Armuth und den Beifall des Monarchen berief. Aber der Einfluß seiner Neider war stärker als das Wohlwollen des Monarchen. Er ward in den Kerker von Sant Elmo geworfen, wo er im Elende starb. Seine Familie verlor sich in Dürftigkeit, und „von seinem Namen,“ setzt der neapolitanische Historiker hinzu, „würde in unseren Tagen keine Spur mehr übrig sein, wenn sein herrliches Werk nicht das Andenken des unglücklichen Künstlers bewahrte.“

Weniger als zwei Stunden genügten, um achtzig Jahre später den mächtigen Bau Carasale's in Asche zu verwandeln.

Eine während der Probe zu einer Vorstellung ausgebrochene Feuersbrunst verzehrte das Gebäude im Jahre 1816. Aber der Despotismus läßt sich auch von den Elementen nicht imponiren. In vier Monaten war das Theater noch glänzender wieder hergestellt. Coletta, der den Brand als Augenzeuge schildert, bemerkt, daß das ganze Unglück hätte verhütet werden können, wenn man nicht aus ächt neapolitanischer Sparsamkeit die zu Mürat's Zeit eingerichteten Compagnien der Pompiers aufgelös't hätte. Auch nach dem Brande wurden sie nicht wieder hergestellt.

Früh Morgens schlenderten wir am Hafen umher, und sahen die nackten Gestalten der Taucher und Muschelnfischer, die sich hier den ganzen Tag über im Wasser umherkugeln, und nur kurze Zeit wie bronzene Statuen am Ufer ausgestreckt ruhen. Meine Bildhauer waren außer sich über diese nackten Prachtgestalten, gegen deren braunen Goldglanz die weiße Farbe anderer Badenden ordentlich matt und krankhaft aussah. Wir warfen ihnen Kupfermünzen in Papier gewickelt zu, welche sie alsbald untertauchend aus dem tiefen Grunde hervorholten, bei ihrem Wiedererscheinen laut aufjubelnd, daß die weißen Zähne von einem Ohre zum anderen glänzten. Drei stutzerhaft gekleidete Bursche schlossen sich dabei an uns an, und bald war ich mit ihnen im artigsten Gespräche über die Herrlichkeit Neapels, als mitten unter den guten Lehren, welche sie uns in Bezug auf die nothwendige Sorgfalt für unsere Taschen ertheilten, Freund Wolf einen derselben bei dem Versuche ertappte, die meinigen von der Last eines Taschentuches und eines Portefeuilles zu befreien. Das führte denn zu un=

angenehmen Erörterungen, in Folge deren wir uns weniger freundschaftlich trennten, als es nach dem artigen Begegnen des Anfanges zu vermuthen gewesen wäre. Ich habe es später bestätigt gefunden, daß Neapel, und namentlich der Toledo, für die Taschen der Fremden einer der gefährlichsten Orte der Welt ist. Ein unachtsamer Fremder, der zu Fuße den Toledo passirt und sein Taschentuch in der Rocktasche behält, möchte eine Seltenheit sein. Und kein Vorübergehender, der eine solche Gaunermanipulation bemerkt, wird Dich warnen, denn sicher würde ihn die Rache des entdeckten Diebes treffen. Ich muß immer an den berliner Professor *** denken, von dem mir Dr. Henzen in Rom erzählte. Er hatte binnen einer Woche in Neapel alle seine Taschentücher eingebüßt. Eines Tages kam er ganz erfreut nach Hause. „Diesmal hab' ich die Spitzbuben angeführt," rief er triumphirend aus. „Also glücklich das Taschentuch gerettet?" — Nein! aber ich habe ein baumwollenes eingesteckt, und die Schelme haben es für ein seidenes genommen!

Unfern der Punta di Posilipo liegen hart an dem felsigen Meeresgestade die malerischen Ruinen, welche das Volk den Palazzo der Königin Johanna nennt. Dorthin trug uns Nachmittags eine der zahllosen Barken, welche vom Molo an bis nach Santa Lucia den Strand bedecken. An den Felsenhöhen des Vorgebirges, gegen welche das Meer anspritzt, befindet sich eine Anzahl Osterien, Scoglio genannt. Wir ließen uns auf dem Balkone einer derselben nieder, und genossen bei einigen Flaschen süßen, rothen Weines, an Feuer und Duft dem Hermitage vergleichbar, das entzückende Panorama der Aussicht auf die Stadt und den Golf, dessen Eingang die riesige Sphinxgestalt von Capri bewacht, mit der weißbeleuch-

teten Städtekette von Portici bis Sorrento hin, über welche sich der Vesuv mit seinen wundervoll geschwungenen Linien emporhebt. Von unten herauf zu uns erscholl Guitarrenklang. Es war ein alter Sizilianer mit seinem Söhnchen, das ihn mit der Geige begleitete. Wir ließen sie zu uns heraufkommen, und sie spielten uns ihre Tanzweisen und Volksliedermelodieen. Der Knabe, etwa zehn Jahre alt, war ein musikalisches Genie, wie ich je eines gesehen. Die Sauberkeit und Schönheit des Tones, den er mit dem zierlichsten Striche seinem Instrumente entlockte, die lebhafte Empfindung des Vortrages, und dazu das edle, feingeschnittene, geistdurchleuchtete Gesicht des wunderschönen Knaben bildeten das reizendste Ganze. Aus dem müßte ein Virtuose ersten Ranges werden, wenn die Laune des Schicksals den göttlichen Funken des Genius begünstigte. Ich ließ ihnen Wein geben und fragte den Knaben, ob er nicht auch singen könne, und auf der Stelle das schon erhobene Glas niedersetzend begann er ein Lied in sizilianischer Mundart, dessen erste Strophe ich hersetze, ohne strenge, dialektische Richtigkeit zu verbürgen:

Un certu geniu
Di simpatia
Mi sforza ed obliga,
D'amare tia.
Tu a lu contrariu
Si' indifferente!
Tu le mie smanie
Non curi nenti!
Percio sò inutili!
Fatti e palori,
Donna insensibili
Tu non hai cori!

Seine Stimme war schwach und ohne Metall, aber die lebendige Seele der Musik erzitterte in seinem Gesange und in jeder Hand- und Körperbewegung, in jeder Mienenwandlung, mit denen er seinen Vortrag begleitete, während er am Schlusse bei dem letzten Gesangtone wie von einer Feder getrieben mit dem Bogen auf seinem Instrumente einsetzte, und die Melodie in einem kurzen Nachspiele ausklingen ließ. Der Vater, welcher ihn während des Gesanges leise auf seiner Guitarre begleitete, sah mit freudeglänzenden Augen auf den Knaben nieder. Er habe einen guten Maestro in Catania gehabt, der ihn per amor di dio unterrichtet. Der sei aber seit einem Jahre todt, und seitdem ziehe er mit dem kleinen Cicillo in der Welt umher. Es war ein köstliches Genrebild; die geschwärzten Trümmer des alten Meerschlosses hoch über uns ragend, vor uns die ganze, segelglänzende Herrlichkeit des blauen Meeres, dessen Wellengesang zu unseren Füßen gegen die Klippen hinauftönte, und dazu diese wandernden Minstrels aus der fernen Insel mit ihren wehmüthig klingenden Melodieen. Der Knabe sang und spielte uns noch mehrere Lieder: die „Luisella,“ die „Marenarella,“ und die liebliche „Canzone di Somma,“ deren Anfang:

Aizzaje l'uocchie n' cielo, viddi na stella!

Der lebendige Ausdruck, das zitternde Erbeben der Stimme bei den leidenschaftlichen Stellen, das Feuer des beredeten Mienenspieles — das Alles bei einem kaum zehnjährigen Knaben war im höchsten Grade überraschend. Die Töchter der Wirthsfamilie waren zu uns heraufgekommen, um den kleinen Virtuosen zu hören. Es waren die ersten hübschen Frauengesichter, welche ich in Neapel gesehen. Als aber einer von unserer Gesellschaft in lustiger Weinlaune auf gut

Deutsch scherzend sie zum Tanze aufzuziehen Miene machte, und, der Sprache unkundig, sein Verlangen pantomimisch zu verstehen gab, entliefen sie eilig mit den Geberden des unzweideutigsten Unwillens, und ein rauhes cosa fa? („was soll das!") welches von einem der unten am Strande mit dem Ausbessern der Netze beschäftigten, schwarzköpfigen Marinari zu uns heraufscholl, ließ keinen Zweifel, daß auch dort jener Scherz eine schlimme Deutung erhalten habe. Dies ist überhaupt hier leicht der Fall, und so zutraulich die Mädchen, namentlich auf dem Lande, auch sind, so hat sich doch, wie ich später zu bemerken Gelegenheit hatte, der Fremde vor jedem Scherze, welcher über Worte hinaus geht, zu hüten, da dergleichen von dem Südländer durchaus nicht so harmlos, wie bei uns ausgelegt zu werden pflegt.

Die Rückfahrt nach Villa Reale in der Kühle des sinkenden Abends war köstlich, und das Meerbad im Nachtdunkel göttliche Erfrischung nach der Gluthitze des Tages. Feuerfunken sprühten um mich her, als ich schwimmend mich auf dem weichen Gewoge schaukelte, während die Musik eines königlichen Conzertes durch die Lorbeer- und Myrthengebüsche der Villa herüberklang. Und wie wohl thut dann ein gelato alla ciampagna, zur inneren Kühlung vor dem hellerleuchteten Zelte des Café's der menschenwimmelnden Villa genossen! Nur einer von unserer Gesellschaft theilte unser Behagen nicht. Es war ein besehwüthiger Hannoveraner, der sich unglücklich fühlte, weil wir den höchsten Wunsch seiner Seele: „vor allen Dingen die famose Hundsgrotte zu sehen," nicht getheilt hatten. Ach, welchen Menschen wirft mitunter der blinde Zufall das Glück in den Schooß, dies Land der Schönheit zu sehen, während so Unzähligen, die es tausendfach verdienen, diese

höchste Sehnsucht ihres Lebens unerfüllt bleibt! Das ist ein Stoßseufzer, den ich, seit ich in Italien bin, schon oft zu thun Veranlassung gefunden.

Die Hitze ist in diesen Tagen furchtbar gestiegen, und der Aufenthalt in dem brausenden Neapel so unerträglich, daß ich mich entschlossen habe, schon morgen nach Sorrent zu gehen. Dies Neapel im Sommer ist wie die Schönheit der Creolinnen, von denen Sealsfield erzählt; es saugt uns nervösen Nordländern Blut und Leben aus. Hier lebende Deutsche bestätigen mir, daß Neapel für Nordländer ein gefährlicher Aufenthalt sei; wer nicht nervös ist, wird es hier fast sicher. In der heißen Zeit sucht daher, wer nur irgend die Mittel dazu hat, das kühlere Sorrent, Castellamare oder Ischia und Capri auf. Am meisten in der Mode ist jetzt das tief im Waldgebirge zwischen Castellamare und Sorrent liegende La Cava.

Kirchen, Museen und sonstige Merkwürdigkeiten zu besuchen, daran darf ich jetzt gar nicht denken, wo mir die Hitze eben nur erlaubt, ruhig hinter dem Eisglase zu sitzen, und selbst das ist schon Arbeit. Man transpirirt auch, wenn man halbnackt während der heißen Stunden von elf bis fünf Uhr auf dem Sopha liegt. Kühl aber wird es selbst in der Nacht nicht, und die wohlgestopften Matratzen vermehren das Unleidliche. Dazwischen umdröhnt und umbraus't uns unaufhörlich der Lärm von einer halben Million heißblütiger, ewig lautlebender Menschen, in denen die vulkanische Natur ihres Bodens zu glühen scheint. Gestern Nacht konnte ich bei aller Müdigkeit kaum eine Stunde schlafen.

Wir haben einen Ritt nach Camaldoli gemacht. Das ist sonder Zweifel der schönste Punkt des Erdbodens. Beinahe zwei Stunden lang ging es auf Eseln und Maulthieren aufwärts, zwischen Gärten und Weinbergen, durch waldige Schluchten, an schroffen Abhängen vorbei, bis wir über Nazaret zu der Höhe des Gebirgsrückens gelangten, wo das Kloster liegt. Der Bruder, welcher uns einließ und herumführte, war ein schöner Mann, dem die weiße Ordenstracht zu dem prachtvollen Barte gut stand. Er schien vor seinem Gelübde in der großen Welt gelebt zu haben, denn seine Manieren waren so fein wie seine Hände, und als er einen Augenblick mit mir allein war und erfahren hatte, daß ich ein Preuße sei, erkundigte er sich eifrig nach dem jetzigen Könige von Preußen und dessen in Rom lebenden Oheime. Nachdem er uns durch den Garten zu der hohen Baumgruppe geführt hatte, in deren Schatten sich anderthalbtausend Fuß über der Meeresfläche auf einem vorspringenden Felsen eine mit Sitzen versehene und mit Mauerwerk eingefaßte Terrasse befindet, ließ er uns allein und kehrte zu seinen Brüdern zurück, deren Gesang aus der Klosterkirche zu uns herüberscholl. Und nun die Aussicht! es ist das reichste Panorama der Erde. Zur Linken, tief unter uns, Neapel und der mit seinem Stirnbande von Städten geschmückte Golf, über dem das Zwillingspaar des Vesuv und Somma seine schöngeschwungenen Linien in die krystallhelle Luft hebt. Dann die Inseln Capri, Ischia, Procida und Nisida, die unzähligen Vorgebirge und zackigen Bergeshöhen der Orangenhaine Sorrents. Nordwestlich zur Rechten breitet sich ein Horizont von vierzig Meilen Weite, die Campagna Felice, die Ponza-Inseln bis Terracina und dem Berge der Circe vor den Blicken aus. Näher rechts,

zu unseren Füßen, ein Gewimmel von Bergen und Thälern, Seen und Fischteichen, Trümmer Bajäs, der alten Königin der Bäder, die Gefilde der Solfatara, von deren wüsten, sonnenbrandigen Flächen zurückkehrend das Auge ausruht auf dem Pausilipp, der tief unten mit seinen schattigen Ulmenwäldern und Weinbergen wie ein breites, grünes Bette vor uns ausgestreckt liegt. Luft und Himmel glänzten in unsäglicher Helle auf das blaue Meer hernieder, und die schlanke Rauchsäule des alten Donnerers drüben stieg wie weißer Opferduft empor.

Wir hatten hier in der Seligkeit des Schauens und Wiederschauens wohl einige Stunden verbracht, als der Mönch erschien und uns einlud, vor dem Aufbruch noch einige Erfrischungen anzunehmen. Es war in der That hohe Zeit, denn der Weg ist ziemlich weit, und in mondscheinloser Nacht an einzelnen Stellen nicht ungefährlich, wie denn auch wirklich auf dem Rückwege einer der Gefährten mit seinem Maulthiere einen ziemlich steilen Abhang hinunterstürzte, zum Glück, ohne sich schwer zu verletzen.

Vor dem Scheiden von diesem Wunderorte sollten wir aber noch ein Schauspiel genießen, das ich Dir zu schildern versuchen will, auf die Gefahr hin, mich an etwas Unmögliches zu wagen: ein Sonnenuntergang, wie ihn der fromme Bruder selbst, der das Kloster seit elf Jahren bewohnte, in solcher Herrlichkeit nicht erlebt zu haben versicherte. Wir standen in der Nähe des Klosters auf einer Terrasse. Die Berge und Inseln im Osten und die waldigen Felsenrücken des Vordergrundes im Westen lagen schon im tiefsten, gesättigten Violettblau, wie es in solcher Kraft keines Malers Farbe erreicht. Ueber den letzteren, an dem silberreinen, von Gold-

duft durchzitterten Himmel hin, zog sich ein einziger, langgestreckter, dunkler Wolkenstreifen, hinter welchem sich in dem Augenblicke, als wir die Plateform des Klosters betraten, die Sonne für einige Minuten verbarg, ehe sie groß und voll und klar in's Meer versank. In dem Augenblicke, als die Himmelskönigin das glühende Antlitz hinter jenen Wolkenvorhang neigte, färbten sich dessen äußerste Ränder und Spitzen mit magischem, silberglänzendem Lichte, und hoch über sie hinaus wölbte sich eine vollkommen symmetrische Strahlenglorie, zwischen welcher zahlreiche kleine Goldwölkchen gleich geflügelten Engelsköpfchen schwebten. Unten aber, nach dem Meere zu, schwamm Alles in einem saffran- und silberfarbigen Zauberlichte, umgeben tiefer unten von jenem violettgelben Dunst- und Duftscheine, wie ihn die alten Maler vor Augen gehabt haben müssen, als sie ihre Verklärung der Himmelskönigin malten. Zahllose kleine Goldwölkchen bildeten innerhalb dieses Zauberlichtes eine Verklärungsglorie von Engelsgestalten, alle nach oben strebend, als wollten sie die sterbende Sonne im Sinken aufrecht halten, daß sie noch nicht scheide von dem schönsten Punkte der Erde. Aber schon schwebte sie glühendroth hernieder aus dem dunklen Vorhange, und zitterte langsam dem schwarzblauen Wellengrabe zu. Und wie vorher alle Gestalten nach oben zu streben schienen, so war es jetzt, als dränge sich Alles klagend der Sterbenden nach. Dunkler und schwärzer wurden die Schattenmassen des Vorgrundes, ein leiser Abendwindhauch strich wie klagend durch die hohen Pinien und Cypressen, und eins der schönsten Schauspiele, das ein menschlich Auge geschaut auf dieser Erde, lebte nur noch in meiner Erinnerung.

VII.

Villeggiatur in Sorrent.

Schön ist immer Neapel und mild; in der glühenden Jahreszeit
Bietest du Zuflucht uns, luftige Küste Sorrents!

Platen.

Sorrent, den 4. August.

Seit vier Tagen habe ich das tosende Neapel verlassen, und befinde mich wohl in den stillen, grünen Orangenhainen des luftighohen, meeresduftigen Sorrent. Mit der Eisenbahn gingen wir zunächst nach Castellamare. Die Locomotive dampfte und knatterte lustig am Fuße des rauchenden Vesuv entlang, an den Städtchen Borra, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata vorüber. Bei Torre del Greco durchbricht die Eisenstraße die finsteren Lavamassen, welche im Jahre 1794 diese Stadt bedeckten. Die steilen Klippenwände umschließen noch Trümmer der Mauern und Gebäude. Torre del Greco lag ursprünglich tief unten am Abhange des sich in das Meer senkenden Gebirges. Eine frühere Eruption bedeckte die Hälfte der Stadt in solcher Höhe, daß sich über dem verschont gebliebenen Theile eine Art Vorgebirge bildete, auf dessen Rücken die entflohenen Einwohner sich wieder anbauten. Die so getrennte Unter- und Oberstadt wurden durch enge Treppenstraßen von mindestens achtzig Ellen Höhe mit einander in Verbindung gesetzt. Die Eruption von 1794 machte beide gleich, indem sie von der unteren selbst die höchsten Gebäude, ja die Thürme der Kirchen bedeckte,

während von der oberen nur die höchsten Spitzen weniger Häuser aus dem Lavaüberzuge hervorragten. Der Lavastrom stürzte sich dann in's Meer, wo er einen Molo von einer Viertel Miglie Breite, einigen siebzig Fuß Länge und etwa zwanzig Fuß Höhe und einen Schutzhafen bildete. Ein Kloster, in dessen Nähe er sich theilte, blieb unversehrt als Insel in der Mitte; aber drei Mönche, die sich nicht hatten flüchten können, kamen durch die Gluthitze um. Der Lavastrom legte vier Miglien in drei Stunden zurück. Neapel selbst schien durch diesen Ausbruch und den ihn begleitenden Aschregen bedroht. Tausende von Männern und Frauen zogen barfuß, mit fliegenden Haaren und Stricken um den Leib in Prozession zum heiligen Gennaro, dessen Bildsäule auf der Brücke der Maddalena vergeblich mit der ehernen Rechten dem Vesuv Einhalt gebot, und der gesammte Klerus von Neapel, den Kardinal Erzbischof an der Spitze, trug die goldene Bildsäule und die Flaschen mit dem Blute des gedachten Heiligen und Vesuvbändigers eben dorthin, und rief, indem er Beides gegen den Berg hinwendete, mit Psalmen die Barmherzigkeit Gottes an. Da aber der Heilige diesmal taube Ohren hatte, so beschloß die Polizei, das Ihrige zu versuchen. Man befahl, die Asche, welche die Dächer und Terrassen der Häuser so belastete, daß die letzteren den Einsturz drohten, hinunter und in die Straßen zu werfen. Dies Manoeuvre vermehrte die herrschende Finsterniß. Man erkannte den Einbruch der Nacht nur an den Schlägen der Glocken. Neapel hatte damals noch keine Erleuchtung; so standen die Einwohner, welche aus Furcht vor dem Erdbeben sämmtlich ihre Häuser verlassen hatten, zwei Tage und zwei Nächte lang wehklagend auf Straßen und Plätzen, den Weltuntergang erwartend. In der letzten Nacht

entsetzte ein Donnergekrach wie von tausend einstürzenden Häusern die Geängstigten. Als endlich der Tag anbrach, zeigte es sich, daß der Kegel des Vesuvs in sich zusammengestürzt war. Der Einsturz dieses Kegels, welcher eine Achse von dreitausend Mètres, eine elliptische Basis von fünf Miglien (über eine Meile) im Umkreise hatte, veränderte die Gestalt des Vesuvs, der sonst größer als der Monte Somma, jetzt von diesem überragt wurde. Die größte Dicke des Lavastromes, der Torre del Greco zerstörte, betrug elf Mètres (etwa vierunddreißig Fuß). Fünftausend Morgen Land wurden durch ihn bedeckt. Dreißig Menschen und über viertausend Thiere kamen dabei um. Und doch, so hängt der Mensch an dem Boden seiner Väter, noch war die Lava nicht erkaltet, als sich über den zerstörten Häusern, Kirchen und Straßen schon neue zu erheben begannen, und ein neues Torre del Greco auf dem Grabe des alten entstand. —

Castellamare liegt reizend am flachen Meeresufer hingebreitet, rings umgeben von schattigen Waldgebirgen, und für den Gebrauch des Seebades unendlich bequemer als Sorrent, wo man, um an das Meer zu gelangen, zahllose Treppen hinabsteigen muß. Wir fanden aber Alles dermaßen besetzt, und die Preise der Wohnungen für diesen Monat so übertrieben hoch, daß ich es vorzog, das stillere Sorrent zur Villeggiatur zu erwählen.

Nach einem splendiden Pranzo in der Locanda, welche nach dem verschütteten Stabiä den Namen führt, rollten wir im bequemen Wagen, deren hier zahlreiche wie in den größten Städten auf Gassen und Plätzen halten, auf der schönsten Straße der Welt gen Sorrent. Diese Königin der italienischen Straßen, erst seit 1839 vollendet, geht anfangs so dicht

am Meeresufer hin, daß mir von der bewegten Fluth, welche schäumend gegen die Basaltblöcke des Ufers aufspritzte, der feuchte Dunst die heiße Stirne kühlte; dann leise höher und höher aufsteigend erhebt sie sich allmälig bis weit über die Mitte des senkrecht aus dem Meere aufstarrenden Felsgebirges, in das sie wie durch Zauberkunst eingesprengt scheint. Wie ein weithin flatternder Wimpel schwingt und schlingt sie sich in unzähligen Schlangenwindungen, nur zwei Fahrgeleisen Raum verstattend, um nackte Felsvorsprünge und umbuschte Klippen. Eine etwa drei Fuß hohe Steinbrustwehr schützt sie nach der Seite des Abgrundes hin. Es war ein entzückender Anblick. Zur Linken steilt und schichtet sich das Felsgeschiebe, hier kahl und rauh, dort lieblich grün mit Myrthengebüsch umkleidet, zum Himmel empor. Tief unter den Hufen der Pferde, die im lustigen Wettrennen mit einem kleinen flinken Cariol zu unserer Seite dahingaloppirten, rauschte das Meer, welches seine endlose Bläue in den Himmel hineinzudehnen schien. Und so zwischen Himmel und Meer, unter dem lauten Lustgeschrei der buntgeputzten Wagenlenker, fliegen wir selbst in schwindelnder Höhe wie Vögel an den Felsenwänden dahin, daß die Seele vor Lust aufjauchzt. Tief unten schimmern im Sonnengolde die weißen Segel heimkehrender Barken, welche von dieser Höhe aus kaum größer erscheinen als Schiffchen, die ein Knabe im Teiche schwimmen läßt. In noch weiterer Ferne ziehen segelbedeckte Kauffahrer dahin, eine neapolitanische Kriegsfregatte eilt stolz an ihnen vorüber, dem Hafen von Castellamare zu. Ischia und Capri heben ihre farbenglühenden Felsenmassen wie versteinerte Riesenschiffe am Horizont empor. Dort unter uns auf der breiten runden Felsenplatte hart am Meere liegt das Städtchen Vico, rings umschlossen

von gewaltigen, bis zum Haupte grün bewaldeten Bergwänden. Zu ihm hinabwärts senkt sich in sanft geschwungener Krümmung unser Weg einem Abgrunde zu, über dessen schwindelnde Tiefe ein kühner Viadukt auf riesigen Doppelpfeilern die Bogenbrücke schlägt.

Noch einen Blick auf das Meer, den letzten, und auf Neapels fernes, weißleuchtendes Häusergewimmel, und dann hinein in die dunklen Schatten der Olivenwälder, deren gewaltige, wunderbar gewundene und geschlungene Stämme einem Märchenwalde von verzauberten Riesenschlangen gleichen; hinein in die engen, hochummauerten Gassen der Massarien und Weinbergsgärten, deren Flächen und Abhänge nur eine endlose Reihe gründunkler Laubenhallen bilden. Die Gärten aus „Tausend und einer Nacht" blühen vor unseren Augen auf. Tief unten hervor aus den Felsenspalten und Thalschluchten, empor zu den höchsten Gebirgsrücken, steigen Häuser und Villen, Kirchen und Kapellen, umgrünte Terrassen mit weißschimmernden Pfeilern aus Oliven- und Orangenwäldern hinauf. Es ist Sonntag, und das Ave Maria läutet die Sonne zur Ruhe. Wege und Gärten, Straßen und Plätze wimmeln von geputzten Menschen, die uns mit lautem Zurufe begrüßen. Die bunten Gewänder, die hellgelben Leibchen der Weiber in ihrem besten Gold- und Silberschmucke schimmern und blitzen, die rothen Mützen der Marinari leuchten, die bunten Schärpen flattern, und der dumpfdröhnende Ton des Tamburro ladet die Paare zur Tarantella. In wunderbarer Farbenpracht heben sich alle Gruppen und Gegenstände ab aus dem sanften Dunkel der graugrünen Olivenschatten. Wieder bergan schwingt sich der Weg zum Städtchen hinaus, dessen braune Buben, zum Theil im reinsten Adamskostüme, dem Wagen mit den

„Inglesi's" ihr lustiges Cellenz! da quar' co'! nachschreien, — und ein neues Bild erscheint. Die Stadt zeigt sich jetzt zu unseren Füßen, und malerisch schimmert das Kuppeldach ihrer Kirche mit dem goldenen Kreuze in der grünen Umgebung der Gärten aus der Tiefe empor. Fern hinter uns dampft der alte Feuerriese und hüllt einen Theil seines schwarzbraunen Leibes in Abendwolken, während der Purpurglanz der niedergehenden Sonne die höchsten Felskanten und die waldigen Bergesgipfel über uns umsäumt. Noch immer läuteten die Abendglocken, und von einem Kirchenfeste in Piano di Sorrento krachten lustige Böllerschüsse und prasselten Schwärmer und Raketen auf, als wir hinunterfuhren in die hochummauerten, engen Gassen der Olivengärten und Orangenhaine von Sorrento. Einzelne Landhäuser und Villen erscheinen, sie reihen sich zu einer Gasse aneinander, der Vetturin hält, auf das Schild eines Hauses deutend, auf dem der empfohlene Name Rosa la magra prangt. Aber es ist die rechte nicht, denn die wohnt neben dem Speziale (Apotheker), und deutsche Maler haben ihr Haus mit der deutschen Inschrift „Künstlerkneipe" verziert. Noch hundert Schritte weiter und das Ziel war erreicht, und nirgends auf der ganzen Reise habe ich herzlichere Aufnahme gefunden als in der Locanda der Signora Rosa la magra, vicino dal Speciale zu Sorrent. Die ganze Familie, wohl ein Dutzend Personen stark, umwimmelte unseren Wagen, die deutschen Pittori willkommen zu heißen, ihre Sachen in Empfang zu nehmen, und ihnen zu sagen, daß das ganze Haus zu ihren Diensten stehe, daß so eben erst zwei bravissimi amici von uns (ein jeder Landsmann von uns gilt hier für einen amico) ihr Haus verlassen, um nach Capri zu gehen. Und als wir so halb hinauf-

geführt, halb getragen hoch oben auf der Loggia standen, an der unsere Zimmer liegen, vor uns das Meer und den Vesuv und den ganzen Golf von Neapel, unter uns die unabsehbaren Orangengärten, deren Duft der Abendwind zu uns hinaufführte, und rings um uns die gastfreundliche Zuthunlichkeit von Klein und Groß, da war es uns allen, als kehrten wir nur von einem Ausfluge zurück in unser altes Standquartier, zu altbekannten, befreundeten Menschen.

Am nächsten Tage waren wir zu deutschen Bekannten geladen, die in der Cucumella, einer der schönsten Villen Sorrents, ihre Wohnung haben. Aus ihren Zimmern geht eine große, weinumrankte Loggia nach dem Meere hinaus. Es ist eine Sommerwohnung, um die ein König sie beneiden dürfte; Flügel, Reisebibliothek, — kurz, kein Comfort des Lebens fehlt. Die mit bunten Fliesen getäfelte Loggia glüht in der rothen Pracht der doppelten Oleander, die wie üppigvolle Rosenbüsche emporblühen. Fußlange Trauben hangen hernieder durch das grüne Blätterdach, durch dessen dichten grünen Teppich kaum in einzelnen Ritzen der blaue Himmel schimmert. Rechts am Berge drüben schlängelt sich die Straße nach Castellamare, die uns gestern in dieses Paradies geführt. Zu unseren Füßen liegt Sorrent mit seinen Villen und Orangenhainen, und vor uns der dampfende Vesuv und das Meer mit seinen Inseln. Und Angesichts aller dieser Herrlichkeit, inmitten der Lorbeer- und Goldorangenhaine des glückseligen Maccaronilandes ein leidenschaftliches Gespräch über den alleinseligmachenden Communismus, zu dessen Ideen sich unsere Freunde mit Lebhaftigkeit bekannten! Ein größerer Kontrast

ist kaum zu denken. So kann man denn jetzt den wühlenden Ideen einer neuen Zeit auch in der grünen Abgeschiedenheit des Paradieses von Sorrent nicht entfliehen! —

Abends ward eine gemeinsame Meerfahrt gemacht nach der „unterirdischen Kirche.“ Das sind ungeheure, in den Fels gehauene Gewölbe, Reste von Prachtbauten aus altrömischer Zeit. Unterwegs sangen uns die Marinari Volkslieder und unter diesen ein ganz neues, welches folgendem Ereignisse seine Entstehung verdankt. Auf einer der kleinen Tremitiinseln, welche zur neapolitanischen Provinz Capitanata gehören, hat die Regierung eine Strafkolonie von Verbrechern aller Art angelegt. Als es sich nun darum handelte, diesen Menschen Frauen zu geben, beschloß man in Neapel, die auf Staatskosten erzogenen Waisenmädchen dazu zu verwenden. Schon in Rom hatte man mir davon erzählt, und was mir dort unglaublich erschienen war, hörte ich hier allgemein bestätigt. Glücklicherweise kam die unmenschliche Maßregel nicht zur Ausführung. Die armen Kinder wurden zwar eingeschifft, aber ein Sturm zwang das Schiff, wieder den Hafen zu suchen, und da sich jetzt die Stimmung des Volkes, welches in jener Rückkehr ein Wunder der Madonna sah, sehr unverhohlen kund gab, unterblieb die Ausführung. Die Volkspoesie aber hat sich des Stoffes bemächtigt, und ein Klagelied daraus gemacht, von dem ich des Dialektes wegen leider nur Einzelnes verstand. Aufschreiben oder diktiren wollte es Niemand, da das Governo das Lied verpönt habe. Außerdem sangen unsere Schiffer noch das bekannte komische Lied mit dem Refrain von der Spinne, welche immer die Fliege fängt (e l'arancia prende sempre la musca), und das prächtige: o pescator dell' onde mit seinen lieblichen Schlußreimen:

Colla bella sulla barca
Colla bella sunè va!

aus dem man in Deutschland einen so kläglichen Unsinn gemacht hat. Der Mond war schon aufgegangen, als unsere Barke unter dem Gesange der Marinari langsam dem Hafen der piccola marina von Sorrent zuschwebte. „Ich will Dir wohl dreihundert Scudi geben und einen Beutel mit Perlen gestickt,“ sagt zuletzt das Mädchen. „Ich will nicht dreihundert Scudi, will nicht den Beutel mit Perlen gestickt, nur einen Kuß will ich von Dir,“ erwiedert der Liebende, worauf sie schelmisch schließt:

Wenn das mein Vater hörte,
Er brächt' mich sicher um.

Sorrent, den 5. August.

Heute Nachmittag ritten wir durch die endlosen, engen, hochummauerten Gartengassen des Piano di Sorrento den Bergrücken hinauf, welcher Sorrent gegen die nordöstlichen Winde schützt. Nach etwa anderthalb Stunden erreichten wir die Höhe, i Conti genannt, von welcher aus man die freieste Aussicht über die Halbinsel und die beiden Golfe von Neapel und Salerno genießt. Dann ging es weiter abwärts zu einem Platze, wo der äußerste Felsrand mit einer Mauerbrüstung eingefaßt und ein Rondel geebnet ist. Hier hat die regina madre, wie mein Maulthiertreiber erzählte, zum Oefteren unter einem Zelte gespeis't, und sich der schönen Meeresaussicht erfreut. Tief unten branden die Wogen gegen abenteuerlich gestaltete Felsmassen, unter denen eine jetzt halbzer-

störte Thorwölbung dem Orte den Namen (Arco naturale) gegeben hat. Diese wunderlichen Felsenbildungen erinnern an Helgoland, nur ist hier alles bei weitem großartiger. Oben um uns her auf dem Felsen wucherte die üppigste Vegetation; der Myrthenbusch, dessen blühende Zweige wir als Fächer und Fliegenwedel benutzten, vertritt hier die Stelle unseres Dornstrauches. Die Luft zitterte vom wonnigen Dufte seiner Blüthen, welche, soweit das Auge reichte, die Klippen und Bergrücken mit ihrem Schnee bedeckten. Drüben links, wo nach Amalfi zu das Gebirg mit einer Krümmung in's Meer vorspringt, sitzt ein Städtchen, Positano, wie ein Schwarm Seevögel, die sich auf dem Klippenrande einen Augenblick zur Ruhe niedergelassen haben. Eine göttliche Ruhe lag über dem stillen Gebirg und dem endlosen Meere, dessen azurne Fläche fast regungslos, und nicht einmal von einem fernen Segel unterbrochen, sich vor uns hinstreckte. Unten in der kleinen Bai liegen zwei Felseninselchen, i Galli genannt, — die Inseln der Sirenen, deren Zaubersang vergebens den göttlichen Dulder Odysseus zu berücken suchte, als er die Heimath suchend die Pfade des Meeres durchzog. Noch andere Homerische Erinnerungen hat Sorrent. Führt doch sogar die Sage den Ursprung der Stadt auf Odysseus zurück, und die zwei uralten Olivenbäume vor der Kirche von Meta, in deren Schatten der meerdurchirrende Held geruht haben soll, als ihn Leukothea an das Gestade der gastlichen Phäaken führte, werden von manchem Engländer besucht, dessen Lady sie emsig in ihr Album zeichnet.

Der Rückweg war länger und beschwerlicher als das Hinaufsteigen. Die vereinzelten kleinen Häuschen der Gebirgsbewohner mit ihren halbrunden oder platten Dächern hangen

und kleben wie Vogelnester in den Ritzen und Spalten zur Seite des schmalen Felspfades, umgrünt von dichtem Lorbeer- und Myrthengebüsch. An einigen Stellen könnte man gleich vom Wege aus über ganze Reihen derselben wegreiten. So oft ein Maulthier stolperte, riefen die Führer ihr: niente paura! non dubitate, Eccellenza! dem am Boden liegenden zu. Dieser Zuruf gilt nicht bloß den Fremden, sondern sie brauchen ihn auch unter einander bei jedem, auch dem geringsten Anscheine von Gefahr. Denn paura (Furcht) ist bei diesem lebenliebenden Volke das dritte Wort. Neulich erlebte ich davon ein Beispiel. Es wehte eben frischer Wind, und unser Freund G. Jung that den Vorschlag, denselben zu einer lustigen Segelfahrt zu benutzen. Gegen das Versprechen doppelter Bezahlung fand sich endlich der Padrone einer größeren Barke bereit, eine solche Lustfahrt zu wagen, bei der freilich das Hauptvergnügen neben dem schnellen Segeln nur in tüchtigem Naßwerden durch Spritzwellen bestand. Gefahr war allem Anscheine nach keine vorhanden, dennoch behauptete die gesammte, aus acht kräftigen Ruderern bestehende Mannschaft, daß sie zu unserem Vergnügen ihr Leben wage. Denn die hiesigen Schiffer haben nicht von fern den Muth und die durchwetterte Gleichgültigkeit gegen Gefahren, wie wir sie bei den Theerjacken unserer Nordsee finden, die freilich auch fast immer mit einem unruhigen Meere zu kämpfen haben. Sobald nur ein mäßiger Wellengang ist, den in Helgoland und Wangeroge der Schiffer kaum beachtet, heißt es hier gleich: il mare è molto cattivo (cattivo ist schlecht, schlimm, böse, gefährlich, kurz alles, was ihnen mißfällt), und sie fahren nicht hinaus, so wie auch kein Neapolitaner bei so bewegtem Meere badet, was just unsere größte Lust ist, sondern nur, wenn

das Meer windstill und die Luft warm ist. Als nun auf der Höhe des Golfes die Wellen sich immer mächtiger gegen unsere kleine Barke emporbäumten, wuchs das Geschrei und das Durcheinanderzanken der Befehlenden und der Ausführenden bei den vorzunehmenden Manoeuvres des Segelwendens zu einer solchen Höhe, daß uns allen nicht wohl zu Muthe ward. Man sah augenscheinlich, daß die Leute selbst Furcht hatten und ihrer eigenen Geschicklichkeit mißtrauten. Alle Augenblicke riefen sie sich untereinander das ermunternde: non dubitate! n' abbiate paura! zu, woran sich dann als zweites Trostmittel der herzstärkende Zuruf: sta sera buoni maccaroni! (heute Abend essen wir gute Maccaroni!) anschloß. Mit dieser Aussicht auf die „guten Maccaroni" befeuerten sie ihren sinkenden Muth, wenn eine größere Welle über uns hereinspritzte, oder das Segel beim Wenden ihnen aus der Hand zu fliegen drohte. Denselben Zuruf hörte ich auch später oft beim angestrengten Rudern; ja selbst beim Tanze der Tarantella vernahm ich ihn von den Umstehenden, welche mit demselben die Tänzer zur Ausdauer anfeuerten.

Den 7. August.

Sorrent ist wunderschön, aber ich vermisse doch inmitten seiner Orangenhaine oft schmerzlich die schöne Freiheit des römischen Gebirges, die so recht gemacht ist, zum schlendernden Umherstreifen durch Wald und Feld einzuladen. Daran ist hier nun gar nicht zu denken. Alle Partieen, welche man hier machen kann, sind nur durch mühselige Ritte auf die steilen Gebirge zu bewerkstelligen, welche Sorrent von allen Sei-

ten umschließen. Spaziergänge innerhalb des Plateaus, auf dem Sorrent und das Piano di Sorrento liegen, sind sehr unerquicklich, weil man überall stundenweit sich zu beiden Seiten der Haupt- und Nebenwege von den hohen Mauern umgeben sieht, welche die Massarien (Wein- und Fruchtgärten) einschließen, und jede Aussicht, ja selbst den Einblick in die Gärten versperren. Diese Wege haben etwas niederdrückend Schwermüthiges, wie ich dessen schon bei den Umgebungen von Florenz gedachte. Es ist ein wahres Labyrinth, in welchem man sich bequem verirren kann, was mir auf dem Wege zu der etwa fünfundzwanzig Minuten von meiner Wohnung entfernten Villa Cucumella schon mehrmals begegnet ist. Die Villen, in welchen die Fremden wohnen, liegen so abgesondert und fern von einander, und es fehlt so sehr an allen und jeden Vereinigungspunkten, daß man hier wochenlang neben seinem besten Freunde in Sorrent leben kann, ohne von seiner Anwesenheit anders als durch einen seltenen, glücklichen Zufall zu erfahren. Jede Villa, die am Meere liegt, hat ihren Badeplatz zwischen Felsvorsprüngen, überhaupt ist an ein Seebadleben, wie wir es im Norden kennen, an gemeinsame Badeeinrichtungen nicht zu denken. In den kleinen Café's, wo die Sorrentiner ihre Eislimonaden trinken, ist kein gedrucktes Blatt. Findet man doch selbst in Neapel außer der heimischen Zeitung und dem römischen Diario keine einzige fremde Zeitung; diese werden nur von Gesandten, reichen Fremden und einzelnen großen Handlungshäusern gehalten; die Allgemeine Zeitung kostet hier über hundert Thaler. Der einzige, aber freilich sehr winzige Spaziergang am Meer in Sorrent ist oberhalb der kleinen Marine.

Gestern Nachmittag ritten wir durch die engen Straßen

der eigentlichen Stadt zu dem Thore hinaus, das nach Massa führt. Ueber der Brücke starren uns sogleich die bräunlich gelben Felsenwände entgegen, welche Sorrent umschließen. Ein wunderschöner Weg zickzackt allmälig hinauf bis zu dem Punkte, von welchem aus man die ganze Meeresbucht überschaut, an derem Felsenrande ein Paar hundert Fuß hoch über dem Meeresspiegel die Stadt mit ihren Gärten im Halbkreise sich hinstreckt. Von dieser vorspringenden Felsenspitze aus (la punta di Sorrento) gewinnt man die beste Uebersicht über das Gewirr von hochummauerten Gärten und Landhäusern, welche von drei Seiten den eigentlichen Stadtkern umgeben, der nur aus einigen langen und engen Gassen mit zahlreichen Kirchen und Klöstern besteht. Und doch war dies Sorrent noch in römischer Zeit bedeutender als Neapel. Weiter hinauf durch einen Weinberg reitend, gelangten wir zu den Trümmern römischer Tempel- und Prachtbauten, die sich längs der Felsvorsprünge am Meere und theilweise auf meerumspülten Klippen befinden. Diese Reste, von den Antiquaren mit allerhand Namen, bald Ceres-, bald Herkulestempel getauft, gaben mir auf's Neue einen Begriff von der Solidität der alten Bauwerke. Bei ihrer Zerstörung haben ohne Zweifel Erdbeben das Beste gethan, denn Feuer und Wasser vermögen nichts über diese Mauern, welche für die Ewigkeit gebaut waren. Diese Verbindung von Mörtel und Stein, in welcher der Mörtel die Hauptmasse bildet, ist fester, als der Felsen, auf dessem Grunde sie ruht. Von dem viereckten, schachbrettartigen Steingetäfel (opus reticulatum) der Wände und Bogengewölbe vermochten wir trotz aller Anstrengung auch nicht einen Stein loszuschlagen. Die Felsstücke, welche wir dagegen schleuderten, zersprangen wie Glas. Der Felsgrund ist überall

vulkanischer Natur. Einzelne Stücke, die ich aufhob, porös und leicht, klingend wie Metall und im Wasser schwimmend. Die äußerste Spitze des Gebirges, welches sich jenseits des Städtchens Massa in's Meer hineinstreckt und mit dem Vorgebirge der Minerva die Golfe von Neapel und Salerno scheidet, heißt jetzt Capo Campanella. Der Minerventempel, welcher von dieser Höhe auf das Meer hinausschaute, ist spurlos verschwunden.

Die eigentliche Stadt Sorrent liegt auf einem gegen das Meer geneigten Plateau, und ist von drei Seiten mit einer tiefen Schlucht umgeben, welche jetzt stellenweise ausgefüllt ist. Gewaltige Befestigungsmauern, wie ich sie nirgends kolossaler gesehen, verstärkten den Schutz jener theils künstlichen, theils natürlichen Schlucht nach der Landseite zu. Es schläft eine wunderbare Grabesstille über diesen halbzerstörten Mauerresten, auf deren Höhe sich hier und da kleine Häuser erheben. Baumgänge führen von dem westlichen zum östlichen Thore durch den halbverschütteten Wallgraben. Ein Theil der Schlucht aber liegt noch im vollen Graus der Zerstörung, überwuchert von der üppigen Vegetation des Südens. Rechts ziehen sich die hohen, stillen Wein-, Maulbeer- und Orangengärten an den Bergen hinauf; zur Linken starren die mächtigen Ueberbleibsel stolzer Thürme und Zinnen empor, und zwischen beiden klafft der tiefe Abgrund der wilden Schlucht von Schutt und Trümmerwerk unter grünem, dichtem Gerank von Epheu und wildem Wein, Cactusgewächsen, Aloen und wilden Feigenbäumen; und das Ganze wird im Hintergrunde abgeschlossen durch die kühnen, schöngeschwungenen Linien des nahen Gebirges. Als ich Abends um Ave Maria dort herumwandelte, ward mir seltsam zu Muthe, da ich bedachte, daß an einem

Tage Homerische Sage und römische Herrlichkeit, Mittelalter und Sarazenenschrecknis in sichtbaren, greiflichen Resten an meinen Augen vorübergegangen waren: drüben im Golf von Salerno die Sireneninseln, hier die Mauern der mittelalterlichen Stadtburg, am Felsgestade die Trümmer römischer Tempel und Paläste, und weiterhin an der Campanella der Sarazenenthurm, von dem einst der Angstruf einer Glocke den Bewohnern Sorrents verkündete, daß der grimme Heide herannahe, um die Bewohner der Küste in die erbarmungslose Sklaverei zu schleppen.

VIII.

Ausflug nach Pästum.

Seit Jahrtausenden ruht, sich selbst hinreichend und einsam,
Voll trotzliebender Kraft dein fallender Tempel, Poseidon,
Mitten im Haidegefild' und zunächst an des Meeres Einöde.
Völker und Reiche zerstoben indeß, und es welkte für ewig
Jene dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Pästum.

Platen.

Den 8. August fuhren wir von Sorrent nach Castellamare, um von dort mit der Eisenbahn bis Nocera weiter zu gehen, und wo möglich mit einem dort genommenen Wagen Salerno zu erreichen. Da indessen der Abgang des nächsten Eisenbahnzuges nach Nocera erst um fünf Uhr erfolgen sollte, wurden wir bald mit einem Vetturin einig, der uns für eine mäßige Summe ganz nach Salerno zu führen versprach. Dieser alte Fahrweg, welcher zu den beiden Schenkeln der von Castellamare nach Torre del Annunziata und von dort nach Nocera führenden Eisenbahn die dritte Seite des Dreiecks bildet, führt zwischen dem südlichen Vesuvabhange und einer ihm gegenüberliegenden vulkanischen Bergkette durch ein breites, überaus fruchtbares Thal, voll Mais und Weingehänge, dessen Reize wir in der bequemen Vettura mit unendlich mehr Behaglichkeit genossen, als die unglaublich schlechten Holzkasten der Eisenbahn gewährt hätten. Ueberall unter kunstlosen Lauben im Ulmenschatten, unter Rebengehängen von einer Fülle und Höhe, wie ich sie nirgends in Italien gesehen, Gruppen trinkender Landleute an rohen Tischen, stattliches Vieh zur Seite gelagert, ächte neapolitanische Niederländer.

Pagani, ein freundliches, lang sich hinziehendes Städtchen mit artigen Frauengesichtern, vielen Soldaten und noch mehr Geistlichen, wohlfeilen aber nicht sonderlich edlen Südfrüchten, deren wir doch den Durst in der glühenden Hitze zu stillen in großer Menge versuchten. Pagani, so wie das nahe daranstoßende Städtchen Nocera de' Pagani, schienen mir in den Physiognomieen der Bewohner noch viel Sarazenisches zu bewahren, wie denn wirklich die Sarazenen hier lange festen Fuß im Mittelalter behalten haben. Dies Unteritalien ist eine merkwürdige Schädelstätte der verschiedensten Völker seit Anbeginn der Welt. Phönizier, Karthager, Griechen, Römer, altnordische Völker, Araber, Normannen, Schwaben, Franzosen, Spanier, haben alle hier gelebt und geendet. Gegenwärtig ist der ganze Typus der Neapolitaner, namentlich in den Küstenorten, die ich gesehen, eine wunderliche Mischung des Griechischen und des darauf gepflanzten Sarazenischen, in welcher bald das eine, bald das andere Element entschiedener hervortritt. Bei den meisten aber liegen beide Elemente so zu sagen im Kampfe, und da giebt es, besonders bei den Frauen, häßliche Gesichter. Afrikanische Gesichtsbildungen sind bei ihnen gar nichts Seltenes. Die Frauenschönheit verblüht hier ohnehin sehr schnell. Frühes Heirathen, harte Arbeit, Mangel an Fleischnahrung und der fast überschwänglich reiche Segen der Ehebetten mögen ihr Theil dazu thun. Selten konserviren sie sich so wie unsere Wirthin, Signora Rosa la Magra, die bei ihren vierzehn Kindern wie die Schwester ihrer ältesten Tochter aussieht. Von dem Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe wird der Hals dick und kropfig, und die künstlich gepflegte Unwissenheit, oder vielmehr die systematisch ausgebildete Bigotterie des stumpfsinnigsten Aberglaubens, des

geistlosesten Fetischismus verwischt mit zunehmenden Jahren nur zu oft jede Spur freier Geistigkeit, jene glückliche Offenheit und geistreiche Gewecktheit, die ich bei den Kindern beider Geschlechter fast durchgehend wahrnahm. Wenn man so einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben sieht, so sollte man meinen, aus dem könne Alles werden: so frisch und geistreich schaut er aus den Augen, so frei weiß er zu sprechen und sich zu gehaben. Der schwarze Pfaffenstempel hat auf seiner jungen Seele noch nicht den schweren Eindruck gemacht, und sein Wissen, sein geistiger Horizont sind noch in Harmonie mit seinem Alter und seiner Erscheinung. Nun aber bleibt die Entwickelung aus, welche Unterricht und Bildung gewähren, er bleibt stehen, bleibt Knabe auch wenn er Mann geworden, die Naivetät wird Bornirtheit, die kindliche Unbefangenheit wird kindische Beschränktheit. Das Frische, Muthige, Selbstvertrauende verschwindet unter dem Drucke der geistigen und leiblichen Zwingherrschaft, und wird zur schmiegsamen Unterthänigkeit, zu einer, allen Selbstgefühles baren Unterwürfigkeit, die freilich den fremden Reisenden im Vergleiche zu der heimischen Grobheit, dem schroffen, eckigen Wesen, der kantigen Widerborstigkeit unseres niederen Volkes angenehm besticht, aber ihn auch zugleich vergessen läßt, daß diese unangenehmen Eigenschaften auf dem sittlichen Grunde eines kräftigen, nur der rechten Ausbildung bedürfenden Selbstgefühles beruhen, und dabei mit einer Gründlichkeit, Treue und Zuverlässigkeit gepaart sind, die man hier im Süden vergebens suchen wird. —

Bei La Cava fanden wir uns plötzlich in süddeutsche Gebirgsgegend versetzt. Alles, nur nicht die Formen und Umrisse der feingezackten Gebirge, welche ihren vulkanischen

Ursprung nicht verleugnen können, erinnert hier an die deutsche Heimath, an die Alpenmatten und an die duftige Frische der oberbairischen Gebirgsgegend. La Cava selbst ist ein reizendes Städtchen, voll lebhaften Verkehres und außerordentlich stark von Fremden besucht, denen es als einer der kühlsten, gesundesten und anmuthigsten Orte Unteritaliens von den neapolitanischen Aerzten empfohlen wird. Rings von Felsgebirgen eingeschlossen, deren grünbewaldete Abhänge zugleich Schutz vor den hier so empfindlichen Zugwinden und erfrischende Kühlung gewähren, wird es besonders von solchen aufgesucht, denen wegen Nervenleiden ein „deutsches Klima" von den Aerzten angerathen wird; also besonders von den in Neapel ansässigen Fremden, zumal Deutschen. Denn das Klima Neapels ist für Nervenleidende im Ganzen sehr gefährlich. Ueber die aufreibende Schnelligkeit des Temperaturwechsels, der durch die verschiedenen, in rascher Folge abwechselnden Winde bedingt, oft an einem Tage in den verschiedensten Abstufungen sich geltend mache, hörte ich von deutschen Landsleuten, die seit vielen Jahren in Neapel leben, wiederholte Klagen. Und ich selbst mache die Erfahrung, daß Neapel und seine Umgebung für nervös erregte Constitutionen eher zu meiden als aufzusuchen ist.

Zwischen Nocera und La Cava erregte zweierlei meine Aufmerksamkeit. Zunächst eine große Anzahl berittener Pfaffen, die zu Pferde und zu Maulthier einzeln und truppweise an uns vorbeizogen. Da sie die langen, heiligen, schwarzen Gewandmäntel aufgenommen und um die Mitte des Leibes zusammengeschürzt hatten, gewährten sie in buntkarrirten Unaussprechlichen, die sie fast durchgehends aufzeigten, und von deren bunter Weltlichkeit man sonst unter den schwarzen hei-

ligen Röcken nichts zu sehen bekommt, einen komischen Anblick. Der lustige Bildhauer Bläser, unser Reisegenoß, äußerte später, daß ihm die aszetische, heilige Schwarztracht gar nicht mehr imponire, seit er unter derselben die lebenslustig bunten Unaussprechlichen versteckt wisse. Wäre ich Jesuitengeneral — die schwarzen Kremphüte waren Jesuiten — ich verböte meiner Armee die bunten Hosen auf das Strengste, oder doch das Aufschürzen dessen, der sie trägt. Die zweite Merkwürdigkeit war ähnlich komischer Art. Wir sahen nämlich auf dem Höhenzuge der Berge zur linken Seite der Straße zwischen dem Grün der Wein- und Oelpflanzungen einzelne runde Thürme, welche einer der Gefährten, jener schwärmerische Liebhaber der Hundsgrotte, der auf dem ganzen Wege ununterbrochen seinen „Förster" studirte, sofort für Sarazenenthürme erklärte. Anfangs beruhigten wir uns bei dieser Erklärung. Aber bald nahmen diese Sarazenenthürme in bedenklicher Weise überhand. Fast aus jedem Weinberge stiegen sie empor, ja der ganze Höhenzug schien mit einer Kette derselben besetzt zu sein. Unser Försterianer blieb indessen hartnäckig bei seiner Auslegung. „In diese Thürme," lehrte er, „flüchteten sich bei einem Ueberfalle der Barbaren die Feldarbeiter, wenn sie ihre befestigten Ortschaften nicht sogleich erreichen konnten." Nie vergesse ich das spottend drollige Gesicht und die ausdrucksvolle Pantomime unseres Vetturin, als ich ihm diese Erklärung dollmetschte. Diese angeblichen Sarazenenthürme ergaben sich nämlich als friedliche Taubenschläge für die wilden Bergtauben, welche in denselben mittelst Netzen gefangen werden, mit denen der Vogelsteller die Eingangslöcher umstrickt, sobald eine Anzahl Tauben sich dort eingenistet hat.

Von La Cava an läuft die Straße immer mehr berg-

abwärts, links von hohen, waldigen Bergwänden, rechts von einer tiefen Schlucht begränzt, dem romantisch gelegenen Vietri zu. Die ganze Gegend von Nocera bis Vietri ist unerschöpflich an den herrlichsten landschaftlichen Motiven; hier hat Salvator Rosa seine landschaftlichen Studien gemacht.

Bei Vietri erblickt man wieder das Meer, und bald lag Salerno mit seinem prachtvollen Golf und Hafen vor uns. Die Abendsonne umflammte die alte Herzogsburg des Normannen Robert Guiscard, welche von ihrem Felsensitze wie ein beutespähender Adler auf Stadt und Meer niederschaut. Dicht vor dem Thore in dem neuerbauten Hotel de l'Europe, dessen ganz modern großstädtische Einrichtung einen betrübsamen Kontrast zu dem gänzlichen Mangel an Gästen bildete, fanden wir vortreffliche Zimmer und schlechtes Abendessen. Dafür entschädigte uns der schönste Blick auf das Meer, welches kaum fünfzig Schritte von unseren Fenstern seine langen, regelmäßigen Wellenzüge an's Ufer brandete, und in welchem wir die brennenden Glieder durch ein Bad zu erfrischen eilten. —

Den Hafen fand ich leer. Trotz des lebhaften Handels, den die Stadt nach Förster treibt, sah ich an beiden Tagen kein einziges, größeres Schiff im Hafen. Dampfschifffahrt ist gar nicht vorhanden. Der Stadt selbst sieht man auch die zwanzig Tausend Einwohner nicht an, die sie nach dem Handbuche haben soll. Sie kriecht unter dem hohen Gebirge zusammen, und erscheint so auch wohl kleiner, als sie wirklich ist. Desto lebhafter sah es Abends am Hafenkai aus, der sich an Schönheit der Lage und an lautem, schreiendem Leben fast neben den von Neapel stellen kann. Das bunteste Bild südlichen Nachtlebens entrollte sich hier unseren Augen, und ließ sich um so behaglicher genießen, als es sich nicht wie in

Neapel gleichsam in das Unabsehbare verliert. Die buntgeputzten Buden der Limonaden-, Eis- und Fruchtverkäufer mit ihren vielen Lichtern und farbenbunten Papierlaternchen; das fröhliche Durcheinander der Lustwandelnden, zwischen denen sich auch ein Paar Wagen zur Vervollständigung des in ganz Italien unentbehrlichen Korso langsam auf und ab bewegten; das Rudergeplätscher einzelner, vom Fange heimkehrender Fischerbarken; das lustige Geschrei der ausrufenden und zum Genusse ihrer aufgestellten Erfrischungen einladenden Fruttaroli und Acquajoli gab, vereint mit dem melancholischen Rauschen der gegen den Strand schäumenden, von tausend Lichtreflexen durchblitzten Meereswogen ein Ganzes, das in seiner Wirkung schwer zu beschreiben ist.

Ehe wir uns jedoch diesen Eindrücken mit Freiheit hingeben konnten, gab es noch einen hartnäckigen Kampf zu bestehen. Es galt, uns für die morgende Fahrt nach Pästum einen Wagen zu schaffen. Der französisch radebrechende Kellner des jungen Europa hatte einen Preis gefordert, der das Maß der Unverschämtheit überstieg; wir beschlossen also, unsere Künste selbst gegen die Vetturine zu versuchen, welche sich auch sofort bei unserem Erscheinen am Hafen an uns drängten. Die ersten Fragen und Forderungen lieferten das gewöhnliche Resultat: sie waren noch unverschämter als die Anerbietungen des europäischen Oberkellners, und wir wandten ihnen verächtlich den Rücken. Hätten indessen die Kerle ihren Vortheil verstanden, so hätten wir selbst die unsinnigste Forderung zahlen müssen, wenn wir anders Pästum sehen wollten. So aber hilft dem Fremden, besonders wenn er der Sprache nicht ganz unkundig ist, der Mangel an Esprit de Corps der Vetturine, welche, wenn sie zusammenhielten, die Forestieri nach

Gutdünken prellen könnten, da an eine Taxe nicht zu denken ist. In Frankreich ist das schon anders. Dort wird nicht leicht ein Kutscher, Lastträger u. s. w. den anderen unterfordern; dort macht sich schon der Geist der Association geltend, mit welchem das Proletariat den Krieg gegen die besitzende Klasse begonnen hat.

Als uns die Vetturine sämmtlich verlassen hatten, übernahm es ein kleiner, grünjäckiger Gobbo die Vermittelung einzuleiten. Er begleitete uns den Kai auf und ab, und demonstrirte uns mit wahrhaft ciceronianischer Beredtsamkeit das Unrecht unserer Hartnäckigkeit und die Billigkeit der gegnerischen Forderungen, indem er zugleich, rein aus Freundschaft für die Signori Forestieri, wie er sagte, sich zum Unterhändler anbot. Er berechnete uns die Steuern und Abgaben, die Brücken- und Wegzölle, welche ein Vetturin für solche Fahrt zahlen müsse, bis auf den Tornese, und vermaß sich bei der Santissima Madonna und allen Heiligen, daß er die lautere Wahrheit rede. Für mich war es ein Genuß, seinen Demonstrationen und den verbindlichen Wendungen, mit denen er sie zu begleiten wußte, zuzuhören. Das Resultat war denn auch ein befriedigendes, indem wir zuletzt auf vier Piaster und einen Piaster buona mano (etwa sieben und einen halben Thaler Preuß.) für eine viersitzige Chaise einig wurden, welche uns von vier Uhr Morgens bis zum Nachmittage mit drei Pferden nach Pästum hin und zurück befördern sollte. Da ich einmal von diesen Dingen rede, so bemerke ich, daß dieser Preis zwar für Neapel hoch, aber doch keineswegs übertrieben ist. Von Salerno bis Pästum sind nämlich vier deutsche Meilen, denn unser Vetturin brauchte bei einem leichten Wagen mit drei raschen Pferden auf ganz ebener, wohlunterhaltener Straße

vier Stunden scharfen Trabes, ohne irgendwo zu rasten. Unser Nachtheil war, daß wir alle Vier bei dem Abschlusse des Handels gegenwärtig, die Vetturine also in den Stand gesetzt waren, den Ueberschlag auf die Vertheilung der Summe zu machen. In Italien aber, und namentlich in Rom, pflegt immer nur Einer bei solchen kürzeren Touren den Vertrag mit dem Vetturin abzuschließen, und letzteren über die Zahl der Theilnehmenden im Ungewissen zu lassen.

Auf dieser, wie auf allen späteren Touren bestätigte es sich mir, daß man sich auf die Angaben des sonst so brauchbaren Förster'schen Handbuches hinsichtlich der Reisegelegenheiten und Beförderungsmittel in Süditalien nicht verlassen kann. Die Preise fand ich fast in allen Fällen zu niedrig angegeben; sie sind im Laufe der letzten Jahre durch die Vermehrung des Fremdenzudranges bedeutend gestiegen, und es ist nicht zu rathen, nach jenen Angaben seine Rechnung zu machen. Die Marktschiffe von Salerno, Amalfi, Castellamare u. s. f., welche für geringe Preise den Reisenden von einem Küstenorte zum anderen befördern sollen, sind nur in den seltensten Fällen zu benutzen, weil sie theils nicht regelmäßig gehen, theils nur selten ihre Abfahrtzeit mit dem Plane des Reisenden zusammentrifft. Diese Gelegenheiten, deren Preise übrigens immer über das Doppelte der Handbuchsangabe betragen, kann nur der benutzen, dem es an Muße und Geld nicht fehlt, sich einen Tag länger an einem Orte aufzuhalten, um sie abzuwarten. An eine Dampfschifffahrt, welche Neapel mit Sorrent, Amalfi, Salerno verbände, ist gar nicht zu denken, und darüber hörte ich namentlich in dem letzten Orte bittere Klagen der Einwohner, denen durch die Eisenbahn der Zufluß der Fremden immer mehr entzogen und

nach Sorrent, Castellamare und La Cava geleitet wird. Einzelne Barken machen sehr große Forderungen, sind vom Winde abhängig, und bei einigermaßen bewegter See fahren sie gar nicht oder sind nicht ohne Gefahr zu benutzen, wie ich das später selbst erfahren sollte.

Die kindische Habsucht der Italiener dem Fremden gegenüber scheint mir auf folgendem Raisonnement zu beruhen. Der Italiener reis't nicht. Er sieht auch höchst selten seine Reichen und Principi in's Ausland reisen. Kein Wunder also, daß er uns Barbaren, die wir, um sein Land zu sehen, tausende von Miglien machen, ohne Handels- oder sonstige Erwerbsgeschäfte zu treiben, sämmtlich allermindestens für so reich als seine Principi ansieht, und deshalb so viel Geld als nur irgend möglich von ihnen zu ziehen sucht. Ja, ich bin überzeugt, daß er oft das Dingen und Feilschen unsererseits kaum begreift, und nicht selten für Geiz und Knickerei hält, was bei vielen Reisenden doch nur nothwendig gebotene Sparsamkeit ist. Darin bestärken ihn auch wohl die Engländer, welche das Markten und Feilschen mit Virtuosität betreiben, und ihn obenein oft roh und ungerecht behandeln. Eine solche rücksichtslose und verachtende Behandlung aber fühlt selbst der unterwürfige Neapolitaner im Innersten tiefer als man glaubt, und sucht sich auf die eine oder die andere Art dafür schadlos zu halten und zu rächen. Daher ist auch wirklich mit Höflichkeit neben sicherer Gemessenheit das Meiste bei ihm auszurichten, und dann erst, wenn er erkannt hat, daß man in ihm den Menschen achtet, giebt er sich in der ganzen menschlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens und Charakters kund, und es wird eine wahre Lust mit ihm zu verkehren.

Den 9. August.

In frischer Morgenfrühe rollten wir am Busen des Meeres entlang unserem Ziele zu. Der Weg von Salerno nach Pästum (jetzt Pesti oder Pesto) führt durch eine große zwischen Gebirg und Meer hingebreitete Ebene, welche, je weiter man hineinkommt, immer mehr den Charakter des spärlich angebauten, vernachlässigten und verwilderten Bodens annimmt. Der Abstand ist um so größer, je mehr das Auge durch die Umgegend Neapels an die sorgfältigste Kultur des Bodens gewöhnt ist. Einzelne Felder türkischen Kornes wechseln ab mit ungeheuren Strecken unkultivirten oder sumpfigen Landes, kaum weniger trist wie der Anblick der pontinischen Sümpfe, und wie diese von zahlreichen Büffelheerden bevölkert. Die wenigen Menschen der einzelnen Hütten ärmlichen, verwilderten Ansehens; Bettelmönche zu Fuß und zu Maulthier fast die einzigen Wanderer, denen wir begegneten. In dieser Gegend beginnt auch schon die Unsicherheit der Wege. Indessen hat der gegenwärtige neapolitanische Polizeiminister, Marchese dell Carretto, auf gut neapolitanische Manier durch die überaus zweckmäßigen Mittel von Galgen und Rad so ziemliche Sicherheit geschaffen, und zur Befestigung unseres guten Muthes hatte man uns in Salerno erzählt, daß so eben ein ganzes Rudel solcher gelegentlich wegelagernder Strolche in der Umgegend von Akropoli, Eboli und Pästum eingefangen sei. In der That begegnete uns der Zug derselben etwa zwei Stunden hinter Salerno. Es war eine geschlossene Gesellschaft von etwa fünfzehn Subjecten, von Gendarmen und Jägern zu Pferde und zu Fuß eskortirt. Sono ladri, birboni, assas-

sini tutti!*) war die kurze Antwort, welche uns der Anführer der Eskorte auf unsere Frage gab. Es waren ein Paar Kerle mit prachtvollen Gesichtern darunter, um die es einem in der Seele weh that, sie als Candidaten des Galgens anzusehen.

Nach starker dreistündiger Fahrt gelangten wir an den Fluß Sele (der Silarus der Alten), welcher, da die Brücke noch immer nicht fertig ist (man baut daran schon über zehn Jahre!) auf einer Fähre passirt werden mußte. Seine einst von kühlen Hainen umschatteten Ufer sind jetzt nackt und öde. Von da ab hatten wir noch eine gute Stunde zu fahren, ehe wir Pästum erreichten.

Die alte Hellenenstadt Poseidonia, ein halbes Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung durch eine Kolonie von Sybaris gegründet, lag am Fuße des Gebirges, das sich über ihr in zwei durch eine geschrägte Linie verbundenen Kuppen, ähnlich einem ungeheuren Dome mit zwei Kuppelthürmen, erhebt. Die zerstreuten Hütten, welche jetzt zwischen den Trümmern ihrer Umfangsmauern umherkriechen, liegen zwischen Gestrüpp und tausendjährigem Schutte so versteckt, daß man sie kaum gewahrt. Nur die drei Tempel unterbrechen mit ihren Säulenreihen die einförmige Oede der stillen, sonnenbraunen Ebene. Zwei von ihnen liegen genau in derselben Frontlinie, nur der dritte (der erste, welchen man passirt), liegt etwas zurück. Wir ließen den Wagen vor einer über alle Beschreibung armseligen Herberge zurück, und eilten mit klopfenden Herzen diesen geweihten Ueberresten einer fast dritthalbtausendjährigen Vergangenheit zu.

---

*) „Alles Schelme, Räuber, Mörder!“

Ich finde in meinem Tagebuche bloß die Worte: „diese Tempel sind das Größte, was ich bisher auf meiner ganzen Reise gesehen, und ich kann dieser Anschauung durchaus nichts vergleichen."

Und doch war der Eindruck des ersten Momentes keineswegs mit diesen Worten übereinstimmend. Ich will versuchen, mich näher zu erklären.

Wir sind an das gewaltig Emporschießende christlich deutscher Dom- und Kirchenbauten, an dieses Sichhinausschwingenwollen über das Irdische in die blaue, himmlische Jenseitigkeit, welches freilich durch sehr materielle, statische und mechanische Verhältnisse dieses christlich mittelalterlichen Baustyles bedingt wurde, dergestalt gewöhnt, daß mir dieses griechische Säulenwesen, dessen mäßige Höhe obenein durch die ungeheure leere Fläche, aus der es sich erhebt, noch mehr zusammenschrumpft, auf den ersten Blick keineswegs die Seele mit dem Eindrucke des Großartigen erfüllte. Ich benutzte diese ruhigen Augenblicke daher zu genauer Betrachtung des Einzelnen, des Materials, der Säulenzahl und ihrer Abstände, der Abtheilungen im Inneren des Neptunstempels, von dem das im Folgenden Gesagte vorzugsweise gilt. Denn dieser, der mittlere unter den drei Tempeln, ist von allen der schönste und wohlerhaltenste, wie er auch nach Goethe's Urtheil Allem vorzuziehen ist, was man noch von ähnlichen Bauresten in Sizilien sieht.

Der Stein, aus den Tuffsteinbrüchen des nahen Flusses Sele, ist von einer sanftgesättigten, gelbbraunen Farbe, gegen deren wohlthuende Wärme das grauere Kolorit der beiden anderen Tempel sehr zu ihrem Nachtheile absticht. Wenn man mit einem Stabe dagegen schlägt, klingt es wie Metall. Er

ist sehr porös, und daher wohl mit Stukk bekleidet gewesen, von dem sich noch Spuren finden. Diese sanftglühende Färbung des Tempels, welche man ähnlich auch bei anderen antiken Bauwerken findet, rührt vom Einflusse der Luft her. In südlichen Gegenden, sagt Wiegmann in seiner Schrift über die Malerei der Alten, wo die Luft den größten Theil des Jahres so trocken ist, daß sich keine Moose an den Flächen der Gebäude erzeugen können, ist es ein ganz gewöhnliches Phänomen, daß die helleren, der Luft ausgesetzten Steine eine warme, im Sonnenschein oft gelbrothe Färbung annehmen; zum Unterschiede der nördlichen und feuchteren Gegenden, wo statt dessen ein düsteres Grau oder Schwarz erscheint. Auch in Päſtum ist keine Uebermalung anzunehmen. Eisenoxydrat, entstanden aus eisenhaltigen Substanzen, die der Wind gegen diese Flächen trieb, hat diese Farbenkruste erzeugt.

Der nächste Gesammteindruck bei einer wiederholten Ueberschau des ganzen Bauwerkes war der des schönsten Maaßes, der einfachsten Gesetzmäßigkeit, der weisesten Beschränkung. Nie in meinem Leben empfand ich gegenüber einem Werke der Architektur dies Gefühl ruhiger, erfüllter Befriedigung. Das Ganze des Baues erschien mir wie aus einem einzigen, in sich nothwendigen, organischen Bildungsprozesse erwachsen. Nichts Ueberflüssiges, keine Spur von jener romantischen Willkür, die sich in der Nachbildung des Scheines der Unendlichkeit, in zahllos fortzusetzenden Verzierungen und Schnörkeln, Spitzen und Zinnen, Zacken und Thürmchen zu befriedigen strebt. Hier an diesem göttlichen Gliederbau kann man die Steinblöcke zählen, wie die Glieder und Muskeln am menschlichen Körper. Von einem gothischen Bau kann man ändernd abnehmen und zuthun, ohne dem Ganzen zu schaden. Hier

aber ist jeder Stein eine Nothwendigkeit. Erhöhe oder erniedrige, verdicke oder verdünne diese Säulen um ein Weniges, verändere ihre Abstände um ein Geringes, und Du hast die Schönheit des Ganzen zerstört. Ja, lasse nur die Verbindungslinien von je zwei Blöcken des Architravs statt auf die Mitte der Säule auf einen anderen Punkt fallen, und ein wesentlicher Eindruck der sicher in sich beruhenden Schönheit ist vernichtet. Kein kittender Mörtel, nur das Gesetz der eigenen Schwere ist das unsichtbare, geistige Bindemittel dieser gewaltigen Marmorblöcke, die dennoch schon an die dritthalb Jahrtausende fest aufeinander ruhen!

Mitten in der Einsamkeit einer menschenarmen Wildniß, umwuchert von wildem Gestrüpp und Genist, liegen sie schweigend da in ihrer steinernen Ruhe. Keine moderne Umgebung stört, wie so oft in Italien und besonders in Rom, durch ihren Kontrast den Eindruck, kein frecher Tageslärm entweiht die heilige Stille um diese schweigenden und doch so beredten Zeugen urältester Zeit, diese heiligen Denkmäler aus der schönen Jugendblüthe der Menschheit. Die wenigen Hütten, welche unter dem Schuttgetrümmer vergangener Herrlichkeit das armselige Dasein einer Almosen bettelnden Gegenwart umschließen, bemerkt das Auge nicht. Nur Dohlenschwärme entflatterten kreischend bei unserem Nahen den Säulenhallen und zogen dem fernherblauenden Meere zu, — dann wieder tiefe Stille. —

Die Sonne brannte heiß aus der bewegten Bläue hernieder auf unsere Scheitel. Betäubender Duft stieg empor bei jedem Schritte unserer Füße auf dem kräuterreichen Grunde. Aus Gebüsch und Gezweig erklang der schmetternde Ton der Cikaden, der Sommermusikanten des Südens, deren eintöniger

Gesang die Stille nur gleichsam hörbar macht, weil dem ewigen Einerlei dieses holztrockenen, rhythmuslosen Knirrens jedes Leben fehlt.

Halbnackte Knaben, breitbrüstig, bronzefarben, mit großen Augen, ausdrucksvollen, an die antike Schönheit erinnernden, aber von Elend und Fieber entkräfteten Zügen, schlüpften allmälig zwischen dem Gestrüpp zu uns heran: Almosen erbittend und kleine Kupfermünzen und Terracotten zum Kauf anbietend. Wir befriedigten sie vorläufig, um uns ungestört wieder zu versenken in das Wunder althellenischer Schönheit, deren leibhafte Wirklichkeit wie durch Zauber plötzlich aus dieser Oede vor unseren Sinnen aufgestiegen schien.

Dieser Poseidontempel ist sicher aus der schönsten Zeit der dorischen Baukunst, für deren Kenntniß diese Ruinen Pästums darum so interessant sind, weil die beiden anderen in demselben Style erbauten Tempel schon ein leises Sinken der Kunst im Vergleiche zu jenem zu verrathen scheinen.

Gleich jungen Riesen „freudig in ihrer Kraftfülle" (κύδεϊ γαίοντες) stemmen sich seine sechsunddreißig Säulen, zwölf auf jeder Längen-, sechs auf jeder Breitenseite, unter ihre Gebälklast, die zu tragen ihnen gleichsam eine stolze Lust scheint. Daher ist der Eindruck so die Seele ausfüllend und beruhigend, und bei allem Ernste doch so heilig heiter. Ohne Basis, gleichsam der Erde selbst entwachsend, schießen ihre scharfgereifelten Stämme wie riesige Doldenstengel in die Höhe, während die leise Verjüngung gegen das Kapitäl zu diesen Eindruck des Lebendigen, kühn Emporstrebenden noch verstärkt. Kaum merklich ist die Abnahme ihrer Linien in dieser Verjüngung, während bei dem daneben liegenden Tempel (der soge-

nannten Basilika), der Eindruck der Säulen durch das Gegentheil schon schwächlicher, und die Form des Kapitäls plattgedrückter durch seine Last erscheint.

In diesen Linien der Säulen, in dem Verhältnisse derselben zum Ganzen ist ein Gefühl des Lebendigen, Organischen, das nicht mit Worten auszudrücken ist. Würde das Maaß, dessen ästhetischer Ausdruck diese Kunst der Architektur ist, überall nur die Strenge des mathematischen Verstandes zur Richtschnur nehmen, so würde der Eindruck und Charakter des Leblosen, Unorganischen, Todten nicht zu vermeiden sein. So aber hat das ureingeborne Schönheitsgefühl dieser kunstbeseelten Alten überall jene todte Strenge durch einen Hauch des Lebens zu beseelen verstanden, und selbst die gerade Linie des Verstandes durch die schwungvolle Schönheitslinie der Vernunft gemildert. Diese Gränzlinien der Säulen sind keine starren Parallelen, sie rücken einander unmerklich näher nach einem Gesetze, dessen Maaß nur das schönheitsehende Auge bestimmt, wie nur ein solches auch dasselbe wieder zu empfinden vermag. Selbst die Rundhöhlungen der Kanneluren haben nicht den Zirkelschlag des Halbkreises: es ist gleichsam ein schwellender Körper darin, der dem Mechanischen und Nackten Leben und Fülle verleiht. Der Schwung dieser Linien ist dem des jugendlich schönen Menschenleibes vergleichbar, wo auch keine Linie sich scharf und entschieden absetzt, sondern in den leisesten Uebergängen sich ununterbrochen an's Ende verfolgen läßt.

Und nun betrachte diese Reihe kleinerer Säulen, die sich auf der inneren Säulenreihe der Cella über dem gewaltigen Architrav derselben erheben, einst bestimmt, das sanft ansteigende Dach zu tragen, welches wie der Adler des Zeus mit

ausgebreiteten Schwingen schützend sein schwebendes Fittigpaar über das Heiligthum breitete. Wie leicht und zierlich, und doch zugleich wie fest und sicher stehen sie da! wie unbeschwert leihen ihnen die unteren, stärkeren Brüder die Kraft des tragenden Hauptes! Nur um ein Weniges verrücke die Maaße, verändere die Linien, verschiebe die Zwischenräume, und die Vollendung der Schönheit des Ganzen ist dahin.

Wieder durchwandelte ich das Innere dieses Gotteshauses, um jedes Einzelne betrachtend in mich aufzunehmen, und schritt dann wieder hinaus, um von allen Richtungen und Standorten den Eindruck des Ganzen zu erneuern und mir ihn unvergänglich in die Seele zu prägen. Es war immer und immer derselbe, nur immer mehr wachsend und sich erfüllend in der Herrlichkeit seiner ausdrucksvollen, gleichsam musikalischen Harmonie.

In behaglicher Breite auf dem stufenumgebenen Weihaltare seines mächtigen Unterbaues lagert sich der schönheitvolle Bau über der Erde hin, gesondert von ihr, und doch an ihr, der allernährenden Mutter haftend, nicht in sehnsüchtig resignirender Verachtung des Irdischen aus dem „Jammerthale“ zum Himmel aufsteigend. Auf der Erde war ja den Alten so wohl, und selbst der Stolzeste der Stolzen unter den Heldenkönigen Homer's, der gottentsprossene Achilleus, er will lieber ein fröhnender Knecht sein auf der schönen Erde im goldenen Lichte, als in der düsteren Schattenwelt

„Ueber die Todten alle, die hingeschwundenen, herrschen.“

Lichttempel sind sie, diese raumöffnenden Säulentempel, bestimmt, Luft und Licht zu fassen und einzurahmen mit ihren Säulenhallen, die dem Tage und dem Leben geweiht, und der hellen, menschlichen, augenblitzenden Freude, deren Ausdruck

der hellenische Kultus war; dieser Kultus, der durch Freude über die Herrlichkeit der gottgeschaffenen Welt seine schaffende Gottheit ehrte, nicht sie durch Jammerklage und Thränengeseufz über ihr Werk beleidigte. In diesen Säulenhallen, in diesen einfachen Tempelräumen zittert die Seele in freudigem Schwunge, und kann nicht anders als das Göttliche anbeten. Mit der heiligen Einfalt, mit dem milden Ernste, der gotterfüllten Schönheit dieses aus der höchsten, organisch schaffenden Vernunft entsprossenen Baues verglichen, erschienen mir alle die Kirchen Roms, selbst St. Peters gewaltiger Dom, wie kielkröpfige, kretinistische Greise gegen die jugendlich schöne, in der Palästra gestärkte, kraftstrotzende, schwungvolle Menschengestalt, und jetzt erst verstehe ich den Ausruf Goethe's, der bei dem Anblicke dieser Urformen hellenisch architektonischer Schönheit der Brust dieses göttlichen Heiden entquoll: daß er nun Gottlob das spitzbögig schnörkelhafte Wesen ein für alle Mal los sei!

Das lichte Blau des Himmels schaute mit unaussprechlichem Glanze durch die Oeffnungen und Zwischenräume, durch Thüren und Gänge, alle Linien scharf umrandend. Einzelne Flügelschläge wilder Tauben rauschten mit schwirrenden Klängen durch die Stille, Blumen und Ranken auf Simsen und Architraven streifend, in deren Spalten sie ihre Nester bauen.

Die Künstler begannen trotz der Gluth der fast scheitelrecht ihre Pfeile herabschießenden Augustsonne emsig mit Kreide und Bleistift die Prospecte in ihre Skizzenbücher zu zeichnen. Ich saß zwischen ihnen auf einem, von den dienstfertigen Knaben herbeigewälzten Marmorgetrümmer im Schatten des grünen Regenschirmes, der hier schon seit Monaten zum Sonnen-

schirme geworden ist. Ombrella, Schattendach, heißt hier überhaupt der Schirm, und nicht ohne Entsetzen denke ich der Zeit, wo der Schirm für mich wieder nur ein Regenschirm sein wird.

Während die Gefährten im Schweiße ihres Angesichtes zeichneten, betrachtete ich abwechselnd die Tempel und einen der vor mir stehenden Knaben, dem ich ein Paar kleine Münzen abgekauft hatte. Er hätte das Modell zu einem jungen, bronzenen Halbgotte abgeben können, so tadellos schön war seine Gestalt, so breit und hochgewölbt die Brust, so edel die Bildung des Kopfes und der Züge. Und das verkommt nun so im Elende des Hungers und in der Fieberluft, die jetzt mit bleiernem Fittig über diesen einst so glücklichen, und wegen ihres gesunden Klimas berühmten Ebenen lastet! Der geistvolle Michelet schildert einmal, eines Vergleiches halber, diesen Zustand und seine allmälige Entstehung. Dans les pays une fois devenus fiévreux la fièvre engendre la fièvre. L'habitant, malade négligeant le soins de salubrité, la vase monte sur la vase, les eaux s'épandent en marais, les miasmes épaississent; un air tiède, fade et lourd pèse sur le pays. Les gens se trainent ou se couchent. Ne leur parlez pas, d'y rien faire; ils sont habitués à la fièvre, ils l'ont depuis leur naissance; leurs pères l'ont eue. Pourquoi des remèdes? L'état du pays est tel de temps immémorial. In dieser Schilderung liegt eine furchtbare Wahrheit. Der Franzose vergleicht einem solchen Zustande die geistige Versumpfung, welche der Fieberhauch des jesuitischen Quietismus über einen großen Theil der Menschheit im siebenzehnten Jahrhundert gebracht. Nur die ungeheuersten Revolutionen

vermochten die geistige Atmosphäre von diesem auszehrenden Fiebermiasma in Etwas zu reinigen. Aber welche Revolutionen werden erforderlich sein, um diesen schönsten Theil der Erde seiner Bestimmung: der Wohnsitz freier, glücklicher Menschen zu sein, zurückzugeben! Wann werden „die Rosen von Pästum“ *) wieder blühen und seine Schiffe wie lustige Delphine wieder das Meer beleben, das jetzt mit trauernd dumpfem Rauschen an der öden Einsamkeit dieser wüsten Küstengestade der alten Stadt des meerbeherrschenden Poseidon brandet.

Es sei erlaubt, hier einige Gedanken über den hellenischen Tempelbau einzuschalten, welche den im Obigen unverändert mitgetheilten, unmittelbaren Eindruck der Bauwerke auf die Seele eines Laien zu erläutern geeignet sind. Dieselben sind zweien, neuerlich erschienenen Werken entnommen, von denen namentlich das erste weit mehr Leser verdient, als es äußerer Umstände halber finden dürfte.

Der hellenische Tempelbau.

I.

Das Wesen des hellenischen Kunstbaues, das Princip seiner Tektonik, aus welchem die ganze Fülle schöner, gedankenvoller Bildungen, von dem marmornen Göttertempel bis zu dem kleinsten Geräthe des täglichen Lebens, emporblühte,

---

*) Biferique rosaria Paesti. Virg. Georg. IV., 119. Die zweimal im Frühlinge und Herbste blühenden Rosenhaine von Pästum waren sprüchwörtlich bei den alten Dichtern.

ist erst in unseren Tagen entdeckt worden*). Es ist kein anderes als das der schaffenden Natur selbst: „den Begriff jedes Gebildes in seiner Form auszusprechen.“

Nur das Gesetz kann Freiheit geben. Aus jenem Princip aber entspringt ein Gesetz der Form, welches die individuelle Willkür des werkthätigen Subjectes ausschließt, während es zugleich seinem schaffenden Erfinden die höchste Freiheit und den weitesten Spielraum gewährt. Das Princip der hellenischen Tektonik bildet den Körper zu der Form aus, welche seinen Begriff, seine Wesenheit und seine Funktion am vollkommensten erledigt, und es entwickelt zugleich diese Form dahin, daß sie die Form des Körpers allgemein verständlich ausspricht.

Der hellenische Bau ist ein idealer Organismus, der zur Erzeugung eines Raumes kunstvoll gegliedert ist. Er ist durchaus ein freies Erzeugniß des Menschengeistes, das kein Vorbild in der Natur hat, und welches dennoch dem Eindrucke der Naturhervorbringungen so verwandt ist, daß man sagen möchte: „wenn es die Absicht der Natur gewesen wäre, ein Tektonisches für solche Aufgabe hervorzubringen, sie es so und nicht anders würde gestaltet und organisirt haben.“ Jedes einzelne seiner Glieder geht aus dem Ganzen hervor, ist ein unerläßlich nothwendiger Bestandtheil dieses Ganzen,

---

*) In dem Werke von Karl Bötticher: Die Tektonik der Hellenen. Th. I. Einleitung und Dorika mit 21 Kupfertafeln. Potsdam 1844. Das Folgende ist Auszug aus diesem vortrefflichen Werke.

das ihm wiederum seine besondere Stellung und Funktion anweis't.

Alle Kunst ist Geist. Indem also die Tektonik den Körper zur Form, zum Gliede eines idealen Organismus bildet, belebt und begeistert sie das todte Material, oder erweckt, wenn man will, das in ihm ruhende Leben zu einer thätigen Funktion. Der von ihr so gebildete Körper leistet, was er als statisches Glied leistet, durch seine materielle Form — der rohe Baumstamm stützt wie die Säule; — aber die hinzutretende Kunstform giebt ihm ein höheres Leben, verleiht ihm gleichsam Sprache, indem sie seine Funktion charakterisirt, und ihn dieselbe aussprechen läßt. Und zwar nicht bloß seine Funktion als einzelnes Glied, sondern auch seinen Bezug und seine Verbindung zu den anschließenden Gliedern. Dies ist in der hellenischen Tektonik der Ursprung und das Wesen des Ornaments. Auf diesem Wege wird das Ganze eines hellenischen Bauwerkes zur Darstellung der innerlich wirkenden, unsichtbaren Thätigkeit, eine polyhymnische Mimik.

Die Kunstform, welche einem jeden Gliede den lebendigen Ausdruck seiner Bestimmung verleiht, entsteht durch schickliche Uebertragung eines in der Natur und ihren organischen Bildungen wahrgenommen Realen, welches seinem Wesen nach dem Begriffe des betreffenden baulichen Gliedes vollkommen entspricht. Daher die wunderbare Uebereinstimmung der vegetabilischen Gebilde der organischen Natur mit den Gebilden hellenischer Tektonik in Hinsicht auf Organisation und Ausdruck des Begriffes durch die Form. Die Gabe, hier das Entsprechende mit dem nie irrenden Takte des Naturgefühles zu finden, gehört der künstlerischen Organisation des helleni-

schen Volkes an. Ueberhaupt ist es die Weise, durch allgemein wahre und verständliche Analogie, durch prägnante Vergleichsbilder zu sprechen, die zugleich den höchsten ethischen Ausdruck enthalten, welche die eigentliche Poesie in der hellenischen Bildkunst und Poesie ausmacht. Man denke nur an die Homerischen Gleichnisse und ihre bezeichnende Kraft!

In allen Ornament-Symbolen der hellenischen Tektonik ist daher weder Zufälligkeit noch Willkür, noch bloß einseitige oder konventionelle Gültigkeit. Denn die entsprechenden Bildungen der Natur, denen sie mit klarem Bewußtsein entnommen sind, erscheinen als allgemein- und weltbekannte, bieten sich in der umgebenden Welt überall dar. Daher ist auch das Princip der hellenischen Tektonik und die Formensprache in der Gestaltung der baulichen Glieder nicht bloß auf das kleine Geschlecht der Hellenen beschränkt, sondern eine Wahrheit für die Welt aller späteren Geschlechter.

Schon aus dem nackten Gerippe dieser Sätze, welche in dem Buche des genialen Bötticher die tiefsinnigste und gründlichste Ausführung erhalten, kann man ersehen, daß diese Betrachtungsweise der antiken, bildenden Kunst an die Stelle des unbestimmten ästhetischen Wohlbehagens die begriffsmäßige Auffassung und Einsicht in die innere Nothwendigkeit setzt. Die Schönheit der Form wird dadurch überall aus einer abstrakten zur lebendig erfüllten, weil sie eben in dem prägnanten Ausdrucke der materiellen Bedeutung des tektonischen Körpers besteht. Zwar kann dieser immer nur ein symbolischer sein. Aber es wird eine Symbolik sein, klar und rein wie die Natur, mit der ja die hellenische Kunst das Princip gemein hat: den Zweckbegriff jedes Körpers in seiner Form auszusprechen. Daß nach diesem Gesetze und aus ein und dem-

selben Formensinne alle Gebäude, alle Geräthbildungen der hellenischen Antike hervorgegangen sind, ist von Bötticher überzeugend dargethan worden, und seine tiefeindringenden Untersuchungen erheben nur Dasjenige zum klaren Bewußtsein, was als unbestimmtes Gefühl in allen, von der griechischen Kunst begeisterten Seelen geschlummert hat.

Betrachten wir nach diesen Andeutungen das Gesammtbild eines dorisch-hellenischen Tempelbaues in seiner Gliederung.

Der griechische Tempel ist im Sinne des Helenen ein Weihgeschenk, das dem Gotte dargebracht wird. Den Altar, auf welchem das Geschenk (ἀνάθημα) der Sterblichen der Gottheit entgegengetragen erscheint, bildet der viereckige Unterbau (das Stereobat), welcher sich von dem Boden in mehreren Stufenschichten erhebt. Wagerecht über die oberste Stufenschicht dieses Unterbaues breitet sich sodann der Fußboden (Stylobat) des Heiligthumes, als die allen Gliedern des auf ihm verzeichneten Baues gemeinsame Sohle und Basis, gleichsam eine große Bildtafel (Abakus), auf welcher der Grundriß der Räumlichkeit verzeichnet ist.

Wie die beiden hellenischen Hauptbaustyle, der dorische und der jonische, nur ein Ausdruck der Charaktereigenthümlichkeiten dieser beiden, aus einer Wurzel entsprossenen Hauptstämme sind, so zeigt sich sogleich im Beginne der Säule, des Hauptgliedes in dem Bauwerk, das sich auf dieser gemeinsamen Unterlage erhebt, der scharfe Unterschied der beiden Stammindividuen. Der dorische Volksstamm geht völlig auf in dem allgemeinen staatlichen Leben, an das er unverrückbar gebunden ist. Demgemäß erscheint in dem dorischen Tempelbaue, dem einzigen Baue, welchen dieser Stamm kultivirte, die eigene Wesenheit jedes Gliedes streng dem Ganzen dienend unter-

worfen. Alle Glieder streben in Gemeinsamkeit ein Ganzes zu bilden, haben daher auch nur die eine gemeinsame Grundlage der Sohle des ganzen Baues. Dagegen will im jonischen Baue, dem jonischen Stammcharakter entsprechend, jedes Glied, daß es gesondert sei von dem ihm nicht gleichen, daß es für sich stehe auf ihm nur eigener Sohle, um so innerhalb der Gemeinschaft sich zugleich im eigenen Wesen zwanglos zu entfalten. Daher hat jede jonische Säule ihre besondere Basis, jede Base eine besondere Junctur, die sie mit der Grundsohle des ganzen Baues verknüpft.

Die Thätigkeit der Säule ist eine doppelte, raumöffnend und stützend. Die dorische Säule, starkstämmig, Widerstandsfähigkeit entwickelnd, erhebt sich wie festgewurzelt im Boden, gleich dem gereifelten Stamme der Dolde, unmittelbar von jener gemeinsamen Sohle empor, nur mit der selbständigen Kraft des breit auffußenden Stammes unverrückbar den Platz behauptend. Dagegen zeigt sich die zartstämmige jonische Säule nicht wurzelnd im gemeinsamen Boden, sondern aufgesetzt auf besondere Sohle, rings isolirt und eingezogen durch das Symbol des Trochilos, und, weil ihr schlanker Stamm ohne jede selbständige Kraft scheint, auch erst durch Hülfe von festgeschlungenen Heftbändern auf der beschränkten Sohle sicherer gefesselt. Den starkverjüngten Stamm der dorischen Säule umgeben dichtgedrängt die scharfen Reifen der Kanneluren, die das mächtige Aufstreben der Säule nach der Analogie des aufschießenden Doldenstengels um so stärker symbolisiren, je weniger kreisrund umlaufende Fläche übrig bleibt. Den jonischen minder verjüngten Säulenstamm umgeben sie dagegen leicht von einander gesondert, die flachen Stege für sich, die Furchen für sich.

Sobald sich der Stamm bis zum beendenden Scheitel erhoben hat, spricht sich im Dorischen die zu stützende Lastung des gesammten Oberbaues im Symbole des mächtigen, blätterreichen Kelches aus, der durch mehrere Bandspiren den Stamm verknüpft, und in den Spitzen der starren Blätter, auswärts bis zur Wurzel übergebogen, den gewaltigen Konflikt ausdrückt, welchem die Säule begegnet. Entgegengesetzt versinnlicht sich an der jonischen Säule der Bezug auf die leichtere Last des äußeren Gebälkes allein durch eine zartere Ueberbiegung der Krone.

Der raumöffnenden Säule gegenüber steht die raumverschließende Wand, wagerecht aus liegend gestreckten Blöcken aufgeschichtet, das Innere des Heiligthumes umgebend.

Um aus dem Gestein freitragende Kraft zu entwickeln, spannt sich von Säule zu Säule das Epistyl, von Epistyl zu Epistyl die Balken, von Balken zu Balken kreuzweise gelegt die Stroteren; sie alle versinnlichen das geflochtene Band, welches sich auf ihrer schwebenden Unterfläche hinzieht.

Ueber den ganzen Raumbau aber breitet sich das hochgetragene, mit zweifach gesenktem Flügel im Aether schwebende, regenabwehrende Dach, nach dem gleichen Bilde des heiligen Zeusadlers, selbst Adler oder Adlerfittigpaar genannt.

Woher aber kam das Licht in den inneren Schauraum des Tempels, wo das Götterbild stand? Fenster kannten die alten dorischen Tempel nicht. Die Erleuchtung bloß durch die Thüre oder gar durch Lampen, welche Hirt und Winckelmann annehmen, widerspricht der gesunden tektonischen Praxis der Alten. Das Licht fiel hinein in den inneren Tempelraum durch die Oeffnungen zwischen den Triglyphen, die Metopen, welche dem Gotteshause ein ruhiges Hochlicht zuführten. Wo

man des Lichtes entweder nicht bedurfte, oder dem Einschlagen des Wetters vorbeugen wollte, wurden die Metopen verschlossen durch Tafeln mit Bildwerk oder Malerei.

II.

Der ethische Grundgedanke des griechischen Tempelhauses mit der Säulenhalle*)

Den Griechen konnte keine Bauform, so imponirend sie auch sein mochte, zusagen, welche, wie die der Aegypter, Perser und Germanen, den Gott von den Menschen absonderte und fern hielt.

Die Götter der Hellenen sind heitere, menschliche Erscheinungen, die in der Mitte des Volkes hausen. Auch der Tempel mußte daher seine Hallen mittheilend öffnen, daß sich das lebensfrohe, schwatzende Volk darunter sammle. Die Gestalt des Kultus, welche den Tempel nur zur würdigen Stätte des Bildes nothwendig machte, da alle bedeutenden religiösen Handlungen unter freiem Himmel vorgenommen wurden, trug eben so wie die Sitte des Lebens zu dieser Form bei. Aber Religion und Lebensweise sind in ihren Grundzügen schon Ausflüsse des bildenden, architektonischen Volkscharakters, und gerade das, was dem Volke als die würdigste Form erscheint, ist das concentrirte Abbild seiner inneren Anschauung der Dinge. Die Orientalen, und in anderer Weise auch wir, die nordisch germanischen Völker, haben überall den Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen scharf und schneidend im Auge. Der Staat ist uns ein Selbständiges,

---

*) Nach Schnaase's Geschichte der Kunst. Thl. II. S. 69—73.

getrennt von seinen Bürgern; die Moral unabhängig von der Sitte des Volkes, die Gottheit jenseit der wirklichen Welt. Wo es daher gilt, unsere Grundanschauung zu verkörpern, da stellt sich uns ein abstrakt abgeschlossenes Gebäude dar, von festen, hohen Mauern begränzt. Den Griechen schwand dieser Gegensatz, soviel es die menschliche Natur gestattet. Der Staat ist nichts als die Gemeinschaft seiner Bürger, und diese fühlen und dulden nichts in sich, was nicht dieser Gemeinschaft angehört und zusagt. Die Sittlichkeit ist daher nichts als die Sitte des Volkes. Die Gottheit ist nicht eine vergeistigte, entfernte, sondern sie mischt sich in mehrfacher Zahl, menschlich gestaltet und menschlich empfindend, unter die Menschen. Die Weltregierung selbst, wenn auch in ihrem dunkelsten Heiligthume das Schicksal schlummert, ruht in der Wirklichkeit auf diesen selbständigen Göttergestalten. Selbst die Natur ist nicht bloß ein Ganzes, sondern sie löſ't sich in viele menschenähnliche Wesen auf. Ja endlich das gemeinsame Vaterland der Hellenen, das geliebte Land der Sitte und Kunst, obgleich es einzig unter den übrigen Barbarenvölkern der Erde dasteht, ist für die Griechen nicht ein einiges Land oder Reich, sondern das bewegte und getheilte Gemeinwesen seiner Staaten und Städte. —

So zeigt sich überall die höhere geistige Einheit zunächst und äußerlich in einer Mehrzahl freier und selbständiger Glieder, und diesen Grundgedanken sehen wir denn auch in den freistehenden Säulen der Halle ausgeprägt.

Aber durch die scheinbare Vereinzelung wird die innere Einheit nicht aufgelöſ't, sondern vielmehr kräftiger und wirksamer gemacht.

Die Götter sind Genossen des olympischen Mahles, dem gleichen Schicksale unterworfen. Die belebten Geister der Natur berühren sich durch ihren proteusartigen Wechsel als innerlich verbunden; sie tauchen auf und sinken zurück. Die Einheit beruht in der Gleichheit des Vielen; und das was die Natur in ihrem Gebiete unwillkürlich hervorbringt, bewirkt im Gebiete menschlicher That die Sitte und Erziehung. So wird der Jüngling in der Palästra in körperlicher Erziehung ausgebildet, daß er selbständig in Kraft und Schönheit heranwachse, aber zugleich in geistiger Demuth: daß er die Götter ehre und die Gesetze der Stadt über Alles achte, damit seine vereinzelte Kraft nur dem Ganzen diene.

Und so sehen wir denn in der Säulenhalle des Tempels das Abbild oder Urbild dieser Anschauung. Schön gerundet und selbständig in stolzer Kraft und heiterer Anmuth, wie die hohen Götter und die wohlgezogenen Jünglinge, stehen diese Säulen, aber zugleich durch das Gesetz der Gleichheit innig verbunden, und in jedem Gliede nur dem Zwecke entsprechend: dem Ganzen zu dienen, das schützende Dach zu tragen, die dunkele, innere Einheit in ihrer vielgestaltigen Kraft zu vertreten.

In dieser Weise nennt Schnaase die hellenische Architektur „symbolisch im höheren Sinne," ein unbewußtes und unwillkürliches Abbild der tiefsten Anschauung des Volkes.

Vergleich der hellenischen und der germanisch mittelalterlichen Baukunst*).

Der Werth eines Baustyles und die Stufe der Vollkommenheit, welche er im Vergleiche zu einem anderen einnimmt, wird durch zwei Dinge gemessen. Das eine ist das Materielle, Statische, die Mechanik der Gliederung seiner Strukturtheile; das zweite ist das Formelle, Künstlerische, welches die Erscheinung dieser Gliederung so im Einzelnen wie in der Gesammtheit betrifft.

In Hinsicht auf Mechanik steht der Baustyl am höchsten, welcher mittelst einer künstlichen Gliederung der Decke jedes Material so weit besiegt hat, daß er nicht allein die größeren Raum- oder Stützweiten überspanne, sondern damit auch jedes Schema der Planräumlichkeit überdecken kann. Denn das vornehmste Kriterion eines Baustyles beruht in seiner Deckengliederung.

Die architektonische Gliederung der hellenischen Bauwerke und ihres Deckenbaues beruht auf dem Princip der monolithen Glieder. Sie bleibt daher in Schema und Dimensionen an die zufällige Beschaffenheit des Materials und an das zufällige Maß seines Zusammenhaltes gebunden.

Erst der Bogenbau, und namentlich der Spitzbogenbau, welcher mit Gliedern, die aus Einzelheiten künstlich gefügt sind, eine Decke herstellt, überwindet diese Zufälligkeiten, und steigert die Bewältigung des Materials bis zu der Stufe, auf

---

*) Nach Karl Bötticher's Tektonik der Hellenen. Thl. I. Erster Exkurs.

welcher der Baukünstler über dasselbe völlig frei zu schalten vermag. Die Hellenen, welche den Bogenbau nicht kannten, haben in ihrer Baukunst das Materielle nicht überwunden. Sie bleiben an die Zufälligkeiten desselben gebunden, stehen unter ihm.

Das Mittelalter hingegen hat den Mechanismus der baulichen Gliederung eben durch den Bogenbau so hoch gesteigert, daß es mit demselben das Material besiegt hat und über ihm steht. Wenn die Hellenen nur soweit überspannen können, als ihnen die Balken dazu im Berge brechen, so kann das Mittelalter mit seinem Bogenbau bestimmen, wie weit es überspannen will.

Allein auf der anderen Seite ist das hellenische Princip, welches alle Glieder unter ein gemeinsames, schützendes Dach bringt, bei Weitem praktischer, dauerhafter, monumentaler als der germanische Baustyl. Der Parthenon auf der Akropolis Athens stand unversehrt im Jahre 1687 trotz seines zweitausendjährigen Alters, als ihn die Bomben des Grafen Königsmark durch die Explosion des in seinen Räumen errichteten Pulvermagazins zerstörten, während der festere germanische Bau, der Straßburger Münster, trotz seines unverwüstlichen Gesteines doch jährlich über zwanzigtausend Francs Reparaturkosten macht, und die meisten übrigen germanischen Sandsteinbauten so zu sagen am lebendigen Körper zerstört werden.

Auch die Kühnheit ist nur scheinbar größer bei den Werken des germanischen Baustyles, sobald man die ungeheuren Mittel in Anschlag bringt, welche für die kolossalen Dimensionen und fabelhaften Thurmbauten in Anspruch genommen worden sind. Und es ist vielleicht größere Kühnheit, auf Reihen schlanker, bloß auf die Stabilität ihrer eigenen Achse

beschränkter Säulenstengel von eben so hohen Dimensionen*), wenn auch bei geringeren Spannweiten der Decke, die ganze Lastung des Gebälkes und Steindaches sicher aufzulegen und so schwebend in der Höhe halten zu lassen.

Auch die Frage: welche Kunst den größten Kreis von Aufgaben ausgeführt hat, fällt zu Gunsten der Antike aus, welche mit ihren beschränkten mechanischen Mitteln die verschiedenartigsten Aufgaben gelös't hat. Sie erscheint als die machtvollere und gedankenreichere gegen die beschränktere und ärmere Kunst des Mittelalters, welche trotz ihres bewunderns-würdigen baulichen Mechanismus nur einen kleinen Kreis, und zwar nur gleichartiger Aufgaben, erfüllt hat. Bötticher bemerkt sinnig bei den riesenhaften Thurmbauten des Mittelalters, daß sich im fünfzehnten Jahrhundert die Geschichte von dem Babel-thurme wiederhole. In dem Augenblicke, wo die Spannung des Vermögens auf der höchsten Spitze steht, zerrinnt das gemeinsame, nur an Einem haftende Bewußtsein des Geschlechtes in verschiedenartige Einzelheiten, und damit fällt auch sogleich die Architektonik, welche aus diesem Bewußtsein hervorging, eben so plötzlich, so ganz und gar, daß nicht einmal eine Periode des Ablebens, kaum des Nachklanges sichtbar war.

Das zweite Kriterium zur Bestimmung des Werthes eines Baustyles ist, wie gesagt, die Kunstform oder Formsprache, durch welche die mechanische Wesenheit, der tektonische Begriff der einzelnen Glieder sowohl für sich als in ihrer Fügung zum Ganzen charakterisirt wird. Hier fällt nun der

---

*) Die Säulen am Artemision zu Ephesus sind sechszig Fuß hoch, die am Zeustempel zu Kyzikos fünfundsiebenzig Fuß hoch.

Vergleich beider Baustyle erst recht zum Vortheile des hellenischen aus.

Die höchste Meisterin in dieser Formensprache ist die Natur, welche überall den Begriff und die Wesenheit ihrer organischen Bildungen in ihren einzelnen Gliedern wie in deren Gesammtform über alles menschliche Denken hinaus vollkommen entworfen und ausgeprägt hat. Dies Princip der Natur ist aber zugleich das der hellenischen Tektonik, welche bei ihren Gebilden die Charakteristik dadurch erreicht, daß sie Analogieen der Natur zum Grunde legt, oder die Elemente zur Bildung ihrer Formensprache von Gegenständen annimmt, die im wirklichen Menschenleben zur Erfüllung gleicher Funktionen ursprünglich vorhanden und daher allgemein verständlich sind. Indem so die hellenische Tektonik ihre Formensprache auf Ursprüngliches, allgemein Wahres und Gültiges begründet, bleiben ihre Principien und Formensprache so allgemein wahr und gültig wie die Natur und die Menschenwelt selbst. Je mehr sich dagegen eine Tektonik von einer solchen Ausdrucksweise abwendet, je mehr ihre Weise, tektonische Begriffe darzustellen, zu einem bloß Gedachten, nur ihrer Zeit oder ihrem engen Gedankenkreise Angehörigen wird, um so einseitiger nur auf den Kreis ihrer Bildungen beschränkt, nur dem Geschlechte, von welchem sie geübt wird, angehörig wird sie sein; sie wird dies Geschlecht nicht überdauern und dem folgenden schon fremd sein. In diesem Falle befindet sich der germanische Baustyl des Mittelalters. Das Mittelalter hat mechanisch das erreicht, was die alte Kunst nicht vermochte; aber dem Mechanismus fehlt die Spiegelung der ewig wahren Natur, die das mechanische Gerippe nicht mit dem Fleische der seinen Begriff charakterisirenden Formen-

fülle belebt. Die kolossalen Dimensionen und der durch sie in eine für das Auge ungenießbare Ferne entrückte Schmuck erregen nur ein ungewisses, romantisches Gefühl, das nie zur Sättigung, zur Ruhe und zum Bewußtsein kommen kann. In demselben Grade, in welchem das Mittelalter die geistige Tendenz des Bauwerkes durch eine hohe und großartige Bildersprache charakterisirt hat, mangelt dagegen der Gliederung des Mechanismus eine organische Formensprache. Dieser Mangel einer tektonischen Formensprache zeigt sich auch bei den Geräthen des Mittelalters. Es giebt sehr wenige Geräthformen, und unter diesen kein einziges Geschirr, kein einziges Möbel, welches nicht mit den todten, starren Formen von Gliedern des Steinbaues: Strebepfeilern, Thürmen, Mauerkronen, Maaßwerken und dergl. schematisch ausgeputzt wäre. Solche nur zur Mechanik des Baues gehörige Formen erscheinen zwecklos, willkürlich und oft widersprechend auf das Geräth übertragen, und überfüllen dasselbe so, daß man kaum sein eigentliches Schema darunter erkennen kann.

So erscheinen in Bezug auf tektonische Kunstform die Germanen als energische Handwerker, deren Formensprache ein so todter, mathematischer Schematismus blieb, daß sein konventionelles Verständniß an die Umhegung der Bauhütte und ihre handwerksmäßige Tradition gebunden, dem Nichttechniker aber verschlossen blieb, daher auch kaum das Ende des Geschlechts überlebte, und mit der sinkenden Mechanik verloren ging. Die Hellenen dagegen erscheinen als durch und durch gesittigte, aber in der Natur eingeschlossene, nur von der Mutterbrust derselben ihren geistigen Lebensstrom saugende Dichter. Und wie ihre Götter in nimmer alternder Jugend und Schöne blühen, so sind auch ihre tektonischen

Kunstformen immer so frisch und so jung wie die Natur, eben so unverwelklich dauernd immer dieselben wie ihre Mutter. Diese organische Folgerichtigkeit macht es möglich bei hellenischen Werken, aus Fragmenten ein Glied, aus Gliedern ein Ganzes, aus mangelhaften Trümmerhaufen ein großes Gewesenes sicher herzustellen. Nicht in kolossalen Dimensionen, nicht in einem ungemessenen, nur auf einen Gegenstand geworfenen Aufwande von Mitteln, nicht in dem phantastischen Ausdrucke eines nur mathematisch künstlichen Mechanismus der Gliederung beruht bei den hellenischen Werken das Monumentale, ewig Dauernde; sondern darin, daß auch dem rohesten Naturstoffe ein höheres Sein, ein wirkliches Leben durch die Formensprache eingehaucht, das organische, starre Material mit einer Fülle von Charakteren so überkleidet worden ist, daß selbst die Marmortrümmer, gleich jenem thebaischen Steine, auf dem der göttliche Sänger die schwingenden Saiten der Leier ertönen ließ, in alle Geschlechter und Zeiten hinein noch melodische Weisen und innerliches Leben übertragen: ein Leben und eine Sprache, die aber nur dem sichtbar und verständlich sind, der gleich dem vielerfahrenen Odysseus die helfende Göttin, auch wo sie in irdischer Gestalt erscheint, als Pallas Athene erkennt, während der Kreis der Genossen in ihr nur eine dienende Magd erblickt. Diese Psyche, welche durch das Geschlecht der Prometheiden selbst den Gebilden aus schlichter Thonerde eingesenkt ist, sie ist es, die den in Trümmer versunkenen Mechanismus überlebt, und selbst im kleinsten Gliede des verstümmelten Ganzen dasselbe Princip ewig jung fortwirken läßt, das bei dem ehemaligen innigen Zusammensein aller Glieder am glänzenden Hause des Gottes die Freude des Geschlechtes war. Deshalb liebt der Sinnige und Den-

kende, der Dichter und Künstler so sehr den ordnenden Geist der Erfindung in den Hellenen, weil er eben das Wunder der Naturbildungen so nachgefühlt, das Gesetz ihrer Existenz so abgelauscht und über sein Gebilde ausgegossen hat, daß ein neues, geistig lichteres Geschlecht sich nur auf ihrer Welt, ja selbst noch auf den Trümmern derselben erheben konnte; einer Welt, zu der jedes kommende Geschlecht sich zurückwenden muß, und von ihr, der Lehrerin aller Sophrosyne, zu lernen: den Gedanken und die Form, die Wohlordnung und daß Maß in Kunst und Dichtung.

Die Frage nun: wie wird sich die Gegenwart mit ihrem Kunststreben bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu diesen beiden Kunstmomenten zu verhalten haben, beantwortet Böttticher folgendermaßen. Sie hat von beiden nicht das Absonderliche, Einseitige, Beschränkte, sondern nur das Allgemeine, ewig Gültige in's Auge zu fassen. Dies ist bei dem hellenischen Baustyle das Princip der Darstellungsweise; bei dem mittelalterlichen: der Deckenbau aus künstlichen monolithen Gliedern — die Summe der entwickelten Bogengliederung überhaupt. Die Architektonik des Mittelalters ist nicht als Gegensatz überhaupt, sondern nur als ergänzender Gegensatz zu der hellenischen zu fassen. Und wie die attische Kunstthätigkeit nur eine Vereinigung der beiden hellenischen Gegensätze war, so wird auch die Kunstthätigkeit unserer und der kommenden Zeit diese Spannung zwischen der Antike und dem Mittelalter aufheben, und für beide Gegensätze die zusammenführende und versöhnende Synthesis werden.

Salerno, den 10. August.

Pästum ward zu Anfang des zehnten Jahrhunderts von den Sarazenen zerstört. Als der Normanne Robert Guiscard im elften Jahrhundert seine Herrschaft in Unteritalien gründete und in seiner Hauptstadt Salerno den prächtigen Dom des heiligen Matthäus erbaute, lieferte ihm die verlassene Trümmerstadt zur Ausschmückung des Gotteshauses reiche Ausbeute. Die schönen Marmor- und Granitsäulen, welche die Halle des Vorhofes schmücken, die antiken Sarkophage mit Basreliefs von Bachuszügen und anderen Darstellungen griechischer Kunst, so wie manche Mosaiken sind sämmtlich aus Pästum entnommen. Auch für die Kirchenbauten von Amalfi und Ravello wird Pästum die Fundgrube gewesen sein. Die Erhaltung der drei Tempel ist wohl nur dem geringeren Material zuzuschreiben, das die Räuber verschmähten. Alle anderen Gebäude, Tempel, Theater, u. s. w., die aus kostbarerem Material erbaut waren, sind dagegen bis auf die Grundmauern verschwunden. Wir fanden den Boden in der Nähe des sogenannten Friedenstempels und der Reste des Theaters überall mit Marmorgetrümmer besäet. — Die Umfangsmauern der Stadt, zwanzig Fuß dick, aus mannslangen Quadern erbaut, einst fünfzig Fuß hoch, werden gleicherweise als bequeme Steinbrüche benutzt worden sein. Ueber das Alter der Pästumtempel, besonders des Haupttempels weiß man nichts Gewisses. Aufgefundene Metopen, welche Scenen aus dem Argonautenzuge enthalten sollen, könnten darüber vielleicht Aufschluß geben. Ich weiß aber nicht, wo sie sich befinden.

In der räucherigen Halle der Schenke zu Pästum waren die einzigen Erfrischungen, Brod und Wein, fast ungenießbar.

Ein alter grauer Servo, ganz das Abbild eines altitalischen Haussclaven, der für den abwesenden Padrone die Wirthschaft führte, erquickte mich mit einem Trunke aus einem weitbäuchigen Henkelkruge, indem er die Frische des Wassers lobte, das erst gestern aus dem Gebirge geholt sei. Ich nahm einen Piaster aus der Tasche, in der Meinung, es sei ein Zehngranstück, um es ihm zu reichen. Da fuhr der alte Graukopf fast erschrocken zurück und sagte: „das ist für Euch Eccellenza, und bleibe Euch noch hundert Jahre, für mich aber ist's zu viel!" Ich führe diesen Zug wörtlich an, weil er mit so vielem, was sonst von italienischer Habsucht erzählt wird, so auffallend kontrastirt. Je näher es zur Abfahrt ging, desto zahlreicher umringten uns die bettelnden Kinder und Weiber mit Säuglingen auf den Armen, alle mit Lumpen kaum halb bedeckt. Daß ihr muojo di fame keine Redensart war, sah man deutlich. Es war herzzerreißend anzuschauen, wie einer der Knaben ein Stückchen weißes Brod, welches ich von Salerno mitgenommen und jetzt mit ihm theilte, erst einen Augenblick mit strahlenden Augen anschaute, ehe er es verschlang, und ich glaube nicht, daß einer von uns einen Gran kleiner Münze in der Tasche behalten hatte, als wir von hinnen zogen.

Im Gasthofe zu Salerno war bei unserer Rückkehr offene Empörung ausgebrochen. Der Padrone hatte seinen Kellner mit Vorwürfen überhäuft, daß er uns nicht den Wagen nach Pästum und die Barke nach Amalfi besorgt, d. h. uns nicht um einige Piaster geprellt hatte. Der beleidigte Kellner, im Gefühle treuerfüllter Pflicht, rief uns zu Zeugen herbei, daß er sein Möglichstes gethan, um dem Verlangen seines Herrn zu entsprechen: „aber die Signori waren keine Simpel (non

erano freschi!)" setzte er wüthend gegen seinen Herrn gewandt hinzu, der in verdutzter Betroffenheit dem triumphirenden Diener gegenüberstand. Die Scene war unglaublich komisch. Bei jeder bejahenden Antwort, die wir auf seine Fragen gaben, rief der Diener seinem Herrn ein triumphirendes Vedete! (da seht Ihr!) entgegen. Wir beschlossen den Auftritt, indem wir dem Padrone, der keines Wortes mächtig dastand, die Ermahnung zum Abschiede hinterließen, künftig etwas weniger auf die Einfalt der Forestieri zu speculiren. „Glaubt Ihr," rief Wolf mit komischen Pathos aus, „die Tedeschi seien solche Sommarelli, daß sie, nachdem sie Euer ganzes Italien durchreis't, nicht gelernt hätten, wie man hier in Salerno eine Carozza oder eine Barke selbst miethet, statt sich von Euch und Eures Gleichen das Doppelte abnehmen zu lassen?" Wir überließen den sprachlosen Beherrscher des salernitanischen Europas lachend der Gesellschaft seines siegesfrohen Kellners, mit dem erhebenden Gefühle, die Interessen Deutschlands dem Auslande gegenüber würdig vertreten zu haben, und schifften uns auf einer vierruderigen Barke ein, um noch denselben Abend Amalfi zu erreichen.

Es war Abends gegen sechs Uhr, als wir von Salerno abfuhren. Ein günstiger Windhauch befreite die Ruderer von ihrer Arbeit, und wiegte unsere Barke gelind über die blauen, im Abendsonnenscheine glitzernden Wellen. Auf den Fruchtgebinden der Ladung ausgestreckt sahen wir die schönsten und malerischsten Gestade Italiens an uns vorübergleiten. Oben auf schwindelnder Felsenhöhe das schimmernde Vietri, hinter

uns Salerno, von seiner stolzen Bergveste überthront, und vor uns das unbegränzte Meer, dem allgemach die Sonne sich zuneigte. Der Marinar, welcher die Barke führte, war ein kräftiger Seemann mit dichtem, ergrauendem Haar und ausdrucksvollen Zügen. Er hatte früher größere Küstenfahrten gemacht, und sprach das Italienische reiner, als man es sonst in diesen Gegenden hört. Zwei von den Ruderern waren seine Söhne, einen dritten, den jüngsten, hatte er vor wenig Wochen an jäher Krankheit verloren. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem er diesen Todesfall erzählte. Sein Herz mußte sehr an dem Knaben gehangen haben. In seiner Erzählung war keine Spur von der schleppenden Breite und Tautologie, mit der sich unser Volk bei solchen Gelegenheiten vernehmen läßt. Alles trat scharf, bestimmt und plastisch hervor. Nach wenigen Minuten waren wir mit dem ganzen Mikrokosmus seiner Familienzustände vertraut. Die Lebhaftigkeit und der mimische Ausdruck seiner Geberden, mit denen er die Schilderung der Krankheit, ihres Verlaufes, seiner Angst und seines Schmerzes bei dem leidvollen Ende des Knaben begleitete, waren das Edelste, was man sehen konnte. Er war aus Amalfi, und hatte viel zu erzählen von der früheren Herrlichkeit seiner Vaterstadt, die einst statt der heutigen dreitausend über fünfzigtausend Einwohner zählte, und von ihrem Schutzheiligen, dem S. Andrea, der noch immer alljährlich einmal das berühmte Mannawunder verrichtet, indem er eine leere Silbervase vor den Augen der Gläubigen sich mit Manna füllen läßt, bald mehr, bald weniger, „je nachdem die Amalfitaner in dem verflossenen Jahre fromme Werke gethan haben.“ Das Manna schicke man an den heiligen Vater nach Rom, der es dann wieder unter die frommen

Fürsten der Christenheit zum Geschenke vertheile. „Aber das Hauptwunder des Heiligen, zu dessen Gedächtniß alljährlich das große Kirchenfest zu Almafi gefeiert wird, werdet Ihr sicher kennen? Nicht? Nun so will ich es Euch erzählen. Einst vor alten Zeiten verkündeten die Wächter von dem Sarazenenthurme, daß der Türke mit einer ungeheuren Flotte gegen Amalfi heranziehe. Die Amalfitaner geriethen in Furcht und Entsetzen, und wollten fliehen und die Stadt verlassen. Da trat der Heilige unter sie und sprach: „Warum fürchtet Ihr Euch vor den Heiden? Der Herr wird Euch helfen. Non dubitate.“ Und er nahm einen hölzernen Stab und warf ihn in das Meer. Da erhob sich ein Sturm, und das Meer schwoll an, daß die Wellen zu den Felsenwänden hinaufbraus'ten, und in diesem Sturme verschlang das Meer die ganze Flotte der Heiden, und nur Einer ward gerettet; warum? damit er heimkehren und den Heiden das Wunder des heiligen Andreas melden könne. Ihr seht, welch ein mächtiger Heiliger S. Andrea ist. Morgen werdet Ihr ihn selbst sehen in der Kirche, ganz von Bronze.“ — Du siehst, hier ist noch ächter, unverfälschter, christlicher Wunderglaube zu finden. In allen übrigen Dingen war unser Francesco Esposito („mit dem Zunamen colla Volpe,“ wie einer der Schiffer leise hinzusetzte), ein sehr verständiger, lebensgewandter Mann, von dem wir mancherlei lernen konnten. So zeigte er uns seinen in Salerno für die Ladung ausgestellten Steuerschein. „Leset!“ sagte er, „was steht da?“ — „Die Ladung, weil nothwendige Lebensmittel enthaltend, bezahlt nichts!“ — „Richtig, das hört sich schön. Aber es ist lauter Spitzbüberei (birberia) und Blendschein (inganno). Hätte ich nicht dem Uffiziale so und so viel Carlin gezahlt, ich wäre übel ange-

kommen. Freilich sagte er stets: „Hier wird nichts genommen!“ aber damit meint er nur die Douanenstube. Draußen oder in seinem Hause erwartet er meine Carlini nur um so sicherer! Das ist überhaupt ein Elend für uns arme Leute. Da sehen Sie diesen Burschen hier. Er ist mein Sohn, Raffaello; der poverino hört fast gar nicht, und ist auch sonst ein wenig schwachköpfig, und doch wollten sie neulich, als die Rekruten ausgeschrieben wurden, ihn zum Soldaten nehmen, obschon ich durch Zeugen bewies, daß er so gut wie taub sei. Der tückische Commissionschirurg sagte: „wenn Ihr nicht andere Beweise schafft, so werden wir ihn erst vierzig Tage hier in Salerno behalten, um ihn auf die Probe zu stellen.“ Ich wußte in der Angst nicht, was ich thun sollte, und welche Beweise er verlangte, bis er mir endlich zum Verstande half. Zwanzig Piaster waren die „anderen Beweise.“ Was wollte ich thun? Ich konnte den armen Schelm nicht vierzig Tage eingesperrt lassen, und zudem hätten sie ihn am Ende doch genommen, und ich brauchte ihn so nothwendig. Da habe ich denn die zwanzig Piaster aufgetrieben, und meine Frau hat ihre Ringe und die Halskette versetzt. O, es sind birboni, die dort!“ und damit wies er dräuend mit erhobenem Arme nach der Gegend hin, wo Neapel liegt. In dieser Schule lernt das Volk Rechtlichkeit und uneigennützige Pflichterfüllung. Und doch war dieser Mann redlich geblieben, und wir fanden weder bei dieser noch bei anderen Gelegenheiten, daß er uns anders als redlich und bescheiden in seinen Forderungen behandelte. Und der Mann war arm. Diese kleine Barke war nicht sein Eigenthum, sondern eines wohlhabenden Amalfitaners, dessen Sohn als Padrone neben mir am Steuer saß.

Die Sonne, welche eben jetzt in das Meer sich tauchte, breitete ihren wunderbaren, saffrangoldenen Strahlenfächer über den Horizont aus, und ihre Glut goß einen feurigen Schein über die Wasser. Da versuchte ich es, den achtzehnjährigen Nicola, den Sohn des Schiffeigners, welcher als Padrone das Steuer führte, zum Singen zu bewegen. Erst wollte er nicht recht daran, aber ich war an solche Weigerungen schon gewöhnt und ließ mich nicht irre machen. Auf meinen einsamen Streifereien durch das Land hatte ich gefunden, daß es doch noch ein italisches Volkslied giebt. Die Touristen freilich, welche bloß die großen Städte sehen und die Heerstraßen durchfliegen, bekommen es nicht zu hören, so wie überhaupt auch Derjenige nichts davon erfährt, der die Leute nicht zum Singen zu bringen und ihnen die Sachen herauszulocken versteht. Dazu gehört neben Kenntniß der Sprache auch ein Wesen, das den Italiener zutraulich macht und ihm die Ueberzeugung giebt, daß wirkliches Interesse und Freude an der Sache, nicht etwa bloße Neugier oder wohl gar Spottlust im Hintergrunde ist. Sie singen sonst, wenn sie sich beobachtet wissen, wenig, eben so wenig als sie gerne vor Fremden tanzen — ausgenommen etwa solche Mädchen und Bursche, die einen Erwerbszweig daraus machen und bei merkwürdigen Orten, wie etwa auf Capri bei dem Tiberspalast, mit Tamburro und Castagnetten bereit stehen. Das ist aber ein elendes gemachtes Wesen, und wird von den Eingebornen selbst verachtet. Dagegen in kleinen Abendgesellschaften im Inneren der Familien in den kleinen Städten wie Sorrent, oder auf der einsamen Barke Abends auf dem Meere, oder auch spät Nachts zur Ständchenzeit — da kann man den italischen Volksgesang zu hören bekommen, wenn man, wie gesagt, das

Faß anzuzapfen versteht. Denn einmal geöffnet, strömt es ohne Aufhören.

So gelang es mir denn auch mit Nicola, der, einmal im Zuge, erst im Hafen von Amalfi das Ende fand. Er sang zuerst das bekannte Lied la Luisella, und es war zum Verwundern, wie seine rauhe Stimme dennoch immer mehr und mehr sich mit Wohllaut füllte. Er sang das Lied scheinbar mit allen möglichen Freiheiten und Unregelmäßigkeiten, wiederholte oft den ersten Theil der Melodie mehrere Strophen hindurch und ließ erst dann den Schlußsatz folgen. Aber bald glaubte ich zu fühlen, daß hier keine zufällige Willkür walte, sondern daß der Sänger einer gewissen Nothwendigkeit, einem inneren Zwange folge, der ihn nöthigte, auf dem ersten Satze länger zu verweilen, sei es, weil dieser den Worten angemessener sein mochte, oder daß er sich gleichsam von der Schönheit der Melodie nicht so bald trennen konnte. Denn so sang er auch manche Strophen zwei, ja drei Mal, und als das Lied zu Ende war, begann er es immer wieder, und versuchte sogar, der Melodie einen anderen Text ähnlichen Inhaltes anzupassen. In der That, es ist etwas Unfreies, Naturnothwendiges in diesem wildwuchernden, südlichen Volksgesange, der mit dem deutschen gar nicht zu vergleichen ist. Er entströmt ihnen, er bricht aus ihnen hervor wie der Gesang des Vogels, der in den Zweigen wohnt. Das Ritornell, welches Goethe, soweit sich davon reden läßt, so anhörlich beschrieben hat, ist davon der erste, unmittelbarste Ausdruck. Die Tonweise, in welcher sich das Ritornell bewegt, läßt sich nicht in unserer Notenschrift fixiren. Obschon ich ein gutes musikalisches Gehör besitze, war ich doch weder hier noch in Aricia, Genzano, Nemi, Albano im Stande, eine solche kurze

Singweise mit ihrem wunderbaren Auf und Ab der Töne, und ihrem stets überraschenden, unerwarteten, langhinzitternd gehaltenem Schlusse im Gedächtnisse festzuhalten, so viel ich mir auch Mühe gab, und so viele hundert Male ich sie auch hörte. Und doch war es an jedem Orte immer nur eine, denn jeder Ort hat seine eigene, feststehende Ritornellweise. Auch habe ich nicht herausgebracht, ob die Worte improvisirt werden, oder eine Art stehender Streckverse sind, wie etwa die süddeutschen Schnaderhüpfl. — Doch ich vergesse ganz meinen Nicola, der indessen mit immer größerem Feuer weiter singt. Auch Rhythmus und Takt behandelte er eigenthümlich. Beide waren nicht in der strengen Schranke der mathematischen Eintheilung gefangen, sondern ich fühlte deutlich, wie beide durchaus von der Wellenbewegung bestimmt wurden, in welcher die Barke auf- und abschwebte. Dadurch aber entstanden die wunderbarsten und überraschendsten Nüancen des Ausdruckes, die sich durch kein Schriftzeichen festhalten lassen, so wenig, wie die gebrochenen Töne, welche in unmerklichem Vibriren zwischen den Intervallen unserer Tonleiter, besonders bei den aufhaltenden Uebergängen schwebten und zitterten. Da er das Steuer zu führen hatte, blieb ihm anfangs nur ein Arm zu der Gestikulation frei, mit welcher er statt eines Instrumentes seinen Gesang begleitete. Bald aber, als ihn der eigene Genuß an diesem musikalischen Hin- und Herwiegen der Melodie immer mehr überwältigte, ließ er den Griff des Steuers zwischen Arm und Schulter gleiten, und verwendete nun die beiden Arme und Hände zur Gestikulation. Bei einzelnen Stellen fielen wohl die Ruderer mit gedämpfter Stimme ein, oder halfen aus, wenn dem Sänger der Anfang einer neuen

Strophe nicht sogleich gegenwärtig schien. Bläser zeichnete mit einigen raschen Strichen die Scene in mein Taschenbuch.

Das goldene Licht des vollen Mondes strahlte auf dem Meere und beleuchtete die hohen Felsenufer, an denen wir vorüberglitten. Es war eine jener Nächte, in denen das Italien der Phantasie zu voller Wirklichkeit gelangt und das Herz mit einem unsagbaren Entzücken erfüllt.

In der Nähe der kleinen Uferstädtchen Majuri und Minuri scholl uns ein donnerartiges Gebrüll entgegen, das vollkommen dem zornigen Geheul grimmiger Raubthiere glich. Das ist die Bocca d'Orso (der Bärenrachen), eine Höhle, in welche die Meereswellen stürzen. Man hört bei einigermaßen heftig bewegtem Meere dieses Donnergebrüll mehrere Miglien weit.

Endlich gleitet unsere Barke um die letzte Felsenspitze, und die Lichter von Atrani und Amalfi schimmern uns entgegen. In der Luna von Amalfi, hart am Meere, fanden wir bequeme Rast.

Amalfi.

Das Kloster San Francesco, noch vor wenig Jahren die weltberühmte Karawanserai aller nach Amalfi pilgernder Künstler, ist jetzt leider wieder dem Orden zurückgegeben, der seinen Prozeß gegen den Bischof oder Erzbischof von Amalfi gewonnen hat. Der Letztere, dem das Kloster in seiner modernen Bestimmung eine gute Rente lieferte, hat sich lange gegen die Restitution gewehrt, mit der indessen das Volk, dem die

Mönche einen Theil dessen, was sie ihm abnehmen, als Almosen wieder zukommen lassen, sehr zufrieden ist.

Amalfi liegt eingekeilt in eine enge, nach dem Meere zu sich etwas weitende Felsenkluft, nur durch den einen Ausläufer des Felsgebirges geschieden von dem nahe dabei liegenden Städtchen Atrani. Die Lage ist das Malerischste, was sich denken läßt. Von seiner einstigen meerbeherrschenden Herrlichkeit ist ihm außer seiner prachtvollen Kathedrale nur noch eine gewisse Sauberkeit und wohlhäbige Behaglichkeit geblieben, die durch Küstenhandel und Fabrikbetriebsamkeit unterhalten wird. Denn hier ist es, wo die Ambrosia der Neapolitaner, die Maccaroni, in großartigen Massen fabricirt werden, und die berühmten Papiermühlen ziehen sich wohl gegen zwei Stunden weit die Schlucht aufwärts, durch deren üppige Vegetation die Gefälle des Bergwassers rauschen. Leider ist der Weg hinauf nach Ravello für Maulthiere nicht passirbar, und die Anstrengung des Steigens verdarb mir wenigstens am nächsten Sonntag-Morgen einen Theil des Genusses, den diese über allen Ausdruck reiche Fülle von An- und Aussichten auf Gebirge, Waldschlucht, Stadt und Meer gewährt. Von allen Fernsichten, Bauresten, Schloßtrümmern, Kirchen u. s. w. interessirten mich vorzugsweise die Reste eines in maurischem Style erbauten Schlosses mit seinen schlanken Pfeilern und zierlichen Bögen, in deren luftige Hallen Weinranken und wilde Rosen hineinschauten, und Myrthe und Lorbeer sich in den Morgenlüften schaukelten. Noch mehr aber ein bildschönes Kind von etwa siebzehn Jahren, das hochgeschürzt mit nackten Füßen wie ein Reh den klippigen Fußpfad hinabsprang, einer anderen Schaar nacheilend, die hinunter nach Amalfi zur Frühmesse zog. Die langen, rabenschwarzen Flechten hüpften wie Schlangen um das

reizendste Oval des dunklen Gesichts mit den schwarzen, feurigen Augen. Das Ebenmaß der Glieder und die Schönheit der Bewegung gaben das anmuthigste Bild einer Oreade. Auf der gegenüberliegenden Seite des Gebirges begann eben eine Prozession ihren Zug durch die Gartengebüsche und Weinberge nach irgend einer Kapelle. Nachdem wir uns in Ravello in dem Garten einer Botteghа, hoch auf einer steilen Felskuppe mit weitester Aussicht auf das Meer und die Gebirgsmassen Calabriens, an Wein und Früchten gelabt hatten, stiegen wir auf einem kürzeren, aber noch beschwerlicheren Pfade wieder hinab, warfen im Vorübergehen einen Blick auf das kleine Haus, in welchem Masaniello geboren ward, und kamen nach fünfthalbstündiger Tour sehr erschöpft wieder in unserer Luna an.

Da es zu spät geworden war, um noch an demselben Tage Sorrent zu erreichen, beschlossen wir bis zum nächsten Morgen in Amalfi zu bleiben. Nach einem trefflichen Pranzo, dessen Maccaroni hier an dem Hauptorte ihrer Fabrikation zu dem Leckersten gehörten, was man in dieser Art finden kann, hielten wir eine kurze Siesta, und bestiegen dann die Barke unseres Freundes Francesco, um einen Streifzug an den wunderherrlichen Meeresgestaden zu machen. Die Ufer, aus uralten Lavalagern übereinander geplattet, zeigen in abgerissenen, meerumspülten Blöcken, ausgewaschenen, grotesken Höhlen, thorartigen Wölbungen die wunderbarsten phantastischsten Bildungen. Einzelne Fischerhäuschen, Burgruinen, kleine Ortschaften krönen, übereinander aufsteigend, die Kuppen und Vorsprünge, umwuchert von Aloen, indianischen Feigen und anderer südlicher Vegetation. Unser Schiffer führte uns zu einer Grotte, die an Größe und an Schönheit des Farbenspieles kaum der

berühmten blauen Grotte von Capri nachsteht. Auch ihr Eingang ist sehr eng und nur bei ruhigem Meere zu passiren. Das Innere ist hochgewölbt voll abenteuerlicher Spitzen und Zackenbildungen.

Gegen Sonnenuntergang zurückgekehrt, durchstrichen wir die Stadt, auf deren Gassen und Plätzen das farbenbunteste Sonntagsleben hin- und herwogte. Von der Höhe der Kathedrale, zu der gewaltige Steintreppen hinanführen, genossen wir den schönsten Blick auf Stadt und Gebirg, und auf das wimmelnde Volksleben des Platzes zu unseren Füßen. Grade gegenüber der Höhe, auf welcher die Kirche liegt, steilt sich das schroffe Felsgebirge mit seinen malerischen Linien empor. Eine Vorhalle mit ihren zum Theil antiken, aus Pästum stammenden Säulen führt in das Innere des normannisch-byzantinischen Baues, dessen Pracht die Erinnerung an die Macht und Herrlichkeit dieser einst so blühenden Republik hervorruft, deren Präfekten sich nach der longobardischen Zeit zu Grafen und Herzogen erhöhten. Doch blieben trotzdem in dem Volke, eben wegen seiner Seerüstigkeit und Handelskühnheit, demokratischer Sinn und Thatkraft, und mancher seiner Herzoge büßte sein übergreifendes Herrschergelüst mit Tod oder Verbannung. Es entwickelte sich in Folge solcher Kämpfe in dem Volke eine außerordentliche Kühnheit. Die Amalfitaner machten die weitesten Seefahrten, trieben den Handel am großartigsten, schlossen mit den Sarazenen Handelsverträge, hatten in allen mohamedanischen Häfen Niederlassungen, in Jerusalem eine eigene Kirche und ein Hospital, und ihre Flagge war überall an den Küsten Afrikas und der Levante, Frankreichs und Liguriens zu finden. In Palermo, das zu Ende des zwölften Jahrhunderts an Handelsmacht Venedig gleichstand, hatten die

Amalfitaner eine ganze Straße der reichsten Waarenlager, besonders in Seiden- und Wollenzeugen; in Messina bildeten sie eine eigene Kaufmannsgilde, und hatten ein ganzes Quartier der Stadt inne. Sie dehnten ihr Gebiet aus über alle Inseln des Golfes von Neapel, und wurden für die Zeiten der sächsischen Kaiser das, was später eine Zeitlang Venedig für den europäischen Handel war. Ihre Häupter erhielten nur ihre Titel von den griechischen Kaisern. Die Blüte der mächtigen Handelsrepublik erlag der Nebenbuhlerschaft Pisas, das sich seit dem Beginne der Kreuzzüge mehr und mehr gehoben hatte. Im Jahre 1137 eroberten und zerstörten die Pisaner Amalfi, das sich seitdem nie wieder erheben konnte. Dafür brachte hundertfünfzig Jahre später Genua dasselbe Geschick über Pisa. Unter der Beute, welche die Pisaner von Amalfi entführten, befand sich die älteste Handschrift der Pandekten Justinian's, welche später von Pisa nach Florenz wanderte, wo ich sie in ihrer rothen Sammetrobe in der laurentianischen Bibliothek gesehen. Der kühne und unternehmende Geist der Amalfitaner lebte noch in jenem Fischer von Amalfi, der im Jahre 1647 im Verlaufe weniger Tage die glücklichste und zugleich gemäßigste Revolution bewirkte, welche Neapel je gesehen.

Als der Abend seine duftige, mondhelle Klarheit über Gebirg und Meer breitete, wandelten wir auf dem, thurmhoch über dem rauschenden Meere in den Felsen gehauenen Strandwege entlang nach Atrani zu. An der Felsenecke mit dem altersgrauen Sarazenenthurme, welche beide Städtchen von einander scheidet, erklang der dumpfschwirrende Ton des Tamburro im Tarantellatakte, begleitet von weiblichen Stimmen. Hier in dem letzten Hause von Amalfi wohnte die Familie unseres Schiffers mit ihren Verwandten. Auf unsere Ein-

ladung kamen Alle hinab: zwei Mädchen mit dem Tamburine, ein junges Weib mit dem Säuglinge auf dem Arme, begleitet von ihrem Manne, einem kräftigen Marinar, Francesco's Schwiegersohn. Wir setzten uns auf die Mauerbrüstung, und zwei junge Bursche, die uns begleitet hatten, begannen die Tarantella. Es liegt eine Art hinreißender, bacchantischer Wuth in den Rhythmen dieser Tanzweise, die den heißblütigen Neapolitaner trotz seiner Trägheit zu den größten Anstrengungen gewaltsam antreibt. Diese Bursche, denen der zehnte Theil solcher Strapazen für das Dreifache der Belohnung zu viel gewesen wäre, wenn es eine gewöhnliche Dienstleistung gegolten hätte, erschöpften das letzte Maß menschlicher Kräfte in diesen bacchantisch ausgelassenen und doch nie unschönen Touren und Tanzsprüngen ihrer Tarantella. Die Ausdauer wird zur Ehrensache. Immer neue Wendungen wußten sie zu erfinden, und die lauten Bravis verdoppelten ihren Eifer. Meine Bildhauer geriethen in Entzücken über die Fülle von Motiven und Stellungen, die ihnen besonders der Anblick des Kleineren unter den Tänzern darbot, der wie ein vom Dämon des Tanzes besessener Satyr erschien. Wenn wir glaubten, daß alle seine Künste und Kräfte erschöpft seien, schnellte und wirbelte er sich auf's Neue in den Tanz, als gälte es jetzt erst zu beginnen. Wilder braus'te und saus'te das Tamburin, immer lustiger knatterten die Castagnetten, kurze, helle Strophen einer Singweise des tamburinschlagenden Mädchens flogen stoßweise wie Lichtstrahlen durch das dumpfe Getön. Tief unter uns murmelten die Meereswellen zu den Füßen des alten Thurmes, der seinen schwarzen Schatten neben das helle Mondlicht der Terrasse hinbreitete. Aus der Ferne schimmerten die Lichter von Atrani, und über der dämmernden Meeres-

fläche schwebte ein einsames Segel durch die laue, Wohlgeruch duftende Nacht. So beschlossen wir unseren Tag in Amalfi.

Am anderen Morgen brachen wir früh auf, um über den Monte Sant Angelo nach Sorrent zurückzukehren. Im ewigen Zickzack kriecht ein höchst beschwerlicher Gebirgspfad durch dichtes Gebüsch von Myrthen, wildem Lorbeer, Karuben, wilden Feigenbäumen, hier und da von Kastanienwäldern unterbrochen, aufwärts bis zur Gebirgsscheide, von der aus man beide Golfe, den von Neapel und Salerno, überschaut. Den steilsten Theil des Felsengrates krönt eine Wallfahrtskapelle. Die entsetzliche Anstrengung eines dreistündigen Kletterns machte für Menschen und Thiere eine Rast nöthig, bei der wir gerne das frugale Mahl unserer Maulthiertreiber theilten.

Das Panorama von dieser Höhe herab halte ich für das reichste der ganzen Umgegend von Neapel. Zur Rechten der Vesuv, mit der Städtekette an dem eingebuchteten Golfe, weiterhin Neapel schimmernd im Duftlichte der Frühsonne, wie ein ächter Lazarone behaglich hingestreckt am Strande seines schönen Meeres, und mit dem Rücken sanft gelehnt an den Höhenzug, als dessen letzter Ausläufer sich Cap Misene in's Meer senkt. Dazu Procida und weiterhin das langgestreckte Ischia, zu dessen Felsenhöhen der Rauchwimpel eines vorüberziehenden Dampfers hinaufflatterte. Das weite Meer, von Segeln belebt, in scheinbar wellenloser, träumerischer Ruhe. Ganz zu unserer Linken die starrende Einsamkeit des Monte Sant Angelo, zu dessen Kapelle auf gefährlichem Pfade nur einmal im Jahre, am Feste des Heiligen, der Zug büßender Pilger wallfahrtet.

Als die Treiber ihr Mahl beendet und die Künstler mit

hastigen Strichen die Fernsicht in ihre Skizzenbücher gezeichnet hatten, ging es weiter zu den großen Schneegruben, in deren ausgemauerten Behältern diese Labung des Südens sorgsam unter Stroh- und Zweigschichten bewahrt wird *), um von dort aus Neapel und die ganze Umgegend mit diesem unentbehrlichsten aller Genüsse zu versorgen. Wir fanden gerade eine Anzahl Arbeiter beschäftigt, starke Maulthiere mit vereis'ten Schneeklumpen zu belasten, die in großen Ballen mit Matten umschnürt nach Castellamare, und von da auf der Eisenbahn nach Neapel gebracht werden sollten. Auch wir versahen uns hier mit Eis au naturel, das trotz der verschiedenen erdischen Beimischung mit Wein getränkt in der brennenden Augusthitze eine köstliche Erquickung gewährte. Und nun hinab auf den steinigen Schlangenpfaden, wo wir oft die bequemen Sitze auf unseren Thieren wegen augenscheinlicher Gefahr, den Hals zu brechen, verlassen mußten, durch schattige, aus den abgehauenen Stämmen frisch aufgeschossene Kastanienwälder, vorbei an kräuterduftigen Felshängen, an deren Klippen weidende Ziegen hingen, über Geklipp, von Bergwassern umsprudelt, die sich durch enge Schluchten rauschend zu Thale stürzten. Unweit eines solchen führte der Pfad zu einer verfallenen Kapelle, durch deren thürlose Eingangswölbung wir in das von Gebüsch und Schlingpflanzen überwucherte Innere blickten. „Das ist die verfluchte Kapelle," sagte der älteste unserer Führer. „Weshalb verflucht?" „Durch diese Thür, Eccellenza, hat

*) Genau so wie es vor dritthalbtausend Jahren geschah. Man lese das reizende Epigramm des griechischen Dichters Simonides, übersetzt in Friedrich Jacobs Vermischten Schriften Th. II. S. 10 und 266.

vor vielen Jahren der Antonio von Mojano mit seiner Büchse den Priester erschossen, als er eben vor dem Altare dort Messe las. Er war eifersüchtig von wegen seiner Frau, capite! Der Pfaff hatte ihr nachgestellt, und Antonio bezahlte ihn dafür, und ging dann mit seiner Flinte in's Gebirg, wo ihn Keiner wieder gesehen hat." In demselben Augenblicke schritt ein Montanaro an uns vorüber, in der malerischen Tracht dieser wilden Gebirgsbewohner, im schwarzen, breitkrämpigen Spitzhute, rother Weste mit Silberknöpfen, schwarzer Sammetjacke und bunter, seidener Schärpe um die Hüften, das Gewehr im Arm und aus der Tasche der Horngriff des verbotenen langen Einschlagmessers. Ohne Gruß schritt er trotzig an uns vorbei, das leibhafte Bild des Antonio, von dem uns der Tschutscharo so eben erzählt. Der Letztere sagte, ihm nachsehend: „Wenn der nach Salerno käme, würde er das Messer nicht lange in der Tasche behalten." Das Messertragen ist nämlich vom Governo stark verpönt, erlaubt sind nur kleine Messerchen mit schwacher Klinge, ohne Spitze und ohne Feder. Unser Führer zeigte uns ein solches, die in den Städten von privilegirten Händlern zu fünf Gran (etwa ein und ein viertel Silbergroschen) verkauft werden. „Aber dieses hier," indem er ein anderes, wohl dreifach längeres Einschlagmesser mit dolchartigem Griff, starker Feder und breiter, scharfer, waidmesserartiger Klinge aus seinem Versteck hervorzog, „quest' è il vero!" (dies ist das wahre).

Wir waren schon über zwei Stunden abwärts gestiegen, als unsere Führer bei einer kleinen Schenke Halt machten, die in einer zur Menschenwohnung vergrößerten Grotte bestand, vor deren Eingange sich eine Art Laubenhalle hinzog. Hier baten sie uns um einen frischen Trunk. In irdenen Krügen

reichte der graue, alte Schenkwirth mit seinen Töchtern den feurigen, dunkelrothen, würzig duftenden Wein, den sich mit Eis gekühlt die Genossen trefflich schmecken ließen. Von meinem Thiere herab, mit dem ich in die Laubenhalle der Höhlenschenke eingeritten war, sah ich dem lustigsten italienisch-deutschen Zechgelage zu. Der fröhliche Rheinländer Bläser, von uns Jan Steen genannt, intonirte die heitersten Lieder, und weithin scholl das lustige Jauchzen durch die grüne Waldeinsamkeit. Das Mädchen ließ den Tamburro dazu ertönen, die Treiber, trotz ihrer Müdigkeit vom Weine neu belebt, begannen die Tarantella, und ein prächtiges italienisch-niederländisches Genrebild breitete sich zwischen dem grünen Rahmen der Rebenlaube vor der Schenke aus, deren dunkelem Hintergrunde, vom lodernden Heerdfeuer beleuchtet, der graubärtige Wirth, gleichsam der Genius loci, mit immer neuen Krügen entstieg. Hätte es ein Maler fixirt, es wäre das prächtigste Bild geworden, das je ein Schenkenraphael gemalt hat.

In Castellamare trennten wir uns. Zwei der Gefährten gingen nach Neapel zurück, um von dort die Heimreise anzutreten, während Wolf mich nach Sorrent zurückbegleitete, wo uns unsere Wirthsfamilie mit lebhafter Freude begrüßte.

IX.

Villeggiatur in Sorrent.

(Schluß.)

Sorrent, den 13. August.

Gestern haben wir Capri besucht. Im Volksmunde heißt die Insel Crape, ähnlich wie der Name der Insel Karpathos im epischen Dialekte Krapathos lautete. Das schönste Wetter begünstigte unsere Fahrt, und es war noch früh am Morgen, als unsere kleine bunte Barke an der Marine der Insel landete. Die blaue Grotte empfing uns bei hellem Himmel und ruhigem Meere mit dem ganzen Zauber ihrer oft beschriebenen Schönheit, welche doch von der Wirklichkeit noch übertroffen wird. Ein kleiner platter Nachen führte uns durch die runde schmale Oeffnung, die den Eingang in dieses Heiligthum der Farbenmagie bildet. Für die Intensität dieses flammenleuchtenden Azurs hat die Sprache ebensowenig Ausdruck, als die Kunst des Malers hinreicht, um auch nur ein schwaches Bild davon wiederzugeben. Unsagbar schön war die Wirkung, als einer der Ruderer, ein Bursche von achtzehn Jahren, nackt in das Wasser tauchte, und die schöne Körpergestalt wie von Brillantfeuer umflossen in dem azurnen Elemente dahin schwamm. Wir konnten uns Glück wünschen, es mit unserer Tour so gut getroffen zu haben, denn nur bei hellstem Wetter und stiller See, und zwar Morgens, zeigt sich die Grotte in all ihrer Schönheit. Bei bewegtem Meere ist ohnehin der Eingang nicht möglich.

Die Ruinen des Palazzo del Timberio, wie sie das Volk

nennt, liegen auf der Südwestspitze der Insel, wohl tausend Fuß über dem Meere. Die hier aufgefundenen kostbaren Säulen, Statuen, Mosaiken, Gemmen sind in die Museen, Kirchen und Paläste Neapels gewandert. Wir sahen nur noch die aufgedeckten Gewölbe, Kammern und Bilder des Erdgeschosses mit ihren Marmor- und Mosaikfußböden, und mit Spuren alter Malerei. Auf der Höhe dieser meerumbrandeten Einsamkeit, von wo der Blick die Golfe von Salerno, Neapel und Gaëta, und das offene Mittelmeer beherrscht, verlebte der räthselhafte Tiberius die letzten Jahre seines unseligen Daseins. Die wahre Charakteristik dieses gewaltigen, von Tacitus vielfach ungerecht behandelten Herrschers ist noch zu schreiben *).

In einem der Gemächer, von Weingerank und Feigenbäumen umwuchert, führten ein Paar bunt geputzte Mädchen, unter Aufsicht einer weinschenkenden Alten die Tarantella auf, trotz der sengenden Mittagsglut, welche die Augustsonne auf unsere Scheitel herabsendete.

Anacapri, der östliche Theil der Insel, ist rauh und unfruchtbar. Auf einem beschwerlichen Treppenwege von etwa vierhundert Stufen steigt man zu dem kleinen Neste empor, welches oben auf dem unwirthbaren Felsen horstet. Die Aussicht ist jedoch minder schön, als die von den Tiberischen Ruinen. Weinbau, Fischerei und der Wachtelfang, welcher in einigen Wochen beginnt, sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner Capris, neben den Fremden, welche hier, wie überall in Italien eine stehende Rente bilden. Der weiße Capriwein ist angenehm und feurig, und bewies an den Ge-

*) Ich habe sie später in meinem „Tiberius" geschrieben.

führten seine begeisternde Kraft, als wir, des Umhersteigens müde, in dem Giuseppe's Albergo uns zur wohlbesetzten Tafel niederließen. Hier ist das Hauptquartier der wandernden Maler, und schwerlich giebt es in ganz Italien einen Ort, der mehr geeignet wäre zum behaglichen Weilen einzuladen, als diese reizende Villa mit ihren Palmen, über deren Häupter der Blick nach allen Seiten das schönste Meer der Welt überschaut. Erst spät gedachten wir der Heimfahrt, und da wir wegen völliger Windstille den ganzen Heimweg rudernd zurücklegen mußten, ward es fast Mitternacht, ehe wir an der Marine von Sorrent landeten. Nur kurze Zeit blieb die Luft warm nach Sonnenuntergang; dann stellte sich ein Nebel ein, dessen feuchte Kälte mich die Wohlthat eines mitgenommenen Mantels segnen ließ.

Die Einnahme von Capri im Jahre 1808, ist eine der glänzendsten Waffenthaten meines Lieblings Colletta, in dessen Geschichte Neapels ich sie heute mit großem Vergnügen wieder gelesen habe, nachdem ich gestern den Schauplatz selbst in Augenschein genommen habe. Die Engländer hatten sie im Jahre 1806, nach schwachem Widerstande erobert, und dem berüchtigten Sir Hudson Lowe ihre Behauptung übertragen, der indessen bei dieser Gelegenheit bewies, daß er zwar ein guter Polizeiknecht, aber ein schlechter Soldat sei. Der ungestüme Mürat konnte die Schmach nicht ertragen, von der Loggia seines Palastes das englische Banner auf seiner Insel flattern zu sehen. Zweimal hatte sein Vorgänger, König Giuseppe, sie wiederzunehmen versucht, und beide Male war das Unternehmen schmählich mißglückt. Mürat vertraute dasselbe dem kühnen und unternehmenden Colletta, dem fähigsten Offizier des neapolitanischen Heeres, der den Plan ent-

warf, und ihn unter Lamarque's Oberbefehle mit eben so viel Geschicklichkeit als Unerschrockenheit ausführte. Zwei Scheinangriffe mit Kanonenböten auf den Hafen und die Marine, maskirten einen dritten gegen die Felsenhöhen von Anacapri gerichteten Hauptangriff. Hier erstiegen auf zusammengebundenen Leitern nach und nach fünfhundert kühne Männer unter dem jungen Colletta einen Theil des jähen Felsenabsturzes, und obschon ein sich erhebender heftiger Sturmwind weitere Landungen und Verstärkungen zunächst unmöglich machte, und das feindliche Feuer von der Höhe herab den vierten Theil der kleinen Schaar tödtete oder verwundete, gelang es den übrigen doch, in der Nacht die Höhe des Felsenkammes zu erreichen. Sie schlugen die ihnen entgegen geschickten Truppen, eroberten das Fort von Anacapri, und machten doppelt soviel Gefangene, als ihre Anzahl betrug; und trotz der zu Hülfe eilenden englischen Kriegsschiffe, vollendeten sie in den nächsten Tagen die Eroberung der ganzen Insel. Es ist ein antiker Zug in Colletta's Schilderung dieser kühnen und glänzenden Waffenthat, welche ihm den Weg zu den höchsten Ehren und Würden bahnte, daß er seiner selbst nicht dabei erwähnt, und seine Theilnahme nur durch das einfache „wir" der Erzählung andeutet. Nur durch die nach seinem Tode von den Herausgebern des Werkes demselben beigegebene biographische Skizze des ausgezeichneten Mannes erfährt man, daß er die Seele der ganzen Unternehmung war, wie er von da an mit den wichtigsten Kriegs- und Friedensunternehmungen von dem dankbaren Könige betraut wurde.

Den 14. August.

Seit heute Morgen bin ich ganz einsam in Sorrent. Zwei meiner Reisegenossen sind schon früher nach Neapel zurückgegangen, und heute ist ihnen auch der Bildhauer A. Wolf gefolgt. Als ich diesen grundguten, reinen und liebevollen Menschen zum letzten Abschiede die breiten Stufen zur Marine hinabbegleitete, wo die Barke seiner harte, lief es mir heißzuckend über das Herz.

Dieses italische Reiseleben, wo fast jeder Tag Erlebnisse und Erfahrungen eines Monats zusammenhäuft, wo man mit neuen Bekannten gemeinsam die wunderbarsten Umwandlungen früher gehegter Vorstellungen und Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen erlebt, wo täglich an die Stelle bisheriger Abstraktionen lebendige Wirklichkeiten treten, — solch ein Stück gemeinsamen Lebensweges verbindet schneller, inniger, und wie ich hoffe, dauernder als ein Menschenalter gleichgültigen Nebeneinanderhintrottens im gleichförmigen Gange des Alltagslebens. Die Offenheit und Naivetät, die Fülle des Charakteristischen und Individuellen in den Menschen und ihrem Leben und Treiben um uns her, das Unverhüllte, Nackte der geistigen nicht minder wie so vieler körperlicher Erscheinungen — das Alles hilft auch uns zur Ueberwindung der uns künstlich anerzogenen Schranken, zum Abwerfen all' des getünchten künstlichen Verputzes hohler Formen und falscher Rücksichten. Die Luft der Freiheit giebt den Muth der Freiheit. Unsere Vergangenheit reicht für den neuen Genossen der neuen Gegenwart nicht über das Gestern hinaus. Wir haben ihre Kette abgestreift, und vergessen fröhlich, daß sie, um den Pfahl gewickelt, des Rückkehrenden harrt. Eine Art

von Urzustand, ein Urverhältniß zu Menschen beginnt. Man stößt das Widerwärtige, Unzusagende rückhaltloser, schärfer, aufrichtiger ab, während man sich dem Gemäßen und Zusagenden dafür um so offener, wärmer und freier hingiebt. So ist mir das kurze Zusammenleben mit dieser schönen, reinen, von keiner modernen theoretischen Kultur berührten, nur durch das Leben, durch Anschauung und Nachbildung des Schönen gebildeten Künstlernatur wie ein klarer Spiegel gewesen, aus welchem mir jede Erscheinung und Gestalt des Menschlichen und Schönen, das wir zusammen schauten und genossen, rein und klar widerstrahlte. Nun ist er fort und ich habe ihm nachgesehen, bis die Barke, die ihn nach Neapel führte, nur noch als ein Punkt auf der arzurnen Fläche erschien. Da er direkt nach Rom geht, nimmt er meine letzten Tagebuchbriefe für Euch mit, denn hier in Sorrent ist es mit dem Postwesen trübselig bestellt. Es existirt nämlich gar kein Postbureau, sondern man vertraut seine Briefe irgend einem Marinar an, der mit der Marktbarke nach Neapel fährt. Da seine Brieftasche das Hemd oder die bunte Schärpe ist, so sind die Briefschaften nicht allzu sicher verwahrt, auch wenn er sonst ehrlich oder weniger vergeßlich, als die meisten seiner Landsleute, dieselben in Neapel richtig an den Banquier oder an die Post befördert. Versäumt er z. B. sich von der Post die Quittung geben zu lassen, welche man für jeden Brief erhält, so stecken die Postbeamten das Porto ein, und unterschlagen den Brief gefahrlos. Briefe hierher kann ich gleichfalls nur so erhalten, daß ich täglich den Marinar mit einer schriftlichen Anfrage an meinen Banquier Herrn Meuricoffre nach Neapel sende. Das Alles ist langwierig und unsicher. Das Briefpostwesen ist überhaupt in Neapel,

wie in ganz Italien in der schmählichsten Verfassung. So kann z. B. Jeder sich auf der Post, ohne alle Legitimation jeden beliebigen Brief abfordern, wenn er nur das Porto bezahlt, und in Rom und Florenz ist es nicht anders. In Florenz werden die Briefe gar nicht einmal ausgetragen, sondern es muß sie Jeder selbst holen. In Rom, wohin die meisten Briefe an das Café Greco, oder delle belle arti adressirt werden, liegen deren täglich Dutzende in einer Büchse, aus der sich gegen Portozahlung an den Bottega, Jeder seinen oder eines anderen Brief herausnehmen kann. Ist Romandichtern als Motiv zu allerhand Intriguen und Verwickelungen zu empfehlen. Von Neapel erzählt man, daß früher auf der Post die nicht abgeforderten Briefe zur Deckung des Porto an Neugierige meistbietend verkauft wurden, was, so fabelhaft es klingt, mir doch gar nicht unglaublich vorkommt.

Den 16. August.

Nachmittags war ich zu einem großen Feste der Mutter von der Gnaden nach Massa hinübergeritten. Es war denn wirklich una bellissima festa im italienischen Sinne. Massa liegt im Abhange einer üppig angebauten Felsschlucht, jenseits des Gebirgsrückens, welcher Sorrent südlich umschließt. Die Gärten und Häuser des Städtchens sind von engen, steilab nach dem Meere zulaufenden, hie und da getreppten Gassen durchschnitten. Nicht weit von dem immer noch mehrere hundert Fuß über dem Meere sich erhebenden Felsenrande liegt das Franziskanerkloster mit der Kirche der Madonna. In den Gassen wogte es lebhaft auf und ab. Die Bewohner der

ganzen Umgegend, vom Gebirge von St. Agata und Sorrento, von Capri und Gragnano her, waren im höchsten Feststaate zu schauen. Die Weiber, alte und junge, hübsche und häßliche, alle Finger der dicken braunen Hände mit halben Dutzenden von goldenen Ringen bis an und über die Knöchel besteckt, Kopf, Hals und Brust mit goldenen Ketten und Schaumünzen, Spangen und Busennadeln, und sonstigem Geschmeide geziert. Das Volk hat eine wahre Manie für Schmuck von Silber, Gold und Edelsteinen. Ich sah Ohrgehänge von getriebenem Goldblech, mit Perlen dicht besetzt, und mit rothen, blauen und grünen Steinen geziert, ziemlich eine Hand breit und nicht minder lang. Selbst solche, deren übriger Anzug Armuth verrieth, trugen doch wenigstens ein oder das andere Stück solchen Geschmeides an sich, das dann zu dem ärmlichen gepflickten Anzuge einen wunderlichen Kontrast bildete. Was es besitzt, will dieses Volk an sich tragen und sich daran erfreuen. Dieselbe Vorliebe für das Gleißende herrscht auch bei den Weibern im Kirchenstaate. Die Gesichtsbildung fand ich fast durchgehends unschön, schwarzbraune Farbe, stumpfe, unregelmäßige Gesichtszüge, kein Vergleich gegen die schlanken, hohen, stattlichen Schönheiten des Abanergebirges. Nur eine Calabresin machte eine Ausnahme. Kleine Füße in gelbumschnürten Sandalenschuhen, hochgeschürzter Rock mit bunten Falbeln, das Kopftuch schimmernd weiß über dem braunen Gesichte mit dem rabenschwarzen Haare, über der schön geformten Oberlippe der bläuliche Flaumanflug, der die Frauen des Südens auszeichnet, so schritt sie rasch und nervig an wir vorüber, ganz das Bild eines ächten Räuberweibes, die selbst wohl die lange Flinte zu handhaben weiß, wenn die Carabinieri den Mann verfolgen in die

Schlupfwinkel des wilden Gebirges. Und der ihr so stattlich zur Seite schritt, mit dem kostbar verzierten albanesischen Gewehr auf der Schulter, das Messer in der bunten Schärpe, war mir auch hier auf dem Feste zu Massa lieber, als auf der waldigen Höhe des Monte Sant Angelo oder auf der öden Ebene von Pästum.

Vor der Kirche, von derem First herab die gewaltige Festfahne mit dem Bilde der Madonna wehte, welche der heilige Franziskus anbetet, ging es indessen lustig zu. Eis- und Limonadenverkäufer, welche dicht vor den Kirchthüren ihren kühlen Kram aufgeschlagen hatten, Kuchen- und Fruchthändler, deren Buden unmittelbar daneben standen, überschrieen einander im Anpreisen ihrer Waare, und wurden noch überboten von ein Paar schwarzen Kerlen mit ächten Schmugglerphysiognomien, welche hellfarbige Tücher und strahlendbunte Gewandstoffe feil boten. Denn mit dem Feste der Heiligen war wie gewöhnlich ein Jahrmarkt verbunden, und allerlei Kram an Geschirr und Hausrath, Schmuck und Tand und Kinderspielzeug luden die Gläubigen zum Kaufen ein. Unmitelbar neben diesem schreienden und lärmenden Weltwesen, durchdröhnt von dem Brausen des Tamburin, und von dem Jauchzen angetrunkener Marinari, lag in der Kirche selbst eine große Schaar der Gläubigen im Gebet auf den Knieen, andere hatten auf Stühlen Platz genommen, welche für Rechnung der Madonna um ein Paar Gran vermiethet wurden, andere schlenderten in der wie ein Tanzsalon bunt geschmückten Kirche umher. Auch Hunde fehlten nicht, die zuweilen im Gedränge getreten, oder mit einander in Streit gerathend, ein kleines Zwischenspiel aufführten, um das sich aber Niemand sonderlich kümmerte. Alle Altäre waren mit Kleinodien reich geschmückt,

wächserne Votivglieder und farbige Votivbilder bedeckten die Wände der Kapellen. Zu einer derselben strömte der Hauptzug der Menge; dort theilte ein Bruder Franziskaner das Bild der heiligen Mutter Gottes von Massa in schlechtem Steindruck aus. Plötzlich erscholl von draußen lustige Marschmusik, und eine uniformirte Musikbande zog unter dem Jubel der Menge mit klingendem Spiele in die Kirche ein, nahm Platz auf einer Tribüne, und begleitete von dort herab sehr muntere Gesangstücke, welche von einem Quartett von Sängern vorgetragen wurden. Es war ein äußerst heiterer Anblick, und die Franziskaner mit ihren braunen Kutten mit den weißen Strickgürteln sahen ganz behaglich und glückselig darein.

Draußen wurden unterdessen die Anstalten zum Feuerwerke getroffen, mit welchem jedes Kirchenfest in Italien verherrlicht zu werden pflegt, und in dessen Ausführung die verschiedenen Kirchen und Brüderschaften einander zu überbieten trachten. Denn von dem Ausfalle des Feuerwerkes hängt hauptsächlich der Ruf des Festes ihrer Heiligen ab. Ich ging in eine der vielen Massarien (Baumgärten), in denen auf rohen Holztischen rothe Wassermelonen, Limonen, Orangen, Trauben, Feigen und andere Früchte feilgeboten wurden. Zechende Gruppen saßen in den offenen Vorhallen der Häuser oder im Schatten der Lauben. Fern ab von dem Getreibe auf einem Platze mit der freien Aussicht auf das Meer ließ ich mir einen Becher Sorbetto bringen, und gab meinen Gedanken Audienz. Eine tiefe Traurigkeit kam über mich mitten in der bunten Umgebung dieses Festes. Ich sah nur die völligste Geistesleerheit, den rohesten Fetischismus die Stelle der geistvollsten Religion einnehmen. Es war mir

nicht möglich, dieses Volk und sein Behaben nur als bunte Puppen für mein romantisches Vergnügen zu betrachten, wenn ich bedachte, daß dieses Vergnügen doch nur in Folge des größten Egoismus genossen werden kann. Ich konnte mich an einer Wirklichkeit von Zuständen nicht erfreuen, deren Rückführung über mein Volk, an welcher die Trierer Rockmänner so tapfer arbeiten, ich als das größte Unglück ansehen mußte. —

Was dieses neapolitanische Volk und den Verkehr mit ihm uns Fremden so angenehm und interessant macht, ist das heiter Menschliche und höflich Zuthunliche, dessen Schein es vor dem unsrigen voraus hat. Aber man vergesse nur nicht, daß dieser Vorzug zum guten Theil auf der Schwäche des Südländers, das Rauhe, Abstoßende unseres Volkes hingegen auf der Stärke desselben beruht. Hier bei dem gemeinen Neapolitaner ist jede Widerstandskraft fast völlig gebrochen, die Erniedrigung, in welcher er lebt, fühlt er nicht. Blinder Sklave seiner Götter, d. h. seiner Priester, widerstandsloser Knecht seiner Regierung, schützen ihn doch sein milder Himmel und die Fruchtbarkeit seines Landes und Meeres vor derjenigen Noth, welche mit geballter Faust und geschwungenem Schwerte beten lehrt. Wo die äußerste Noth etwa an den Einzelnen, den Armen, Alten, den Schwachen und Krüppel kommt, da gewähren die religiösen Institute in ihrem eigenen Interesse wenigstens einige Aushülfe durch Almosen. So hat das niedere Volk hier nicht das verbitterte, neiderfüllte, verbissene Gefühl, mit dem wohl ein großer Theil unserer Proletarier zu den Wohlhabenderen, Reichen und Vornehmeren finster aufschielt. Zudem ist auch die geistig trennende Kluft zwischen den Ständen weit geringer. Aber der

Stahl ist aus dem Blute dieses Volkes verschwunden, und die Dumpfheit seiner Geisteskrechtschaft, die tiefe Entwürdigung des religiösen und sittlichen Bewußtseins, der völlige Mangel an aller Innerlichkeit, an allem geistig Gehaltvollen wird doch für den Beobachter um so peinlicher, je hoffnungsloser diese Zustände und je unabsehbarer die Zeit erscheint, wo dieser äußerlich beglückteste und begabteste Theil der Menschheit zu seiner menschlichen Bestimmung zurückgeführt sein wird. Die große Weltbewegung der französischen Revolution hat einmal einen Ruck gethan, um mit dem Hebel der Idee die Bergeslast der Rohheit und des Materialismus hinwegzuwälzen. Aber es war eben nur ein Ruck, und jetzt übergrünt schon wieder das Moos die Stelle, wo der Felsblock ein wenig aufgelüftet wurde. Da liegt vor mir eine Kupfermünze, die mir der Wirth der Bottega herausgegeben; darauf ein Stabbündel mit dem Richtbeile, gekrönt von einer Freiheitsmütze, und die Unterschrift lautet: Republica Napoletana! Republik Neapel! O Himmel, welch ein Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt! Und wann ist sie geprägt? Anno settimo della liberta (1799)!

Und doch soll man nicht verzweifeln. Einer der unglücklichen Söhne Italiens, der Römer Mariotti, seit einigen Jahren in London als Flüchtling lebend, sagt in seiner Charakteristik der Neapolitaner: Doch darf man nicht vergessen, daß dieses kampanische Paradies das Land der Erdbeben und Vulkane ist, daß wir auf der Asche halbverloschener Feuer stehen, die plötzlich wieder aufleben und sich entflammen können. Was den Neapolitanern an Erziehung und Bildung fehlt, ersetzen sie durch angeborenen Geist und Scharfsinn. Was in anderen Ländern die Frucht langer Erfahrungen und

langen Studiums ist, ist bei ihnen das Erzeugniß plötzlicher Kraftanstrengung. So entwickelten in den letzten Verschwörungen der Carbonari die untersten Klassen eine Schnelligkeit des Begreifens, eine Klugheit und eine Kraft, die nur besser geleitet zu werden brauchten, um zu den glücklichsten Erfolgen zu gelangen. Denn in den römischen und neapolitanischen Staaten steht die Masse physisch und moralisch über den vornehmen Klassen, weil diese Trasteveriner und Lazaroni das sind, was sie zu sein scheinen, die ächten Nachkommen der Griechen und Römer, während der Adel von Normannen und anderen fremden Völkern abstammt, die, in ein milderes Klima versetzt, entarteten, und ihre ursprüngliche Kraft verloren. Dies Urtheil wird bestätigt durch die Charakteristik, welche der unpartheiische Geschichtsschreiber Neapels, Pietro Colletta, in seiner trefflichen „Geschichte des Königreichs Neapel" von seinem Volke entwirft.

Den 17. August.

In meinen Wirthsleuten lerne ich das hiesige Volk von der liebenswürdigsten Seite kennen. Aufmerksam, liebevoll gastlich, naiv wie die Wilden, thun sie mir Alles, was sie mir an den Augen absehen können, und dabei ohne eine Spur von Eigennutz und Habgier. Merken sie, daß ich in meiner Einsamkeit traurig bin, so kommt Alles zu mir herauf, mich zu erheitern. Es wird der Tamburro gespielt, Tarantella getanzt und Volkslieder gesungen, die ich freilich nur halb verstehe, weil sie durchaus im neapolitanischen Dialekte sind. Und wäre ich zehnmal reicher als ich arm bin, ich möchte

nicht in einem der großen Gasthöfe leben, wo man eben nur das überall Gewohnte wiederfindet. Auf meiner Loggia ist es so schön, daß ich gar nicht ausgehen mag. Schon aus meinem Zimmer habe ich die freieste Aussicht, und der Vesuv guckt mir beim Schreiben immer zum Fenster hinein. Trete ich dann aus der Thüre, so bin ich auf der zimmerbreiten Loggia, und über meinem Zimmer bildet das platte Dach gleichfalls eine solche. Ich sehe über die endlose Breite der Orangengärten hinweg geradeaus auf's Meer, auf den Vesuv und seinen Städtekranz, auf Neapel, Procida, Kap Misene, Ischia. Heute ist das freilich Alles von Dunst umflort, wie denn überhaupt seit den letzten Tagen das Wetter sich ungünstig zeigt. Die Luft, obschon etwas bewegt, doch schwer und nervenbelastend, die Farben gebrochen, das Meer oft grau und bleifarben, Vesuv und Somma in Wolkenkappen — es ist eben ein bruttissimo Scirocco! Ein Paar Regengüsse Nachts haben nicht erfrischt, obschon das Wasser stromweise durch die engen Weinbergsgassen schoß. Am anderen Morgen war Alles wieder Staub.

Vorgestern in Massa habe ich die ersten Trauben gegessen, große Muskateller, aber noch nicht ganz reif. Melonen, Pfirsich, Birnen, Feigen täglich. Honig, den mein Handbuch von Sorrent rühmt, habe ich noch nicht auftreiben können. Meine Wirthsleute verstanden komischer Weise nicht einmal die Ausdrücke, (mele, Honig, fave, api pecchie, Honigwaben, Bienen), mit denen ich ihnen mein Verlangen deutlich zu machen suchte. Erst ein neuangekommener Gast des Hauses, ein neapolitanischer Advokat, half ihnen auf die Sprünge. Aber sie wußten von ihren Bekannten Niemand, der Bienenzucht treibe, und jener sagte mir, daß diese „bella industria“

wohl in Calabrien, aber nicht in Sorrent zu Hause sei. Jung's haben aber doch in ihrer Cocumella durch ihren Mulattiero eine Honigquelle ausfindig gemacht, und mich in den Stand gesetzt, Euch zu melden, daß der Honig von Sorrent vortrefflich und an würziger Süße unvergleichlich ist. Reissuppe, Maccaroni, Fische, Fritto, Milch und Obst, Abends vortrefflicher Lattuga: da hast Du meinen täglichen Küchenzettel, den ich alle Tage selbst machen muß. Denn jeden Morgen weckt mich Antonio, der dreizehnjährige Sohn der Signora Rosa la Magra, mit seinem: Signor 'cellenza! dice Mama: che volete pranzar? Wenn ich nicht bestimme, sind sie unglücklich und klagen, daß es mir nicht bei ihnen gefalle. Dieser Antonio ist der gescheuteste, sanfteste, anständigste Knabe, und mein Diener, Begleiter, Führer, Rathgeber und Freund auf allen meinen Wegen und Stegen, zuverlässig, treu, bescheiden, uneigennützig und von unglaublicher Dienstfertigkeit. Er ist leider kränklich und wird wohl einmal Mönch werden, wie die Mutter meint. Der Vater ist apparatore, d. h. Kirchenausschmücker bei den zahlreichen Festen, und der älteste Sohn hilft ihm in diesem Geschäfte. Sie sind oft halbe Wochen lang abwesend, da ihre Geschicklichkeit auch in der Umgegend sehr gesucht ist.

Gestern Abend von einem Spaziergange heimkehrend, fand ich in dem Treppenhause vor dem Bilde der Madonna alle Hausbewohner groß und klein versammelt, um der Madonna den Rosario zu singen. Die Mutter, welche mich wegen lange ausbleibender Briefe bekümmert gesehen, trat zu mir heran und sagte: „Signor, wir wollen heute der Madonna den Rosario für Euch singen, daß sie Euch bald gute Nachrichten von den Eurigen schenke. Seid gewiß, sie wird gnädig

sein.“ Als ich wieder hinabkam, fand ich den kleinen Altarsims vor dem Bilde der Madonna, die ihnen ein deutscher Maler al Fresco in die Nische gemalt hatte, mit bunten Papierlaternchen erleuchtet und mit Blumensträußen, Flittergold und Kränzen geschmückt. Als die geweihte Kerze angezündet war, begannen sie den Gesang. Die im Hause wohnende alte Gevatterin machte den Vorsprecher und Vorsänger, indem sie die sämmtlichen Mysterien hersagte, wo denn zwischen inne gewisse Refrains unzählige Male wiederholt abgesungen wurden, in welchen Gesang Groß und Klein in der schreienden, hellstimmigen Weise unserer Kindergesänge einfiel:

O Santa Maria,
Madre di Dia,
Prega per noi peccatori
Adesso e al ora
Della nostra morte!

Es war ein köstliches Genrebild, wie sie da alle Treppenstufen füllend, Groß und Klein, durcheinander saßen, die Vorsängerin oben an, der Hausvater in der Thür lehnend, die jüngsten Kinder im eifrigsten Singen mit dem Kätzchen spielend, die älteren Mädchen aus der Andacht oft plötzlich mit dem heitersten Gesichte zu mir aufblickend. Durch die offenen Wölbungen der kleinen Halle, deren Inneres einer Kapelle glich, floß das Licht des vollen Mondes, dufteten die Orangen- und Citronenbäume im Abendwinde, der zuweilen die bunten Laternchen vor dem Bilde der Gnadenmutter leise hin- und herschwanken ließ. Das stets sich Wiederholende der Responsorien, von dem Gesangrefrain: O bella Maria! o caro mio Gesù! unterbrochen, das Eintönige der Gebete hatte etwas in den Schlaf Wiegendes, wie das Plätschern einer

Fontaine, oder wie fernes Bienengesumme am Sommernachmittage, und bald lagen die Kleinen in Schlaf gewiegt auf den Treppenstufen, während der Säugling an der Brust der Mutter schlief. Die lateinischen Gebete verstandlos mit barbarischer Aussprache hergesagt oder gesungen, hatten etwas Fascinirendes, das wie Zauberei und Beschwörung klang. Das Ganze dauerte ziemlich eine Stunde, dann brannten die Kinder ein Spielfeuerwerk zu Ehren der Madonna ab, ganz wie bei einem großen Kirchenfeste. Und nun das Beste zum Schlusse: heute Nachmittag stürzt die ganze Familie mit lautem Jubelgeschrei zu mir herauf: una lettera pel Signore! una lettera! — Richtig! der Marinar bringt das langersehnte Briefpaket von Meuricoffre, welches schon einmal vergebens den Weg nach Sorrent gemacht hatte. Das Mirakel ist geschehen, die Familie entzückt, und die Madonna wird dafür heute Abend einen neuen Rosario dargebracht erhalten, wozu ich eine Kerze spende. Nur sag' mir Eins, man soll kein Wunder glauben!

Den 18. August.

Tasso's Geburtshaus ist jetzt ein prächtiger Gasthof. Unfern davon liegt ein anderer, die Sirene genannt, und neben dieser bezeichnenden Nachbarschaft erhebt sich das stolzprangende Kloster der Jesuiten gelbschimmernd auf der Felsenhöhe am Meere. Als ich heute Abend mit dem Michelet (du prêtre, de la femme et de la famille) in der Hand auf der Steinterrasse vor demselben saß, zogen ein Dutzend seiner Bewohner, meist jugendliche Gestalten mit feinen blassen Ge-

sichtern unter den breiten schwarzen Hüten, die Arme in ihre weiten, schwarzen Roben gewickelt, an mir vorüber, paarweise, doch ohne mit einander zu sprechen, obschon sie die Lippen bewegten. Es waren Gebetübungen, die sie in sich hineinmurmelten, als hätten sie geahndet, welch ein Zauberbuch zur Beschwörung dieses finsteren Nachtspukes der Forestiere in seiner Hand hielt. Wenn man in Italien lebt, und die ungeheuren Anstrengungen, die unglaubliche Fülle der Mittel, die Macht und den Einfluß dieser Jünger Loyola's in der Nähe zu schauen Gelegenheit hat, so begreift man die Wichtigkeit der französischen Kämpfe und den Werth einer solchen Schrift, deren Lektüre mich in diesen Tagen beschäftigt hat. Die Jesuiten und ihr Schicksal sind der politische Barometer für Neapels Geschichte. Unter Karl I., oder vielmehr unter seinem Minister Tanucci, der den Staat aus der Knechtschaft der Kirche zu emanzipiren strebte, wurden sie zuerst in ihren Vorrechten beschränkt (1741), dann ein Vierteljahrhundert später aus dem Reiche gejagt. Portugal, Spanien und England waren vorangegangen, Neapel folgte. Die Maßregeln waren so getroffen, daß in einer einzigen Nacht, vom 3. zum 4. November 1767, alle Klöster und Kollegien im Umfange des ganzen Reiches von Militair besetzt, und der gesammte Orden, selbst die Schüler und dienenden Brüder, auf bereitgehaltene Schiffe gebracht und nach Terracina im Kirchenstaate geführt wurden. Die Gesellschaft Jesu ward im Reiche beider Sizilien durch königliches Edikt für ewig aufgehoben erklärt, ihr Vermögen confiscirt und ihre Güter eingezogen. „Diese Vertreibung," sagt Colletta, „erregte Trauer bei allen Heuchlern und Schelmen, Freude bei allen Einsichtsvollen, Gleichgültigkeit bei der Masse und Jubel bei der übri-

gen, längst auf die Jesuiten neidischen Geistlichkeit *)." Mit einem Theile des gewonnenen Geldes wurden öffentliche Schulen gegründet, Freischulen für die Armen, Waisenanstalten, Handwerksschulen und Arbeitshäuser errichtet und andere nützliche und wohlthätige Einrichtungen geschaffen. Dennoch war es den Vertriebenen gelungen, große Summen und viele Kostbarkeiten zu retten. Nach der kurzen Revolution von 1799 stellte Ferdinand die vertriebenen Bundesgenossen des Despotismus wieder her **), und Pius VII. bestätigte in einem Breve („per secondare i desiderii di S. M. Fernando") ihre Klöster und Kollegien. Unter der französischen Regierung konnten sie nicht aufkommen; und ihre vollständige Restitution geschah erst im Jahre 1821, als der meineidige Ferdinand nach Unterdrückung der konstitutionellen Bewegung in sein Reich zurückkehrte. Seine erste Handlung war, daß er den Jesuiten alle ihre alten Sitze, Güter und Reichthümer wiedergab, und den Unterricht wieder in ihre und des Klerus Hände legte. Jetzt sind beide wieder allmächtig in Neapel. Der König ist ganz in den Händen seines Beichtvaters, der ihm täglich Beichte hört. Was ich von gutunterrichteten Leuten über die Zustände der inneren Verwaltung Neapels erfuhr, ist trostlos. Betrug und Bestechlichkeit gehen durch alle Zweige bis zu den höchsten Stellen. Die Subalternen sind ohnehin durch ganz erbärmliche Besoldung sämmtlich auf dergleichen angewiesen. Einmal ward dem Könige denunzirt, daß der Director der großen Waisenanstalt die Kinder fast

---

*) Storia del reame di Napoli I., S. 87—89 der Pariser Ausgabe.

**) Colletta a. a. O. I., S. 278 ff.

verhungern lasse. Er überzeugte sich und jagte den Spitzbuben fort. Allein dieser wußte mit großen Opfern den Beichtvater des Königs zu gewinnen, der dem letzteren die Zerknirschung des Begnadeten so wirksam schilderte, daß bald darauf die Wiedereinsetzung des Betrügers erfolgte, der jetzt seine Sache eben so schamlos weiter fortsetzte. Auf demselben Wege ist es neulich gelungen, den Beichtvater der Königin zu stürzen, der auf ihren Befehl derselben wahrheitsgemäß große Mißbräuche berichtet hatte, welche in einer wohlthätigen Anstalt herrschten, deren Beschützerin die Königin ist. Den Jammer und die Gräuel der Findelhäuser, aus denen sich jedermann ein Kind holen kann, hat neulich ein junger Neapolitaner in einem Romane geschildert. Aber dieser wurde sofort konfiscirt, und der Verfasser schmachtet im Gefängnisse. Das Schulwesen ist im allerkläglichsten Zustande, doch das ist ein Gegenstand, über den ich später im Zusammenhange berichten will. Die goldene Zeit des Unterrichtswesens in Neapel war unter der Regierung Tanucci's in den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo Staatsmänner wie Caracciolo, Palmieri, de Gennaro, Galliani, und Gelehrte wie Filangieri, Pagano, Galanti, Conforti und Antonio Genovesi im Sinne der Bildung und Aufklärung wirkten. Es ist Thatsache, daß Neapel gegenwärtig in diesem Bezuge weit hinter jener Zeit zurücksteht. Die Vertreibung der Jesuiten gab den Reformatoren die Mittel zu ihrer Wirksamkeit. In allen Gemeinden wurden Volksschulen errichtet, in jeder Provinz eine Erziehungsanstalt für die Vornehmeren, deren Lectionsplan unter zwölf Vorlesungen nur zwei für Religion, alle übrigen für Sprachen und Wissenschaften festsetzte. In allen größeren und kleineren Städten wurden ähnliche Anstal-

ten gegründet. Der Unterricht war öffentlich, die Professoren mußten ein Staatsexamen bestehen. Die Bischöfe wurden auf die Leitung ihrer geistlichen Seminarien unter Oberaufsicht des Staates beschränkt, und ihnen jeder Einfluß auf den öffentlichen Unterricht entzogen, versuchte Eingriffe streng zurückgewiesen. Ein Bischof denunzirte einmal beim Ministerium mehrere Professoren wegen nicht gehöriger Beobachtung der Vorschriften des katholischen Glaubens. Er erhielt zur Antwort: für die Lehrer an öffentlichen Schulen sei in Betreff der Religion das einzige Erforderniß, daß sie Christen seien. Ein anderer Bischof verlangte die Schließung mehrerer Lehrstühle in seiner Diözese, weil sie ohne seine Erlaubniß und gegen gewisse päpstliche Bullen erlassen seien. Der König, d. h. sein Minister Tanucci erwiederte: die bischöfliche Erlaubniß sei unnöthig, die Forderung strafbar, und kassirte für immer die Bullen, auf welche sich der Bischof berufen hatte. So begegnete man damals den Uebergriffen der Hierarchie in Italien *)! Die Universität von Neapel, eine Stiftung Friedrich II., welche unter der Wirthschaft der Vizekönige fast völlig zu Grunde gegangen war, blühte unter Tanucci neu empor, und bildete bald einen Mittelpunkt aller Intelligenz des Jahrhunderts. Die Professoren wurden besser besoldet und höher gestellt, die unnützen pfäffischen Lehrstühle aufgehoben und sieben neue im Sinne der Aufklärung gegründet, für Beredtsamkeit, Kritik der vaterländischen Geschichte, Ackerbau, Architektur, Feldmeßkunst, Naturgeschichte und Mechanik. Der Universität ward das Jesuitengebäude il Salvatore zu Neapel überwiesen, woselbst auch die Akademieen der Ma-

*) Colletta, storia del reame di Napoli Th. I., S. 93—95.

lerei, Bildhauerkunst und Architektur, sowie die öffentlichen Bibliotheken und Kunstsammlungen, ein zoologisches Museum, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, meist lauter neue oder doch völlig umgestaltete Institute ihren Sitz fanden. Man muß gestehen, daß die damals herrschende Richtung in ihrem Sinne große Thätigkeit entwickelte. Auch die Akademie der Wissenschaften ward in diesem Sinne umgestaltet, und an die Stelle eitlen Pompes trat die praktische Richtung auf die Volkswohlfahrt. Colletta zählt eine ganze Reihe berühmter Namen auf, welche damals an diesen Schulen und Akademien wirkten oder aus ihnen hervorgingen. Ein Mario Pagano lehrte Staatskunde an der Universität, und unterschied zwischen Rechten der Unterthanen und des Herrschers, und Goethe's Freund Gaetano Filangieri schrieb sein berühmtes Buch über Gesetzgebung, welches fünfzehn Jahre später durch Henkershand verbrannt wurde. Die Ungunst des Schicksals gönnte diesen Bestrebungen nicht die Zeit, im Volke Wurzel zu fassen, und nur zu bald kamen Tage, wo, was damals Verdienst war, in den Augen der Herrscher todeswürdiges Verbrechen wurde. Die Furcht vor der französischen Revolution, der kurze republikanische Aufstand in Neapel selbst, führten Verfolgung aller Wissenschaft und Bildung, und Auflösung fast aller Anstalten für Volksunterricht und Aufklärung durch die despotische Reaktion herbei. Erst Joseph Napoleon's kurze Regierung (1806) versuchte jene Anstalten wieder in's Leben zu rufen und zu verbessern. So ward z. B. aller Unterschied der öffentlichen Unterrichtsanstalten nach Stand und Rang aufgehoben. Vieles Gute blieb jedoch auf dem Papier, da der unruhige Zustand des Reiches die Ausführung hinderte. Diese erfolgte

erst unter Mürat's Regierung. Colletta, der strenge Beurtheiler dieses Herschers, der keine seiner Schwächen verschweigt, sagt doch von ihm, daß er fast als der Begründer des öffentlichen Unterrichtes in seinem Reiche angesehen werden könne. Was später geschah, ist bekannt. Seit 1821 ist das ganze Unterrichtswesen wieder in den Händen der Pfaffen, und damit thatsächlich um achtzig Jahre zurückgeschroben. Was der arme Maler Domenichino vor zweihundert Jahren aus Neapel, wo er, wie fast überall in seinem Leben, arg gemißhandelt worden war, an seinen Freund Francesco Angelone schrieb: „Die Gewalt reitet hier auf der Vernunft!" das gilt heute noch in vollem Maaße. —

Sorrent, den 20. August.

Ein neapolitanisches Schulbuch.

In Sorrent ist für die älteren Schüler der Gemeindeschule der eigentlichen Stadt als Schulbuch im Gebrauch ein sogenanntes: Conpendio di tutte le scienze ad uso de' fanciulli, welches, wie der Titel sagt, eine Uebersetzung des bekannten französischen Schulbuches des Signore Formey *) ist. Das Buch enthält in zehn Kapiteln auf etwa drittehalbhundert groß gedruckten Seiten ein buntes Allerhand aus der biblischen Historie, Naturgeschichte, Physik, Himmelskunde, Geographie, aus der Geschichte (die auf drei Seiten abgefertigt ist), Mythologie, Mathematik u. s. f. und giebt in Form

*) Abrégé des toutes les sciences. Berlin 1794.

von Fragen und Antworten über tausend und ein Dinge und Begriffe, Definitionen wie folgende über die Metaphysik: Che cosa è la Metafisica? Antwort: Una scienza all di sopra della fisica, und dazu weiter: La Metafisica ha per oggetto la contemplazione di *Dio*, degli *Angioli*, e delle cose spirituali, di cui non giudica, se non in astratto, ed indipendamente dalle cose materiali etc.

Am ausführlichsten sind zwei Dinge behandelt. Zuerst die Heraldik und Kunde der verschiedenen europäischen Orden. Der rothe Adlerorden, dieser wahrhafte rothe Magister Ubique unter den europäischen Orden, fehlt hier freilich durch eine gröbliche Nachlässigkeit, aber er kann sich damit trösten, daß er mit dem Orden der Ehrenlegion gleich behandelt ist, der auch nicht bei den französischen Orden genannt wird. Das zweite Hauptstück dieses Schulbuches ist die Wissenschaft von den Staaten und regierenden Häuptern Europas. Von diesem Abschnitte will ich etwas berichten, was für die Sorgfalt, mit der hier zu Lande solche Bücher redigirt werden, bezeichnend ist. Die italienische Bearbeitung des Formey'schen Buches führt die Jahreszahl 1839 und nennt sich eine neue, verbesserte, berichtigte und vermehrte Ausgabe (edizione *nuova*, migliorata, corretta, ed accresciutta sull' originale francese del Sig. *Formey*.) Sie ist also vor sieben Jahren in Neapel in der Druckerei des Signor Giovanni Carozza erschienen.

Wie ich nun eines schönen Tages, zur Zeit der Siesta, in diesem Handbuche alles Wissenswürdigsten im Himmel und auf Erden umherblättere, um die Minuten zwischen dem Hinträumen und dem wirklichen Einschlafen auf eine, für die Be-

reicherung meiner heraldischen und genealogischen Kenntniß ersprießliche Weise nützlich auszufüllen, gerathe ich, von magischer Sympathie geleitet, auf den Artikel Deutschland. Erst in der Fremde lernt man die Heimath, erst im Auslande das Vaterland schätzen. Und so war mir es denn ordentlich ein Freundesgruß aus der Ferne, als mir die Altmutter Germania so im italienischen Schulbuchsgewande entgegentrat. Ich war schon einer guten Siesta gewiß; aber — ach! trügerisch sind der Sterblichen Hoffnungen! Deutschland kostete mich heute in der Fremde nicht weniger als meinen Nachmittagsschlaf. Und was das sagen will, weiß nur der, welcher einen Sciroccotag auf dem grünen Felsen von Sorrento, einen ächten, weißgrauen, nebeldünstigen Sciroccotag mit vorhergegangener halbschlafloser Nacht, ohne Siesta verlebt hat. Ich mußte nämlich bei der Lektüre des gedachten Abschnittes gleich von vorn herein so laut und herzlich auflachen, daß sich zwar nicht die Schlafluft, wohl aber aller Schlaf gänzlich aus den Augen verlor.

Der Studiosus in Auerbach's Keller fragt singend:

> Das liebe heil'ge röm'sche Reich,
> Wie hält's nur noch zusammen!

Die neapolitanischen Schulbehörden sind diese Tausendkünstler. Für das neapolitanische Volk nämlich lebt das heil'ge römische Reich deutscher Nation, das man angeblich vor vierzig Jahren zu Grabe getragen hat, noch bis auf diesen Tag ruhig und unangefochten fort. Das neapolitanische Volksbewußtsein verneint einfach die Geschichte dieser letzten vierzig Jahre. Seine Lehrer lassen das liebe heil'ge römische Reich nicht sterben. Auf die Frage des Schülers: „Was giebt's zu merken in Bezug auf Deutschland?" antwortet im

Jahre 1839 der Lehrer noch wie vor fünfzig Jahren: „Zwei Dinge: erstens, daß es in neun Kreise getheilt ist, und zweitens, daß sich in demselben eine große Anzahl freier und Reichsstädte findet.“ Nürnberg, Augsburg, Regensburg sind noch immer solche freie und Reichsstädte; „und all die Wähler, die Sieben,“ nicht die Göttinger, sondern die sieben Kurfürsten sind noch immer Vasallen und Lehnsmänner von Kaiser und Reich (S. 80—81). Der Kaiser ist noch immer, zwar nicht der Souverain, aber doch das Haupt der deutschen Fürsten, und diese haben vor ihm nach wie vor den höchsten Respekt (summo riguardo) und behandeln ihn in so ehrerbietigen Ausdrücken, als wenn er ihr Souverain wäre. Noch immer muß der Kaiser die Konstitution und die kaiserliche Kapitulation beschwören. Noch immer ist in Regensburg der Reichstag — „und die Angelegenheiten werden dort nach Stimmenmehrheit entschieden.“ Noch immer werden die Kaiser zu Frankfurt am Main gekrönt, und auf die Frage: „wer ist jetzt (1839) der regierende Kaiser (Chi è l'Imperatore regnante?)“ — erwiedert das Neapolitanische Lesebuch noch immer: Francesco I., nato il. 12. Febbraio 1768, eletto e coronato agli 11. di Agusto del 1804 und zählt alsdann seine Frauen und seine Staaten auf.

Wie ehrwürdig ist diese Stabilität, dieser Konservatismus, selbst über Tod und Grab hinaus! Welch ein schöner Lohn für das thatenvolle Leben des guten Kaisers Franz, so im Bewußtsein der ganzen Jugend des Königreichs Neapel unsterblich nach dem Tode fortzuleben!

Wie freute ich mich nun auch bei der Besprechung der einzelnen Staaten, d. h. Fürstenhäuser Deutschlands diesen Verjüngungsprozeß angewendet, und so z. B. in Hessen-Kassel

noch den wackeren alten, durch Immermann's prächtige Geschichte von den sieben kurhessischen Zöpfen unsterblichen Kurfürsten als Regenten lebend wieder zu finden, und mit ihm so manches gute Alte, in Deutschland längst Begrabene, wieder aufleben zu sehen!

Aber in dieser endlichen, mangelhaften Welt ist nichts vollendet, selbst die Dummheit nicht. Ich fand in dem speziellen Theile von Deutschland leider hier und da die gröblichsten Inconsequenzen im Verhältnisse zu dem so eben beleuchteten allgemeinen Theile. Zwar war auch hier das „jetzt" im Texte nicht immer in strenger Uebereinstimmung mit der Titeljahreszahl 1839 eingehalten, sondern bald (z. B. S. 116) durch 1823, bald durch eine andere Zahl erklärt. Aber das Herzogthum Wittemberg hatte sich doch schon in ein Königreich Würtemberg verwandelt, die Kurfürsten waren überhaupt bis auf einen verschwunden, nicht nur die weltlichen, sondern auch die geistlichen, die alle im allgemeinen Theile (S. 81) noch lebten, so wie mit ihnen die souverainen und reichsunmittelbaren Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Indessen wer weiß? Vielleicht hilft auch diesen würdigen die nächste neue Ausgabe von Deutschland, welche von unseren ultramontanen Freunden bereitet wird, bald zu einem fröhlichen Auferständniß.

Mit meiner Siesta war es doch einmal vorbei. Ich blätterte also statt Schlafens noch etwas weiter in dem Buche herum. In dem Abschnitte „von der Geschichte" fand ich unter anderem die ziemlich naseweise, und in manchem deutschen Staate ohne Zweifel völlig unerlaubte Schülerfrage: Ob die Alleinherrscher auch alle ein und dieselbe Machtvollkommenheit haben?

Was würde ein Geschichts-Gymnasiallehrer des Ministe-

riums Eichhorn auf eine solche verfängliche, ungehörige, aufregende, politische Frage anders erwiedern — wenn er etwas darauf erwiederte und nicht vielmehr den fragenden jungen „Corrosiven" einfach in's Karzer schickte — als ein seufzendes: „Leider! nein; denn in den meisten civilisirten Ländern der Erde (würde er, an die nächste Gratificationsvertheilung denkend, mit einem zweiten Seufzer hinzusetzen) außer in Rußland, Oesterreich und der Türkei ist die göttliche unumschränkte Majestät der Herrscher durch den Zeitgeist sehr beschränkt worden, und nur in unserem glücklichen Vaterlande, dem Lande der Intelligenz und der wahren Freiheit u. s. w. u. s. w."

Wie weit unbefangener benimmt sich dagegen der Italiener. „Signor nò!" erwiederte er einfach. „Die einen sind despotische, d. h. sie machen was sie wollen (fanno che vogliono) und sind absolute Herren über Leib, Gut und Leben ihrer Unterthanen, mit einem Worte (als wenn er noch nicht klar und bündig genug gesprochen hätte, der wackere Mann!) sie haben keine andere Richtung ihrer Aufführung als ihren Willen. Die anderen haben eine Autorität, welche durch Gesetze beschränkt ist." — Ist das nicht ehrlich gesprochen! Für diesen einen Zug von Ehrlichkeit möchte man dem Buche gleich Absolution für alle seine anderen Sünden ertheilen.

Aber das Beste kommt noch. Der Schüler will wissen: wer denn in der Welt die unumschränkten Herrscher (i sovrani despotici) sind? Darauf wird ihm die Antwort: „der türkische Kaiser und überhaupt alle Potentaten in Asien und Afrika, in Europa aber giebt's nur zwei, die sind: der Kaiser von Rußland und — der König von Dänemark!

Und nun komme mir noch einer und strafe die Politiker Lügen, welche neuerdings so viel von den Sympathieen Rußlands für Dänemark und umgekehrt gesprochen. Sollten sich nicht die beiden einzigen Träger der absoluten Gewalt, diese zwei letzten Mohikaner des governo despotico auf Erden einander lieben! Wer sollte es denn thun, wenn sie selbst es nicht thäten! Und was wird Preußen dazu sagen, daß man es aus der Reihe der unumschränkt regierten Staaten ausgestrichen hat! — Zum Schluß des Artikels erreicht die Kühnheit, ja Verwegenheit des fragenden Schülers den höchsten, schwindelnden Gipfel. Er fragt sogar: Qual è la miglior forma di governo? „Welches ist die beste Regierungsform?“ Aber der edle Freimuth des antwortenden Neapolitaners ist fast noch größer als die Kühnheit des Fragenden. Diese Antwort lautet nämlich wörtlich: Questa quistione non è ancora decisa; ma si puo dire con fondamento, che il Governo Monarchico *sarebbe* il migliore, *se i monarchi fossero sempre tali, quali dovrebbero essere* (d. h. „diese Frage ist bis jetzt noch nicht entschieden. Aber man kann mit Grund behaupten, daß die monarchische Regierungsform die beste sein würde, wenn die Monarchen immer so beschaffen wären, wie sie sein sollten“).

„Auf wen geht diese Anzüglichkeit?“ würde man in Deutschland gleich von dreißig und mehr Seiten fragen, und der Antwortgeber würde sich nach eben so vielen Seiten hin zu verantworten haben. Glücklicherweise aber ist das Buch in dem freisinnigen Neapel gedruckt und deshalb bisher unverboten geblieben. Ob das so bleiben wird, wenn die

Sache aus- und über die Alpen kommt, — that is the question!

Doch ich verlasse jetzt die historisch-politischen Blätter der neapolitanischen Schulencyklopädie, und wende mich zu einigen anderen Kuriositäten, welche mir beim Umherblättern in die Hände gefallen sind. Zunächst war mir darum zu thun, zu erfahren, auf welche Weise sich die neapolitanische Schulwissenschaft wohl bei gewissen Materien benehmen möchte, wo es galt, die Resultate der Naturforschung mit gewissen Behauptungen der Kirche zu vereinbaren. Wie wird es z. B., dachte ich, der geistliche Schulunterricht anfangen, wenn es dem Schüler einfällt, zu fragen, ob die Sonne um die Erde geht oder umgekehrt? Das Erstere geradezu zu bejahen, ist heutzutage doch noch viel schwieriger, als das heilige römische Reich deutscher Nation mit seiner Eintheilung in die „zehen Kreis" wieder in's Leben zu rufen. Der Wissenschaft aber geradezu Recht zu geben gegen die Bibel und die katholische Tradition geht auch nicht an. Ich schlage S. 69 auf, und richtig! da steht sie, die verhängnißvolle Frage: Il Sole, gira, o sta sempre fisso? (Bewegt sich die Sonne oder steht sie still?) Hier ist kein Ausweg! Dies „entweder oder" ist nicht zu umgehen! werdet Ihr sagen! —

Nicht zu voreilig, lieben Freunde! Die Antwort wird uns gleich beschämend beweisen, wie weit ultramontane Klugheit unsere arme Verstandesehrlichkeit übertrifft. Sie, die Antwort nämlich, ist nach beiden Seiten befriedigend. „Das wäre der —!" Geduld! Man urtheile selbst, hier ist sie: „*Si è sempre creduto che girasse*, per che esso fa un corso apparente, ma *ora vi è opinione*, che sia fisso, e che la terra giri intorno il sole." (D. h. „Man hat

immer geglaubt, daß die Sonne sich bewege, weil sie augenscheinlich einen Umlauf macht, aber jetzt meint man, daß sie still stehe, und die Erde sich um die Sonne bewege.")

Also „jetzt" „meint man," und nicht: vor so und so viel hundert Jahren ist entdeckt und bewiesen! Ihr seht, lieben Freunde, Galilei ist immer nur erst halb aus dem Kirchenbann.

Ueberhaupt wird der Astronomen und Naturforscher, die beide unter dem Namen filosofi zusammengefaßt werden, immer nur mit einem mitleidigen Seitenblick gedacht. So heißt es z. B. von der „Ansicht," daß der Mond ein Weltkörper „mit Meeren, Seen, Flüssen, Bergen u. s. f." wie die Erde sei; dergleichen sei die „verwegene Behauptung (arditamente si vuole) vieler Leute, welche selbst von den bewohnten Theilen dieser Erde nur sehr wenig wissen (che pochissimo sanno delle parti abitate di questa terra.)"

Ja selbst die Bewegung der Erde ist gar nicht so ausgemacht, als wir Anderen uns einbilden. Auf die dahin gehende Frage (S. 72) lautet die Antwort ganz nach dem bei der Sonne befolgten Prinzip, wie folgt: „Sie dreht sich, nach der Ansicht (sentimento) der Mehrzahl der heutigen Astronomen (della maggior parte de' moderni *Astronomi*, dies *Astronomi* ist im Texte mit Kursivschrift gedruckt, um den Gegensatz gegen die anderweitige Behauptung hervorzuheben), fortwährend um die Sonne." Und bei der Beschreibung der Art und Weise, in welcher diese Bewegung vor sich gehen solle, wird der Zusatz: secondo i detti filosofi (nach den genannten Philosophen) nicht vergessen.

Also wohlgemerkt, nur die Mehrzahl der heutigen

Astronomen, bei Weitem nicht alle diese filosofi stimmten für die Bewegung der Mutter Erde. Es ist also noch immer eine konservative Minorität vorhanden, welche treu an dem alten legitimen Prinzipe der Stabilität festhält. Und Majorität und Minorität sind ja schwankend. Was heute noch die erstere hat, kann vielleicht schon morgen in der zweiten sein.

Was will es gegen diese und dergleichen Dinge besagen, wenn das Deutschland von 1839 noch ein heiliges römisches Reich mit Reichstagen und Kurfürsten und zehn Kreisen ist, wenn Portugal noch „die schöne Provinz Brasilien" besitzt (S. 102), obschon es auf der vorhergehenden Seite schon einen Kaiser von Brasilien giebt; wenn ferner Spanien noch den ganzen mittägigen Theil von Amerika (quasi tutta la parte meridionale dell' America) besitzt, in welchem Peru ihm noch immer seine „reichen Schätze" liefert, und wenn Griechenland, das Königreich Griechenland, noch gar nicht existirt, sondern immer noch unter dem sanften Regiment der Bastonade, unter dem Sultan steht, dessen Macht noch so gut, wie in der Zeit der Sarazenenthürme an den Golfen von Sorrent und Salerno, una potenza *formidabile* ist?

Den 27. August.

Heute Abend, als ich zum Baden in's Meer fuhr, erzählte mir mein alter Marinar Vincenzo Apre König Gioacchino's blutiges Ende zu Pizzo. Er war dabei gewesen, als der Verräther Trentacapilli, ein Offizier, den Mürat selbst zu Ehren befördert, den Pöbel von Pizzo auf den unglücklichen

Mann hetzte, der sich verzweiflungsvoll in's Meer stürzte, um schwimmend seine Barke zu erreichen. Mit lauter Stimme rief er dem Kapitain derselben, Barbara, einem Malteser, den er selbst früher vom Korsaren zum Fregattencapitain befördert hatte, an das Ufer zu kommen; aber der fluchwürdige Verräther spannte die Segel auf, und jagte in's Weite, um Mürat's im Schiffe befindliche Effecten an sich zu bringen. Trentacapilli mit seinen Genossen ergriff den Unglücklichen, welcher sich vergebens abmühte, eine der kleinen Barken vom Ufer loszumachen, sie rissen ihm die Juwelen vom Hute und die goldenen Schnüre von der Brust, mißhandelten ihn mit Faustschlägen, und ließen ihn tausendfachen Tod erleiden, ehe die Henker von Neapel das Todesurtheil fällten. Der alte Vincenzo hatte der Hinrichtung beigewohnt. König Gioacchino trat in den Hof des Kastelles mit freiem, heiterem Blicke, in der Hand hielt er die Miniaturbildnisse seiner Kinder. Er ließ sich nicht die Augen verbinden, und rief, als er sich an den angewiesenen Platz gestellt hatte, den Soldaten mit lauter Stimme zu: Salvate il viso, mirate al cuore! „Als die Schüsse knatterten, da fiel er in seine Kniee, dann auf den linken Arm und wimmerte, denn er war nicht zum Tode getroffen. Da trat ein Sergeant heran, setzte ihm das Gewehr an das Ohr und drückte los, da war's zu Ende. Seht Eccellenza (hier tauchte der Alte die Hand in's Wasser zur Bekräftigung seiner Worte), bei Sant Antonin, unserem Schutzpatrone (er zeigte auf dessen Bildniß, das in der Abendsonne über der Marina piccola leuchtete) so war das Ende des bravsten Königs!“ „Bravo Gioachino!“ setzte er mehrmals seufzend hinzu, „es war ein guter König für die povera gente, der uns mehr Dukaten zu buskiren gab, als die ande-

ren jetzt Gran." In der That hat Mürat viel für Neapel gethan. In seiner letzten Stunde sagte er zu dem Kapitain Stratti, dem seine Bewachung anvertraut war: „in Pizzo ist Freude über mein Unglück, und doch, was habe ich den Neapolitanern gethan, um ihren Haß zu verdienen? Ich habe für sie die Früchte einer langen Kriegslaufbahn verausgabt, und hinterlasse meine Familie arm. Alles Freisinnige in ihren Gesetzen ist mein Werk. Ich habe ihrem Heere Ruhm, der Nation Achtung unter den Mächtigen Europas verschafft!" Auch finde ich überall, daß das arme Volk eine Ahnung von dem Guten jener Zeit behalten hat, die durch all den Nebeldunst des Hasses, den seine Priester und Tyrannen über jene Jahre zu breiten versucht haben, doch immer wieder durchbricht. Wie man sonst auch urtheilen mag, das wird man dem Geschichtsschreiber Neapels einräumen müssen, daß die zehnjährige Regierung der französischen Könige für Neapel eine Zeit der Krisis gewesen ist, deren Folgen für die endliche Erhebung des Volkes zur Humanität und staatlichen Freiheit wohl aufgeschoben, aber nicht mehr unterdrückt werden können.

Den 28. August.

In diesen Tagen hatten wir mehrere starke Gewitter gehabt, die sonst verhältnißmäßig im Sommer hier seltener sind als im Winter. Heute Morgen weckte mich ein schmetterndes Donnerwetter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Es sah furchtbar aus, wie sich dann das schwarzgraue Wolkenlaken mit dichten, dicken Regenstrahlen in's Meer hinabsenkte, und ein Paar Schiffe, die eben noch sturmgetrieben mit voll=

bauschigen Segeln dem Hafen von Castellamare zujagten, in die finstere Regennacht begrub, welche Berg und Meer und Städte mit ihrem undurchdringlichen Schleier bedeckte. Nachmittags ward aber das Meer wieder so ruhig „come l'olio," wie mein alter Vincenzo sich ausdrückte. Von dem Unwetter der Nacht haben meine Hausgenossen sehr zu leiden gehabt. Schon gestern vertrauten mir die älteren Schwestern, daß sie auf die Nacht eine Wallfahrt über das Gebirge zu einer kleinen Kirche der Madonna del Liberatore, noch hinter Massa, machen müßten, und zwar drei Stunden weit in bloßen Strümpfen, wie sie es der Madonna bei der Krankheit ihres Bruders Checco gelobt. Die Mutter hat sie begleitet, und einige andere Freundinnen haben dieselbe Bußwallfahrt im gräulichen Nachtunwetter über die halsbrechenden Gebirgspfade mit Laternen gemacht. Heute liegt nun die Mutter krank in Folge der Anstrengung, und sie können neue Gelübde thun. Als ich gestern verwundert fragte: „aber warum in Strümpfen und bei solchem Unwetter? Die Madonna ist ja so gut, was hat sie davon, daß ihr euch krank macht?" sahen sie mich alle starr an. Sie hatten mich so wenig verstanden, als wenn ich deutsch gesprochen hätte, und es war, als stiegen ihnen zum ersten Male Zweifel an meinem Christenthum auf. Und doch ist dies ganze Wesen uraltes ächtes Heidenthum, wie sich jeder überzeugen kann, wenn er jene Horazische Satire (II. 3, 288—295) lies't, wo der alte römische Dichter eine ganz ähnliche Geschichte erzählt, und wo der timor deorum, die Furcht vor den Göttern, die er als Ursache solchen Wahnsinnes anführt, so wörtlich auf das timore di Dio des Italieners von heute hinausläuft.

Neben uns an, im Hause des Speziale (Apothekers) Don

Gasparro, ist dessen jüngerer Bruder Raffaello in eine der Töchter unseres Hauses, die schwarzbraune Rosina, verliebt. Davon habe ich nun den Vortheil. Denn Raffaello, der ein Meister auf der Guitarre ist und eine vortreffliche Stimme hat, singt allabendlich auf seiner weit umschatteten Loggia, welche nahe an die unsere stößt, die schönsten neapolitanischen Volkslieder. Zuweilen ist noch ein zweiter bei ihm, und dann spielen und singen sie die prächtigsten Duo's, daß es ein Entzücken ist zu hören. Dabei spinnt sich unter meinen Augen ein vollständiger kleiner Roman ab, in welchen ich durch die darin Verwickelten bereits eingeweiht bin. Die Mutter will von dem Liebeshandel, der nun schon drei Jahre währt, nichts wissen, denn Raffaello ist ihr zu jung, hat keine Aussichten und ist auch leider nicht ganz zuverlässig. Da hat nun die arme Rosina einen bösen Stand. Die Häuser sind so nahe, daß man sich aus den Fenstern die Hände reichen, und von einem Astrico auf den anderen herüber und hinüber gehen kann, und doch soll sie ihn meiden, ihn nicht sehen, nicht sprechen. Dabei halten einige der Schwestern gegen sie mit der Mutter und machen die Spione. So diene ich denn als Aushilfsmittel, indem ich sie öfters zu mir heraufcitire, um mir von ihr Lieder und Singweisen diktiren und vorsingen zu lassen, und sie dabei laut genug rufe, daß Raffaello es hören und auf die nahe Loggia kommen kann. Um die Sache zu vervollständigen, ist auch ein von Rosina minder begünstigter, aber von den Eltern dafür desto besser aufgenommener Liebhaber in der Person des jungen Tischler Cicillo vorhanden, und hat kürzlich sehr stark merken lassen, daß der begünstigte Raffaello nichts weniger als ein treuer Liebhaber sei, sondern nebenher noch der Cameriera einer in der nahen Villa Ruggieri woh=

nenden neapolitanischen Principessa den Hof mache. Rosina ist darüber Feuer und Flamme, und hat dem Raffaello neulich die heftigsten Vorwürfe gemacht, der indessen alles ableugnet und für schändliche Verläumdung erklärt. Aber er hat zu viel Schelmenverschmitztheit in seinem schwarzlockigen Gesichte, als daß ihm ganz zu trauen wäre, und Rosina selbst hat mir gestanden, daß er ihr früher allerdings schon ähnlichen Kummer bereitet habe. „Wenn es aber diesmal wieder wahr ist, so ist es aus mit uns beiden,“ setzte sie dann entschlossen hinzu.

Den 31. August.

Und so ist es gekommen. Heute Nachmittag stürzte Rosina zu mir herauf, ein Briefzettelchen in der Hand, und bittet mich, ihr den Brief zu lesen. Ich, halb arglos, halb Böses ahnend, erfüllte ihren Wunsch. Das Billet war ein Liebesbrief in aller Form, anhebend mit bitteren Klagen, daß der amato seit der Abreise der Schreiberin von Sorrent noch nicht geschrieben, und endend mit mehr Liebesworten als nöthig waren, um eine Nebenbuhlerin, auch wenn sie zufällig kein neapolitanisches Blut in den Adern hätte, zur Leidenschaft zu bringen. „Aber was bedeutet das?“ — Was das bedeutet! Daß Raffaello ein Schelm ist, ein zehnfacher, der so viel Lügen spricht quante minute ha l'eternita (als die Ewigkeit Minuten hat), erwiederte mir Rosina weinend. Endlich erfuhr ich den Hergang. Eine gerechte Nemesis hatte der Betrogenen diesen schriftlichen Beweis von der Falschheit ihres Don Juan in die Hände gespielt, und zwar in dem für ihn

ungünstigsten und gefährlichsten Augenblicke. Denn eben gestern hatte sich Cicillo bei Rosinens Eltern geradezu als Werber um die Hand der Tochter gemeldet, da auch ihm die bekannt gewordene Treulosigkeit seines glücklicheren Nebenbuhlers Muth gemacht hatte, seine treue Liebe jetzt von Neuem auszusprechen. Dies Alles erzählte mir das Mädchen mit leidenschaftlicher Umständlichkeit. Im Sinne deutscher Blaustrumpfromantik müßte sie nun freilich den Treulosen erst recht lieben, denn dort wächst ja bekanntlich die Liebe der Frauen zu den Männern in dem Verhältnisse, wie die Schuftigkeit der letzteren zunimmt. Oder aber sie müßte an Gift und Dolch denken, welche bei unseren Fabrikanten italienischer Liebesromane an der Tagesordnung sind. Aber o schnöde Wirklichkeit und prosaische Vernünftigkeit! Nichts von alle dem kann ich berichten. Rosina hatte ihren Entschluß anders gefaßt. Sie hatte nämlich ihren Ungetreuen auf die Loggia berufen, ihm seine Untreue vorgehalten, und da er auch jetzt noch zu leugnen versuchte, ihn dadurch, daß sie ihm den Inhalt des Briefes aus dem Kopfe hersagte, zu einem beschämenden Geständnisse seiner Schlechtigkeit und zu einem verzweifelten Versuche gebracht, auf's Neue ihre Verzeihung sich zu erflehen. Das Gespräch, dem ich auf ihre Bitte von meinem Zimmer aus als ungesehener Zeuge beiwohnte, endete damit, daß sie ihm sagte: „ich habe Dir Alles vergeben, was Du mir da und da (folgte ein starkes Sündenregister) Leides gethan, allen Kummer und Verdruß, den Du mir bei der Mutter bereitet. Aber daß Du auch noch leugnetest, als ich den Brief in Händen hatte, den ich in der Weste gefunden, die Du mir gestern zum Ausbessern übergabst, das macht den Schluß. Gehe hin

und nimm Deine neapolitanische Cameriera! mit uns ist es aus. Cicillo hat ehrlich um mich gefreit bei Vater und Mutter, was Du noch nicht gethan, und ich habe mein Wort gegeben." Damit wandte sie ihm den Rücken. Am Sonntag Abend soll Verlobung sein.

Raffaello hat sich in den folgenden Tagen weder sehen noch hören lassen, und wir haben Abends seine Lieder und sein Guitarrenspiel sehr vermißt. Scham, Reue und Verdruß haben ihn krank gemacht, und die gute Rosina ist dabei nicht unempfindlich. Sie kann ihn noch immer nicht vergessen; das beweis't, daß sie mir täglich die Geschichte seines Wankelmuthes und seiner Untreue wiederholt, und dann mit Thränen hinzusetzt: „er hat es so gewollt per la sua birberia. Und da ich doch sehen mußte, daß er's nicht ehrlich meinte, so war es doch besser, daß ich ihn, als daß er mich ließ, denn das hätte mich zu Tode gekränkt!" Im Hause ist nun Alles glücklich: Vater, Mutter, Geschwister und Sippen. Nur die älteste Schwester Teresina ist noch trauriger geworden, und wird nun wohl zum Herbst in's Kloster gehen, deren drei in Sorrent sind: zwei für die Töchter des Adels und der höheren Beamten und Grundbesitzer, beide mit reichen Einkünften, und eins für die Töchter der Armen, das aber keine Einkünfte hat.

Die Nacht hat Raffaello wieder gesungen. Was ich von den Worten hören konnte, lautete folgendermaßen:

La solitaria notte,
Amica degli amanti
In queste amare piante
Lasei mi a me s'focà.

Ti voglio ben assai,
Tu sol' mi fai morire,
E quanto per te penai
Sol il mio cor' lo sá.

Pace trovar non posso,
Aspre le mie ferite.
O Dio l'istessa vita
La morte piacer mi sa.

O che non fosse nato!
Natura, che facesti?
Perche mi protegesti?
Lasci me a me s'focá! —

Sorrent, den 3. September.

So eben bin ich mit Dr. Windscheid von einer Tour nach Pompeji zurückgekehrt. Macht es die an diesem Tage außerordentliche, in dem schattenlosen Kessel der aufgegrabenen Todtenstadt noch sehr gesteigerte Hitze, oder der überwältigende und betäubende Eindruck dieser Welt — ich fühle mich außer Stande, das Bild derselben zu fixiren. Es ist nicht die Großartigkeit, welche so überwältigend wirkt; denn Pompeji mit seinen dreißig bis vierzig Tausend Einwohnern war doch immer nur eine Provinzialstadt geringeren Ranges, und seine öffentlichen Gebäude sind mit römischer Majestät gar nicht zu vergleichen. Aber dennoch erstaunte ich über diese Fülle von Genuß und Pracht einer solchen untergeordneten Stadt, die allein drei Theater — für Tragödie, Komödie und Fechterspiele — und unter diesen ein Amphitheater besaß, welches doch fast die Hälfte des Umfanges des römischen Kolosseums erreicht. Und das Alles befindet sich in einem Fünftheile der Stadt, denn mehr ist noch nicht aufgegraben. Das Forum ist wahrhaft imposant zu nennen, und bei allen Bauten erscheint auch das geringste Material durch den Schmuck und die Zierlichkeit künstlerischer Behandlung geadelt.

Eine Frage drängte sich mir auf, die ich nirgends beantwortet gefunden: warum man nicht schon im Alterthume, bald nach dem unglückseligen Ereignisse selbst, eine Wiederauf-

grabung der nur leicht verschütteten Stadt veranstaltete. An Händen fehlte es schwerlich, und leichter als jetzt mußte die Arbeit gewiß auch sein, und sich wohl auch der Mühe lohnen. Spuren früherer Nachgrabungen haben sich nun allerdings gefunden, wie mir ein seit langer Zeit hier lebender Deutscher erzählte, der bei den unter Mürat eifrig betriebenen Aufdeckungen oft zugegen gewesen. Stieß man doch selbst in dem mit eisenharter Lava bedeckten Herkulanum auf eingehauene Gänge, deren auch Winckelmann als Spuren früherer Nachgrabungsversuche erwähnt. Vorzüglich um der baaren Schätze willen werden die entronnenen Bewohner dergleichen Nachgrabungen angestellt haben, woher es auch erkärlich wird, daß bisher verhältnißmäßig so wenig an edlen Metallen gefunden ist. Doch dieser Umstand kann auch andere Gründe haben, da nirgends so viel gestohlen wird wie bei den pompejanischen Ausgrabungen. Ein Antiquar in Neapel hat einen ganzen Saal von Verkaufsgegenständen dieser Art, wodurch unzähliges Alterthum in alle Welt verzettelt wird. In Pompeji waren namentlich frühzeitige Nachforschungen um so erklärlicher, da die Stadt, obschon achtzehn Fuß hoch mit Asche überschüttet, doch keineswegs ganz spurlos verschwunden war. Sannazar, ein neapolitanischer Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, läßt in seinen Gedichten einen Hirten sagen: man sehe von der verschütteten Stadt noch Häuser, Thürme, Theater und Tempel (e le torri, e le case, e i teatri e i templi si poteano *quasi integri* discernere).

Der alte Sünder, der Vesuv, blickte so behaglich, sein Morgenpfeifchen schmauchend, auf die Stätte der Verwüstung, die wir von früh acht Uhr bis gegen Mittag im Schweiße unseres Angesichtes durchwanderten. Das Ganze macht über-

wiegend den Eindruck einer überaus reinlich aufgeräumten Brandstätte, nur daß alle Spuren des schwärzenden Rauches fehlen. Das Ruinenhafte ist vorherrschend; was die Reisebeschreiber von der Illusion einer antiken Stadt fabeln, aus der zufällig nur die Bewohner ausgewandert, mögen sie selbst verantworten. Nichts macht diesen Eindruck des Unversehrten, ausgenommen die Gräberstraße vor dem herkulanischen Thore. Sind doch alle Häuser dachlos und nirgends ein Plafond, noch weniger Thüren oder sonstiges Holzwerk erhalten. Es stehen eben nur Wände, und selbst an diesen trifft man neben der alten überall die Spuren neuerer Zerstörung in den zahllosen Lücken, aus denen man die Wandgemälde ausgebrochen hat. Diese Beschädigungen machen auf den Beschauer bei weitem den peinlichsten Eindruck.

Die Kleinheit der Privatgebäude der alten Städte ist bekannt, doch hat man auch hier übertrieben. Das Haus des Diomedes ist für einen Privatmann ansehnlich genug. Die fehlenden Stockwerke und überhaupt das Nackte der leeren Mauern und Wände trägt dazu bei, den Eindruck des Kleinen und Engen zu verstärken. Ein Zimmerleben und eine Privatgeselligkeit kannten ohnehin die Alten nicht; Forum, Theater, Thermen u. s. w. waren die Räume ihrer öffentlichen Geselligkeit in den Städten. Die Sklaven wohnten großentheils auf dem Lande. Außerhalb des städtischen Lebens waren aber auch die Privatbauten an Villen und Landhäusern bekanntlich umfangreich genug, und es ist ein großer Irrthum, athenische Verhältnisse auf römische und italische zu übertragen, und zu behaupten, daß die großen Privatbauten an Palästen und Schlössern der christlichen Zeit angehören, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß die Landhäuser der römischen Großen sich

mehr in die Breite als in die Höhe richteten, und eigentlich als eine Reihe von vielen einzelnen, mit einander durch Gallerien verbundenen Pavillons zu denken sind.

Bekanntlich hat man Alles, was sich an Schmuck der Häuser, Tempel, Hallen und öffentlichen Plätzen fand, Statuen, Vasen, Gemälde, Mosaiken, werthvolle architektonische Verzierungen in das Museum nach Neapel geschafft. Nur sehr wenige Wandgemälde fand ich noch an ihrer alten Stelle, darunter freilich manches, was der Aufbewahrung nicht minder werth gewesen wäre. Aber am meisten ist zu beklagen, daß man jetzt diese unvergleichlichen Reste alter Kunst nur aus ihrer Umgebung gerissen, zusammenhanglos dicht nebeneinander gereiht in den Sälen des Museums sehen kann. Genuß und Verständniß würden unglaublich gewonnen haben, wenn es möglich gewesen wäre, sie in allen Lokalitäten zu belassen, und durch Dächer gegen die Unbilden der Witterung zu sichern. Der Eindruck, den das Wenige, noch an Ort und Stelle Befindliche macht, ist mit dem, welchen jene rohe, bilderladenartige Zusammenstellung gewährt, wo das Auge ruhelos von einem zum andern gerissen wird, gar nicht zu vergleichen. Unter den Wandgemälden, welche im Museo Borbonico aufgespeichert sind, befinden sich z. B. drei Darstellungen aus der Sage von Medea, welche offenbar eine Art von Cyklus bilden. Sie sind von gleicher Höhe, und waren sicher in ein und demselben Zimmer vereinigt. Es sind drei große Hauptwandbilder und alle drei musterhaft ausgeführt. Zuerst: Medea entfliehend mit Jason, im Begriffe das Meerschiff zu besteigen. Sie führt an der Hand ihren kleinen Bruder Absyrtos, hinter ihr folgt Jason. Die Antiquare sehen darin eine Chryseis, welche vom Odysseus auf das Schiff geleitet

wird; dem widerspricht aber offenbar der Knabe an ihrer Hand. Das zweite Bild stellt dar: Medea vom Jason tödtlich beleidigt, auf den Rachemord der Kinder sinnend. Die unschuldigen Geschöpfe sitzen fröhlich spielend auf einer Stufe des Palastes, hinter ihnen der Pädagog. Die unselige Mutter zieht langsam das Schwert, welches sie zur Seite verborgen mit der Linken hält. Mit der eigenen Waffe des Gatten will sie ihm sein Liebstes morden. Auf ihrem Gesichte lauert das Entsetzen des nahenden Wahnsinnes. Sie gleicht einer mit offenen Augen Nachtwandelnden, und ich mußte unwillkürlich an Lady Macbeth denken. Im dritten Bilde sehen wir Medea nach der That. Sie steht allein! Nichts um sie her lenkt den Blick des Beschauers ab von ihrer Gestalt. In den schlaff herabhängenden, schmerzlich zusammengefalteten Händen hält sie das Werkzeug ihrer gräßlichen That. Diese ist so eben vollbracht. Die Unschuldigen sind ermordet von den Händen derjenigen, unter derem Herzen sie geruht. Wohin richtet sich der stiere, entsetzliche Blick der Mutter, den sie links hinab zum Boden hin wirft? Liegen dort die Leichen ihrer Kinder? Daß sie der Maler nicht gemalt hat, verstärkt nur den furchtbaren Eindruck.

Die Alten stellen die Werke ihrer Malerei in der Blütezeit dem Ruhme ihrer Plastik gleich, wenn schon diese als nähere Dienerin des Kultus früher zu selbständiger Ausbildung gelangte. Homer kennt nur farbigen Anstrich der „rothwangigen Meerschiffe" und des elfenbeinernen Pferdeschmuckes. Die ältesten Anfänge der Malerei sind die korinthischen, das-

reliefartigen Bemalungen von Gefäßen mit schwarzen silhouettenartigen Figuren. Aber schon die Zeit der Perserkriege sah die Kunst der Malerei auf der ersten Stufe der Vollendung; denn Polygnot, der die Halle der Lesche zu Delphi mit seinen Darstellungen der Zerstörung Trojas und der Abfahrt der Griechen schmückte, und Tempel und Heiligthümer zu Athen und anderen hellenischen Städten mit seinen Werken zierte, war Kimon's Zeitgenoß und Freund. Durch ihn und seine Mitstrebenden, meist Athener, sehen wir schon die höchste Gattung dieser Kunst, die historische Malerei in großen, figurenreichen Darstellungen historischer Thaten und Begebenheiten aus der Heroenzeit wie aus der nächsten Zeitgeschichte ausgebildet. Apollodor, der erste, welcher auf die Nüanzen von Licht und Schatten ein tieferes Studium richtete, und dabei durch die Fortschritte in der Kunst der malerischen Ausschmückung der Bühne sehr gefördert wurde, beschließt diese erste Periode der vollendeten Kunst.

Zeuxis, der Maler des weiblichen Reizes und göttlich erhabener Würde, beginnt die zweite. Parrhasios, Timanthes, Pauson, Eupompos u. a. sind mit ihm die Meister der asiatischen Schule.

In der dritten bilden Pamphilos, Pausias, Euphranor, Melanthios, Nikias, denen sich eine Reihe anderer berühmter Namen anschließt, die Vorstufe, auf der sich der Rafael der alten Malerei, Apelles, der Maler der vollendeten Schönheit und Anmuth, erhebt. Seine Anadyomene, noch zu August's Zeit erhalten, war die Vollendung des Ideals der Göttin der Liebe und Anmuth, wie die Sixtinische Madonna das vollendete Ideal der jungfräulichen Gottesmutter darstellt. Protogenes und Theon stehen ihm zur Seite, dem würdigen

Freunde und Darsteller des größten Helden, den die griechische Welt hervorgebracht. Der Besieger des Orients wollte nur von Apelles gemalt sein, der ihn darstellte als irdischen Zeus, in der Hand den Blitzstrahl des olympischen Donnerers.

Von aller Schönheitsfülle dieser reichsten Kunstblüte ist nur eines Schattens Traum in den Umrissen einiger der vollendetsten Vasengemälde auf uns gelangt. —

Nach Alexander's Zeit beginnt die Periode der Epigonen und des Sinkens der großen historischen Kunst, obschon ein Bild des Malers Aëtion „Alexander und Roxane" noch von Luzian den Werken der berühmtesten Meister gleichgestellt wird. Stillleben und dekorative Malerei zur Verzierung der Privatprachtgebäude treten auf. Die Schönheit wird sinnliche Ueppigkeit, die Anmuth bestechender Reiz. Karikatur und Travestie machen sich geltend. Das Zeitalter der fabrikmäßigen Fa Presto's beginnt. Die Römer plündern und rauben, verderben und vernichten, und Rom wird Museum der Werke auch der alten Malerkunst.

In der Zeit Cäsar's erscheint die Malerei noch in vorübergehender Kunstblüte. Als Gegenstände erscheinen theatralische Scenen des höchsten Pathos: ein rasender Ajas, eine kindermordende Medea. Die Staffeleimalerei wich mehr und mehr der Wandmalerei, der Dienerin des Luxus. Und doch kommen bei den Alten, wenn sie von der Kunst der Malerei sprechen, nur die Staffeleibilder in Betracht. „Nur die Maler von Staffeleibildern sind als Künstler berühmt," sagt Plinius, der die Malerei zu seiner Zeit (siebenzig nach Chr. Geb.) als eine untergehende Kunst betrachtet. Dabei ist freilich zu bedenken, daß Plinius mit jenem ersten Urtheil nicht

die ältere, die Zeit des Phidias, sondern die Zeit Alexander's des Großen und seiner Nachfolger im Auge hatte. Landschaft und arabeskenartige Spielerei beginnen. Die Kunst wird immer mehr Handwerk unter den späteren Kaisern, und die meisten Maler sind Sklaven, welche die Wände nach Lust und Laune ihrer Herren auf's Eiligste mit Bildern anzufüllen verstehen. Hadrian selbst, der kaiserliche Kunstfreund, unter dem die erlöschende Flamme der Kunst noch einmal aufzuckte, trieb Malerei und versuchte sich in Stillleben.

Die pompejanischen Wandgemälde und Mosaiken sind das Bedeutendste, was uns von dieser herrlichen Kunst der Alten die Zeit gegönnt hat. Sie sind das Entzücken aller kunstgebildeten Menschen, und die Alexanderschlacht gilt als das größte Werk der historischen Malerei aller Zeit. Und doch — was haben wir in diesen fast zweitausendjährigen Resten? Meisterwerke ersten Ranges? O nein! Nur trümmerhafte Ueberbleibsel der Kunstfertigkeit von Stubenmalern, welche für das Bedürfniß einer kleinen Landstadt arbeiteten, aus einer Zeit des Verfalles der alten, wahren Kunst der Malerei. Wir dürfen so ziemlich annehmen, daß sich diese Künstler zu einem Apelles, Zeuxis und Parrhasios verhielten, wie unsere Zimmermaler zu den berühmtesten Meistern unserer Zeit. Aber dies gilt nur von der Ausführung, nicht von den Gegenständen und ihrer Komposition, die man häufig nur als Kopieen älterer Meisterwerke angesehen hat, obgleich dagegen der Umstand spricht, daß bisher kaum eine einzige Wiederholung ein und desselben Bildes gefunden worden ist. Und doch ist selbst in den besseren dieser pompejanischen Bilder auch die Ausführung von unnachahmlichem Reize und zauberhafter Schönheit. Und nun die Menge und allgemeine

Verbreitung solcher Kunstwerke, diese innigste Verbindung der Kunst mit dem Leben, wie unendlich hoch steht darin selbst jene Zeit des Verfalles über der Kunstbarbarei unserer hochgepriesenen Zeit! Keine Mauer der Atrien, Peristyle und Gemächer — selbst der ärmsten Wohnungen — ist ohne Farbenschmuck, welcher in den besseren Häusern nicht selten, in den Bädern und Tempeln aber fast immer gegründeten Anspruch auf wahren Kunstwerth macht. Und doch deckt den bei weitem größten Theil dieser Schätze noch die Erde. Ist doch das größte Kunstwerk, die Mosaik der Alexanderschlacht, erst vor kaum vierzehn Jahren entdeckt worden.

Der Hauptreiz des pompejanischen Dekorationsstyles, sagt Wiegmann, „über die Malerei der Alten," beruht in den heiteren lebendigen Farben und der anmuthigen, phantastischen Verbindung von Menschen- und Thier-, Pflanzen- und Architekturformen. Die Wände sind meist in drei horizontale Abtheilungen getheilt: zuunterst ein meist dunkelfarbiger Sockel, dann die mittlere Abtheilung, etwa zwei Drittel der ganzen Höhe einnehmend, meist von heller Farbe: gelb, roth, blau oder grün. Die obere, welche jedoch zuweilen mit der vorigen zusammenfällt, ist die hellste in Farben, oft rein weiß. Diese Abtheilungen sind nun durch farbige Linien, dazwischen oder daneben laufende ein- oder mehrfarbige Ornamente in Felder getheilt, und bei reicheren Dekorationen durch perspektivische Architekturen und zierliches Tabernakelwerk durchbrochen. Innerhalb der mittleren Felder sieht man häufig entweder freischwebende Figuren oder durch Linien eingerahmte Bilder auf schwarzem Grunde, welche durchgehends feiner ausgeführt und wahrscheinlich von anderer Hand sind als die übrigen Ornamente. Die Bilder sind meist so verständig und klar an-

geordnet, die Figuren so schön und lebendig, mit so reizenden und fließenden Contouren gezeichnet und das Ganze so einfach und leicht gemalt, daß, wenn man auch nur Kopieen von Werken ausgezeichneter Meister darin sehen will, man dieselben doch höchst tüchtigen Malern zuschreiben muß. Dies ist ein Beweis dafür, daß die Technik selbst bei dem Verfalle der Kunst noch lange auf einer hohen Stufe blieb, ja sie gewann in einer Zeit, wo die Allgemeinheit des Kunstfortschrittes sich in die Besonderheit der einzelnen Strebungen auflös'te.

Dabei ist stets zu berücksichtigen, daß diese Wandbilder nicht selbständige, für sich abgeschlossene Kunstwerke sein sollten, sondern nur Bestandtheile der organischen Gesammtverzierung eines Raumes. Als solche sind sie vortrefflich und ihre Ausführung vollendet. Alle Theile sind so harmonisch verbunden, daß jeder einzelne eben nur so viel sich geltend macht als er soll, nie aber alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wir lernen den Grundsatz daraus, daß ein dekorirtes Zimmer keine Gemäldegallerie sein soll, in welcher jene reizende Einheit bei reicher Mannigfaltigkeit, die uns in den antiken Gemächern erfreut, durchaus unmöglich sein würde.

Ueber das Kolorit der alten Malerei hat Hettner allerhand feine Bemerkungen gemacht, die sehr viel zum Verständniß dieser alten Kunst beitragen.

Bekanntlich wird als der charakteristische Unterschied und Gegensatz der alten zur neueren Malerei der vorwiegend pla=

stische Eindruck der ersteren ausgesprochen. Die Wahrheit dieser Angabe bestätigt gleich der erste Anblick eines alten Gemäldes. Die Linearperspektive ist mäßig, die Luftperspektive gar nicht angewandt, die Zeichnung hält sich streng in dem objectiven Contourenstyl der Plastik, und in den Figuren selbst herrscht plastische Typik. Eine zweite Eigenthümlichkeit der alten Gemälde ist, daß in ihnen durchgängig das Princip moderner Beleuchtung fehlt. In dem berühmtesten derselben, in der Alexanderschlacht, heben sich z. B. alle Figuren aus einfach weißem Grunde hervor, keine Wolke, kein Lichtreflex, nichts der Art ist angedeutet. Und unter allen pompejanischen Wandgemälden giebt es nur ein einziges Bild, das an solchen modernen Lichteffekt anstreift. Es ist das vielfach erklärte Bild, welches nach Quaranta's Deutung Zephyros und Chloris darstellt. In allen übrigen fehlt durchgängig jede Andeutung von Beleuchtung und dadurch hervorgebrachter Farbenwirkung. Immer ist der Grund eine in sich einfache Farbe, und diese ist nicht bloß, wie in der Alexanderschlacht, einfache Farblosigkeit, sondern in anderen Gemälden Roth, Grün, Blau u. s. f.

Diese Eigenthümlichkeit bedingt nun sogleich ein unserer Malerei ganz entgegengesetztes Farbensystem, ein Kolorit, welches jedem Beschauer dieser alten Bilder bei dem ersten Anblicke auffällt. Da sieht man wunderlicher Weise in den Arabesken pompejanischer Wandverzierungen auf intensiv r o t h e m Grunde g r ü n e Menschen- und Thiergestalten. Und selbst in größeren historisch-mythologischen Gemälden bemerkt man solche Verletzung der Naturwahrheit, die offenbar zeigt, daß hier ein anderes Gesetz als das der bloßen Naturnachahmung bestimmend einwirkt. Auf einem Bilde ist der Adler des Zeus

schwarzbraun, auf einem anderen erscheint er rothbraun. In zwei Repliken ein und desselben Gemäldes, das die Io darstellt, wie sie von einem Triton nach Aegypten gebracht wird, ist auf dem einen Bilde das die Lokalität andeutende, ägyptische Krokodil dunkelgrün, während es auf dem anderen hellblau erscheint. Warum? Weil das erstere Gemälde in dunkelgrünem, das letzte in blauem Tone gehalten ist.

Dieses auffallende Verlassen der Natur- und Lokalfarben und ihre Vertauschung mit einem scheinbar ganz willkürlichen Kolorit, wie wir es in vielen alten Gemälden wahrnehmen, findet sich nur auf Wandgemälden, niemals auf Mosaiken, in denen wir reinere Nachahmung der eigentlichen Tafelbilder vermuthen dürfen. Diese letzteren sind daher die alleinigen Anhaltpunkte zur Ermittelung des Farbengesetzes in der eigentlichen Malerei der Alten. Denn die Wandgemälde sind wesentlich Zimmerverzierungen; ihr Farbengesetz ward durch einen, von der strengen, freien Kunst der Malerei spezifisch abweichenden Dekorationsstyl bedingt.

Die Alten wurden bei der malerischen Verzierung ihrer Wohnzimmer von dem richtigen Gefühle geleitet, daß Wandgemälde der bezeichneten Art kein selbständiges Interesse in Anspruch nehmen dürfen, weil dieselben sonst nur zerstreuend einwirken, und, wenn sie groß sind, geradezu den Begriff und das Gefühl der Wohnlichkeit aufheben. Wer sich davon überzeugen will, darf nur z. B. die Fresken von Sodoma in einem der oberen Zimmer der Farnesina zu Rom ansehen. Deshalb nivelliren die Alten bei ihren Wandgemälden jene anspruchsvolle Selbständigkeit, sie stellen die Bilder von vorn herein thatsächlich als bloße Momente, als untergeordnete, die-

nende Glieder eines größeren organischen Ganzen hin. Dies geschieht zum Theil schon räumlich, indem sie jenen Bildern eine verhältnißmäßig nur geringe Ausdehnung gestatten. Noch mehr aber und nachdrücklicher geschieht es durch den innigsten Wechselbezug, in welchen die Färbung des Bildes zur Farbe der Wand gestellt wird. Dies ist das Wesen des alten Dekorationsstyles: jedes Bild muß an sich selbst zeigen, daß es von einem größeren Ganzen organisch getragen wird. Es muß von Hause aus subjektiv teintirt sein.

Diese subjektive Teintirung besteht aber in nichts Anderem als in dem, was die Alten τόνος (Ton) nennen, d. h. in der Lichteinheit, in welcher ein Gemälde gesehen wird, und in welcher die subjektive, lyrische Stimmung liegt. Dieser „Ton,“ wenn er mit einer farbigen Wandfläche organisch verwachsen, von ihr wesentlich bestimmt, teintirt sein soll, kann selbst nur wieder Farbe sein. Denn der Unterschied des reinen und freien vom dekorativen Style liegt nur darin, daß in dem einen reines, farbloses Licht das Medium ist, in welchem das Gemälde gesehen wird, in dem anderen, dem dekorativen, aber ein Licht, das von der Farbe der Wand getrübt und wesentlich modifizirt ist, also ein selbst farbiges Licht.

Wie wirkt nun aber die Wandfarbe ein, und wie verhält sich zu ihr der Grundton des antiken Wandgemäldes?

Das Wandgemälde hat zwei Bestimmungen. Es soll einmal die Einförmigkeit der Wandfläche beleben, also sich als selbständig hinstellen; zweitens aber sich als dienendes Glied erweisen, also die Wandfläche in sich fortklingen lassen. Folglich muß erstens der Grundton des Wandgemäldes nothwendig heller sein als die Wand, denn nur so kann sich das Bild selbständig von der Wand abheben. Zweitens aber

darf diese Helligkeit nicht absolute, sondern nur relative sein, eine Helligkeit, die modifizirt wird von der Farbenbestimmtheit der Wandfläche. Ist also z. B. die Wandfläche dunkel, so ist der Grundton des Wandbildes hellgrün; denn dies ist die Klärung von Schwarz, in der das Dunkel noch fortwirkt. Dieser hellgrüne Grundton (τόνος) bildet dann weiter den Grund aller Farbentöne, die in dem Wandbilde selbst auftreten dürfen. Während in dem eigentlichen Bilde (in dem freien Kunstwerke der Tafelmalerei) die Gegenstände durch ein reines, farbloses Licht gesehen werden, brechen sich hier im antiken Wandbilde alle Lokalfarben in einem selbstfarbigen Medium, und werden so durch dasselbe tingirt. Daher das Ueberspringen der Naturwahrheit in dem Kolorit der alten Wandgemälde. Gewöhnlich ist dieser Grundton im Hintergrunde angegeben. Die Wandgemälde sind größtentheils durch besondere Farbenränder von der Wandfläche abgegränzt, und gleichsam eingerahmt. Auch diese einrahmenden Linien sind von dieser Grundfarbe, und somit der harmonische Uebergang beider. In ihnen hat, wie Heinrich Meier einmal sagt, der Meister den Akkord angeben wollen, aus welchem sein Stück gespielt sei.

Da nun also alle Farben durch diesen Grundton bestimmt sein müssen, so darf in dem ganzen Bilde keine Farbe auftreten, welche nicht von ihm wahlverwandschaftlich gefordert würde. Hier kommt es also an auf das Grundgesetz der physikalischen Farbenbildung. Die Griechen zeigen sich auch hier als die ächten Schüler der Natur, indem ihre unbewußte, instinktive Farbenbehandlung auf's Genaueste mit den späteren Entdeckungen der theoretischen Farbenlehre übereinstimmt. Wollen wir daher die Nothwendigkeit jener

Farbenbildung in den erhaltenen Wandgemälden Schritt vor Schritt verfolgen, so müssen wir jene ersten Vorbegriffe der Farbenlehre in's Gedächtniß rufen, wie sie nach Göthe's Vorgange von Hegel (Aesthetik Bd. 3, S. 66) aufgestellt sind. Diese Farbenprinzipien sind in der alten Wandmalerei überall festgehalten, und so erscheint uns da, wo wir zuerst Willkürlichkeit und Abnormität zu erblicken glauben, zuletzt die strengste, begriffliche Nothwendigkeit. Jetzt also z. B. wissen wir, um die Arabeskenwelt voraufzuschicken, warum auf dem dunkelrothen glänzenden Stukk der pompejanischen Wände jene Arabesken ohne Rücksicht auf Naturwahrheit immer und überall grün sind. Und betrachten wir die größeren Bilder, so finden wir ganz dasselbe bestätigt. Da ist z. B. das Wandgemälde, auf welchem Orest von der Iphigenie als Bruder erkannt wird. Zur Andeutung, daß die Scene im Inneren des Hauses vorgeht, dient nach der bekannten Symbolik der alten Kunst, ein Vorhang. Er ist der Hintergrund des Gemäldes, und durchweg grünlich gelb. Im ganzen Bilde giebt es nun keine andere Farben als diese beiden: Grün und Gelb, nur frei und selbständig, während sie im Vorhange gebunden sind. Die Gewänder sind sämmtlich grün. Die Karnation der Männer durchaus grünlich gelb, während sie doch sonst meist sonnenverbrannt braun zu sein pflegt. Nur die Frauengesichter sind um ein weniges heller. Der Sessel, auf dem Pylades sitzt, ist ganz in derselben Weise gefärbt. Grün ist seine Platte, dunkelgelb, etwas in's Bräunliche spielend die Beine. Artemis hat um ihr Haupt einen Heiligenschein, selbst dieser ist grün.

Ein anderes Bild ist: Telephus, von einer Hirschkuh gesäugt, wird von seinem Vater Herkules gefunden. Eine ge-

flügelte Göttin neben dem Herkules hat diesem den Weg gezeigt. Er schaut verwundert auf das Seltsame des Vorganges. Adler und Löwe sitzen neben ihm. Ueber der Hirschkuh, auf einem Felsen, sitzt Tegea, die Lokalgöttin, hinter ihr steht Pan, als Zeichen des Waldes, wo die Scene vorgeht. Seitdem diese Gemälde von ihren ursprünglichen Fundorten entfernt, sich im Museo Borbonico befinden, läßt sich schwer angeben, wie hier die zugehörige Wandfläche gewesen sein mag. Wahrscheinlich war sie röthlich oder rothblau, denn der Hintergrund dieses Bildes ist dunkelgelb, die einrahmenden Linien sind rothblau, also zwei Farben, die sich unbedingt einander fordern. Sie und ihre Schattirungen sind nun aber auch die einzigen Farben, die auf dem ganzen Bilde vorkommen. Fleisch und Gewand der Tegea ist ganz im Tone des Hintergrundes dunkelgelb, der Schattenwurf überall in's bräunlich dunkel streifende Roth. Ihr Haar ist braun; warum? weil es so erscheint, wenn seine natürliche Farbe, Schwarz, durch ein röthlich helleres Medium gesehen wird. Nur der Epheukranz auf ihrem Haupte hat seine natürliche Farbe, denn Grün steht ja mit den röthlichen Tönen des Bildes in vollkommenster Harmonie. Das Fleisch des Herkules ist sonnenverbrannt braun, ebenso wie das des Pan, jedoch bei dem Letzteren noch dunkeler, thierischer. Das Kind Telephus dagegen hat in seinem weichen, jugendlichen Fleische hellröthlichere Tinten. Die Hirschkuh ist gelblich, ganz wie in der Natur in's Bräunliche hineinspielend. Hier konnten überall, wie auch im Löwen die naturwahren Farben unverändert beibehalten werden, denn sie stehen innerhalb der vom Grundtone bedingten Farbenskala. Der Adler aber ist braun, ganz aus demselben Grunde wie die Haare der Tegea, denn schwarz ist

zu grell für die verlangte Farbenharmonie; durch den lichteren Grundton modifizirt erscheint es als braun.

Eins der größten und schönsten Gemälde ist „Herkules, Deianira und Nessus.“ Der Hintergrund dieses Bildes ist weiß, hellgrüne Bäume beleben ihn. Alle Farben sind hell, schwarz darf nirgends auftreten. Daher sind selbst Pferd und Biga, die wie der Hintergrund weiß, und aus ihm nur durch scharfe, bestimmte Umrisse herausgehoben sind, mit blauem Schatten modellirt. Ebenso ist das Joch des Pferdes blau, nur Gurt und Riemen sind von blassem Roth, welches hier und da bläulich gefärbt ist. Nußbraun ist das Haar der hohen, stolzen Gestalt der Deianira, ein weißer Schleier schlingt sich um dasselbe. Ihr volles Gewand ist blau, das blasse Grün der Bäume im Hintergrunde lieblich verdichtend. Herkules und Nessus haben das sonnenverbrannte Braun der griechischen Naturkarnation. — Eine ganz ähnliche Farbenskala befolgt das herrliche Bild von Meleager und Atalante. —

Eine andere Darstellung, wo nur Roth und Grün abwechseln, und wo daher die Modifikationen der Naturfarben noch mehr in die Augen fallend sind, ist die Erkennung des Achilleus unter den Töchtern des Lykomedes, ein vortreffliches Bild, das zu den schönsten gehört, die wir aus dem Alterthume übrig haben. Und doch sind auf dem ganzen Bilde nur zwei Farben: Grün und Roth. Grün ist der Hintergrund, grün sind die Gewänder, roth ist die Karnation, die Schilde, Helme und Waffen der homerischen Helden. Ganz in derselben Weise erscheint ein anderes Bild, die schon oben erwähnte Einschiffung der Medea. Roth ist hier das Schiff, roth die Karnation, roth die Haare, roth die Helme der geleitenden Krieger, roth endlich die im Hintergrunde angegebene Archi-

tektur. Aber die Gewänder sind grün, und ebenso scheint der Hintergrund gewesen zu sein.

Betrachten wir schließlich die Aldobrandinische Hochzeit im Vatikan zu Rom. Das Bild ist in einem Grabe gefunden, und demgemäß scheint die Wand, aus der es herausgesägt worden, schwarz gewesen zu sein. Wenigstens sind die einrahmenden Linien schwarz, ein breiter dunkelgrüner Streifen setzt sich an sie an. Ganz damit übereinstimmend ist der Grundton des Gemäldes grün. Am reinsten tritt er, wie gewöhnlich, im Hintergrunde auf, der hier zum größten Theile aus den Architekturandeutungen des Brautgemaches gebildet wird. Aber auch da, wo diese fehlen, bei den singenden Jungfrauen, ist er grün, wenn auch etwas lichter. Dies hat manche veranlaßt, hier grüne Bäume zu sehen (Böttiche, Aldobrandinische Hochzeit, S. 19). Im Originale ist aber keine Spur davon. In diesem Grundtone nun sind die reichen Decken und Tücher des Brautbettes. Ebenso sind die Gewänder der Braut und fast aller übrigen Frauen grün, jedoch durch violette Schatten belebt. Dunkelgelb ist das Gewand des citherspielenden Mädchens, dunkelroth das des Bräutigams. Die Karnation ist in den männlichen Figuren, wie gewöhnlich, braun, in den weiblichen weiß, mit dunkelem Roth unterlaufen.

Hält man alle diese Farben mit jenen Forderungen der physikalischen Farbengesetze zusammen, so ergiebt sich eine, in der Wandmalerei der Alten herrschende strenge Gesetzmäßigkeit, welche durchaus auf demselben Principe beruht, wie die strenge Stylistik der Plastik, die auch alle Stoffe in ihrer natürlichen Beschaffenheit andeutet, und doch durch und durch umwandelt und nach dem eigenen, immanenten Lebensgesetze umschafft.

Und wer je das Glück genossen, das harmonische Ineinanderspielen der Farben auf den alten Wandbildern selbst anzuschauen, der wird es begreifen, wie es gemeint sei, wenn man solche Bilder Musik aus einer Tonart nennt, und den Grundton den stimmenden Akkord derselben.

Solche Wirkung und solch ein durchgreifendes Farbenprinzip sind aber nur möglich, weil die alte Kunst die Natur zwar nachahmt, und zwar mit dem innigsten Verständnisse nachahmt, aber doch durchgehend streng von der Wirklichkeit abgegränzt, im höchsten Sinne des Wortes ideal, sich überall auf ihre eigenen Füße stellt. Die neuere Kunst ist in ihrer Naturnachahmung individueller, und deshalb auch unmittelbar mehr auf natürliche Illusion ausgehend. Daß die alte Zimmerdekoration unserer heutigen Tapetenmalerei oder unserer Ausschmückung der Zimmer mit selbständigen Oelbildern oder Farben an einfacher, beruhigender Wirkung vorzuziehen sei, empfindet Jeder, der mit gesunden Augen Pompeji gesehen hat. Und wohl ist es charakteristisch, daß Rafael in der Ausschmückung seiner Villa, wo er mit seiner geliebten Fornarina lebte, zu diesem alten, aus dem eifrigen Studium des farbigen Wandschmuckes der Titusthermen entlehnten Dekorationsstyle mit vollem Bewußtsein zurückkehrte.

Sorrent, September.

Immer behaglicher wird mir das Leben in dem stillen Sorrent. Einige Bekanntschaften mit deutschen Landsleuten, mit der liebenswürdigen Familie Burkhardt aus Basel, Dr. Windscheid aus Bonn, vor allem aber die gastfreundliche Auf-

nahme in der Familie des Herrn Hektor Marstaller, eines angesehenen Kaufmanns in Neapel, dem ich von Genua aus empfohlen war, und dessen Familie gleichfalls hier die Sommervilleggiatur hält, tragen dazu bei, mir den Genuß der herrlichen Natur durch anmuthige Geselligkeit zu verschönern. Zudem habe ich seit einiger Zeit an einem jungen, deutschen Gelehrten, Dr. Hettner, der für kunstgeschichtliche Forschungen schon seit einigen Jahren in Italien lebt, den theilnehmendsten Genossen meiner Studien und Wanderungen. Wir denken zusammenzubleiben und den Winter gemeinsam in Rom zu verleben. Da ich ganz ohne Bücher bin, kommt mir seine Reisebibliothek sehr zu Statten, wie mich auf unseren Ausflügen nach Neapel seine genaue Kenntniß der Sammlungen des Museo Borbonico wesentlich förderte.

Den Charakter des Volkes lerne ich immer mehr kennen und schätzen. Wie mit dem Italiener überhaupt, so kommt der Fremde auch mit dem Neapolitaner am besten aus durch ein höfliches und dabei festes Betragen. Im Verkehr mit ihm darf man eben so wenig unbedingtes Vertrauen zeigen, das er leicht für verschwenderische Einfalt hält, als knickernde Kleinlichkeit, die er verachtet und auf jede Weise zu übervortheilen sucht. Ich sah, daß ein Kaufmann aus Neapel, Herr Marstaller, der schon achtzehn Jahre in Italien lebt, und seit zwölf Jahren in Neapel ansäßig ist, hier in Sorrent einen Wagen für den nächsten Tag nach Castellamare miethete, und dabei mit einer Vorsicht verfuhr, als gelte es eine Reise von mehr Tagen, als es sich hier um Stunden handelte. Zu meinem Erstaunen ließ er sich sogar ein Draufgeld (Caparra) geben, und da ihm das gereichte zu gering schien, forderte er ruhig das Doppelte. „Aber Eccellenz, es ist nicht nöthig!

Ich bin präcis Morgen um vier Uhr mit meiner Carozza vor Eurer Villa!“ sagte der Vermiether, indem er die geforderte Caparra reichte. „Thut nichts, besser ist besser,“ versetzte gelassen der Andere. „Ich bin jetzt sicher, daß Ihr mich nicht im Stiche laßt, wenn Euch etwa ein Milordo Inglese mehr bietet oder für eine größere Tour nimmt.“ Der Neapolitaner war darüber keineswegs beleidigt, sondern blieb höflich und freundlich. Als wir gingen, sagte M.: „Bei dem Italiener kommt Alles darauf an, daß man den Leuten klar macht, was man will, und ihnen vernünftige Gründe angiebt. Dafür sind sie sehr empfänglich. Jeder Italiener wird Ihnen für seine Ansprüche und Forderungen, seien sie auch noch so wunderlicher Art, immer einen scheinbaren oder wirklichen Grund anzuführen sich bemühen. Kann er das nicht, oder kommt er damit nicht durch, so giebt er leichter nach als man glaubt. Er ist nicht eigensinnig wie so oft der gemeine Mann bei uns, der sich wie ein stätisches Maulthier auf etwas capricionirt, und dann nicht davon abzubringen ist. Lassen Sie als Fremder den Italiener sehen, daß Sie kein Neuling sind, und daß Sie ihn nicht drücken wollen, so werden Sie besser bedient werden als in irgend einem Lande der Welt.

„So ist es auch im Handel und Wandel. Weiß man des Italieners Vertrauen zu erwerben, so ist kein Mensch geneigter als er, erprobter Redlichkeit blind zu vertrauen. Gewöhnlich aber macht man's im Auslande mit dem Neapolitaner gerade umgekehrt. Man hält erstens alle Italiener von vornherein für Spitzbuben, was sie keineswegs, und zweitens für unwissend und leicht zu betrügen, was sie noch weit weniger sind. Und so schickt man ihnen denn wohl gern allen

Ausschuß und verlegene Waare über den Hals, weil sie für Italien noch immer gut genug sei. Merkt nun aber der Italiener, daß man ihn so übervortheilen will, so ist er freilich nur zu geneigt, siebenfach zu vergelten, indem er entweder dem Absender die Waare auf dem Halse läßt, oder ihn gar nicht bezahlt. Führen Sie dagegen eine Bestellung solid und reell aus, so müßte der Besteller schon der ausgemachteste Schurke sein, wenn er sich erlauben sollte Sie zu betrügen." Mir wenigstens sind solche Fälle kaum jemals bekannt geworden.

„Aehnlich ist's auch mit den reisenden Fremden. Sie kommen nach Italien fast durchgängig voll von Vorurtheilen, behandeln (namentlich die Engländer) den Italiener als ein Wesen niederer Art, glauben nebenbei, daß hier Alles halbgeschenkt zu erhalten sei, und erleben dann nichts als Verdruß mit den Menschen. Behandeln Sie dagegen den Italiener höflich, stellen Sie sich ihm menschlich gleich, so haben Sie schon von vornherein gewonnen Spiel. Der Italiener ist sehr empfänglich für feine Behandlung, und wenn der gedrücktere und geschmeidigere Neapolitaner auch die Beleidigung scheinbar unterwürfig hinnimmt, so läßt sie doch nur einen desto tieferen Stachel zurück. Er wird Sie hassen, und bei der ersten Gelegenheit, wo er es ungestraft kann, sich zu rächen suchen.

„Neben der Höflichkeit ist die größte Ruhe das zweite Haupterforderniß. Ruhige Haltung imponirt überall mehr als aufbrausende Leidenschaft, ganz besonders nothwendig ist sie aber dem Italiener gegenüber, der bei aller äußerlichen Heftigkeit und leidenschaftlicher Erregtheit innerlich sehr kalt und ruhig ist und nie den Kopf verliert. Beobachtet man diese

Vorsicht, so wird man mit keinem Volke der Welt leichter und angenehmer verkehren als mit dem Italiener. Als ich vor einem Jahre seit langen Jahren zum ersten Male wieder nach Deutschland kam, habe ich erst den Werth des neapolitanischen Volkscharakters, seine menschliche Liebenswürdigkeit, seine feine Höflichkeit und verbindliche Dienstfertigkeit, kurz seine angeborene Humanität recht schätzen lernen. Ich will gewiß meine Landsleute nicht unterschätzen, ich weiß, in wie Vielem sie dem Italiener weit überlegen sind, aber dennoch gestehe ich frei, daß mir der Mangel jener Eigenschaften auf der Reise in Deutschland sehr fühlbar entgegengetreten ist." —

Ich habe dies Alles seit dem halben Jahre, daß ich in Italien lebe, durchgängig bestätigt gefunden.

Man spricht so viel von dem „tiefen Rechtsgefühl" des deutschen Volkes — obschon die Fälle vorgekommen sind, wo ein ganzes Land demjenigen, welcher ihm sein Recht zerrissen vor die Füße geworfen, bald darauf certatim die Hände küßte — ich aber finde, daß in dem gemeinen Italiener ein natürlich freierer Rechtssinn lebt als bei unserem Volke. So oft ich bisher einem Italiener gegenüber mich im Rechte befand, — und, wohl zu merken, für den Italiener ist der Fremde, besonders der Deutsche, ein Feind — so oft sah ich immer, daß mein Gegner zuletzt höflich wurde, und sich, wenn es einen Vortheil galt, auf's Bitten legte. Der Vetturin, der Führer, der Cicerone, welcher die ausgemachte Zeit oder sonst eine Bedingung nicht eingehalten hatte, und dafür zur Rede gesetzt oder gar mit empfindlichem Geldabzuge bestraft wurde, versuchte es immer erst mit Beweisen seiner Schuldlosigkeit durch Gründe, und dann legte er sich auf Entschuldigungen und Bitten; und überall, wo ich im Rechte war, selbst

wenn dies Recht nicht ganz mit der Billigkeit übereinstimmte, konnte ich mir viel gegen ihn erlauben. Der Deutsche dieser Klasse wird dagegen, wenn er sich bei ähnlichen Fällen im Unrechte sieht, sehr leicht störrig, grob und brutal.

Hundertmal kam ich in den Fall, eine unbegründete Forderung oder Bitte um ein Trinkgeld, um Erhöhung des Gereichten abzuschlagen, aber niemals hörte ich in Folge einer solchen Abweisung eine beleidigende grobe Aeußerung des Mißvergnügens. In Deutschland kann man auf eine solche mit ziemlicher Sicherheit rechnen, und in Hamburg darf man nicht einmal einen Versuch der Vertheidigung gegen die frechste Unverschämtheit dortiger Fiaker oder Gepäckträger wagen, wenn man seine Sache nicht noch verschlimmern will. Was kalte Malice ist, kann man wohl dort, nicht aber in Italien lernen.

Sorrent, September.

Als ich zum Piedigrottafeste nach Neapel gegangen war, traf mich die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden eines römischen Freundes, den ich vor wenigen Wochen in der Fülle der Manneskraft und blühenden Gesundheit zu Rom verlassen hatte. Anton Hallmann ist todt. Auf der Rückreise zur Heimath hat ihn zu Livorno das Fieber in jähem Tode dahingerafft, einsam und verlassen von aller pflegenden Hülfe, so nahe den zahlreichen Freunden in Rom, die seinen Tod früher als die Nachricht von seiner Krankheit erfuhren. Hallmann war Architekt, als Künstler vielleicht der genialste seiner Zeitgenossen. Seit 1833, wo er, ein einundzwanzigjähriger Jüng-

ling, mit Wanderstab und Ränzel zu Fuße ganz Italien durchwandernd in Rom einzog, war Italien seine zweite Heimath geworden. In München vorgebildet, trieb es ihn, die berühmtesten Bauten aller Zeiten und Länder selbst kennen zu lernen. Vier Jahre verwandte er zu diesem Zwecke für Italien und Sizilien. Er vermaß und zeichnete alle normannischen Bauten Kalabriens und Siziliens für ein großes Werk, welches er mit einem Freunde herauszugeben beabsichtigte. Aber vergebens suchte er dann für eigene schöpferische Thätigkeit eine Stätte zu gewinnen. Was ihm in München nicht gelang, versuchte er im barbarischen Norden zu erreichen. Er ging nach Petersburg, von Gärtner und Klenze glänzend empfohlen. Vielleicht wäre es ihm hier gelungen, aber seine freie Seele konnte in der schweren Luft der Knechtschaft nicht ausdauern. Man benutzte seine Pläne und Zeichnungen, während man seine Autorschaft verschwieg. Nachdem er in Moskau den altrussischen Kirchenstyl studirt hatte, ging er nach England. Eine Arbeit über den byzantinisch russischen Kirchenbau ward in London mit der Preismedaille gekrönt; in Paris ehrte man seine Zeichnungen normannischer Bauten durch eine gleiche Auszeichnung, aber weder Frankreich noch England hatten für den Ausländer einen Platz zu eigener Wirksamkeit. Da lächelte dem rastlos Strebenden plötzlich das Glück in der Heimath. Preußens König, Friedrich Wilhelm IV., dem er den Plan zu einem protestantischen Dome vorlegte, ernannte ihn zum Hofbauinspector. Aber die preußische Büreaukratie machte sich jetzt mit der Forderung geltend, daß der bereits Angestellte sich nachträglich dem gesetzlichen Examen unterwerfen solle. Dagegen sträubte sich sein Künstlerstolz und das gerechte Selbstbewußtsein, welches sich auf

seine offen vorliegenden Leistungen stützte. Er sah, leidenschaftlich wie er war, in solchem Ansinnen ein um so beleidigenderes Mißtrauen, als seine Anstellung ohne solche Bedingung schon erfolgt war, und gab lieber eine Stellung auf, die der Wunsch und das Ziel seines Lebens gewesen war. Des Königs Großmuth ließ ihm auf mehrere Jahre seinen Gehalt. So ging er nach Rom zurück, entschlossen, mit seiner Vergangenheit zu brechen, und seine Laufbahn des Architekten mit der des Architekturmalers zu vertauschen. Aber mit diesem Schritte war die ungebrochene Einheit seines Wesens und Lebens zerstört. Seine kleine Schrift: „die Kunstbestrebungen der Gegenwart," welche er um diese Zeit veröffentlichte, zeigt trotz ihrer Mängel, daß dieser Mann vielleicht unter allen jüngeren Künstlern, und namentlich unter den Architekten, derjenige war, welcher ein Bewußtsein darüber hatte, wo es mit unserer Kunst hinaus müsse. Der genialste Aesthetiker Deutschlands, Fr. Vischer, gab ihm in einer Recension jener Schrift in den Jahrbüchern der Gegenwart *) dieses Zeugniß. In Rom, wo ich ihn kennen lernte, ragte er um eines Hauptes Höhe über allen Künstlern durch Geist und richtiges Erfassen der gegenwärtigen Bildungsresultate hervor. Geistreich, witzig, humoristisch, genial selbst in einem gewissen Cynismus, durch langes Leben in Rom etwas verwildert, und durch Neigung und Schicksal einer kraftzersplitternden Vielseitigkeit künstlerischen Strebens zugewendet, durch den Zwiespalt mit der geniefeindlichen Gegenwart verbittert, erschien er mir als ein Gegenstand der Besorgniß. Sein letztes Werk: „eine große, verfallene Villa bei melancholischer Abendbeleuchtung," für den König

---

*) Abgedruckt in den „Kritischen Gängen" Th. II.

von Preußen in Oel ausgeführt, nahm alle seine Kraft in Anspruch. Er arbeitete daran während der heißen Scirocco=gluth des Juni und Juli oft bis zur Erschöpfung aller Kräfte mit einer fieberhaften Anstrengung. Vier Wochen nach meiner Abreise von Aricia, wo er mich zuletzt besuchte, und für die Herausgabe eines literarischen Werkes über die Kunstzustände unserer Zeit, das er zum Drucke vorbereitete, allerlei Nach=weisungen verlangte und erhielt, verließ er Rom, um nach Deutschland zurückzukehren. Groß, stark, stattlich — ein schö=ner Mann in strotzender Kraftfülle geistdurchleuchteten Ange=sichtes, so stand er vor mir, als wir uns auf fröhlich Wieder=sehen im Vaterlande, im Haine der Ferentina vor Marino die Hand zum letzten Lebewohl reichten, und nun schläft er schon den ewigen Schlaf in irgend einem Kirchhofswinkel der wüsten Weltmarktstadt Livorno. Fahr wohl!

Sorrent, den 17. September.

Endlich, endlich glaubt man wieder einmal an den nea=politanischen Himmel! Einem Bräutigam, der seine Geliebte nach langer Trennung wiedersieht, und sie heiser und geschwol=lenen Gesichtes im Krankenzimmer findet, mag bei diesem Anblick etwa so zu Muthe sein, wie mir diese letzten zehn Tage her gegenüber all der Schönheit des Golfes von Neapel, über welcher das abscheulichste Sciroccowetter seinen wider=wärtigen Schleier gebreitet hielt. Ohne die gute Gesellschaft meines Freundes Hettner und zufällige Unterstützung durch vortreffliche Lectüre — ein Freund des Marstaller'schen Hau=ses hatte mir Colletta's Geschichtswerk über Neapel verschafft,

eine hier im Vaterlande des Verfassers schwer verpönte Frucht — wäre es hier nicht zum Aushalten gewesen. Ueber diese Phrasen von dem „ewig heiteren Himmel Italiens!“ Entweder die Natur hat sich verändert, was nicht glaublich, oder die Enthusiasten haben sich und andere belogen. Von Goethe ist mir's klar genug, warum er in seiner italienischen Reise so selten diese furchtbare Landplage Italiens berührt. Er suchte sich auch in der Erinnerung gern alles Widerwärtige fern zu halten.

Nach den ungeheuren Gewittern der letzten Augusttage, die an majestätischer Pracht bei der Scene, welche mich umgab, in meiner Erinnerung ihres Gleichen nicht hatten, folgten zuerst im September einige leidliche Tage. Doch war ein Hinneigen zum Scirocco in der Atmosphäre schon bemerklich. Am 6. und 7. September versuchte ein Gewitter die Luft zu reinigen, doch ohne Erfolg, und jetzt entfaltete der Scirocco siegend seine Macht. Die Luft verdichtete sich immer mehr und mehr, die Aussichten verschwanden in Nebelschleiern, das Blau des Meeres verwandelte sich in trübe, hypochondrische Bleifarbe, der Vesuv ward Tage lang völlig unsichtbar, ja dicht um uns her an den Felsengipfeln der Bergzüge des Sant Angelo hingen und schwankten große, graue Wolkenballen. Nebelgrau war der Himmel, der mit dem Meere am nahen Horizonte so völlig zusammenwuchs, daß man in diesem wüsten Gequirle den einen von dem anderen nicht mehr unterscheiden konnte. Dabei herrschte eine unerträgliche, dunstig feuchte, Leib und Seele erschlaffende Hitze, obschon die Sonne immer nur trübe durch Nebelschleier blickte, oft halbe und ganze Tage sich gar nicht, an anderen nur in der Art sehen ließ, wie sie in unserem Moordampfparadiese an der Nordsee zur schönen

Maienzeit erscheint. Es fehlte nur der infernalische Gestank des Moorrauches, um mich in Oldenburg zu glauben. In den beiden letzten Tagen war es völlig unerträglich. Unsere Nerven waren erschöpft, Spaziergänge fast unmöglich. Innere Unruhe, Nervenaufregung, trockene Hitze und abwechselnd schnell hervorbrechende Transpiration, schweres Athmen, gesteigerte Empfindlichkeit gegen einzelne kalte, durch den heißen Dunst wie scharfe Pfeile hindurchfahrende Luftzüge, brachten einen wahrhaft abscheulichen Zustand leiblichen Befindens hervor, welcher natürlich sich auch geistig zu reflektiren nicht verfehlte. Colletta's meisterhafte Schilderung des großen Erdbebens zu Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und der dabei beobachteten äußeren Symptome der Witterungsgestaltung vergrößerte noch die innere Aufregung. Das wilde, tosende Geräusch des Meeres ohne wesentliche, starke Luftbewegung, die grellen Wolkenbeleuchtungen der blutrothen Sonnenuntergänge, das Verschwinden aller Formen und Lokalfarben in der nebeldunstigen Atmosphäre brachten ein wildes, dräuendes, weltuntergangsmäßiges Ansehen hervor. Man konnte sich einer gewissen Beklommenheit, einer scheuen Bangigkeit vor irgend einem furchtbaren Naturausbruche nicht ganz erwehren. Mit wahrem Entzücken begrüßte ich daher heute zum ersten Male wieder einen ziemlich klaren Himmel. Zwar liegt der Vesuv auch jetzt noch im Nebel, aber diese Schleier sind doch nicht so düster schwarzgrau, die Sonne scheint doch wieder in der bläulich weißgrauen Luft, und das Meer hat wieder eine Farbe, der man ansieht, daß ihre Schönheit in der Genesung begriffen ist. So haben wir also beinahe zwei volle Wochen alle Naturereignisse von Neapel und Sorrent

völlig verloren, und wären wir Touristen wie die nach achttägigem Verweilen gestern über Neapel nach Rom zurückgereis'ten Heidelberger Studiosen, — die Italienreiserei beginnt jetzt unter den Studenten in Süddeutschland epidemisch zu werden — wir hätten wie sie von Neapels Schönheit geradezu nichts zu sehen bekommen. Der unangenehme Eindruck solchen Sciroccowetters wird noch dadurch gesteigert, daß diese Natur eben, um ihrer Schönheit willen, eine solche Entstellung gar nicht verträgt. Wie ein schönes Gesicht durch eine verzerrende Entstellung nur um so beleidigender wird, wie Tizian's Venusbilder, wenn ein Vandale ihnen Bärte anmalte, geradezu unansehbar sein würden, so ist der landschaftliche Charakter dieses schönsten Golfes von Neapel gegen jede Entstellung äußerst empfindlich. Diese sanfte, friedliche Schönheit, diese heitere, harmonische Ruhe, diese lachende Reinheit und Klarheit der Formen und Farben von Meer und Land werden häßlich bis zum Unerträglichen durch eine Verdüsterung von Gewittersturm und Meeresbrausen, Wolkendüster und Nebeldunst, welche doch unseren armen, kahlen nordischen Küsten oder den schottischen Hochlanden den Zauber einer wilden Romantik verleihen, weil sie überhaupt mit ihrem Charakter mehr im Einklange stehen. Hier aber, wo Alles solcher trüben, schwermüthigen Romantik fern, nur zu Lust und Leben geschaffen erscheint, war es eine Art von Schmerz: die Königin der Schönheit, statt in Juwelenschmuck und lichtspiegelnden Atlasgewändern auf strahlendem Throne — im groben, grauen Büßergewande „trauernd in Sack und Asche" zu sehen; eine peinvolle Qual, aus der ich heute seit langen Tagen zuerst wieder mit befreiter Brust im neugeborenen, rosigen Lichte aufzuathmen begann. Ich habe Euch so viel von Italiens Schönheit geschrieben, daß Ihr

auch wohl diese Schilderung der Kehrseite seiner Natur hinnehmen könnt. —

Sorrent, den 1. September, Abends.

Es begegnet einem wohl einmal, daß die von der dichterischen Phantasie irgend eines Poeten geschaffenen Gestalten einem im Leben plötzlich vor die Augen treten. In solch einem Falle befand ich mich heute, wo ich auf Veranlassung des Herrn v. S. einen Ritt nach Meta machte, um dort einen der wunderlichsten Sonderlinge des Jahrhunderts, den Baron Leopold von Nauendorff, kennen zu lernen. Unter Merck's Novellen befindet sich eine: „Herr Oheim" betitelt, in welcher der frühere Minister eines Fürsten sich nach dem Verluste der fürstlichen Gnade in die Natureinfalt der unmittelbarsten Lebenszustände zurückzieht, selbst Bauer wird und mit Weib und Kindern von seiner Händearbeit lebt *).

Auf eine solche Erscheinung nun war ich durch die kurzen Mittheilungen des Herrn v. S. vorbereitet. Ein Mann von nicht unbeträchtlichem Vermögen, der in großen Verhältnissen gelebt und mit allen möglichen höchsten und allerhöchsten Personen verkehrt habe, lebe, so hieß es, jetzt schon seit einem Jahre nicht nur in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt, sondern auch in der freiwilligen Entbehrung aller und jeder Genüsse und Bequemlichkeiten, welche uns die Kultur darbietet, und die den modernen Menschen zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen geworden sind. Besuch abschiednehmen-

---

*) Man findet dieselbe in: Joh. Heinrich Merck, ein Denkmal, von Ad. Stahr (Oldenb. 1840) S. 171 ff.

der Freunde unterbrach das Gespräch. Ich hatte nur eben noch Zeit, Herrn v. S. um eine Einführungskarte und um die Wohnungsangabe für den Zweck eines Besuches bei jenem Sonderlinge zu bitten, und verabschiedete mich dann, nicht eben sehr darauf rechnend, von jenen Aufzeichnungen Gebrauch zu machen. Als ich indessen heute nach Meta geritten war, um dem Don Gabriele di Lauro, dem reichsten Seidenfabrikanten des Piano, einen Besuch zu machen, fiel es mir plötzlich ein, bei dieser Gelegenheit auch gleich zu versuchen, ob es mir gelingen werde, bei jenem Sonderlinge Einlaß zu erhalten. Denn selbst dies war mir von Herrn v. S. als zweifelhaft dargestellt. Er ist oft sehr seltsamer Laune, fügte Fr. v. S. hinzu. Auch ist die große, vordere Gitterthür, welche zum Hause führt, stets verschlossen, weil der Regel nach seit Jahren durchaus Niemand in's Haus kommt; und dazu hat er stets ein geladenes Gewehr im Zimmer bereit stehen. Indessen eben diese etwas romantischen Umstände waren es, die mich bestimmten, den Besuch und die Bekanntschaft des Sonderlings zu machen. Nach mannichfachem Umherirren in den Berggassen und Gartenwegen des Ortes fand ich endlich den Palazzo del Bosco, wo der „Cavaliere Prussiano" wohnen sollte. Die bescheidgebenden Italiener machten dabei so seltsam einverständnißmäßige Gesichter, daß meine Erwartung nur noch mehr gespannt wurde. Ich ließ mein Thier und den Knaben Antonin am großen eisernen Portale, und ging um den Garten herum in den Hinterhof des Hauses, in der Ferne gefolgt von mehreren Neugierigen, die offenbar sehen wallten, wie dieser Besuch ablaufen werde. Der Hof war wüst und grasbewachsen. Der Palazzo, inmitten einer kleinen Massarie am Meere gelegen, groß genug, um darin das behagliche Le=

ben einer zahlreichen Familie führen zu können; aber nichts war vorhanden, was auf ein solches Behagen gedeutet hätte. An einer verkommenen, schmutzigen Thür ohne Klinke und Ring hing eine Klingelschnur, die ich zweimal anzog, ehe sich zur Seite über mir im ersten Stocke ein Fenster öffnete, aus dem ein Frauenkopf mit der Frage nach Begehr und Namen (das erste ward deutsch, das zweite französisch gefragt) zum Vorschein kam. Nach ohngefähr einer Minute hörte ich von der vorderen Seite des Hauses her jener oberen Stimme ein subito! subito! zur Antwort auf ihre Meldung geben, und bald darauf klapperten ziemlich eilige Holzpantoffeln durch den Corridor meiner Thüre zu, an deren Seite ich mich indessen, in Erinnerung der geladenen Blunderbüchse, etwas in die Sicherheit einer Ecke gerückt hatte. Endlich sprang der Riegel zurück, und hervor trat, mit der Thüre in der Hand, eine Gestalt, die ich ohne die erhaltenen Avertissements eher für jeden anderen Christenmenschen als für einen preußischen Baron des neunzehnten Jahrhunderts gehalten haben würde. Wider Erwarten war jedoch mein Empfang ein durchaus freundlicher. Er führte mich durch das Haus in den Garten, und nahm meinen Vorschlag, auf und ab zu wandeln, um so lieber an, als auch er von der Gartenarbeit wie ich vom Ritte etwas erhitzt die Erkältung scheute. „Sie werden wohl von mir gehört haben,“ setzte er nach einer Entschuldigung seines Auf- und Anzuges hinzu, „sonst würden Sie nicht zu mir gekommen sein.“ — „Freilich!“ erwiederte ich; „aus dem, was man mir erzählte, mußte ich glauben, eine Dichtung (ich nannte den Merck'schen Roman) verwirklicht zu sehen.“ Ich zeichnete jetzt das Süjet der Merck'schen Figur, weil er sie nicht kannte, mit ein Paar Strichen, und er fand aller-

dings die Aehnlichkeit. Während er nun so im Auf- und Abwandeln mir sehr lebhaft seine Lebensweise und das Glück dieses patriarchalischen Urzustandes schilderte, hatte ich Muße, ihn selbst genauer zu betrachten. Eine mittelgroße, schmächtige, feingebaute Gestalt mit einem wohlgebildeten Gesichte, kleiner schwarzbrauner Schnauzbart, Brille vor den sehr lebhaften, nur etwas zu glänzenden Augen. Seine Tracht die eines neapolitanischen Massariebauern: Hemd und kurzes Beinkleid von grober Leinwand, die Beine vom Kniee abwärts nackt in Holzpantoffeln, eine grobe, weißgraue Zwillichjacke über die Achseln gehängt, Brust und Arme nackt und von der Sonne gebräunt, um den Kopf ein Leinentuch, turbanartig geschlungen, — gemahnte er mich an einen im Zustande der Reconvalescenz befindlichen Bewohner eines Militairlazareths. Als ich auf seine Frage: was er mir anbieten könne? um ein Glas Wasser und eine Weintraube gebeten hatte, schleifte er eine Gartenleiter herbei und forderte mich auf, mir die letztere aus dem Weinlaubengange selbst zu pflücken; „wenn Sie reife finden," setzte er hinzu, „denn gestern habe ich erst die reifen alle gepflückt; es waren Leute da, die sie haben wollten." Während ich mich damit beschäftigte, ging er, um Wasser aus seiner Cisterne zu holen, und kehrte bald mit einem irdenen Schöpfgefäße und einem ganz vergelbten und verstäubten Glase zurück. „Ein Glas hat sich wirklich gefunden, aber es muß, da es lange nicht gebraucht ist, gereinigt werden, und das thun Sie besser selbst, da ihre Hand ohne Zweifel reiner ist als die meinige." Er erging sich sodann in der Schilderung der Vorzüge des Regen- vor dem Quellwasser, und als ich getrunken, führte er mich, da es im Garten feucht war, auf den Vorplatz des Hauses zurück, der mit großen Quadern

gepflastert einen trockenen Weg für unsere peripatetischen Uebungen bot. Hier hatte ich nun im wirren Durcheinander der lebhaftesten Mittheilung sein Lebensbekenntniß zu vernehmen, aus dem ich mir etwa folgende Summa abstrahirte. Ein Mann, der sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens der sogenannten höheren Gesellschaft bewegt, sich in allerlei Bestrebungen eingelassen hatte, findet sich am Ende, erschöpft an Leib und Seele, blasirt durch frühes vorwegnehmendes Genießen, getäuscht in ehrgeizigen Plänen und Aussichten, betrogen durch fremde und eigene Schuld, in einem Zustande melancholischer Menschenfeindlichkeit. Eine weitschichtige Lektüre, das Einlassen auf Wissenschaften, Gedanken und Ideen, die seine geistigen Kräfte und die Tragfähigkeit seines Bildungsfundamentes übersteigen, tragen dazu bei, die Verwirrung seines Zustandes zu vermehren. Er sehnt sich nach Zurückgezogenheit von der Welt, die ihn betrogen hat, er möchte vielleicht auch seinem Kreise den Verlust fühlbar machen, welchen sie durch sein Scheiden erleidet, und seinen Ehrgeiz befriedigen, indem er eine Existenz freiwillig wählt, die ihn von aller Kultur der Gesellschaft lostrennt. Die Mittel zur Ausführung sind ihm zur Hand, die Energie, welche sich fast immer mit einer gewissen Beschränktheit gepaart findet, läßt ihn rasch an's Werk gehen. Er isolirt sich, er setzt mit einem Sprunge über den breiten Graben der „Gesellschaft," der Bildung, der Civilisation, und fühlt zum ersten Male eine durch nichts geschmälerte Befriedigung. Das Erstaunen, die Verwunderung, das Kopfschütteln, Achselzucken, Bedauern und Beklagen der Bekannten gewährt ihm Genuß, und befestigt ihn nicht minder wie die Prophezeihung der Klugen: „daß das nicht lange dauern werde!" in seiner Wahl. Die Idee wächst ihm nun

aber in der Ausführung über den Kopf. Aus der Verstimmung wird ein dauernder Zustand. Von der Gesellschaft, die ihn bisher im Geleise der Vernunft durch die Gewohnheit und ihre unsichtbare Macht gehalten hatte, verlassen, bricht oder knickt doch eine Stütze seines Verstandes nach der anderen. Die Vorstellung von einem Naturleben wird zur fixen Idee, die mit eiserner Konsequenz ihn von einer Thorheit zur anderen führt. Der einzige positive Gewinn: die Kräftigung eines früher sehr geschwächten Körpers bestärkt ihn in seinem Thun, und in der Richtigkeit seiner Grundsätze, während ihm dadurch zugleich die Mittel gegeben werden, dieselben praktisch durchzuführen. Und so geht er zuletzt in nachtwandlerischer Sicherheit auf der haarscharfen Linie einher, die Vernunft und Wahnsinn scheidet, bei dem leisesten Anstoße vorbereitet, dem letzteren in die offenen Arme zu stürzen.

So ungefähr versuchte ich gestern Abend mir diese Erscheinung zurechtzulegen, welche mich länger als mir lieb war in die Nacht hinein wach erhielt. Ihm selbst gegenüber war ich jedoch weit von dieser Ruhe des Reflektirens entfernt. Schon seine Mittheilung, welche, zwar nie ohne Verbindung, aber doch stets mit einer Art Gewaltsamkeit die verschiedensten Dinge zwischen Himmel und Erde berührte, Zschokke und Platen, Sokrates und Shakespeare, Philosophie und Obstzucht, Politik und Kapaunenverfertigung, Lebensgrundsätze und diätetische Regeln durcheinander abhandelte, hatte etwas Unfreies, Beengendes, das der ungeheure Widerspruch seiner Gesichtsbildung mit dieser äußeren Erscheinung, diese vor mir stehende leibliche Negation des gesammten modernen Lebens nicht zu verringern geeignet war. In Allem, was er sprach, war ein Wahres, aber in seiner Darstellung verhielt sich dies Wahre

zur Wahrheit, wie sich jene Karikaturen zu dem Originale verhalten, die das edelste und schönste Gesicht in schrecklicher Verzerrung dennoch ähnlich zeigen, und von denen man sich mit Widerwillen, ja mit Grauen wegwendet. Seine ganze Erscheinung, die Art, wie er einen ursprünglich wahren Gedanken ausgeführt hatte, glich einer solchen Karikatur. Er kam mir vor wie einer, der, auf der Heerstraße schmutzig und bestäubt geworden, statt sich durch ein Bad oder Abwaschung zu reinigen, in einen Brunnen springt. Getäuschter Ehrgeiz, der vielleicht durch persönlichen Verkehr mit den großen Kleinen der Welt und manche gesellschaftliche Bevorzugung über das Maaß erhöht worden war, schien mir aus mehreren Aeußerungen hervorzuleuchten, zu denen namentlich die Phrase gehörte: „wenn ich einmal im Himmel avancire." „Die Fürsten," sagte er wiederholt, „sollten mir eine Pension oder wenigstens einen Orden geben, dafür, daß ich sie nicht mehr molestire, statt über meine Lebensweise sich aufzuhalten. Denn was könnte ich nicht alles thun in der Welt? Ich könnte sie um Avancement, um Ehren oder mit politischen Planen turbiren, könnte gar demagogisiren und Unruhen anzetteln, und ihnen am Ende noch das Geld kosten, mich auf der Festung zu erhalten. Hier lebe ich völlig in Ruhe, und bin von der Welt so gut wie geschieden. Die wenigen Briefe, welche ich schreibe, sind nur Geschäftsbriefe, an meinen Banquier und dergleichen. Versehen bin ich mit Allem, was Noth thut, und kommt mir ein Pietist, so kann ich ihm die Bibel, besucht mich ein Philosoph, so kann ich ihm Seneca und Platon, kommt ein Poet, so kann ich ihm Shakespeare und Cervantes zeigen." Als ich meiner Krankheit erwähnte, sagte er: „Sie dürfen nicht sprechen? Um so besser! Durch das Sprechen ist alles Unglück

in der Welt entstanden, alles Mißverständniß und Uebel erzeugt, nächstdem durch das Schreiben," wofür er nicht unterließ, Platon's Autorität anzuführen. Von allen Philosophen wollte ihm Sokrates mit seinem Bekenntnisse: „er wisse nichts, außer daß er nichts wisse!" am besten gefallen. Ich ging natürlich hierauf, so gut wie auf alles Andere, ein, setzte aber doch hinzu, daß, um einen solchen Satz als eigenes Resultat aussprechen und nicht bloß nachsprechen zu können, denn doch ein eigenes, erforschendes Studium alles Dessen, was man so Wissenschaft nenne, vorhergegangen sein müsse; was ihm denn nach kurzem Stutzen einzuleuchten schien. Unter dieser Art von Gesprächen verschwand die Zeit sehr bald, es ward kühl, und ich verabschiedete mich mit der sehr gern angenommenen Erklärung, daß ich mir einen anderen Besuch vorbehalte. Er führte mich durch den Hauptweg des Gartens zu der eisernen, hohen Gitterthüre, an der mein Pferd stand. Ueber diesen mit Lavaquadern gepflasterten Weg lag quer ein schwerer, behauener Baumast, wie ein Anfang zu einer Barrikade. „Wozu meinen Sie wohl, daß der da liegt?" fragte er lächelnd. „Das rathen Sie schwerlich. Sehen Sie, von der Straße her warfen die Buben mir sonst mit Knitteln und Steinen die Pfirsiche und Orangen herunter, die dann auf dem abschüssigen Quadernpflaster bis an oder durch das Gatter rollten, und so ihre Beute wurden. Es gab kein Mittel, dem zu steuern. Da kam ich auf den Einfall, den rollenden Früchten die Passage abzuschneiden, indem ich diesen Stamm quer über den Weg legte. Da nun die Buben merkten, daß ihnen ihr Werfen nichts half, da die Früchte ihrer Anstrengungen in meinem Bereiche verblieben, so haben sie die Jagd endlich aufgegeben." Mit guten Wünschen für meine Gesundheit entließ er mich,

ja er ging sogar so weit, mir für die feuchtkühle Abendluft einen Schiffermantel anzubieten, den ich indessen dankend ablehnte.

Beim Zurückreiten hing ich meinen Gedanken über diese Ausnahme unserer Lebenserscheinungen nach, und dies Grübeln verließ mich auch noch nicht, als ich längst in mein Zimmer zurückgekehrt auf und ab wandelte. Dieser Anblick war kein wohlthätiger gewesen. Ich konnte nirgends geradezu den Wahnsinn fassen, aber doch kam mir der Mann vor wie einer, der sich freiwillig in ein eigenes Irrenhaus einsperrt. Wenn ich noch einmal hingehe, so ist es, um die Frau kennen zu lernen, welche die Aufopferung besitzt, solcher Bizarrerie zur Seite zu bleiben. Sie haben keine Dienerschaft, keine Hülfe irgend einer Art, die Frau verrichtet, wie er, alle Geschäfte selbst, ist Hausfrau und Magd zugleich. Ja, wie ich von Herrn von S. hörte, ist die unglückliche Frau schon mehrmals in dem Falle gewesen, todte Kinder zur Welt zu bringen, da er sich hartnäckig weigert, irgend wen selbst in solchen Augenblicken zu ihrem Beistande zu rufen! Ich glaube, daß solche Dinge nur hier in Neapel möglich sind, wo es sehr schwer halten dürfte, von irgend welcher Seite her ein Einschreiten gegen die Grillen eines Mannes zu bewirken, der weder gegen Staat und Kirche, noch sonst gegen die Gesetze des Landes etwas unternimmt, und der hier sein Geld verzehrt. Vielleicht erfahre ich später Näheres über das Verhältniß der Frau zu ihrem Manne. Sie führen übrigens schon Jahre lang dies Leben, sprechen wenig, und dies Wenige, wie er sagte, in einer Art Mischidiom, das aus den Sprachen der verschiedensten Länder zusammengesetzt ist, in denen sie gelebt haben.

Sorrent, den 4. September.

Gestern Abend, als ich im Hofe des erzbischöflichen Palastes die eingemauerten antiken Marmorreliefs und Inschriften betrachtete, zog mich der volle, kräftige Ton einer Stimme, welche durch die offenen Thüren zu mir herausklang, unwillkürlich in die abenddunkle, nur von wenigen Kerzen erleuchtete Kirche, in welcher der paroco von Sorrent vor einer sehr zahlreichen, namentlich aus Frauen bestehenden Zuhörerschaft seine Abendpredigt hielt. Die Fülle und Schönheit des Organs, und die hier so seltene Reinheit der Sprache zogen mich gleichmäßig an, und um den Prädikanten besser verstehen und zugleich Ausdruck, Geberden und Mienenspiel besser beobachten zu können, ging ich bis nahe zu seiner Kanzel, wo ich mich neben den dichten Reihen der Frauen und Mädchen an einen Pfeiler lehnte. Müde von einem sehr beschwerlichen Tage — ich war erst um vier Uhr von dem Besuche der Todtenstadt Pompeji zurückgekehrt — ließ ich mich in der kühlen Dämmerung von der Musik der Rede des Geistlichen um so lieber in eine Art von Halbtraum wiegen, als der Inhalt seiner Oration mit den am Tage gehabten Eindrücken in einem wunderbaren Einklange stand. Er sprach nämlich von der Vergänglichkeit alles Irdischen und vom Tode. Che cosa è la morte? (was ist der Tod?) Diese wiederholt gestellte Frage beantwortete er zunächst durch eine lebhafte, zuweilen völlig dramatische Schilderung der letzten Stunden und alles dessen, was den Sterbenden in denselben zu umgeben pflegt. Das Tröstliche wie das Schreckliche dieses Scheidens führte er mit gleichem Eifer aus. Aber auch die verschiedenen Todesarten, und namentlich solche, die den Sünder unvorbereitet

seiner irdischen Laufbahn entreißen, wußte er mit den lebhaftesten Farben auszumalen, um daran sein: „Gedenke des Todes!" für die Lebenden zu knüpfen. Gemahnten mich nun in dem ersten Theile seiner Rede Ausdruck und Bilder oft an antike Dichterklagen über das schnell entfliehende Leben, und über den Tod, der den kurzlebenden Menschen all der Schönheit und all dem Genusse der Weltgüter entführt; ja, war es mir zuweilen, als hörte ich die rührende Klage des alten Dichters:

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor, neque harum quas colis arborum
Te, praeter invisam cypressum,
Ulla brevem dominum sequetur! — *)

deutlich durchklingen in den verwandten Tönen der späten Enkelsprache —: so war dagegen der zweite Theil, in welchem der Redner nach der Frage: „was läßt der Sterbende zurück?" die andere: „was nimmt der Sterbende mit?" beantwortete, nur ein um so schärferer und schneidenderer Ausdruck des christlichen Spiritualismus, dieser Religion des Todes, in deren Nacht für den zu spät bereuenden Sünder kein Strahl der Gnade drang. Wahrhaft schauerlich war es zu hören, wie dem zu spät, auf dem Todtenbette, bereuenden Sünder durch den Mund dieses beredeten Priesters selbst Christus, der Erbarmungsvolle, jede Gnade und Vergebung versagte. Laut

*) Zu deutsch:
Verlassen mußt du die Erde, dein Haus, dein Weib
Das holde! — Dann wird keiner der Bäume hier,
Die du jetzt pflegst, — nur die Cypresse
Folgen zum Grabe dem flücht'gen Herren.

stöhnten und seufzten die Weiber um mich her bei dieser entsetzlichen Verkündigung, in welcher Jesus mit einem „Capitano“ des alten Testamentes verglichen ward, den seine Mitbürger aus ihrer Stadt und aus dem Hause seiner Väter vertrieben hatten, und der dann, als sie von Kriegsnoth bedrängt ihn um Rückkehr und Rettung anflehten, die Bittenden mit eisernem Hohne von sich stieß. Dabei war die Rede voll von Erzählungen und Beispielen, theils aus eigener Erfahrung entnommen, theils aus den Berichten irgend eines „befreundeten Priesters“: wie Gott Frevler mit augenblicklichem Tode inmitten eines ausgeführten Verbrechens heimgesucht habe, oder wie weit die Verstockung verweltlichter Gemüther selbst noch im Angesichte des Todes das Herz von Gott abzuwenden vermöge. Von dieser letzteren Art nun erzählte er ein Beispiel, um dessentwillen ich des ganzen Vorganges gedenke, weil es mich, freilich in einer ganz der Absicht des Prädikanten entgegengesetzten Weise, bis zu Thränen erschütterte. Ich will versuchen, es wörtlich treu wieder zu erzählen. „In einem Orte, nicht dieser Provinz, aber doch dieses Königreiches (so erzählte der Prädikant), lebte ein junges Mädchen, dessen Herz in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war zu einem Jünglinge. Als nun aber Gott diesen Jüngling zu dem Entschlusse führte, der Welt und ihrer Lust, und so auch seiner Liebe zu entsagen, und in den geistlichen Stand zu treten, da wandte sich die Unglückselige (la sciagurata) ab von Gott und der heiligen Jungfrau, und gerieth in Verzweiflung, und lästerte in ihrem Schmerze Gott und die Heiligen. Vergebens suchten Eltern und Geschwister, Befreundete und Geistliche sie zu bekehren, und das verirrte Schäflein (la pecora smarrita) auf den rechten Weg zurückzuleiten. Sie verfiel in

Krankheit, und ihr Leibliches verzehrte sich mit ihrer Seele. Als sie nun nahe am Sterben war und auf dem Todtenbette lag, verlangte sie sehnlichst, nur noch einmal den Mann ihrer Liebe zu sehen, denn nur ihm und keinem anderen wollte sie sich der Beichte entladen (confessarsi). Da mußte ihr denn das Verlangen gewährt werden. Als nun der junge Priester eintrat und ihrem Sterbelager sich näherte, richtete sie sich auf mit der letzten Kraft, und rief ihm entgegen: „„Ich weiß, daß ich sterben muß, und ich weiß auch, daß ich verdammt sein werde ewig um dessentwillen, was ich gethan, und um dessentwillen, was ich jetzt bekennen werde! Aber““ — und bei diesen Worten schlang sie ihre Arme um ihn, der sich zu ihr niedergebeugt hatte — „„dies Alles kümmert mich nicht so bei meinem Scheiden, als daß ich Dich lassen muß.““ Und mit diesen Worten sank die Unselige zurück und athmete ihren Geist aus.“ —

Giebt es etwas Rührenderes als diese einfache Erzählung, als dieses Beispiel, wie durch all die nazarenische Verdüsterung einer, das Göttlichste im Menschen mißhandelnden Religion doch dieses Urewige der Liebe siegend hervorbricht, und unter den Schauern des Todes seinen Triumph feiert! Und dieser Verklärung des Göttlichsten, dieser, alle Schrecken eines „zeitlichen und ewigen Todes“ überwindenden Liebe gegenüber, mußte der arme, verblendete Priester das Wort der Verdammung aussprechen über solche „Herzensverstocktheit“ einer sterbenden Sünderin, in deren Beispiel er wahrscheinlich die Geschichte seines eigenen gebrochenen Herzens erzählte! Denn er selbst ist noch jung, und trotz der Bewohner von Sorrent, die einen älteren Mann zu ihrem Parroco gewünscht hatten, eben wegen seiner vielen Beweise aufopfernder Entsagung, von den

Oberen erst kürzlich aus der Fremde zu dieser Stelle herberufen. Auch erzählte er die Geschichte mit einem Ausdrucke tiefer Empfindung, der gegen das oratorische Gepräge der übrigen Rede bedeutend abstach. Seine Stimme zitterte, und bei den Worten: „daß ich Dich lassen muß" schwankte sie zwischen thränenvollem Mitleid und jenem Abscheu, den er bei denselben zu empfinden sich durch seine Religion verpflichtet fand! Wie wahr ist es, das Göthe'sche:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!" —

Zum Schlusse seiner Rede wendete er sich in einem begeisterten Gebete an die, ihm zur Rechten auf einem kleinen, kerzenbeleuchteten Altare ausgestellte Madonna mit dem offenen Herzen in der gespaltenen Brust, ihre Wirkung für die Eindringlichkeit seiner Rede, und ihre Fürbitte bei Gott für die Sünder der Gemeinde erflehend. Hier steigerte sich die Beredtsamkeit bis zur Extase, mit einer unbegreiflichen Ausdauer und Kraft der, durch die lange, angestrengte Rede, wie es mir schien, schon über das Maaß erschöpften Stimme. Der bittende Ausdruck derselben wuchs zu einem Flehen, dessen immer leidenschaftlicher anschwellender, immer verzweifelnder sich an die Misericordia der Madre di Dio anklammender Gebetstrom dem Hülfeschrei eines mit dem Tode Ringenden glich. Von dieser Leidenschaft der Inbrunst, von dieser Gewaltthätigkeit des Flehens und Gebetes hatte ich bisher nie eine Vorstellung gehabt. Um Schutz und Schirm vor den Anfechtungen der Welt flehten gleichfalls die wild dahinströmenden Worte des bleichen Priesters, der, Opfer und Opferpriester zugleich, in diesem Augenblicke vielleicht unter diesen

Anfechtungen und Versuchungen zum Bösen auch jene Regung des eigenen Herzens begriff, die, durch all die Wirnisse heiliger Askese hindurch sich für jene Unglückliche erheben mochte, welche im Tode noch liebeglühend das Bekenntniß ihrer Liebe an der Schwelle des Ortes ablegte, über dessen Pforten der Dichter des christlichen Spiritualismus die Inschrift gesetzt hat:

Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!

X.

Vierzehn Tage in Sizilien.

Wohl reizend ist die Stadt Panorm
Vom Hochgebirg umsäumt,
Die Frau'n der Kypris gleich an Form,
Die Knaben schön gebräunt.

Wetteifernd stets im holden Streit
Zeigt hier sich Stadt und Flur,
Es kämpft der Menschen Lieblichkeit
Mit deinem Reiz, Natur.

Doch hinter ehrnem Wahn verschanzt
Herrscht hier allein der Pfaff,
Das Seil, auf dem so frech er tanzt,
Er hält's beständig straff. —

Platen.

An M. S.

Palermo, den 28. September.

Mit wem könnten sich meine Gedanken in den ersten Stunden, wo ich dem Meere entronnen wieder das Glück genieße, die gefestete Erde unter meinen Füßen zu haben, wohl eher und lieber beschäftigen, als mit Dir, zu der sie sich während der wüsten Meeressturmfahrt der vergangenen dreißig Stunden oft genug mit manchem Stoßseufzer hingewendet haben.

Denn fast scheint es wirklich, als wolle das klassische Meer mir die Mühe ersparen, auf seinem Rücken geschaukelt die Leiden und Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus zu lesen, und mir statt dessen lieber durch eigene Erfahrung eine Anschauung von dem verschaffen, was der meerdurchirrende Held von Ithaka auf ihm erduldet. Sei dem wie ihm wolle, soviel ist gewiß: nur wer einen Sturm, wie der gestrige und vorgestrige war, selbst erlebte, vermag die Wahr=

heit der Homerischen Schilderungen und Meeresgleichnisse ganz zu würdigen.

Das widerwärtige Sciroccowetter Neapels in den letzten Wochen, im Verein mit dem unaufhörlichen Tosen dieser, von dem Dämon des Lärms besessenen Stadt, hatte meine Nerven dergestalt heruntergebracht, daß ich beschloß, durch eine Meerfahrt nach Sizilien mir eine Erholung zu verschaffen. Das Meer thut mir, da ich niemals eine Anwandlung von Seekrankheit erleide, immer gut, und so schiffte ich mich denn am verwichenen Sonnabend, den 27. September, Mittags gegen ein Uhr, an Bord des Dampfers „Palermo" ein, obschon alle Wetterzeichen: ein schwerwolkiger, bleigraulicher Himmel, dumpfe Luftstöße in der schwülen Atmosphäre, und eine eigenthümliche, mattweiße Helle einzelner Wolken, Schlimmes fürchten ließen. In der That entschlossen sich im Laufe der zwei Stunden, welche wir in langweiligster Art über die angesetzte Abfahrtszeit hinaus wegen allerhand polizeilicher Scherereien an Bord vertrödeln mußten, gegen zwanzig Personen, ihre schon bezahlten Plätze aufzugeben und an das Land zurückzukehren. Auch ich hätte lieber den Abend in der musikalischen Soirée des gastfreundlichen M.'schen Hauses zugebracht, denn das Wetter wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Aber die bezahlten Ducati, die glücklich überwundenen Abreisemühen, der eigensinnige Widerwille gegen das schwüle Neapel und endlich die Sehnsucht, Sizilien und die Perle seiner Städte, Palermo, zu sehen, siegten über alle Bedenklichkeiten und Befürchtungen. Hatte doch Göthe noch zu dieser Fahrt fast fünf volle Tage und Nächte gebraucht, die ich jetzt bei nicht allzu ungünstigem Wetter in wenig mehr als achtzehn Stunden zurückzulegen hoffen durfte. Dazu gesellte sich noch die heim=

liche Hoffnung, daß sich das Wetter wie immer gegen Abend mehr aufhellen und so eine leidliche Fahrt möglich machen werde: eine Hoffnung, an der ich nach menschlicher Weise um so hartnäckiger hing, je weniger ich im Stande war, für dieselbe irgend einen vernünftigen Grund anzugeben.

Endlich ertönte die Abfahrtsglocke. Der letzte Abschied von theilnehmenden Freunden ward um mich her genommen, hundert gute Wünsche wurden uns aus den zur Stadt zurückschaukelnden Booten zugerufen, während der „Palermo" seine gewaltigen Schaufelräder langsam in Bewegung setzte, und sich durch das wüste Gewirr der auf dem unruhigen Wasser hin und her schwankenden größeren und kleineren Schiffe aus dem Bassin hinaus dem Golfe zuwendete, aus welchem so eben noch einige Fahrzeuge in fliegender Eile vor dem dräuenden Unwetter uns entgegenkamen, eifrig dem Schutz und Schirm des Hafens zustrebend, den wir so eben waghalsig verlassen hatten.

Stadt und Gebirge erschienen in düsterem Nebellichte; Capris scharfe, kühne Umrisse waren kaum noch zu unterscheiden. Nur der Vesuv lag in schwarzer Deutlichkeit zu unserer Linken. Aber der ungeheure Dampfstrom seines Schlundes stieg nicht aufrecht wirbelnd zum Himmel empor, sondern wand sich wie ein kriechender Drache in Schlangenwindungen niederwärts nach Neapel zu den Bergrücken hinab. Das Meer des Golfes war in ungewöhnlicher Bewegung, wie ich es seit zwei Monaten nie gesehen. Seine Farbe ein dunkelschwärzliches Grau, aus dem die einzelnen weißen Wellenkämme gespenstisch aufzuckten. Unter den Passagieren befand sich ein neapolitanischer Flottenkapitain, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte. Auf meine Frage, was er zu dem Wetter meine, erwiederte

er mit dem signifikanten Achselzucken: „Eh! Wenn es ein Sturm wird, so wird er schlimm, denn es ist der erste in dieser Jahreszeit, und diese haben immer die meiste Kraft!" Aber wann wird sich's entscheiden? „Um Sonnenuntergang!" Schlechte Aussicht das! „Nun, der Palermo ist das beste von allen Dampfschiffen, die von Neapel nach Sizilien gehen, darum kann er auch allein die Fahrt unter solchen Umständen wagen!" Das war doch ein Trost, und nur zu bald sollte ich in den Fall kommen, ihn zu brauchen.

Capri war noch nicht erreicht, als der zunehmende Regen schon Alles in die Kajüten hinabtrieb, wo sehr bald eine schwüle Beklommenheit das allgemeine Unbehagen vermehrte. Gegen fünf Uhr ward ein Versuch gemacht, das Diner zu serviren. Aber, obschon dasselbe in dem Preise der Ueberfahrt mit inbegriffen war, stellten sich doch nur wenige zu demselben ein, und auch von diesen wenigen hielten außer mir nur die beiden Kapitaine und ein russischer Obrist einige Zeit Stand. Ich hatte zu Neapel über den Zingaro'schen Fresken im Klosterhofe von San Severino zu frühstücken vergessen, und war von Hettner auf die vortreffliche Tafel des Dampfbootes vertröstet worden. Man speise, hieß es, auf die angenehmste Weise im Freien unter dem Verdeckzelte; Weine und Speisen seien ausgesucht und eine wahre Erquickung nach der schlechten Küche der neapolitanischen Trattorien. Aber diesmal war es anders. Freilich war das Wenige, was in der Hast gereicht wurde, dem Lobe entsprechend. Aber die auf dem Tische tanzenden Teller und Gläser, die umherschwankenden Kellner, und vor Allem das rings umher auf den Divans und in den Schlafkajüten beginnende Stöhnen und Aechzen nebst begleitenden Ausbrüchen anderer schlimmerer Art, machten allem Appe-

tite ein jähes Ende. Ich wagte mich noch einmal auf's Verdeck. Der Nebel qualmte immer dichter um die letzten Küstenspitzen, der beginnende Sturmwind wühlte immer wilder in den Wellen, und der Regen, welcher die Dunkelheit noch vermehrte, ließ mir keine Wahl. Ich balancirte zurück in die Kajüte, erkletterte meine Schlafstelle, unterhalb der, auf dem rings um den Salon laufenden, gleichfalls zu Schlafplätzen bestimmten Divan bereits ein sizilischer Duca stöhnend lag, streckte mich angekleidet aus, und erwartete so in stummer Ergebung mein Schicksal. Es war schrecklich genug. In der Kajüte befanden sich etwa einige zwanzig Passagiere, alle ohne Ausnahme auf ihren Lagerstätten mit der Seekrankheit ringend. Die Nacht war schon vor Sonnenuntergang eingebrochen. Die große Glaslampe ward angezündet, und beleuchtete nun zwölf Stunden lang diesen Ort des Schreckens. Bald nach Sonnenuntergang brach der Sturm mit voller Wuthgewalt über uns ein. Das Schiff war schwer beladen. Hundert und neun Passagiere, zwölf Pferde, eine Menge Güter und Effekten verschiedenster Art, zum Theil zur Meublirung des für die Kaiserin von Rußland gemietheten Palastes in Palermo bestimmt, bildeten seine Ladung, mit der es jetzt gegen die Gewalt von Sturm und Wellen ankämpfte. Denn beide kamen in kontrairer Richtung, aus Südwesten, gerade auf unsere rechte Flanke, und brachten jenes furchtbare Schwanken des Schiffes von einer Seite zu anderen hervor, welches für den menschlichen Organismus die allerunerträglichste Bewegung ist. Dennoch blieb ich allein aus der ganzen Gesellschaft der ersten Kajüte von der Seekrankheit frei, und hatte so Zeit und Muße in Ueberfluß, alle Vorgänge dieser Nacht zu beobachten, und über unsere Aussichten die erbaulichsten Betrachtungen anzu-

stellen. Das Heulen des Sturmes, das Brüllen der gegen die Wandstelle, an der mein Haupt ruhte, anprallenden Wellen, das geradezu menschliche Aechzen und Stöhnen des in allen seinen Fugen krachenden Schiffes, das bald wie ein scheues Roß steil aufbäumte, bald mit verzweifeltem Sprunge sich kopfüber in die Tiefe stürzte, das Hin- und Herrollen der umstürzenden Tische und Bänke, das Klirren zerschmetternder Gläser, Flaschen und Geschirre, das tolle Getrampel und Gestöhn der in ihren eisenbeschlagenen Holzkäfigen hin und her geschleuderten Pferde bildeten ein Conzert, welches, verbunden mit dem ächzenden Jammer um uns her, mit dem Gekreisch der Kinder und Frauen in den Seitenkabinen wohl für einen musikalischen Höllenbreughel erster Sorte gelten konnte. Dazu waren wir augenscheinlich in Gefahr. Das Schiff konnte seine hundertundfünfzig Pferdekraft wegen des ungeheuren Wellenganges so gut wie gar nicht gebrauchen, da die eine Radseite immer, statt im Wasser, in der Luft arbeitete. Ein kleines Segel, das der Kapitain beizusetzen wagte, brachte nur eben so viel Wirkung hervor, daß das Schiff noch dem Steuer gehorchte.

Eigenthümlich grausenhaft war mir in dieser Nacht der furchtbare Kontrast unserer Umgebung in der Kajüte mit der außerhalb derselben spielenden Scene. Jene bot mit ihrem Roccocoschnitzwerk, ihrem vergoldeten Getäfel, Spiegeln und Divans, allen Luxus einer sicheren Festlandswohnung dar, während das entfesselte Element da draußen doch in jedem Augenblicke das grausesGte Verderben in diesen Raum bringen konnte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber ich empfand eine Art von Empörung darüber, daß der rohen Naturgewalt solche spottende Macht über den Menschen, der sich ihren

Herrn rühmt, gegeben sein könne. Daneben schweiften meine Gedanken aber auch in die Heimath und zu den Meinen. Zuletzt blieben sie mit wunderlicher Beharrlichkeit an dem versäumten heutigen Musikabende im Palazzo del Buono auf dem Toledo zu Neapel haften. Und die Betrachtung: wie wohl es mir thun würde, statt des oben geschilderten Conzertes den lieblichen Tönen und Klängen im behaglichen Saale bei Eis und Champagner zu lauschen, gewann in meiner Phantasie eine solche Lebendigkeit, daß ich auf Augenblicke die Gegenwart ganz darüber vergaß. Endlich machte ein kurzer, fieberhafter Schlaf, den ich durch das mechanische Abstraktionsmittel des Zählens herbeiführte, allen Gedanken ein Ende. Als ich erwachte, glaubte ich, es sei Morgen. Es war aber erst zehn Uhr desselben Abends. Ich hatte vergessen, daß ich schon um halb sechs Uhr meine Nacht begonnen hatte. Von da an gelang es mir nicht mehr, die wohlthätige Betäubung eines Halbschlummers zu gewinnen, und ich brachte eine Nacht zu, die ich für die längste meines Lebens hielt. Zum Glück war das Gitter meiner Schlafkabine ein Schutz gegen das Hinunterfallen, welches sonst bei dem wilden Schwanken des Schiffes eben so leicht möglich als für meinen Hals gefährlich hätte werden mögen. Von den auf der Divanrunde liegenden Unglücklichen rollte immer einer nach dem anderen zum Boden hinab, und nur die wenigsten hatten Fähigkeit, sich wieder aufzurichten. Es war eine wahrhaft diabolische Verwirrung. Die Flüche meines Nachbarn, eines jungen Franzosen, begleiteten die Stoßgebete zweier höheren sizilianischen Geistlichen, welche nebenher die Versammlung der Scienziati, die sie nach Neapel gelockt hatte, in den Abgrund verwünschten.

Endlich, endlich brach der Morgen an, d. h. eine Art

ungewisser Dämmerschein, der dafür gelten sollte. Mit Gefahr, Arm und Bein zu brechen, oder die unter mir Liegenden und sich auf dem Boden Windenden zu verletzten, kletterte ich aus meiner Schlafkoje hinunter, und gelangte nach allerhand Irrfahrten endlich an die Thür der Kajüte. Noch immer rasete das Unwetter, aber ich wollte doch mit eigenen Augen sehen, wie es stehe, und wenn es zum Aergsten käme, mindestens nicht in der Kajüte ertrinken. Auf der Treppe begegnete mir der russische Oberst M., der meinen Gedanken gleichfalls gehabt und ausgeführt hatte. Ist's auszuhalten oben? fragte ich. „Es sieht furchtbar aus!" war seine einzige Antwort, mit der er an mir vorbei in die Kajüte hinab balancirte. Und furchtbar allerdings war der Anblick. Bisher kannte ich die vom Sturme himmelangethürmten Wogenberge und die dazwischen gähnenden, schwarzen Abgründe nur aus Reisebeschreibungen, wo man sie auf dem Sopha liegend wie Delikatessen genießt. Aber ich kann Dich versichern, daß ich hier, wo ich diese Dinge zum ersten Male in der Wirklichkeit um mich her sah, völlig andere Empfindungen verspürte. Es war mir zuweilen, als lege sich ein feuchter Flor über meine Augen, und nun erst verstand ich, was Horaz in seiner Ode an das Schiff, welches seinen Virgil nach Griechenland tragen sollte, mit seinem „siccis oculis" so vortrefflich bezeichnet hat. Die Tintenschwärze der ungeheuren Massen, welche sich wie wandelnde Festungswälle auf das Schiff stürzten, stach furchtbar ab gegen den weißen Gischt, welcher Drachenkämmen gleich ihre Häupter krönte. Nur ein blaugrüner Streifen bezeichnete den Gang des schwer arbeitenden Schiffes, dessen Verdeck einmal über das andere die Wasserströme überflutheten.

Und der Himmel! Hier konnte man verlernen, an ihn

zu glauben, so wenig war davon zu sehen. Von einem Horizonte war auch nicht zu reden, denn Himmel und Meer gischten und qualmten ineinander. Auf dem Deck war außer dem Kapitain und der dienstthuenden Schiffsmannschaft Niemand zu sehen. „Wie geht das Schiff?“ Der Kapitain gab dem logauswerfenden Manne, welcher mir eben meine Frage mit der Zahl von wenigen Miglien, wie ich später erfuhr, beantworten wollte — es war ein deutscher Matrose — einen Wink zu schweigen. Camina poco! Signor, camina poco *)! war Alles, was er mir auf meine Frage, ob wir wohl Hoffnung hätten, heute Palermo zu erreichen, erwiederte.

Von den zwölf Pferden waren zwei in der Nacht krepirt, sie wurden in's Meer gewälzt, den Haifischen eine willkommene Beute. Viele der übrigen waren durch Quetschungen jammervoll zugerichtet.

Erst gegen ein Uhr Mittags begann der Sturm sich etwas zu legen. Bis dahin waren ich und der Russe die einzigen Passagiere auf dem Deck. Wir hatten uns in der Nähe des einen Mastes eine Stätte bereitet, auf der wir uns an Tauen festhielten, entschlossen, daß Aeußerste des Unwetters zu dulden, ehe wir wieder in den Höllenbrodem der Kajüte zurückkehrten. Gegen die Seekrankheit blieb ich nach wie vor gefestet, und das war kein geringer Vortheil.

Gegen drei Uhr Nachmittags zeigten sich die ersten dämmernden Umrisse Siziliens in der Form von starken Wolkenbänken. Allgemach ließ sich auch die Sonne blicken, und ihre ersten Strahlen fielen mir ordentlich tröstlich in's Herz. Es

*) Es — (das Schiff) — kommt wenig vorwärts, Herr!

war mir, als ob vor dem goldenen Glanze des heiligen Tagesgestirnes der wüste Gräuel des Sturmes nicht bestehen könne. Das Meer arbeitete zwar noch fort, aber die eigentliche Gefahr schien vorüber, und statt der gießenden Regenströme hatte man höchstens noch mit einigem Spritzwasser zu kämpfen. Als ich so mit beruhigtem Gemüthe auf die schwarzblaue Furche zurückblickte, welche das Schiff in seinem Laufe hinter sich ließ, war es mir doch ein eigenthümliches Gefühl, daß Italien, welches bisher die südlichste Gränze für meine Reisephantasie gebildet hatte, jetzt um so viele Meilen hinter mir lag. Die Weltgänger von Profession werden den Neuling belächeln, aber ich empfand mich plötzlich gleichsam doppelt weit von der lieben Heimath geschieden, und eine unbezwingliche Sehnsucht kam über mich.

Da klopfte mir Jemand auf die Schulter. Der Kapitain stand hinter mir. „Ihr seid brav gewesen, Signor, diese Nacht und diesen Morgen! In zwei bis drittehalb Stunden ist's überstanden. Jetzt seht Ihr aber, fuhr er fort, was der „Palermo" für ein Schiff ist. In dieser Nacht hat er sein Meisterstück gemacht. Volete?" setzte er hinzu, indem er mir eine Handvoll roher Kastanien präsentirte. Ich nahm davon dankend, obschon es mir nicht gelingen wollte, den Appetit zu theilen, mit welchem er die seinen verspeis'te. Das bronzebraune, zuversichtliche Gesicht dieses, wie ich in Neapel und Palermo später hörte, ausgezeichneten Seemannes war mir eigentlich ein Haupttrost gewesen. Der russische Oberst gestand mir, daß es ihm eben so gegangen. Eines Scherzes muß ich dabei gedenken, den mir der Letztere erzählte. Ein anderer Russe fragte gestern Abend kurz vor dem Ausbruche des Sturmes den alten Kapitain etwas ängstlich: was er von

dem Aussehen der See halte? Don Stefano Trifiletti erwiederte halb scherzend, halb ärgerlich: „Eh! hier oben auf sieht es schon ganz gut aus, aber da unten wird's schlimmer aussehen!“ Das erschreckte den Moskowiten dermaßen, daß er augenblicklich seekrank wurde, und jeden Augenblick den sicheren Untergang des Schiffes erwartete.

Endlich lag Palermo vor uns. Ein ungeheures Gebirgshufeisen, dessen rechter Ausläufer, der wunderbar gezackte, vielgipflige Monte Pellegrino, sich mit kühnem Schwunge fast steilab in die See senkt, während auf der entgegengesetzten Seite Capo Zafferrano mit seinen zahlreichen Felshäuptern sich wie ein Speer lang hin in die blauen Fluthen streckt — umschließt die meilenweite, lachende Ebene, wohl mit Recht „das goldene Becken,“ Conca d'oro genannt, in welchem die Stadt von Osten nach Westen hingestreckt aus den Orangenwäldern, die sie umgeben, ihre prachtvollen Kuppeln, Thürme und Zinnen in die Luft erhebt. Bald umwimmelte uns ein strudelndes Gedränge von Booten und Barken aller Art, aus denen sich eine wahre Stromfluth habgieriger Polizeisoldaten, Facchini, Gasthofsdiener und dergleichen Gesindel über das Schiff ergoß. Nirgends, selbst nicht in Livorno, erlebte ich so arge Scenen. Es war vollständig, als sei das Schiff von Piraten geentert. Noch jetzt weiß ich kaum, wie ich mit meinen Habseligkeiten nicht zehnmal in's Wasser geschoben und gestoßen worden bin, zumal da ich mich vor Schwindel kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Endlich war auch dies überstanden. Ein kleines Segelboot führte mich in einer starken Viertelstunde an den Kai. Durch das berühmte, ungeschlossene Thor, die Porta Felice, in die Stadt gelangt, fand

ich in der Città di Londra an der Piazza Marina bei Don Lorenzo Tomaselli den ersehnten Ruheplatz. —

Kaum ein wenig umgekleidet trieb es mich wieder hinaus an das Meer. Die Sonne war eben im Begriffe sich hinter den Kranz der westlichen Gebirge zu senken. Auf der Marina, dem prachtvollen Kai, welcher sich fast in der halben Länge der Stadt von der Hafenbucht bis an das zweite Thor hinstreckt, wogte die schöne und vornehme Welt in brillanten Equipagen, untermischt mit Reitern auf schönen Pferden und flinken Eseln auf und ab. Ich aber hatte nur Sinn für das Meer, welches jetzt unter der reinsten Himmelsbläue, bei völliger Luftstille doch noch immer seine wildbewegten Fluthen in gewaltigen Wellenzügen schäumend gegen die hohen Mauern des Kais schmetterte, daß der Wassergischt oft haushoch über denselben emporbraus'te. An einigen Stellen ergossen sich einzelne Wasserstürze oft im Bogenschwunge hoch über den Fußgängern auf dem breiten, quadergepflasterten Trottoir hinweg bis in den Fahrweg, von wo sie dann in selbstgegrabenen Rinnsalen wieder durch die unterirdischen Abzugsröhren des Kais in's Meer zurückflossen. An einer der Bogenweitungen, welche von etwa hundert zu hundert Schritten die gerade Linie des Kais unterbrechen, und auf Marmorsitzen zum Ausruhen einladen, stand eine dichte Menschenmenge versammelt. Ein schöner Jagdhund war aus einem Boote in's Meer gefallen, und ward schwimmend von den Wellen gegen das Ufer getrieben. Aber hier erwartete ihn der grausamste Tod. Denn in dem Augenblicke, als das arme Thier einen Felsblock erreicht und erklommen hatte, deren eine Menge aus dem Wasser ragen, riß ihn eine neue Welle hinab und schleuderte ihn wieder und immer wieder gegen die Felszacken und

gegen die Mauer hin und her. Ich fühlte einen leisen Schauder bei dem Gedanken, wie leicht das auch unser Schicksal hätte sein mögen, und wendete meine Augen ab von dem grausamen Schauspiele.

Ueber den Monte Pellegrino hatte sich unterdessen die letzte Gluth des südlichen Sonnenuntergangs gelagert, in deren Scheine sich seine zackigen Gipfel und fein geschwungenen Linien wunderbar gegen das tiefe Blau des Himmels abhoben. Ueber den Häuptern der südwestlichen Gebirge im Rücken der Stadt ballten sich einzelne Wolkenmassen dunkel empor, die Bergkuppen gleichsam nach einander in den Aether hinauf fortsetzend. Nach der Seite des Cap Zafferrano hin entdeckte ich mit bewaffnetem Auge den Gipfel des Monte Gibello. Gebirgsformen, Farben, Luft und Licht, die Menschen und ihre Physiognomien und Trachten, Hafen, Schiffe und Barken, die Architektur der mit ihren schimmernden Marmorfronten dem breiten Strandwege zugekehrten Paläste und Thore, die Vegetation in den anstoßenden Gärten und Terrassen, alles schien mir einen neuen, fremdartigen, orientalischen Charakter zu tragen. Und der weite, durch nichts als durch den feinen Saum der Horizontlinie des Meeres begränzte Ausblick vollendete ein Bild, dem nichts, was ich auf dieser Reise gesehen, selbst Neapel nicht, an die Seite gestellt werden mag.

Den 29. September.

Die Stadt ist in's Kreuz gebaut. Zwei lange, schnurgerade Straßen, der Cassaro oder Toledo, vom Meere her-

wärts sanft gegen das Gebirge zu aufsteigend, und die Via Macquedo, durchschneiden sich ohngefähr auf der Hälfte ihrer Länge im rechten Winkel. Der Punkt, wo sie zusammentreffen, heißt Piazza di Quattro Cantoni. Von der Mitte dieses achteckigen Platzes aus, welchen vier Brunnen und eben so viele Statuen spanischer Beherrscher Siziliens schmücken, sieht man die vier Hauptthore der Stadt; östlich das Meer und nach den übrigen Seiten zu das Gebirge. In diesen beiden Straßen, vor allem im Cassaro (der Name Toledo wird nicht gern gehört) wogt das bunteste Leben, erheben sich die stattlichsten Paläste, vereinigt sich in Bazars und Gewölben der größte Luxus. Dagegen fand ich die meisten Nebenstraßen Palermos kaum weniger krumm und winklicht, unreinlich und schlecht gehalten, wie die meisten Stadttheile Neapels, in dessen Preis ich, wie Du schon weißt, keineswegs mit dem großen Schwarme der Touristen einstimme. Palermo gebe ich, selbst was die Schönheit der Lage anbelangt, jedenfalls den Vorzug. Palermo gleicht einer Fürstin, Neapel einer Maitresse. Jenes voll Adel, Charakter und Hoheit, dieses überladen mit Schmuck, kokett und würdelos. Das ganze neapolitanische Wesen und Treiben entbehrt überhaupt gar zu sehr alles ernsten Hintergrundes. Es erscheint durch und durch possenhaft, ein stets unruhiger, mit Armen und Beinen zappelnder Pagliasso. Dazu der unerträgliche, nervenzerrüttende Lärm der ewig von einem vulkanischen Menschengetose durchbraus'ten Stadt, und außer dem Posilipp und Capo di Monte für Spaziergang oder Fahrt gar keine Flucht aus diesem unerträglichen Getose möglich. Denn alle die Ortschaften bis Castellamare hinaus sind eben nur endlos fortgesetzte Vorstädte Neapels, deren Ausdehnung Auge und Phantasie ermüdet.

Palermo dagegen hat den Vorzug der schönsten Begränzung durch ein Gebirge, dessen malerische Formen vielleicht durch nichts in der Welt übertroffen werden, während zugleich sein Golf, nicht wie der neapolitanische durch Inseln geschlossen, die unbegränzte Aussicht auf die Unendlichkeit des Meeres bietet. Die Umgebung der Stadt, das ganze breite, leise ansteigende Thal, in dessen Schooße sie hingestreckt liegt, ist ein großer Garten. Schattige Kühle, Ruhe und ländlicher Frieden bald von jedem Theile der Stadt aus erreichbar.

Ich habe für heute mich erst im Allgemeinen zu orientiren gesucht. In der Stadt steht Kirche an Kirche, Kloster an Kloster. Man rechnet die Anzahl geistlicher Personen beiderlei Geschlechts gegen vierzigtausend. Da Palermo etwa hundertfünfzigtausend Einwohner hat, so käme etwa je auf drei weltliche Seelen eine geistliche. Die Angabe mag übertrieben sein, auch weiß ich dafür keinen anderen Gewährsmann als Förster anzuführen. Soviel aber ist gewiß: von den erwachsenen Männern, die ich auf der Straße sehe, sind immer ein Drittel Pfaffen oder Mönche. In der Trattoria, wo ich heute zu Mittag speis'te, war sogar die Mehrzahl Geistliche, lauter feistes, wohlgemuthes, behagliches Volk. Sizilien ist das Pfaffenparadies. Hier leben sie unangefochtener von allen Bewegungen der Zeit, als das selbst in Rom möglich ist; denn hieher dringt noch nicht der leiseste Wellenschlag des Zeitstromes. Die Nonnen dürfen bekanntlich ihre Klöster, welche hier ungemein zahlreich sind, nicht verlassen. Dafür liegen aber diese entweder selbst an den Hauptstraßen und Plätzen, oder stehen durch bedeckte Gänge in Verbindung mit Palästen und Häusern am Cassaro und an den Promenaden, welche entweder ganz oder theilweise, namentlich die oberen

Stockwerke, Eigenthum der Klöster, und an den bauchigen Eisengittern ihrer oberen Gallerien und Fenster kenntlich sind. In diesen hohen, vergitterten Gallerien ergehen sich die frommen Schwestern, und nehmen ihren Antheil an Luft, Licht, Leben und Freiheit der Welt da unten durch die Eisenstäbe ihrer Kerker zu sich. Als ich heute langsam den Cassaro auf und nieder schlenderte, sah ich überall die schwarz und weiß verschleierten Gestalten hinter diesen vergitterten Balkonen sich bewegen, und verwundert meinem breiten, grauen Sommerhute nachschauen, der ihnen inmitten der fashionablesten Straße und zur Zeit der Promenade auffallen mochte.

Was ich von der Bauart gesehen, hat bei weitem mehr Würde, Charakter und historische Physiognomie als in Neapel. Byzantinische und normannisch-maurische Architekturformen treten vielfach entgegen. Nur von dem griechisch-römischen Alterthum ist jede Spur verschwunden. Dafür bot mir aber das Museum der Skulpturen Ersatz, welchem ich meinen ersten Gang heute Morgen zuwendete. Es befindet sich in dem Universitätsgebäude, in welchem auch die Gemäldegallerie aufgestellt ist. Nach einer flüchtigen Durchmusterung der letzteren, die keine bedeutende Ausbeute gewährte, ließ ich mir sogleich den Saal aufschließen, in welchem die berühmteste aller antiken Bronzegruppen: der Herkules, welcher den Hirsch erjagt hat (gefunden zu Pompeji) ihren Platz erhalten hat. Sie verdient ihren Ruhm, und ist wirklich die Krone aller gleichartigen Kunstüberreste, welche ich in dem in seiner Art einzigen Museum der antiken Bronzen zu Neapel gesehen habe.

Der Hirsch ist so eben gestürzt. Herkules, welcher ihn niedergejagt hat, drückt mit seinem linken Knie, das er dem

Thiere zwischen Rücken und rechtes Hüftblatt des auf der linken Hüftseite liegenden Hinterleibes gestemmt hat, den Hirsch gegen den Boden, während er mit den gewaltigen Händen die beiden Hörner desselben erfassend, ihm Kopf und Hals gewaltsam nach der rechten Seite aufwärts biegt. Das Erste, was den Beschauer dieser köstlichen Gruppe wunderbar ergreift, ist der Ausdruck von Schmerz und Todesangst in Mienen und Augen des bewältigten Thieres. In der Lage des Leibes ist das völlig Ueberwältigte, gänzlich Widerstandlose vortrefflich ausgesprochen. Der linke Hinterlauf derjenigen Seite, auf der die Last des niedergeworfenen Leibes ruht, ist lang am Boden hin zurückgestreckt. Der rechte zuckt zusammengebogen in der Luft, gegen den Leib auf. Die Bewegung der Vorderläufe ist gleichsam das schwache Nachzucken des letzten Sprunges, bei welchem ihn der Gewaltige erhaschte. Nicht minder vortrefflich ist die Gestalt des Herkules. In ihm sehen wir die höchste Stärke der menschlichen Bildung, die unwiderstehliche Kraft des göttergleichen Heroenleibes, als federkräftige Gewandtheit erscheinend. Es ist der letzte Sprung des windschnellen Läufers, mit welchem er das flüchtigste der Thiere des Waldes erreicht hat. Sein rechter Fuß streckt sich frei und kräftig zurück, während der linke Hinterlauf des Thieres unter der Wucht seines Ueberwältigers regungslos gelähmt am Boden geheftet ist. Mein freundlicher Begleiter, ein Sizilianer, der Genremaler Tripi aus Palermo, machte die Bemerkung, daß die Läufe des Thieres gegen den Leib desselben fast zu schwach erschienen. Das sind sie auch, rein naturalistisch betrachtet, in der That. Bald aber fand ich, daß dieser Fehler — wenn man ihn so nennen darf — künstlerische Absicht sei. Leib und Hals sind nämlich von der

übermäßigen Anstrengung des Laufes und von der schwer athmenden Todesangst des Thieres über ihr Maaß aufgetrieben, und die gewaltsame Lage des am Haupte zurückgebogenen und hinten festgehaltenen Leibes trägt dazu bei, diesen Ausdruck übermäßiger Anschwellung zu verstärken, durch welchen somit der Leib, gegen die Beine gehalten, unverhältnißmäßig stark erscheint. Dasselbe Thier im freien Lauf gesehen, würde mit denselben Gliedern durchaus als harmonische Bildung erscheinen. Also auch hier derselbe wunderbare Natursinn der Alten! — Die ganze Gruppe ist nur etwa zwei Fuß hoch. Aber dennoch erscheint dieser Herkules in höchster Elastizität der Bewegung so herkulisch, wie es der ruhende Farnesische in Neapel nur irgend sein kann. Besonders in Kopf und Hals ist die heroische Kraft ausgedrückt. Man wird lebhaft an die Schilderung erinnert, welche der römische Dichter Statius von dem nur einen Fuß hohen Herkules Epitrapezios, dem Meisterwerke des Lysippos entwirft. Und welches feine, schwungvolle Muskelspiel an diesem göttlichen Leibe! Seit ich diese Gruppe und die neapolitanischen Bronzen gesehen, begreife ich, wie die Alten dazu kamen, die Bronzekunstarbeit selbst dem Marmor vorzuziehen. Denn kein Marmor erreicht freilich dieses feine Leben, welches auf der dunklen Bronze in den wunderbarsten Lichttönen und Reflexen spielt *).

Vor der Gruppe steht ein länglich vierecktes Marmorbecken, das zusammen mit derselben in Pompeji gefunden ward, und in welches aus dem Munde des Hirsches durch eine kleine Metallröhre das Wasser eines Gartenspringbrun-

---

*) Näheres über das Kunstwerk siehe in: Torso von Ad. Stahr Th. II. S. 27. (Anmerk. zur 3. Ausg.).

nens strömte. Wie aber ist dieses pompejanische Alterthum nebst noch einigen anderen, minder bedeutenden, hieher nach Palermo gerathen, da es doch in die neapolitanische Sammlung des Museo Borbonico gehört? Der Custode erzählte so. Der verstorbene König Francesco, welcher sich für Kunst sehr interessirte, habe diese Bronzen nebst den Abgüssen der schönsten antiken Statuen in seine Privatsammlung aufgenommen, die ihn auch, wenn er Palermo besuchte, stets begleitete. Bei seinem Tode befand sie sich in Palermo. Sein Nachfolger, welcher die Transportkosten sparen wollte, verordnete, daß sie dort verbleiben solle, und schenkte sie der Universität.

In den unteren Stockwerken des Universitätsgebäudes befinden sich die unschätzbaren Reste griechischer Kunst aus der Zeit vor Phidias, die sogenannten selinuntischen Reliefs: Skulpturen zur Verzierung der Außenseiten dreier griechischer Tempel der Stadt Selinus in Sizilien, aus sehr verschiedenen Zeiten. Auch einige antike Statuen, die in Sizilien gefunden worden, sind dort aufbewahrt, sowie das Frontispiz eines kleinen Tempels der Fortuna zu Selinus, an dessen Fries noch die bunte Bemalung in schönen blauen und rothen Farben sichtbar ist.

An den Reliefs ward es mir recht klar, wie auch bei den Hellenen die Kunst nur sehr allmälig und nicht ohne harten Kampf sich von der rohen Starrheit des religiös Typischen zur Schönheit befreit hat. Die ältesten Skulpturen sind nämlich noch außerordentlich roh und barbarisch, und doch

gehören sie einer Zeit an, wo die Kunst in der Architektur schon sehr weit zur Schönheit vorgeschritten war. Freilich war sie in der Architektur nicht wie in der Skulptur gefesselt und gehemmt durch den leidigen, götzendienerischen Aberglauben, dessen religiöser Fanatismus die plastische Kunst zwang, an dem einmal Hergebrachten und durch Alter Geheiligten in Bildung und Gestalt der Kultidole von Göttern und Heroen festzuhalten, so sehr die Fratzenhaftigkeit derselben auch allem Schönheitsgefühl widerstreben mochte. Denn das credo quia absurdum est gilt auch für die Kunst, wo sie es mit der religiösen Bornirtheit zu thun hat. Je absurder und alterthümlicher eine solche Gestalt der Tradition sich darstellt, für um so bedeutungsvoller, wirksamer und göttlicher gilt sie dem religiösen Bewußtsein der Masse, welche immer das Alte verehrt, weil es alt ist. Ja, es ist nur eine nothwendige Konsequenz, wenn der religiöse Fanatismus so weit geht, daß die gemäßigste, die allein würdige Form, in welcher das Göttliche sinnlich erscheinen kann, die Form der Schönheit ihm für Versündigung an seinem Götzen gilt. Und ist es denn im Gebiete der religiösen Erkenntniß nicht ebenso? Der Christus, welcher als Zauberer mit Jongleurkünsten auftritt, Wasser in Wein, Meer in Land, Todte in Lebendige verwandelt, dieser gespenstige Magier ist „der wahre Gott." Aber der Mensch, der das Ideal seiner Gattung an sich verwirklicht, welcher sich für die Idee der Humanität opfert, der ist eine Ausgeburt frevelnder Philosophie! —

Hier in Italien sehe ich erst, wie doch auch im griechischen Alterthume das Fratzenthum in der bildenden Kunst — das religiös dogmatische nämlich — stets neben der Kunst göttlicher Menschenbildung, selbst in der Zeit ihrer höchsten

Blüte, fortgewuchert hat. Doch zuletzt nur vorzugsweise in kleineren Fabrikarbeiten. Die dogmatische Religion hat es niemals ehrlich mit der Kunst und Schönheit gemeint. Denn Schönheit und Kunst haben ein befreiendes Element in sich, dessen Menschlichkeit allem transzendenten Uebermenschlichen feindlich sein muß. König Ludwig von Baiern mag die schönsten Madonnen und Heilige in seine Kirchen malen lassen, die Pfaffen wissen recht gut, warum sie unter und neben sie ihre alten oder neuen Holzpuppen in Sammet, Seide und Zindel gekleidet auf die Altäre stellen, und diese Fratzen, nicht jene schöne Kunstgestalten, von ihren Gläubigen anbeten lassen.

Die alten selinuntischen Tempelreliefs mögt Ihr Euch etwa in der Weise unserer Holzschnittbilder in den alten Bibeln und Volksbüchern denken. Sie sind Ueberbleibsel von drei verschiedenen Tempeln, und sämmtlich in Tuffstein gearbeitet. Nur bei denen des dritten Tempels finden sich Hände und Füße von Marmor angesetzt. Selinus ward um 608 v. Chr. gegründet und schon zweihundert Jahre später von den Karthagern zerstört, ohne je wieder aufgebaut zu werden. Darnach bestimmt sich die Zeit dieser Bildwerke, namentlich der ältesten, die aus den Trümmern eines der drei Burgtempel hervorgezogen wurden. Sie stammen aus der Zeit Solons, kurz vor dem Auftreten der Bildhauer Dipoenos und Skyllis, mit denen die Kunst aus der alten Starrheit sich zu erheben begann. Diese selinuntischen Reliefs sind die einzigen Ueberbleibsel jenes älteren Styles, deren Zeit sich mit Sicherheit angeben läßt, und sie sind zugleich die ältesten vollständig beglaubigten Urkunden der ältesten dorischen Kunst.

Die Reliefs des ältesten Tempels sind: 1) Herkules Melampygos mit den besiegten Kerkopen. 2) Perseus, wie er in Gegenwart der Athene die Medusa mit abgewandtem Gesichte beim Schopfe ergreift und tödtet. In diesen ältesten Darstellungen griechischer Plastik ist Alles noch durchaus roh und von der Schönheit entfernt. An dem Herkules sind die unteren Theile der Beine ganz unverhältnißmäßig schwach gegen die Oberschenkel, welche dagegen, so wie die ganze Partie gegen die Weichen hin, übertrieben stark erscheinen. Auch die Brust des Heroen ist von vollen, an das Weibliche gränzenden Formen. Das Schwert, welches er gegen alle Ueberlieferung trägt, hängt auch wunderlich horizontal über den oberen Theil des Rückens. Die beiden besiegten Kerkopen hat er an einem Stabe über der linken Schulter hangen. Bei Nr. 2. ist die Medusa eine ganz abenteuerliche Holzschnittfratze, der Kopf, wie ihn Kinder auf die Schiefertafel malen. Die Augen sind bei allen übrigen Figuren geschlossen, aber stark hervorquellend. Die Haare auffallend an ägyptische Bildung erinnernd. Die Kleidung besteht bei der Minerva in der bekannten, starr konventionell gefältelten Gewandung, bei dem Perseus in einem leichten Schurz, und in einer rohen Andeutung der Schienen an den Beinen. Der Ausdruck hat bei allen diesen Figuren etwas Erstarrtes, wie von Schlafenden oder Schlafenwollenden. Es ist, als ob die ersten Werke der Kunst auch, wie gewisse Thierarten, blind geboren würden.

Ein drittes Relief desselben Tempels zeigt eine Biga, mit je einem Reiter zu beiden Seiten, wodurch sie auf den ersten Blick das Ansehen einer Quadriga erhält. Wagen und Pferde sind meist gut erhalten, die lenkende Figur aber am Obertheil bis auf den Kopf und eine Hand zerstört. Die

Arbeit ist hier auffallend besser. Die Pferde in kühner Verkürzung gerade auf den Beschauer zuschreitend, lassen doch alle vier Füße sehen. Die Füße, Hufe ꝛc. sind sehr sorgfältig behandelt, die Köpfe klein, und der ganze Bau der Leiber Beweis von bedeutendem Naturstudium.

Reste eines zweiten Tempels sind zwei Reliefs, siegreiche Amazonen darstellend. Beide haben ihre Gegner niedergeworfen. In dem einen dieser Reliefs liegt der verwundete Krieger auf dem rechten Knie, und stützt sich, wie im Fallen begriffen, mit der linken Hand, deren erste Finger ausgestreckt sind, gegen die Erde. Der andere, abgebrochene Arm wird abwehrend erhoben gewesen sein. Beide Reliefs sind nämlich in der Mitte durchgebrochen, und von den Amazonen ist nur der untere Theil bis zum Gürtel erhalten. Aber trotz dieser Verstümmelung ist doch ein eigenthümlich kühner Schwung in Haltung und Bewegung erkenntlich, der gegen die steife Ungelenkheit und den an das Grotesk-Komisch streifenden Ausdruck jener früheren vortheilhaft absticht. Die Amazone in dem anderen (vierten) Relief setzt dem gefallenen Krieger den Fuß auf den Leib. Ihre Gewandung ist vortrefflich, und mit einer Freiheit und Feinheit der Motivirung behandelt, welche sich in keinem der übrigen Reliefs in solchem Maaße wiederfindet. Die Formen des zurückstehenden, linken Oberschenkels schimmern in voller Klarheit durch das durchsichtige, hier nur in leisen Wellenlinien von ein Paar Querfalten zurückfließende Gewand. Die stärkeren Gewandungsfalten sind nicht minder wahr und gefühlt, voll Bewegung und Leben. Konventionelle Faltung erscheint nur an den Obergewändern.

Bei den Figuren der besiegten Krieger treten die Geschlechtstheile merkwürdig absichtlich hervor und unter der Be-

kleidung heraus. Der in Nr. 4. liegt rücklings auf den linken Arm gestützt, indem er mit der Rechten den Todesstreich abwehrt. Sein Haupt, dem der Helm entgleitet, hängt nach hinten über. Das Gesicht, in welchem sich der Ausdruck des Angstschreis bemerklich macht, ist spitzbärtig wie bei den Troern unter den Aegineten. Auffallend war mir die verschiedene Behandlung der Füße. Bei der weiblichen Figur in Nr. 4. ist der Fuß mit besonders langen Zehen unschön. Wie er auf den Leib des niedergestürzten Gegners gestemmt ist, scheint er denselben gleichsam mit den Zehen festzuhalten. Dagegen ist der Fuß der Amazone in Nr. 3. wahrhaft schön geformt, mit hohem Spann und schöngeschwungener Wölbung der Sohle in der Mitte. Ich weiß keine Erklärung für diese Verschiedenheit der Behandlung.

Von dem dritten Tempel sind einige Reliefs der Metopen erhalten. Der Triglyph ist mannshoch, polychrom, roth vorherrschend. Das erste Relief: Minerva, die einen Krieger niederstreckt. Der letztere ist fallend dargestellt. Das Gewand ist typisch starr. Das zweite Relief: Diana straft den Aktäon. Der Akt ist vortrefflich dargestellt. Aktäon, auf den Wink der Göttin von seinen eigenen Hunden mörderisch angefallen ist in verzweifelter Abwehr begriffen. Mit der linken Hand hat er eine der Bestien aufgehoben, und hält die nach seinem Halse schnappende in der Höhe seines Kopfes würgend am Genick, während ihn von unten her die anderen wüthend anfallen. Seine Verwandlung in einen Hirsch ist nur durch einen Hirschkopf mit langem Geweih angedeutet, der sich über seinem Haupte befindet. Drittes Relief: Juno entschleiert ihre Schönheit dem Zeus, der sie mit verliebten Blicken betrachtet, und sie an den linken Arm faßt, um sie sanft zu sich auf

seinen Sitz niederzuziehen. Andere sehen in der Gruppe Jupiter und Semele, oder Herkules und Hebe. Vortrefflich ist auch das vierte Relief: Herkules und die Amazone.

In diesen Reliefs der drei Tempel finden die Archäologen mit Recht Ueberreste von drei verschiedenen Perioden der hellenischen Plastik vor Phidias *). Kugler in seiner Kunstgeschichte nennt die Bewegung dieser letzteren Gestalten „noch etwas schüchtern,“ was von der Gruppe des Aktäon schwerlich gelten kann, in welcher sich die heftigste Bewegung in wahrhaft grandioser Kühnheit ausdrückt. Neben diesen Reliefs sind noch einige andere Reste alter Plastik der Aufmerksamkeit würdig. So die zwei herrlichen, zu Selinus gefundenen Kandelaber, welche zur Seite des sitzenden Jupiters von Solunt aufgestellt sind, deren Figuren von schönster Arbeit; ein stehender kolossaler Jupiter aus Tindaro; drei Kaiserstatuen: Nero und Trajan sitzend, Mark Aurel stehend; der marmorne Faun aus Pompeji, Wasser aus einer Schale gießend, u. a. m.

Nachmittags wanderte ich in Begleitung einiger Herren aus Palermo, unter welchen zwei Professoren, nach der Zisa. Dies ist ein an die tausend Jahre altes, aber noch wohl erhaltenes, arabisches Schloß, nordwestlich vor der Stadt. Denn die Araber waren über drittehalbhundert Jahre Herren auf Sizilien, ehe der kühne Normannenkönig Roger sie gegen das Ende des elften Jahrhunderts vertrieb, und Palermo war der

*) Vgl. Torso von Ad. Stahr Th. I. S. 91 ff. (Anmerk. zur 3. Ausg.).

Mittelpunkt ihrer Macht. Die Zisa ist ein hoher gewaltiger Würfel, zu dessen beiden Seiten ein langer, thurmartiger Vorsprung viereckt hervortritt. Außen spitzbögig überwölbte Fenster. Die Fensteröffnungen selbst sind wohl neueren Datums. In der Mitte des Inneren eine reich dekorirte Halle. Unten eine Brunnenhalle mit Säulen, Mosaiken und arabischen Inschriften. Eine Fürstin Sciarra bewohnt einen Theil des mittleren Geschosses. Oben auf dem platten, von Zinnen gekrönten Dache genoß ich der entzückendsten Aussicht über Gebirge, Stadt und Meer, die in schönster Abendbeleuchtung vor uns lagen. Herrliche Wolkenformen hingen wieder über den Häuptern der stolzen Bergriesen im Rücken der Stadt. Rings umher unübersehliche Oelpflanzungen, Wein- und Orangengärten. Einzelne Palmen erhoben sich aus den Lustgärten der Großen. An der Zisa selbst steigt eine Pinie empor, deren Krone dicht an die Zinnen des Schlosses reicht. Das giebt von unten gesehen ein reizendes Bild.

Außer der Zisa ist nur noch ein einziger arabischer Palast vorhanden, die Cuba, zur linken Seite des Weges, der nach Monreale führt. Ich sah sie später und fand sie ganz verwüstet. Sie dient gegenwärtig als Kaserne und Hospital. In Boccaccio's Novellen (V. Nov. 6) wird der Palast erwähnt als Residenzschloß König Federigo's.

Unser Rückweg führte uns durch das Olivuzzo, eine Art Gartenvorstadt, wo gerade Korso gehalten ward. Eine große Menge Arbeiter waren eifrig beschäftigt, Fahrweg und Wandelgänge der Alleen in einen etwas weniger verwilderten Zustand zu setzen, zu Ehren der russischen Kaiserin, welche von Tage zu Tage hier erwartet wird. Sie wird in dem hier gelegenen Sommerschlosse der Fürstin Butéra wohnen, welche, eine

geborene Russin, der Kaiserin Palast und Garten zur Verfügung gestellt hat. Unmittelbar an beide stößt der Garten und Palast des um die Erforschung von Siziliens Alterthümern sehr verdienten Duca Serra di Falco, den ich, sobald er von Neapel zurückgekehrt sein wird, aufsuchen werde, da ich ihm durch die Güte des Herrn Kestner, hannoverschen Ministers zu Rom, empfohlen bin.

Im Gespräche mit meinen Begleitern, den freundlichen Palermitanern, passirte ich übrigens als ein Professor aus Edinburgh und Landsmann della famosa regina Maria Stuarda, wie der eine alte Herr mit Emphase hinzusetzte. Das kommt davon, wenn man in Sizilien ein oldenburger Patriot sein, und ihnen begreiflich machen will, daß es ein Oldenburg in der Welt giebt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Identität von Edinburgh und Oldenburg im Gehör und Bewußtsein meiner Freunde aufzuheben, ergab ich mich in mein Schicksal, die oldenburgische Nationalität für die Dauer meines palermitanischen Aufenthalts mit der schottischen vertauschen zu müssen. Gewöhnlich treffe ich sonst den Ausweg, mein Vaterland Germania zu nennen. Fragten sie dann specieller, so war ich ein Prussiano und nannte Berlin. Denn das sind doch bei den Gebildeten zuweilen schon bekanntere Klänge, obschon auch bei solchen mir hie und da die naive Meinung begegnete, daß die Preußen (Purziani statt Prussiani sagen sie hier in Sizilien) eine eigene, von der deutschen verschiedene „prussianische" Sprache hätten. Und bei Lichte betrachtet ist das freilich so ganz unrichtig nicht.

Palermo, den 30. September.

Zwanzig und einige Grad Hitze schon Morgens neun Uhr im Schatten und dabei Merkwürdigkeiten besehen ist keine Kleinigkeit. So gab's denn heute einen schweren Tag. Zuerst kamen drei Kirchen daran: die Martorana, der Dom und die Capella Palatina im Schlosse.

Ueber die Kirchen Palermos hat Göthe sehr obenhin abgesprochen, und hier muß man dem großen Manne wirklich nachsagen, daß es ihm diesen Kunstbauten gegenüber an Kunsteinsicht und Gefühl mangelt. Er findet sie in Bausch und Bogen alle ohngefähr auf derselben Stufe der Geschmacklosigkeit wie die übrigen öffentlichen Monumente, namentlich die Brunnen. Ja, den Dom von Monreale, diesen Wunderbau, der in seiner Art wohl auf der Welt ohne Gleichen ist, hat er nicht eines Wortes gewürdigt, obschon er ihn doch gesehen haben muß, da er in Monreale gewesen ist. Ueber die Kirchen Palermos aber kann man nicht geringschätziger sprechen als er es thut. Diese Bauten, die wunderbarsten Denkmäler eines Architekturstyles, in welchem sich antike griechisch-römische und byzantinische mit arabischen und normannisch-germanischen Elementen zu einem wundersamen Ganzen verbinden, dessen Eindruck in seiner Art einzig und völlig mit dem Kultus, welchem diese Gebäude dienen, in Harmonie ist, fertigt er mit einer einzigen Bemerkung ab, die obenein durchaus falsch ist.

Alle diese Kirchen gehören dem zwölften Jahrhunderte an. Araber und Griechen waren die Baumeister, deren sich die Normannenkönige bedienten, die Maler und Mosaikarbeiter, welche diese Räume mit einer dauernden Pracht schmückten,

deren Erhabenheit noch jetzt den Betrachter mit Ehrfurcht vor solchem Idealismus erfüllt, selbst wenn ihm für den Inhalt desselben keine Sympathie mehr lebendig ist.

Zuerst in die Martorana, auch Santa Maria del Ammiraglio genannt, nach ihrem Erbauer, dem Großadmiral König Roger's. Sie hat Basilikenform, aber in der Mitte eine Kuppel über vier Marmorsäulen. Die acht korinthischen Säulen des Chors tragen die schön geschwungenen Spitzbögen. An einzelnen Säulen finden sich noch arabische Inschriften. Die Wände, die Bögen, die Kuppeln und Nischen, alles ist mit byzantinischen Mosaikgemälden bedeckt. Erst hier in Palermo kann man die byzantinische Kunst, die Mutter der italischen, kennen lernen und die Einsicht gewinnen, daß die gewöhnlichen Phrasen und Stichworte, mit denen man dieselbe so oft abfertigt, nicht ausreichen. Ich erinnere mich nicht, daß Göthe auch dieser Werke gedacht hätte. Und doch, welcher Adel, welche Hoheit ist schon in diesen Köpfen und Gestalten, wie großartig die Ruhe ihrer Haltung auch da, wo sie in einer Art von Bewegung erscheinen. Mehr wie die männlichen zeigen die weiblichen Figuren einen festen, starren Typus mit der stets nach einer Seite übergeneigten Haltung des Hauptes, dem breiten Ober- und dem spitzen Unterkopfe, der leise gekrümmten, scharflinigen Nase und der strengen Geschlossenheit des Mundes. Ein Bild: „Christus die Madonna vom Sterbebette gen Himmel geleitend" zeigte eine ganz reliefartige Behandlung, wie ich sie später auch in andern Mosaikbildern derselben Periode wiederfand. Um die gedoppelte Handlung auszudrücken, war die Madonna auf ein und demselben Bilde zweimal dargestellt. Ebenso Saulus in dem Bilde der Palatina, welches seine Bekehrung darstellt. Am

meisten typisch roh und ohne Rücksicht auf die Natur sind die Füße aller Figuren.

Von da zum Dome der heiligen Rosalia. Er ist leider zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Innern restaurirt, und an Wänden und Pfeilern noch ganz nackt und kahl, da das Geld zur Marmorbekleidung ausging. Das Aeußere ist ein Prachtwerk der normannischen Zeit, von dem man nur die Kuppel, als die Harmonie im Charakter des Ganzen störend, wegwünschen möchte. Im Inneren sind einzelne Kapellen und Altäre, wie z. B. die Custodia, ganz mit Platten von Lapis Lazuli bedeckt. In einer solchen Platte zeigte mir mein Führer den versteinerten Abdruck eines Krokodills, dabei vergaß er nicht zu erzählen, daß irgend ein gekröntes Haupt, ich glaube König Victor Amadeus von Sardinien, beim Anblicke des hier verschwendeten edlen Steins seine eigene Tabatière von Lapis Lazuli, die er bisher als ein Prachtstück geführt, von sich geworfen habe. In einer der Seitenkapellen stehen die rothbraunen Marmorsärge der Kaiser Heinrich IV. und Friedrich II. In der Gruftkirche unter dem Dome ruhen auch allerhand Kaiser und Könige neben geistlichen Fürsten und Heiligen. Ihre Sarkophage schienen mir zum Theil von antiker Arbeit mit schönen heidnischen Reliefs.

Nicht weit vom Dome, auf einem großen freien, mäßig ansteigenden Platze erhebt sich das Schloß, die Königsburg des Normannen Roger, einst Festung, auch jetzt noch auf beiden Seiten mit steinernen Bastionen flankirt, auf denen viel Rothröcke zwischen den zahlreich niederdräuenden Kanonen umherspazierten. Es ist ein gewaltiger Bau, der sich in mächtiger Breite über den Platz hinstreckt. Ein Theil des letzteren ist mit Gartenanlagen eingefaßt. Vor dem Schlosse ein zopfiges

Standbild Philipp's V. Durch das Portal tritt man in einen viereckten Hof, in welchem sich drei Reihen Colonnaden im Spitzbogenstyl übereinander erheben, von denen die mittlere die höchste ist. Das ist ein prächtiger, Seele und Auge füllender Anblick.

Zur rechten Hand im zweiten Stockwerke befindet sich die berühmte Capella Palatina mit den schönsten alten, nur hier und da restaurirten Mosaikgemälden. Wie der ganze Palast sarazenischen Ursprunges sein soll, so hat auch die Architektur dieser Kirche entschieden arabischen Charakter, arabische Spitzbögen, arabische Inschriften der Säulen, arabische Formen des Schmuckes der mosaikbedeckten Wände, Altäre u. s. f. Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente in fortlaufenden Cyklen schmücken alle Wände, Bögen und Gewölbe. Es ist gleichsam eine vollständige Bibel in Stein und Farben. Marmorbekleidung und Mosaik bedecken jeden Punkt vom Fußboden bis zur Decke. Der ganze Bau erscheint als eine vollständige dreischiffige Basilika mit einer Kuppel über dem Chorraume.

Eine ganze Reihe von Mosaikbildern stellt die Schöpfungsgeschichte und die Schicksale Adam's und Eva's in ihren nächsten Nachkommen dar. Diese Gemälde sind voll der lieblichsten naiven Züge. Besonders reizend behandelt ist Eva im Sündenfalle, namentlich in dem einen Bilde, wo sie aus dem Paradiese vertrieben, hinter dem im Schweiße seines Angesichts die Erde bebauenden Adam unthätig weinend auf einem Steinblocke sitzt. Die Formen ihres Leibes sind viel weicher, schlanker, schwungvoller als man sie gewöhnlich der byzantinischen Kunst zutraut. Hier sah ich recht, daß auch innerhalb derselben das Trockene und Magere, das typisch Starre und

Todte immer nur da vortritt, wo größte Heiligkeit und vorherrschend asketische Richtung dargestellt werden soll. So gleich in derselben Kirche bei dem predigenden Johannes in der Wüste und in einem Bilde des Erlösers, beides fleischlose, gerippartige Gestalten, ächte Negationen aller Sinnlichkeit, Ueberwinder der Welt des Fleisches und ihrer Lust, von denen man sich mit Unbehagen abwendet. Durchaus anmuthig sind dagegen die vorhergehenden Bilder aus der Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte. Wie lieblich und reizend steigt Eva dort aus der Seite des schlafenden Adam empor, mit dem Ausdrucke liebevoller Dankbarkeit zu dem erschaffenden Gott-Vater vor ihr aufblickend! Wie schmerzlich entschuldigend zeigt sie in der Verhörsscene über den verhängnißvollen Apfelschmaus auf die sich unten im Vordergrunde ringelnde Schlange, als die eigentliche Urheberin des Vergehens! Die in den byzantinischen Bildern typisch gewordene Neigung des Hauptes bei den weiblichen Figuren tritt in dieser Darstellung der Eva zuerst vor. Ich vermuthe daher, daß diese ganze Haltung des Kopfes dem Ausdrucke der Trauer und des Seelenschmerzes dienen sollte, daher sie sich denn auch besonders bei der Madonna findet. Im nächsten Bilde wandert das verurtheilte Ehepaar, mit bunten Papagenoröcken angethan, traurig aus dem Paradiese.

Außer diesen Gemälden strahlt die ganze Kirche von Gold- und Farbenpracht der buntesten, phantasievollsten Formen. Nirgends findet sich in den letzteren eintönige Wiederholung, stets Neuheit, kaleidoskopischer Wechsel. All dieser farbenstrahlende Schmuck, der sich in reichster Fülle an die Wandflächen legt, über Bögen und Zwischenwände breitet, hebt nun auf eine, dem Auge und Gemüth wohlthuende Weise die

Starrheit des angewandten Baustyles auf, und indem er das hier und da mangelnde architektonische Leben ersetzt, läßt er den südlichen Menschen die Farbenpracht und den Formenreichthum seiner Naturumgebung, die Wärme seiner Luft und den Zauber ihrer Färbung auch in dem Hause seines Gottes wiederfinden. Wie unerträglich hier im Süden die frostzitternde Kälte und Kahlheit unserer weißen oder stumpfgrauen Kirchenwände auf das Auge wirkt, kann man recht an dem Dome der heiligen Rosalia sehen, dessen Inneres, wie ich vorher bemerkte, man bei der Erneuerung des Baues aus Geldnoth weiß und kahl gelassen hat.

Im Schlosse waren sehr viele Räume wegen allerhand Neubauten, die eben — man sagte, wegen der erwarteten russischen Herrschaften — vorgenommen wurden, der Besichtigung entzogen. Zum Glück für mich, denn meine sehr gefälligen Begleiter würden mir sonst keinen Saal erlassen haben. Mein Herz und Sinn strebten aber vor allen Dingen den berühmten syrakusanischen Bronzewiddern zu. Was sind das für Prachtgeschöpfe, wie edel der Gesichtsausdruck, wie intelligent die ganzen Köpfe dieser würdigen Nachkommen der Zucht des Polyphemos ungeschlachten Andenkens! Gewiß, dies ist der höchste Ausdruck, zu dem die Kunst diese Thiergestalt zu bringen vermag. Gegen gar viele Mönchsgesichter hier zu Lande nehmen sich diese herrlichen Geschöpfe ordentlich wie Wesen höheren Ranges aus. Sie sind in liegender Stellung, eine Pfote nach vorn vorgestreckt, als könnten sie im nächsten Augenblicke sich erheben. Das Haar fließt gleichsam in großen, weißen Zotteln sanft den Leib hinab. Die Behandlung desselben ist höchst einfach, frei von aller Künstelei späterer Zeit, und daher eben macht es den Eindruck der höchsten Wahrheit.

Hier kann man lernen, was großartige Naturbehandlung in der Plastik ist. Aber den Alten kam in diesem göttlichen Lande auch ihre Natur wunderbar zu Hülfe. Ich sah bei Genzano am Nemisee einen lebendigen Widder, der an Gestalt noch kolossaler, diesen Werken der Kunst an Adel der Bildung und Schönheit der Formen nichts nachgab. Und was sind nicht die hiesigen Rinder mit ihren zwei bis drei Fuß langen Hörnern für Prachtstücke! Seit ich diese Thiere kenne, finde ich die Liebhaberei des alten Helios ganz natürlich.

Im oberen Stockwerke sah ich das Zimmer des alten Normannenkönigs Roger mit schönen Wand- und Deckmosaiken, Löwen und sonstigen allegorischen Thierfiguren. Ein Adler, der einen Hasen in seinen Fängen hält, versinnlicht symbolisch Roger's Sieg und Unterwerfung der Araber auf Sizilien *). Man verzeiht dem tapferen Normannenhelden dieses stolze Symbol seines Sieges, wenn man bedenkt, daß es die Wahrheit ausspricht. Die Thaten Roger's und seiner Normannen gegen die Sarazenen auf Sizilien gränzen an's Fabelhafte. So schlug er bei Enna mit siebenhundert Mann ein Heer von fünfzehn Tausend Sarazenen. Die Mosaiken des Fußbodens sind erneut. Denn im Schlosse selbst besteht seit König Roger's Zeit noch heute eine Mosaikschule und Fabrik, welche sehr gute Arbeiten liefert.

Aber welch eine Aussicht hatten diese alten normannischen Adler von diesem stolzen Horste aus über Stadt und Meer! Das ist nicht zu beschreiben! —

---

*) Der kühne Normanne entnahm dies Symbol der Vergangenheit des Landes. Es findet sich schon auf altsizilischen Münzen. (Winckelmann Monum. ined. I. 2. zu Nr. 11.)

Im obersten Gestock des Schlosses ist die Sternwarte, auf welcher vor fünfundvierzig Jahren Piazzi die Ceres entdeckte. Ein junger Professor, dem mich meine beiden Begleiter vorstellten, zeigte und erklärte bereitwillig alle Instrumente. Mich interessirte besonders eins derselben, welches dazu dient, bei den hier so häufigen Erdbeben die Richtung der Erdstöße zu bestimmen. Auf dem massiven Unterbau einer verschlossenen Mauernische ruht nämlich eine mit Quecksilber gefüllte, runde, oben verschlossene Schaale. Sie ist rings umgeben von kleinen, offenen Bechern, in welche sofort bei einem Erdstoße in der Richtung, von welcher derselbe herkommt, das Quecksilber durch einzelne, in der Schaale befindliche Oeffnungen einfließt.

Der Schluß meines heutigen Tagewerkes war zugleich die Krone desselben: eine Umschau von dem platten Dache der Königsburg auf Gebirge, Ebene und Meer: groß, unvergleichlich.

Das Spedale grande ist gleichfalls ein maurisch-normannischer Bogenbau von ungeheurem Umfange, aber sehr entstellt und durch Vernachlässigung verunstaltet. Ein mächtiger Baron, so erzählte mir ein alter Palermitaner, baute dies Schloß zweien seiner Verwandten zum Trotz, welche sich gegen ihn rühmten, die größten Paläste in Palermo zu besitzen. „Ich will Euch ein Schloß bauen, in welchem Eure beiden stehen können," sagte er und hielt Wort. An einer der Außenwände fiel mir ein kolossales Freskobild in die Augen. Es ist das Werk eines parlermitanischen Malers, Antonio Crescenzio,

und stellt den Triumph des Todes dar. Der Tod auf entfleischtem Rosse gespenstisch daherjagend hält in der Linken den Bogen, von welchem er so eben einen seiner tödlichen Pfeile entsendet hat, dem er mit dem Grinsen höllischer Freude nachschaut, ein grausenhafter „Ferntreffer Apollon." Rings um ihn her liegen seine Opfer aus allen Altern und Ständen. Zur Rechten in anmuthigster Gartenumgebung sitzt eine ächt boccazische Gesellschaft schöner Frauen und ritterlicher Männer, die Freuden der Villeggiatur genießend. Auf sie sprengt das wüste Riesenphantom an, um Tod und Verderben in die Räume der Freude und Lust zu bringen. Als ich später zu Rom Cornelius' großen Carton zu dem einen seiner Wandbilder des Berliner Campo Santo sah, mußte ich bei dem Anblick des einen pfeilschießenden Todesgottes unter den vier gespenstischen Reitern dieses wunderbar großartigen Werkes unwillkürlich an jenes Bild in Palermo zurückdenken.

Meine Begleiter und Führer waren ein Maler Don Tommaso Riolo und ein anderer junger Mann, Don Giuseppe Amenta, Dichter, Schriftsteller und Schöngeist (was alles auf sizilisch rationale heißt), denen sich noch ein Mosaicista anschloß. Die beiden ersteren traf ich in der Martorana, und die einfache Frage nach dem nächsten Wege zum Dome und Schlosse bewog beide Herren, nicht nur mich dort hinzuführen, sondern mich auch gegen vier Stunden lang überall als Ciceroni zu begleiten. Man rühmt die Freundlichkeit der Palermitaner gegen Fremde, und ich muß gestehen, daß ich nirgends eine ähnliche Zuvorkommenheit gefunden habe, als in diesen Paar Tagen zu Palermo. Diese glückseligen Südländer haben aber auch weit mehr Zeit als wir anderen von Jugend auf nach dem Stundenschlage abgehetzten, zeitarmen und daher

zeitgeizigen Nordmenschen. Unser einer plagt sich selbst mitten in der Muße ab, weil er verlernt oder vielmehr nie gelernt hat, sie sorglos zu genießen.

Abends auf der wunderschönen Terrasse an der Marina unter blühenden Orangenbäumen im Homer gelesen, wie der scheiternde Odysseus an der Phäakeninsel landet. Die Wellen schlugen rauschend den Takt dazu. Als die Korsofahrt begann, stieg ich hinab an das Meer, und sah von einem der Steinsitze die Schönheiten Palermos an mir vorüberziehen. Mir gegenüber, auf einem der beiden riesigen Thurmpfeiler, welche die Porta Felice bilden, standen zwei jugendlich schöne Gestalten an das Eisengitter des Balkons gelehnt. Ihre gelbseidenen Gewänder leuchteten wie fließendes Gold. Sie winkten von ihrer Höhe herab mit den Fächern zweien Reitern, die auf schönen Pferden auf- und niedersprengten, Grüße zu.

Palermo, den 1. October.

Den ganzen Vormittag verwandte ich zu einer Rekapitulation des gestern in der Martorana und in der Capella Palatina Gesehenen, so wie zum Besuche einiger anderen Kirchen. Nachmittags fuhr ich nach Monreale hinaus, um den Dom und den Klosterhof zu sehen. Doch von diesem Ausfluge erzähle ich ein andermal, denn ich habe mir fest vorgenommen, ihn zu wiederholen, ehe ich Palermo verlasse. In Monreale traf ich den Maler Rund aus Königsberg, der im Auftrage des Königs von Preußen das Innere des Domes malt. Das Wetter ist wunderschön, nur am Tage sehr heiß. Doch habe

ich von dem schauderhaften Scirocco, dieser Plage Neapels, hier noch keine Spur bemerkt.

Den 2. October.

Mein gewöhnlicher Frühgang war auch heute bald nach Sonnenaufgang an die Marina, um die erfrischende Meerluft einzuathmen. Der Tag ward aber so heiß, daß ich ihn bis gegen fünf Uhr in meinem Zimmer zubrachte. Dann ritt ich hinaus östlich am Meeresgestade entlang, und dann weiter abwärts durch Gärten und Felder nach Santa Maria di Gesù. Dies ist ein Franziskanerkloster mit wunderschöner Aussicht von einer Terrasse seines Gartens über das ganze Thal der conca d'oro, über Palermo, die Gebirge und den Monte Pellegrino, dessen Schönheit von hier aus gesehen gar nicht mit Worten zu beschreiben ist. Ich kann den feinen Schwung seiner Umrisse nur mit den feinen, zierlich geschwungenen Linien im Takelwerk eines Kriegsschiffes vergleichen. Das Kloster selbst liegt behaglich hingebreitet am Fuße des Felsgebirges, vom Meere aus gesehen an der linken Seite des Gebirgshalbmondes, welcher Palermos Thal schützend umschließt. Ein Trupp junger Jesuiten, die ich schon unterwegs im Vorbeireiten begrüßt hatte, wo ich sie über gewisse Sätze aus Cicero's Schrift de finibus bonorum et malorum eifrig disputiren hörte, holte mich bald ein, als ich eben die Terrasse erreicht hatte. Neugierig, wie die Sizilianer sind, hatte ich ein Examen über das wer? woher? wohin? u. s. f. zu bestehen. Einer von ihnen, der etwas Französisch sprach und diese Kenntniß vor seinen Gefährten leuchten zu lassen strebte, begann sofort einen Bekeh-

rungsversuch mit dem Ketzer. Doch brachte ihn bald die feine Bemerkung eines älteren Begleiters, daß es nicht schicklich sei, den Fremden hier in seinem Naturgenusse zu stören, davon ab. Mir war der Anblick dieses jungen, glaubenseifrigen Fanatikers interessant, der mit sichtbarem Widerstreben das ihm so zusagende Thema fallen ließ. Seine Augen leuchteten und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als er mir beim Abschiede sagte: wie sehr es ihn schmerze, „mich nicht in der wahren Religion zu sehen." Die anderen waren meist feine, aufgeweckte junge Männer, so viel ich in einem halbstündigen Gespräche wahrnehmen konnte, wohlunterrichtet, in Geschichte und Geographie bewandert, des Lateinischen ziemlich mächtig, vom Griechischen wußten sie, wie sie selbst gestanden, nur pochissimo. Sie luden mich auf's Freundlichste ein, sie in ihrem Sommerkloster, wo sie Villeggiatur hielten, zu besuchen. Es liege jenseits des Monte Pellegrino in einer überaus reizenden Gegend. Der älteste, wie es schien der Aufseher der übrigen, mochte etwa zwischen sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt sein. Das geistvollste, edelste Gesicht, mit einem Zuge tiefer Melancholie, der ihm mein ganzes Herz gewann. Der Ton seiner Stimme war sanft und lieblich wie Guitarrenklang in einer südlichen Mondnacht. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei irgend einer Wendung des Gespräches die Stelle aus Homer in der Ursprache rezitirte, in welcher der göttliche Sauhirt sagt:

Ἥμισυ γάρ ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύωπα Ζεὺς
Ἄνερος εὖτ' ἄν μιν κάτα δούλιον ἦμαρ ἕλησιν.

(Denn die Hälfte des Werths entzieht der allwaltende Zeus gleich Einem Manne, sobald ihn der Tag der Knechtschaft umpfänget!)

Ich mußte ihm die Worte italienisch übersetzen. „Ich habe die Stelle im Ugo Foscolo gelesen," sagte er, und mir kam es vor als seufze er dabei leise und tief.

Als sie gegangen waren, blieb ich noch einige Zeit lang allein, versunken in die Schönheit der wunderherrlichen Aussicht.

Nicht wahr, der Blick von hieraus ist schön! rief mir Freund Wedekind zu, der mich in meinem Gasthofe aufgesucht hatte, und mir hierher nachgekommen war.

Wir fuhren zusammen in die Stadt zurück, wo ich im W.'schen Hause einen sehr heiteren Abend verlebte. Herr Wedekind, der schon seit einer langen Reihe von Jahren in Sizilien und gegenwärtig als königl. hannoverscher Konsul in Palermo lebt, ist ein sehr liebenswürdiger Mann, dessen Freundlichkeit ich mit vielen der ihm empfohlenen Deutschen zu rühmen habe. In seiner anmuthigen, unweit des botanischen Gartens gelegenen Wohnung brachte ich einen Theil meiner palermitanischen Abende auf die angenehmste Weise zu, und erfreute mich des lange entbehrten Behagens an deutscher Häuslichkeit. Auf den Genuß einer solchen sind aber auch die hier lebenden Deutschen, bei dem absoluten Entbehren alles geistigen Verkehres nach Außen, fast allein angewiesen. Vortreffliche Gemälde neuerer deutscher Künstler schmücken eine artige Zimmerreihe in dem ersten Stockwerke eines anmuthig gelegenen Hauses, von dessen hinteren Räumen aus man die schönste Aussicht auf Thal und Gebirg genießt. Ein besonderes Zimmer ist der Kümmel'schen Marmorstatue: „der Angler" angewiesen, einem trefflichen Werke, das in feiner, graziöser Behandlung des Motivs sich dem Stein=

häuser'schen Angler, im Besitze unseres Großherzogs, an die Seite stellt.

Es war unter allerlei Gesprächen über die Heimath spät geworden, und ich schickte mich eben zum Fortgehen an, als mein Bleiben auf die anmuthigste Weise verlängert wurde. Von der Straße her erklangen nämlich plötzlich die nervendurchzitternden Silbertöne einer Mandoline durch die Nacht, begleitet von den dunkleren, träumerisch unbestimmten Klängen einer Guitarre. Zwischen beiden zuckten in abgemessenen Pausen die Schläge eines Triangels wie Tonblitze auf. Nach kurzem Präludiren der Melodie erhob sich nun zu dieser Begleitung eine helle, umfangreiche Männerstimme, und ließ die klagende Weise eines sizilianischen Volksliedes mit ihren unendlich rührenden Molltönen durch die stille Nacht erklingen. Nie in meinem Leben habe ich ähnlich Schönes gehört. Das Charakteristische der Melodie und des Gesanges — von dem ich die Worte leider nur einzeln verstand — war die arabeskenartige Freiheit und scheinbar völlige Ungebundenheit, mit der sich die quintolen- und sextolenartigen Läufe und Wendungen auf- und niederwogend durcheinander verschlangen. Keine Wendung war ganz die von meinem Ohre erwartete; fast jede neu, eigenthümlich überraschend, mit größter Kühnheit oft sich bis nahe an die Grenzen der Dissonanz schwingend. Davon läßt sich nun freilich schwer mit Worten eine Vorstellung geben. Die Melodie blieb für jede Strophe dieselbe, aber sie schien im Vortrage mit jeder Strophe immer neue Modifikationen zu erfahren. Ich versuchte mit Anstrengung aller meiner musikalischen Hör- und Gedächtnißkraft mir ihre Gänge einzuprägen. Es war mir aber unmöglich, dieses wunderbarste Auf und Nieder in der Tonfolge dieser höchst

merkwürdig eingetheilten Läufe und Gänge später auf dem Flügel wiederzugeben, deren melodisches Hin und Her in dem Käfige der streng regelrechten und taktmäßigen Instrumentalbegleitung wie ein scheuer Vogel auf- und niederflatterte. Nur die eine Wendung, welche stets neu und überraschend für uns das schwermüthige Moll der Melodie in das hellere Dur übergehen ließ, um dann sogleich wieder in den Strom der träumerisch dahinfluthenden Klage zu versinken, klingt mir noch immer in der Erinnerung wieder. Auffallend war mir auch, daß das Einsetzen des Sängers an den bestimmten Anfängen der Zeile fast nie mit meinem Taktzählen zusammentraf, sondern immer in eigenthümlicher Unregelmäßigkeit bald zu frühe, bald zu spät erfolgte. Die Stimmen selbst waren stark, kühn, schwungvoll. Sie sangen und spielten noch mehrere solcher Lieder, eins immer entzückender als das andere. Leider ist es mir nicht gelungen, diese Sachen aufzutreiben. Das Meiste davon soll überhaupt nicht geschrieben existiren, sondern sich durch Abhören fortpflanzen. Canzone di entrate nennt man hier diese Lieder, weil sie vor den Thüren und Eingängen der Häuser gesungen werden.

Merkwürdig ist es mir, daß Göthe dieser schönsten Lebensäußerung des italischen und sizilischen Volksgesanges fast gar nicht erwähnt. Ich glaube, er hatte kein rechtes Ohr dafür. Das Ritornell und die venetianischen Tassosänger bespricht er wohl und zum Theil sogar ausführlich. Aber was sind diese musikalischen Rohheiten gegen das wahre Volkslied mit seinen zauberischen Melodien! In diese Lieder und Melodien hat das Volk des Südens das innerste Heiligthum seiner, der Schönheit und edlen Menschlichkeit natürlich zugewendeten Seele hinübergerettet. Erzogen in einem fratzenhaften

Fetischdienste, in gröbster Unwissenheit künstlich erhalten, ohne tiefere Lehren der Moral und Sittlichkeit, ohne Staatsleben und freies Bürgerthum, ohne Wissenschaft und Kunst, verwildert, verlassen, aufgegeben, von der Kultur des Auslandes wenig mehr als deren Gift empfangend, in seinen höhern Ständen zum Theil faul und welk vor der Reife, ist dem Kerne des niederen Volkes nur sein Lied geblieben, in welchem es frei und schöpferisch gestaltend das Göttliche in seiner Seele, die Liebe und ihre Leiden und Freuden, und was sonst sein Herz bewegt, im Elemente der Musik zu erklingender Schönheit verklärt.

Den 3. October.

W.'s klagen sehr über geistige Vereinsamung. Und in der That kann man sich die Lage der wenigen hier lebenden Deutschen, wenn sie geistige Bedürfnisse haben, nicht anders als untröstlich und herzbeklemmend denken. Bücher und literarische Erscheinungen aus dem Vaterlande kommen hier so gut wie gar keine her. Nur die Augsburger Allgemeine bildet das geistige Hungertuch, an welchem die nach Theilnahme an dem Leben und der Bewegung des fernen Vaterlandes sich Sehnenden nagen, und selbst diese ist nur mit großen Geldopfern zu erhalten. Ich wunderte mich, in einem Buchladen die Mystères de Paris in einer lieferungsweise erscheinenden italienischen Uebersetzung anzutreffen, hörte aber bald von dem Besitzer des Ladens selbst, daß dieselbe „von allem Anstößigen gereinigt sei. Jetzt lassen W.'s den Juif errant, in einer Lederrolle verpackt, für sich kommen, und sind erwartungsvoll,

ob er durchschlüpfen wird. Ein geistiges Zusammenleben mit den Eingebornen ist hier noch weniger als im übrigen Italien möglich. Sie haben keinerlei geistige allgemeine Interessen, und verstehen die unsrigen nicht. Die jungen Nobili's sitzen von Morgen bis Abend in und vor den zahlreichen Café's am Cassaro, sehen und lassen sich sehen. Zeitungen und Journale, außer der unter aller Kritik elenden Zeitung delle due Sicilie, habe ich nirgends aufliegend gefunden. So ohne allgemeine geistige Interessen, ohne allen idealen Lebensinhalt in Wissenschaft und Kunst, in Recht und Staat, doppelte Sklaven des krassesten Pfaffen- und Despotenthums, oder in religiösen Dingen, wenn's hoch kommt, frivole Indifferentisten, bleibt sein einzelnes Ich für Jeden der alleinige Gegenstand des Interesses. Daher die unglaubliche kindische Eitelkeit, welche sich in Allem und Jedem zeigt: in ihren Bauten und Denkmälern, ihren Akademien, ihrer Schriftstellerei und ihren Lebensgewohnheiten, die fast alle auf den alleräußerlichsten Schein, auf Luxus und Putz berechnet sind. Der Luxus, welcher z. B. in Palermo herrscht, ist um so auffallender, wenn man weiß, wie wenig Wohlhabenheit hier zu finden ist. Ich bin seit acht Tagen auf der Straße, und sah doch z. B. fast nie eine Dame oder ein irgend anständig gekleidetes Mädchen anders als in carozza. Lieber hungern sie, als daß sie keine Equipage hielten oder mietheten, um Abends Korso zu fahren. Die Frauenzimmer der mittleren Stände oder die Vornehmen, welche keine Equipage bezahlen können, verzichten lieber außer dem Kirchgange auf den Genuß der Natur durch Spazierengehen, und suchen dann einmal an irgend einem Feste sich durch eine Fahrt in carozza gütlich zu thun. Und die Miethwagen, deren es hier nicht wie in Neapel Einspänner

giebt, sind eben so theuer, ja zum Theil noch theurer als in Rom während der lebhaftesten Fremdenzeit.

Dieselbe Eitelkeit zeigt sich auch in der Erziehung wirksam. Die vielen, durchgängig von Pfaffen, meist Jesuiten, geleiteten Erziehungs- oder Abrichtungsanstalten haben alle ihre besonderen Uniformen für die Zöglinge, und suchen sich im Glanze derselben, in Ordensbändern, Kreuzchen und dergleichen Spielwerk zu überbieten, um Zöglinge anzulocken. Da heißt es denn sehr häufig bei Knaben vornehmer oder begüterter Familien: „in die Anstalt mag ich nicht, denn die Uniform gefällt mir nicht!" Kein Knabe einer vornehmen Familie ist von frühester Kindheit an je ohne Begleitung eines Pfaffen. Aufstrebende Geister werden in dieser Erziehung auf jede Weise gebrochen oder geknickt, und sollte man sie auch physisch und moralisch ruiniren. Eitelkeit und Eigennutz sind die Haupttriebfedern, welche man in Bewegung zu setzen weiß.

Dieser eitle Egoismus, diese engherzige Beschränkung auf das partikularste Interesse des Individuums ist so vorwaltend, daß W., ein warmherziger Mann, einmal ausrief: wenn man Landsleute wie Sie hier sieht und reden hört, so glaubt man wieder, daß es noch Menschen giebt, die sich für das Allgemeine, für die Interessen der Menschheit mit Theilnahme bethätigen.

Von der ungeheuren Anzahl, der Macht, dem Reichthume, dem Einflusse und der Sittenlosigkeit der hiesigen Pfaffen hört man die erstaunlichsten Dinge, welche ich für übertrieben halten möchte, wenn nicht Einzelnes, was ich und andere Freunde selbst gesehen und erlebt haben, damit völlig übereinstimmte. Hier in Sizilien sind sie nie in ihrer Ruhe gestört worden. Der Sturm der französischen Revolution und Napoleon's, wel-

cher reinigend durch ganz Europa saus'te, hat Sizilien allein, Dank Englands Politik, mit keinem verjüngenden Hauche berührt. Der Volkscharakter aber ist, um so mehr er den neapolitanischen an Energie und Kraft übertrifft, nur um so schlimmer verwildert. Sie sind eben so schlau und ohne Moralboden wie die Neapolitaner, aber ungleich verwegener. Man wird unwillkürlich daran erinnert, daß Sizilien und Palermo das Vaterland der Abenteurer, der „Chevaliers" des achtzehnten Jahrhunderts, der Cagliostro's ist. Zwar ist das Volk in ganz Italien mehr oder weniger sittlich verwildert, nirgends aber so sehr wie in Sizilien und namentlich in Palermo. W.'s, die doch so lange Jahre hier leben, haben sich mit großen Opfern Dienstleute aus Deutschland kommen lassen, weil es für einen Deutschen unmöglich sei, es mit Eingebornen auszuhalten. Die Unehrlichkeit sei ihnen zur zweiten Natur geworden. Das Sprichwort sage: „Nimm einen Sizilianer in's Haus, und Du hast zwar keinen Diener an ihm, wohl aber einen Dieb," und es rede wahr. Auch durch Wohlthaten und reichliche Anerkennung ihrer Leistungen sind sie nicht zu gewinnen oder zu bessern. Sie glauben dann eher, daß sie über die Gebühr sich bemüht haben, und lassen selbst in dem wenigen Guten nach. Aufhetzereien der Pfaffen gegen fremde „ketzerische" Herrschaften verderben vollends Alles.

Palermo, im October.

Heute Nachmittag habe ich den Palast und Garten des Herzogs Serra di Falco und die daranstoßende Villa der

Fürstin Butèra besucht, wo die Kaiserin von Rußland wohnen wird. Entzückenderes als diese Gartenpracht giebt es nicht. Aus diesen Palmen mit ihren goldgelben Früchten, diesen Papyrusstauden und riesigen Aloestacheln, aus dieser unendlichen Fülle der üppigsten Vegetation mit ihren seltsam gestalteten, farbenstrahlenden Blüten, ihrem berauschenden Duftmeere, wehte es mich an wie ein Hauch des Morgenlandes. Denke Dir alle Gewächshäuser Deutschlands auf einen Platz versammelt und zu einem Garten vereint, und dazu diesen Himmel, diese Luft, diese Farbengluth! Es ist paradiesisch.

Den 4. October.

Als ich heute Abend von Monreale zurückkehrend durch den Cassaro fuhr, begegnete mir ein Zug, den ich eher für alles Andere als für einen Leichenzug gehalten haben würde, hätte mein Begleiter mich nicht ganz besonders darauf aufmerksam gemacht. Voran zwei Sänften, in deren erster ein Priester mit dem Allerheiligsten, in der zweiten der administrirende Chorknabe. Ihnen folgte in einer dritten die Leiche selbst. Der Todte, wahrscheinlich von Bänderwerk gehalten, saß aufrecht in derselben. Hinter ihm her trugen vier Facchini einen Sarg, über welchen eine reich mit Gold gestickte Sammetdecke gebreitet war. In der Kirche, wohin man die Leiche bringt, verrichtet dann der Geistliche die letzten religiösen Ceremonien, worauf er sich entfernt und die Träger die Leiche in den Kasten legen und an dem für sie bestimmten Orte beisetzen. Verwandte folgen nicht zur Leiche, vielmehr ist es Sitte, daß nach einem Todesfalle die nächsten Familienangehörigen Haus und Stadt verlassen, indem sie die Leiche den Priestern übergeben.

Die Hitze ist noch immer so groß wie bei uns in Deutschland in den heißesten Hundstagen. Man merkt denn doch, daß dies Sizilien schon nach Afrika und dem Oriente hinüberweis't, wohin es denn auch mit seinen Menschen und Bauwerken, wie mit seiner Pflanzennatur gehört. Ich befinde mich hier wie in einer neuen Welt, und obgleich ich mir bei meinem körperlichen Zustande die Rundreise um die Insel versagen muß, da eine solche nach dem einstimmigen Zeugnisse meiner Freunde mit sehr großen Strapazen verbunden ist, so schätze ich mich doch glücklich, wenigstens die Hauptstadt und den unstreitig schönsten Küstenstrich dieser herrlichen Insel kennen gelernt zu haben.

Seit vier Wochen habe ich heute wieder die ersten deutschen Zeitungen gelesen. Die Augsburger Allgemeine hat ihren Feldzug gegen den Fürsten von Reuß wieder eröffnet. Geschieht ihm schon Recht! warum ist er nicht Selbstherrscher aller Reußen, da würde es der Allgemeinen wohl vergehen, sich an ihm zu reiben. Aber das Leipziger Blutbad! Gräßlich! Zehn Menschenleben um einen, offenbar herausgeforderten Gassentumult! Und die Leipziger Stadtverordneten erlassen eine Adresse, in der sie um Verzeihung bitten! —

Den 5. October.

Heute früh, als ich vor Sonnenaufgang meinen Spaziergang an der Marina machte, und mein Auge an dem wundervollen Farbenspiel der Lufttinten und Bergschatten entzückte, traf ich mit zweien meiner palermitanischen Bekannten zusam-

men. Beide waren ganz entzückt über einen Brief, den „mein Landsmann, der berühmte Signor Mittermaier," an den italienischen Uebersetzer seines Buches: „Italienische Zustände" publizirt habe. Sie nannten diesen Brief una bellissima, una divina lettera, wegen des darin ausgesprochenen Lobes und der guten Hoffnungen für Italien. Als ich nun äußerte, daß ich zwar in der Liebe für Italien, keineswegs aber in dem Lobe seiner gegenwärtigen Zustände und eben so wenig in den daran geknüpften Hoffnungen mit dem gedachten Lobredner übereinstimme, mußten sie mir freilich Recht geben und seufzend eingestehen, daß seine Lobsprüche auf die Regierungen meist unverdiente, seine Hoffnungen „Utopien" und überhaupt die italienischen Zustände von ihm nur allzusehr durch die rosenrothe Brille betrachtet seien. Und dennoch waren die Leute entzückt über Herrn M.'s Buch und Brief! Aber so sind die Italiener! Sie gleichen dem hinsiechenden Kranken, der mit begierigem Ohre die trügerischen Schmeichelworte besuchender guter Freunde über sein Wohlbefinden, sein gutes Aussehen, seine kräftige Sprache u. s. f. einsaugt, ob ihm schon Verstand und Empfindung laut genug das Gegentheil sagen. So überlassen sich auch manche Italiener in ihrer krankhaften Eitelkeit gar zu gern dem schmeichelnden Eindrucke solcher lobhudelnden, breiweichen, alles zum Besten kehrenden Darstellungen ihrer Zustände aus dem Munde eines Fremden, und selbst die Einsichtsvollen unter ihnen geben sich, wenn sie dergleichen lesen, wenigstens für einen Augenblick einer freundlichen Illusion, einem Hoffnungstraume hin, aus denen sie doch nur allzubald die rauhe Wirklichkeit um sie her wieder erweckt. Zu Neapel sagte mir Jemand auf meine Frage, wie es nur möglich sei, daß man den Verfasser der „Italienischen Zustände" so feiern

könne, da man doch hier an Ort und Stelle am besten wisse, wie es mit der Wahrheit der überall von ihm gerühmten Fortschritte stehe: „Was wollen Sie! Es haben so Viele über uns geschrieben und unser Elend aufgedeckt und gescholten, sollen wir jetzt den Lügen strafen, der einmal Gutes von uns sagt?"

Gegen dieses Mittermaier'sche Buch, welches in Sprache und Behandlung salopp, in einem widerlich süßen Lob- und Huldigungstone geschrieben ist, in Italien überall einen „Fortschritt" sieht, „welcher, wenn auch noch nicht durchaus rc., so doch in vieler Hinsicht rc." — kann man sich eines widerlichen Gefühles nicht erwehren. Trotz seines Anstriches von aktenmäßiger Darstellung und tabellarischer Gründlichkeit ist es doch im höchsten Grade oberflächlich, sobald es darauf ankommt, den eigentlichen Grund und die Wurzel alles Elends in Italien bloszulegen. Diese zum Besten kehrende Weise, welche für Alles eine Beschönigung hat, ja, welche selbst die verwerflichsten Grundsätze (so z. B., daß eine Regierung nicht berechtigt und verpflichtet sei, von den Eltern zu verlangen, daß sie ihre Kinder nicht wie das Vieh aufwachsen lassen, sondern sie in die Schule schicken) als wohlberechtigte, von „sehr würdigen Männern" (römischen Pfaffen) vertretene Ansichten hinzustellen wagt, muß jeden unbefangenen Beobachter gegen sich einnehmen. Dieses Buch verdiente eine gründliche Kritik schon darum, weil sein Verfasser einen Namen, hohen Rang und viele Orden trägt. In Italien habe ich unter den vielen dort lebenden Deutschen, die ich kennen gelernt, bisher nicht einen gefunden, der nicht mit mir über dasselbe gleich dächte. Aber dafür ist es auch von keiner italienischen Regierung verboten, und sein Verfasser überall mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Schon dieser Umstand allein reicht hin, das Buch zu characteri-

siren. Soviel ich überblicken mag, ist es Sünde, in den meisten italienischen Staaten, in Staaten wie Sardinien, Modena, Neapel und dem Kirchenstaate von Fortschritt zu reden, wo gerade das Gegentheil wahr ist. Ja, ich getraue mich zu erweisen, daß selbst zu Göthe's italienischer Zeit Italien verhältnißmäßig weiter, d. h. weniger hinter der allgemeinen europäischen Kultur zurück war als gegenwärtig. Seit jener Zeit ist die Entwickelung Europas mit Riesenschritten vorwärts gegangen, während in Italien — wenn man die kurze Zeit der französischen Occupation abrechnet — alle Kraft und Macht der religiösen und weltlichen Despotie angewendet worden ist, um jeden Fortschritt, jede Entwicklung zur Freiheit in Leben und Wissenschaft, Staat und Kirche nieder zu halten oder im Keime zu ersticken. Ich weiß so gewiß als daß ich lebe, daß z. B. die öffentliche Moral zu Göthe's Zeit in Italien nicht so tief gesunken war als sie es jetzt ist, wo die offenbare Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit, die gemeinste Immoralität Alles, was zur Regierungsmaschine gehört, in Staaten wie Neapel und Rom durchdringt. Vor der Revolution war eine literarische Erscheinung wie der Ritter Filangieri in Neapel doch möglich; jetzt würde er dort eine Unmöglichkeit sein. Und diese reißende Verschlechterung, dieser stürzende Verfall erscheint fast tröstlich, weil er zeigt, daß das jetzt herrschende System der Despotie, unter dem diese schönsten Länder der Erde zu Grunde gegangen sind, wirklich schlecht ist, und daß es endlich mit ihm zu einem Ende mit Schrecken kommen muß.

Mein Sizilianer, ein gescheidter Arzt, gab mir zu meiner eben ausgesprochenen Ansicht, als er einmal im Zuge war, die reichlichsten Belege.

Das Schrecklichste von Allem sei der tödtliche Haß (un

odio tremendo nannte er ihn) und die erbitterte Eifersucht, mit welcher z. B. jede Stadt Siziliens die andere verfolge. Als Palermo vor zehn Jahren von der Cholera heimgesucht allen Schrecknissen dieser entsetzlichen Pest zur Beute wurde, da jubelte man in Messina über dieses Unglück, über diese Demüthigung der Schwesterstadt. So haßt Messina Palermo, Catania Messina, und selbst das kleine Monreale, kaum anderthalb Stunden weit von Palermo gelegen, nimmt für sich eine Art Supremat über die größte Stadt Siziliens in Anspruch, indem es sich auf seine historischen Traditionen stützt. Diese Städte haben alle den Bettelstolz herabgekommener Edelleute, welche in ihrer faulen Bettelarmuth den stolzen Mantel der Größe ihrer Ahnen um die eigenen Lumpen schlagen, und sich damit wer weiß wie drapiren. „Und unser verfluchtes Governo drüben" fuhr der Mann fort, „unterhält diesen Neid und Haß geflissentlich, denn das: Eintracht giebt Macht, gilt nur für die Freiheit, aber: theile, damit du herrschest, ist der Wahlspruch der Tyrannei." Und der Mann belegte seine Behauptung mit Beispielen und Fakten, die ich auch von anderen Seiten bestätigen hörte.

Nicht minder furchtbar schilderten meine Begleiter die Immoralität der Justiz und Polizei. So sind binnen kurzer Zeit, einige Wochen vor meiner Ankunft, drei Mordthaten vorgekommen, aber schon nach acht Tagen sah man die Thäter, weil sie guten Einfluß hatten, wieder frei auf der Straße wandeln. Einer davon war der ehemalige Chef einer Räuberbande, den man begnadigt und zum Polizeiinspektor gemacht hatte. Er erschlug in einem Anfalle alter Wuth einen Collegen. Aber er blieb im Amte, „denn," setzte der Erzähler hinzu, „er ist sehr brauchbar." Bei einem anderen Polizeibeamten

fand man eine ganze Niederlage gestohlener Waaren, die er, wie er behauptete, Dieben abgejagt und für sich behalten hatte. Auch er blieb aus demselben Grunde in seinem Amte. Da in Neapel alle Stellen der Verwaltung für Sizilien bei den Machthabern käuflich sind, welche sich nicht scheuen, die Bewerber geradezu um den Preis der Summe zu fragen, die sie aufzuwenden geneigt seien, so werdet Ihr es (schloß mein Doktor) erklärlich finden, daß so selten Ehrenmänner, und fast nur Schurken (assassini, ladri, birboni) sich in den Staatsämtern finden, welche es denn auch darnach treiben. Ja, setzte er nach einer Pause mit einem tiefen Seufzer hinzu: „unser Zustand ist heillos!"

Signor Mittermaier's lettera divina war rein vergessen.

König Roger, sagte mir derselbe wackere Mann ein andermal, s'era fatto due grandissime braccie, mit denen er die Insel unterwarf: die Barone und die Geistlichen. Von jenen sind die meisten seit Aufhebung der Erstgeburtsfideicommisse mehr und mehr verarmt und vermehren nur noch das Elend des Landes. Die anderen aber, die Pfaffen sitzen noch im Fette. Uebrigens wimmelt es in Palermo von Duca's, Principi's, Marchesen und Grafen, die meist alle durch Verschwendung oder auch durch Aufopferung für das regierende Haus zur französischen Zeit tief herabgekommen sind, aber alle Ansprüche ihres Ranges und Adels reserviren, so lange es irgend gehen will. Die Equipage ist das Letzte, was so ein ruinirter Großer aufgiebt.

Palermo, den 6. October.

Heute Nachmittag bin ich zum zweiten Male in Monreale gewesen, und will jetzt versuchen, einen schwachen Abglanz der dortigen Kunstherrlichkeit für die Erinnerung festzuhalten.

Die Stadt liegt etwa eine gute Stunde südlich bergaufwärts von Palermo entfernt, auf der Straße, welche nach Alcamo und Trapani führt. Die bequem ansteigende Straße zieht sich durch eine lange Vorstadt, bei dem alten arabischen Schlosse der Kuba, das jetzt eine Reiterkaserne ist, vorbei, langsam in sachten Windungen aufwärts zum Gebirge hin, dessen steile Felsenhänge überall mit der indianischen Feige bedeckt sind. Dieses abenteuerlich gestaltete Gewächs, dessen Stamm, Aeste und Zweige nichts anderes als Blätter sind, welche eines aus dem anderen hervorwachsend, zolldick, fußlang, fleischig, safterfüllt zuletzt ihre goldgelben, eiförmigen Früchte wie Warzen hervortreiben, findet man in der ganzen Umgegend Palermos meilenweit fast überall nicht nur an hohen, felsigen, anderer Kultur unzugänglichen Orten, sondern auch an Plätzen, die zu Wein- und Getreidebau wohl geeignet sind. Ganze Zaunhecken werden durch dieses Gewächs gebildet, das in seiner Frucht nicht nur ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel abgiebt, sondern zugleich, wie man mir erzählte, den Ackerbau erleichtert, indem es mit seinen pflugschaargleichen Wurzelblättern die Erde umwühlt. Die Schaale der Frucht ist mit den feinsten, elastischen Stachelhaaren bedeckt, welche jedem, der nicht die Hornhaut des Nibelungenhelden besitzt, auf schmerzhafte Weise in Haut und Fleisch dringen. Das Innere besteht aus einem festen, süßen, hoch-

gelben, mit vielen Saamenkörnern gefülltem Marke, dem ich, weil es zu süß war, wenig Geschmack abgewinnen konnte. Die Verkäufer wissen mit einem raschen Kreuzschnitte im Nu die Schaale abzulösen, und reichen dann auf der Messerspitze den rohtgelben, butterartigen Kern dar, der immer noch die Größe eines Hühner- oder Gänseeies hat. Seume erzählt, daß er diese Frucht mit einem Gulden das Stück im Frühlinge bezahlt habe. Sie werden den braven Spaziergänger, wie auch sonst oft, betrogen haben; denn man bezahlt das Stück kaum mit einem oder zwei Pfennigen. Bei diesem Gewächse fiel mir unwillkürlich ein gutes Wort aus der kleinen Schrift von Curtius ein, die ich neulich wieder einmal in Neapel gelesen, daß die üppige Naturkraft tropischer Vegetation, welche den Menschen Nahrung reicht, ohne Arbeit zu fordern, ein Hinderniß geistiger Kultur und geeignet ist, die Menschen auf niederer Stufe zurückzuhalten, während diejenigen Bäume und Gewächse, welche nur der treuen Pflege und ernsten Arbeit den verdienten Lohn ihres Ertrages spenden, die wahren Wohlthäter des Menschen sind, dem sie den Boden lieb und werth machen, dem sie Achtung vor dem Eigenthume lehren und zu höherer Gesittung anleiten. — Die prachtvoll angelegte, mit Steinsitzen, Belvederes und Springbrunnen, freilich im schlechtesten Geschmack der Schnörkel- und Zopfzeit verzierte Straße verdanken die Bewohner beider Städte einem patriotischen Bischofe oder Erzbischofe von Monreale, der auf ihre Erbauung alle seine Geldmittel verwendete. Auch das große Hospital, welches sich etwas prahlerisch dicht an der Straße vor Monreale erhebt, ist sein Werk.

Die Sonne brannte mir heiß in's Gesicht, als ich gegen halb vier Uhr auf meinem Esel des Weges zog. Ich war

genöthigt, meine Kleidung bis auf das Unentbehrlichste der Unaussprechlichen zu beschränken, während ich doch zum Schutze gegen die Abendkühle einen Mantel aufgeschnallt hatte.

Je höher, desto entzückender wurde die Aussicht. Zurück Palermo und darüber hin die unendliche blaue Meeresweite. Dann der Halbkreis der Gebirge in den wunderbar schönen Linien und Schwingungen aufsteigend; tief unten im Thale der ungeheure Garten der Conca d'oro mit seinen mannigfaltigen Schattirungen der reichsten Kulturvegetation und der südlichen Bäume. Auf den erhöhten Ruheplätzen und Belvederes an der Straße Mönche und Geistliche neben den schwarzlockigen Jägern mit halbaufgekremptem Hute in dunkler Sammetjacke, kurzer Hose, Ledergamaschen, die bunte Schärpe um die Hüften, das Pulverhorn um die Schulter, Räubern nicht unähnlich, auch wohl gelegentlich selbst vom Handwerke. Wo man hinsah, gab es ein Genrebild.

Endlich gelangt man durch die engen, schmutzigen Gassen von Monreale auf den freien Platz, dessen eine Seite der Dom ausfüllt. Schon von außen, namentlich vom Wege vor der Stadt her gesehen hoch und stattlich ragend, in schmuckloser Einfachheit minder zierlich erscheinend als sein Bruder in Palermo, übertrifft er im Inneren Alles, was ich bisher in dieser Art christlicher Baukunst gesehen.

Es ist die alte Basilikenform. Wie die griechisch-römische Baukunst, d. h. die Baukunst, wie sie sich bei den Römern unter ihren Kaisern durch griechischen Einfluß ausgebildet hatte, als die Mutter aller christlichen Architektur des ersten Mittelalters angesehen werden muß, so ist auch diese älteste Form christlicher Tempelbauten ihr entsprungen.

Basilika, d. h. Königshalle, war der Name des Justiz-

palastes zu Athen, wo der Archon Basileus zu Gericht saß. Diese Basiliken entnahmen die Römer von den Griechen, und aus der römischen Baukunst wählte die christliche Welt diese Gebäudeform zu Tempeln des neuen Königs von Zion, des neuen Archon Basileus, der denn auch hier als zu Gericht sitzend von der Kunst dargestellt und von den Gläubigen verehrt wurde. Der Grundtypus der Form war und blieb: ein länglich viereckter Raum, welcher der Länge nach durch zwei Säulenstellungen sich in drei Abtheilungen (Schiffe) theilte. Das mittlere von diesen, das Hauptschiff, hat die größte Breite, und findet seinen Abschluß am oberen Ende in der sogenannten Tribune, der Nische des Altars. Es überragt zugleich an Höhe die Seitenschiffe.

Ueber einen großen, viereckten Platz, auf dem sich, wie vor den meisten sizilischen Basiliken, ein Brunnen befindet, tritt man durch eine Halle in das Portal des Domes selbst ein. Jener Brunnen ist wohl arabischen Ursprunges, wie so Vieles in den sizilischen Kirchenbauten. Die Halle ist schmucklos bis auf die Bronzethüren von ungleicher Arbeit, deren eine von Barisanus (inschriftlich beglaubigt), die andere von Bonannus aus Pisa 1186 verfertigt ist. Die Darstellungen, wie gewöhnlich biblischer Geschichte, sind besonders auf der Thüre des letztgenannten Meisters durch eine gewisse malerisch landschaftliche Behandlung ausgezeichnet.

So geschichtlich eingeführt betritt man das Innere des mächtigen Gebäudes. Zunächst empfängt uns der für die Gemeinde der Andächtigen bestimmte Raum, welcher die erste und größte Abtheilung des ganzen Gebäudes bildet. Wir sind im Hauptschiffe. Auf jeder Seite desselben erheben sich a c h t Säulen vom schönsten polirten Granit oder buntem Marmor, mit

korinthischen und jonischen Kapitälen von weißem Marmor. Auf den letzteren befinden sich viereckte, oben breit ausgehende Aufsätze, auf denen sich in der Form spitzzulaufender Hufeisen die Bogen erheben, welche statt des antiken Architravs die Säulen unter einander verbinden. In dieser Bogenform liegt ein spezifisch arabisches Element. Die Säulen selbst sind alle antik, aus alten hellenischen Göttertempeln zusammengeschleppt, daher denn auf sehr vielen Kapitälen noch das wunderschöne Reliefbildniß der Diana mit dem Köcher auf der Schulter verwundert und ernst auf die christlichen Beter und plärrenden Pfaffen herabblickt.

Der Abstand der einzelnen Säulen von einander beträgt etwa siebzehn bis achtzehn Fuß meines Maaßes. Die ganze Länge des der Gemeinde bestimmten Raumes durchmaß ich mit zweiundsechszig meiner Schritte.

Erhebt sich der Blick aufwärts über die Säulen, so begegnet er einer fortlaufenden Reihe bildlicher Mosaikdarstellungen, welche, wie jene Bronzethüren, den ganzen Reichthum der heiligen Geschichte, auf einer Seite des alten, auf der anderen Seite des neuen Testamentes, — gleichsam eine vorkirchliche Kirchengeschichte, vor der versammelten Gemeinde entfalten.

Aus dem Raume der Gemeinde führen fünf Stufen zu dem Chore, d. h. zu demjenigen Raume, in welchem sich, gesondert vom Volke der Laien, die Geistlichkeit befindet. In den ältesten Zeiten war der Chor so eingerichtet, daß die Geistlichen vom Volke gar nicht gesehen wurden. Dieser Chor ist der Raum, wo das Querschiff die drei Langschiffe durchschneidet. Zwei Eingänge von jeder Seite des Querschiffes führen in den Chor, sie sind für die Geistlichen bestimmt.

Da, wo das Langschiff in den Chor übergeht, spannt sich

ein Bogen — der Triumphbogen — über den Eingang, und über dem gesammten Chorraume erhebt sich die Wölbung der Kuppel, ursprünglich bestimmt die Stätte zu bezeichnen, wo die heiligen Reste der Märtyrer begraben liegen, zu deren Gedenken die Basilika errichtet ward.

Im Chor ist links der Thronsitz des Königs von Sizilien, rechts, ihm gegenüber, der des Bischofs von Monreale, etwas niedriger; beide durch drei Stufen über dem Chorraume erhöht. Die Mosaikgemälde dieses Raumes stellen die Märtyrer und Blutzeugen der christlichen Kirche dar. Ueber dem Königsthrone ist ein Mosaikgemälde, darstellend wie König Wilhelm von Christus selbst gekrönt wird. Ein gleiches Bild befindet sich auch in der Martorana zu Palermo. Gegenüber, auf der anderen Seite des Bogens, der sich gleichsam als ein zweiter Triumphbogen über den Sitzen der beiden höchsten weltlichen und geistlichen Personen in die Höhe schwingt und so den Chorraum abschließt, ist ein Mosaik mit der Darstellung des frommen Königs Wilhelm, wie er der heiligen Madonna den Dom, dessen Modell er in der Hand trägt, weihend überreicht.

An den Chor schließt sich nun die große Altarnische, die Tribune, zu welcher auf's Neue drei Stufen führen. Hier steht, durch vier neue Stufen erhöht, der Altar des Sanctuariums, dessen Heiligkeit und Erhebung über den ganzen übrigen Raum so durch diese Folge von Stufen sinnbildlich ausgedrückt ist. Die ganze leise gewölbt aufsteigende Hinterwand dieser Altarnische wird nun ausgefüllt durch das kolossalste aller Mosaikbilder, durch die riesige Gestalt des sitzenden Christus (achtzehn Fuß hoch), welcher in strengem byzantinischen Typus hier im Allerheiligsten, umgeben von Darstellungen

mystischer Personen und Vorgänge der christlichen Religion, gleichsam als höchster König und Richter der Welt in seiner Herrlichkeit, den Blicken aller in seinem Hause Versammelten sichtbar, thronet.

Die Länge des ganzen Inneren, vom Portale bis zur Mitte der Wand der Chornische, durchmaß ich mit hundertachtundzwanzig Schritten, von denen zweiundsechszig auf den Raum der Gemeinde, fünfunddreißig auf den Chor und einunddreißig auf die Tribune kamen. —

Dieser Prachtbau, von König Wilhelm dem Guten 1170 bis 1176 errichtet, verdankt nach dem unglücklichen Brande, der ihn 1811 betraf, seine Wiederherstellung in dem unveränderten alten Style der fürsorglichen Theilnahme König Ludwigs von Bayern, dafür ihm Dank und Ehre gebührt.

Die Pracht der Mosaikbilder in dem Monrealeser Dome, so wie in den kleineren Basiliken zu Palermo, ist nicht zufällig und willkürlich entstanden. Es war das Bedürfniß, die leeren, breiten Flächen, die nackten und kahlen Wölbungen für das Auge zu füllen und für den Mangel an Leben, für die fehlende organische Gliederung dieser ganzen Bauweise einen Ersatz zu geben. Die spätere sogenannte gothische Architektur bedurfte dieses Schmuckes nicht, weil in ihr die organische Einheit des Ganzen sich lebendig in dem Detail der Gliederung ausdrückte, und schon an und durch sich selbst befriedigte.

Diese alten Mosaiken sind die letzten Ausläufe altgriechischer Kunst der Malerei. Und selbst aus ihnen läßt sich

schließen, wie groß eine Kunst gewesen sein muß, die noch im tiefsten Verfall, den eben ein neues Princip, das Christenthum, mit herbeiführen half, solche Werke hervorbringen konnte. In diesen Gemälden sehen wir den Styl der Malerei zu jenen Uranfängen zurückgekehrt, wie sie sich in den Vasenbildern der beiden ältesten Epochen des ägyptisirenden und des strengen Styles, und in der ältesten religiösen Plastik des Tempelreliefs von Selinus zeigen. Es galt das Nichtmenschliche (d. h. das Uebermenschliche) in menschlicher Gestalt zu zeigen, den Widerspruch zu verkörpern. Das Streben nach übermenschlicher Hoheit, nach dem Ausdruck des neuen transcendenten Inhaltes führte von selbst zu jenem ältesten und frühesten religiösen Styl zurück, der sich bekanntlich, wie die neuesten Entdeckungen in den Vasenbildern gezeigt haben, durch die ganze Blütezeit griechischer Kunst hindurch, und neben ihren Werken herlaufend, zum religiösen Gebrauche, und für religiöse Zwecke des eigentlichen Familien- und Volkslebens immer erhalten hatte. Und so sehen wir auch in dieser Welt des Kunstlebens und seiner organischen Entwickelung Kindheit und Greisenalter einander ähnlich. Der Greis neigt sein Haupt, um im Enkel zu neuer Jugend zu erwachen, und eben so gab es einen Punkt in der Geschichte, wo auch das Leben der kindgewordenen Greisin Kunst erlosch, um erneuet, zu frischer Jugend wieder-aufzustehen.

An den Dom von Monreale gränzt das Kloster der Benedictiner. Es war der Abend herangekommen und die Wipfel der Cypressen wiegten ihre schlanke Bildung bereits im Abendsonnengolde, als ich mit meinem Begleiter in den berühmten Klosterhof von Monreale trat. In Gestalt und Anlage gleichartig, nur weit umfangreicher, großartiger

und prächtiger als der Klosterhof von Arles, in Südfrankreich, oder der von San Paolo fuori le mura zu Rom, ist es der zauberhafteste Peripatos einer, in behaglicher Beschaulichkeit zusammenlebenden, frommen Brüderschaft. Vier rechtwinklich an einander stoßende, an der äußeren Seite von Säulenpaaren getragene Bogenhallen, umschließen einen großen viereckten Gartenraum voll blühender Rosen und südlicher Gewächse, dessen anmuthige Verwilderung ganz zu der öden Stille und Vernachlässigung des Ganzen paßt, und einen Anflug von Melancholie über dasselbe verbreitet. Die äußere Anordnung dieser Hallen ist folgende. Je zwei und zwei zierlich schlanke, etwa fünf Fuß hohe, dicht neben einander stehende Paare von Marmorsäulen, tragen immer je zwei, eng durch eine Art Spitzbogen mit einander verbundene Kapitäle, welche aus einem Stück Marmor gearbeitet, und deren vier Seiten mit den reizendsten Reliefs in feinster Ausführung bedeckt sind.

Die Säulenschäfte selbst, welche sich auf einer gemauerten Unterlage erheben, sind, um jede Spur ermüdender Einförmigkeit zu vermeiden, bald glatt polirt, bald, wie die Kapitäle, mit feinster halberhabener Arbeit geschmückt. Von letzterer Art sind namentlich die an den vier Ecken zusammengestellten vier Säulen, deren Kapitäle dann ebenfalls ein Ganzes bilden. Von diesen dicht bei einander stehenden vier Säulen, sind stets die zwei im Schatten stehenden mit ganz vertiefter, dagegen die beiden im Lichte stehenden mit ganz flacher Arbeit bedeckt. Mit solcher Umsicht ist jede Feinheit der Wirkung von dem Meister berücksichtigt! Dabei ist die Arbeit selbst so sauber und zierlich, wie in Bronze ausgeführt, und kann sich wohl mit der schönsten antiken Arbeit in dieser Gattung messen. Auch in den Mosaikverzierungen herrscht die höchste Mannig-

faltigkeit der Muster, bei der größten Zierlichkeit der Ausführung.

Leider hat die Barbarei der Menschen in diesem verwilderten Lande auch hier mit einem wahren Vandalismus gehauset. Fast überall sind die Mosaikbekleidungen ganz oder theilweise beschädigt und zerstört. Man erzählte mir: ein spanisches Regiment, das einst hier in Quartier gelegen, habe diesen Schmuck der Mosaiken ausgebrochen, um sich des Goldes zu bemächtigen, wofür sie die goldschimmernden Mosaikplättchen hielten. Aber es bedarf dieser Sage nicht, um die Zerstörung zu erklären. Bei dem gänzlichen Mangel an aller Aufsicht, und bei der Andenkenwuth der reisenden „rothaarigen Barbaren“ schreitet das Werk solcher Zerstörung noch täglich fort, und ein deutscher Maler, der hier Monate lang lebte, um das Innere des Domes zu malen, erzählte mir, daß er oft genug Buben, die für Fremde solche Mosaiken ausbrachen, verjagt habe.

In den Bildhauerarbeiten dieser Säulen und ihrer Kapitäle, zeigt sich eine Innigkeit des Fleißes, ein liebevolles Sichversenken der Künstler in ihre Aufgabe, eine sinnige Feinheit der Behandlung des Einzelnen, die man immer auf's Neue bewundern muß. Man sieht hier so recht, wie der Meister, der diesen Kunstbau leitete, über eine große Schaar begabter und geschickter Kunstgesellen zu verfügen hatte, unter die er die unendliche Fülle dieser Arbeit so vertheilte, daß er nur das Allgemeinste bestimmte, aber in Entwurf, Behandlung und Ausführung des Einzelnen einem Jeden freien Raum zur Entfaltung des ihm eigenthümlichen Talentes vergönnte. Die Aufgabe war für Jeden: ein solches Doppelkapitäl herzustellen, an welchem sich die Darstellung irgend eines bedeutenden Er-

eignisses der biblischen Geschichte in Reliefgestaltung zeige. So ist nun auf dieser langen Reihe von Säulenkapitälen fast die ganze heilige Schrift, in ihren historischen Hauptmomenten und plastischen Scenen dem Marmor eingemeißelt worden. Man könnte Wochen und Monate lang daran studiren, und würde immer neue originelle Züge und Feinheiten der Behandlung entdecken. Denn diese letztere selbst ist, wie gesagt, von individuellster Mannigfaltigkeit, und zeigt nirgends einen handwerksmäßigen Typus, oder schablonenhafte Fabrikmäßigkeit. Auch an humoristischen Zügen fehlt es diesen Arbeiten eben so wenig, wie den ähnlichen deutscher Steinmetzen und Bildschnitzer bei den gothischen Domen und Thürmen unserer Heimath. Plärrende Pfaffen mit Papageienköpfen, oder als Füchse gestaltet nach Weintrauben haschend, erinnerten mich an Aehnliches, was ich von solcher steinernen Satire vor Jahren am Domthurme zu Heilbronn gesehen.

Am Eingange steht ein Springbrunnen mit marmornen Ruhesitzen. Hier saß der gute König Wilhelm oft im frommen Gespräche mit seinem Bischof von Monreale, während der Wassersprudel hoch oben tönend in das Bassin zu seinen Füßen hinabrauschte. Den Knauf der Säule, aus welcher das Wasser hervorsprüht, umgeben Figuren, die sich zu einem Reigentanze um den Wasserstrahl verschlingen, — die Nixen des kühlen Borns.

Unter der Fläche des ganzen Gartenhofes streckt sich, wie mein Begleiter behauptete, ein tiefes Gewölbe, vielleicht ein gemauerter Teich, eine Piscina aus römischer Zeit.

In der Einsamkeit dieser Hallen, unter dem leisen, melancholischen Rauschen dieses Brunnens, umduftet von Rosen, gedachte ich der Geliebten in der fernen Heimath; aber nicht

mit dem Schmerze der unruhigen Sehnsucht, sondern mit jener beglückenden Zuversicht, zu ihnen als ein durch ein neues Leben, durch so viel Schönes und Großes Geläuterter, und ihrer Würdigerer zurückzukehren.

Abends suchte ich im Göthe nach seiner Schilderung des Domes und Klosterhofes von Monreale. — Er hat beide, obschon er Monreale besucht hat, mit keinem Worte erwähnt! Und doch ist sonst in Monreale nichts zu sehen.

Den 8. October Abends.

Vor etwa einer Stunde bin ich von einer Fahrt nach der Bagaria zurückgekehrt. Von Tag zu Tag hatte ich diesen Ausflug verschoben, und so kam denn der letzte heran, den ich auf dieser wunderbaren Insel noch ganz zubringe. Denn morgen Nachmittag muß ich zurück nach Neapel. So frei ich bin auf dieser Reise, bin ich doch jetzt gebunden durch meinen in Neapel zurückgebliebenen Gefährten, der mich bestimmt zur gemeinsamen Rückreise nach Rom erwartet. Ja, genau genommen, durch etwas unendlich Geringfügigeres, durch einen Mantel, den er mir mitgegeben, da ich den meinen in Rom gelassen! So macht der Mensch sich durch Kleinigkeiten abhängig!

Mein Freund, Don Cicillo, dem ich früh Morgens auf der Passeggiata an der Marina meine Noth klagte über die unverschämten Forderungen der Miethkutscher, bot mir sogleich seine Hülfe bei dem Geschäfte des Miethens an. Ihr müßt nämlich wissen, daß die erwartete Ankunft der Kaiserin von

Rußland schon jetzt, drei bis vier Wochen vorher, alle Preise gesteigert hat. Dies klingt fabelhaft, ist aber auch nur bei einem Volke von so kindischen Begriffen und so märchenhaften Vorstellungen denkbar. Die Paar hundert Menschen höchstens, welche die erwartete Ankunft der Kaiserin nach Palermo bringen wird, können gewiß auf die Steigerung der Preise der ersten Lebensmittel: Brod, Fleisch, Fische, Gemüse rc. in einer Stadt von mehr als hundertfünfzigtausend Einwohnern keinerlei wirklichen Einfluß üben. Und doch sind diese Bedürfnisse wirklich schon jetzt, wochenlang vorher, gestiegen. Selbst die Miethkutscher haben ihre Forderungen um's Doppelte erhöhet, und jeder giebt mir, wenn ich mich unwillig erstaunt zeige, dieselbe Antwort: L'Imperatrice di Russia! so gestern selbst ein Handschuhverkäufer. Sie machen sich von dieser nordischen Majestät die abenteuerlichsten Vorstellungen, und ich glaube, daß in ganz Palermo kaum ein lebendiger Mensch ist, welcher nicht durch diesen unerhörten Glücksfall, der ihnen freilich, die solcher Besuche ungewohnt sind, märchenhaft erscheinen muß, etwas für sich zu gewinnen hofft. Mein alter braver Freund (derselbe, welcher mich zum Professore di Edinburgho und compatriota della famosa Maria Stuarda gemacht hat) handelte nun für mich mit den betrügerischen Kutschern, und es war eine Pracht zu sehen, wie der alte Herr bei ihren Forderungen ganz wild wurde und ihnen die stärksten Dinge sagte. Auf Piazza Marina nicht Handels eins geworden, gingen wir den langen Cassaro hinauf bis zu dem Platze Quattro Cantoni, um dort, wo die Straße Macquedo den Cassaro rechtwinklig durchschneidet, bei den Carozzajo's dieses Stadttheiles unser Glück zu versuchen. Aber ach! in dem Augenblicke, wo ich zufällig einen Blick rückwärts warf, bemerkte ich auch schon,

daß ein dienstbarer Geist unseres Kutschers von Piazza Marina, welcher uns unbemerkt auf dem Fuße gefolgt war, den Kollegen auf den Kutschböcken durch die Fingersprache genauen Bericht von dem Stande unserer Angelegenheit gab. Hier ist nichts zu machen, sagte mein Palermitaner. Gehen wir in den Laden des Librajo, und thun wir, als hätten wir die ganze Fahrt aufgegeben. Diese Kriegslist half, und nach langen Unterhandlungen — denn solche Art Geschäft ist für diese Südländer eine genußvolle Arbeit, und oft die einzige — mit dem Kutscher, mit seinem Mittelsmanne, der hinten aufsteht und den Fahrenden sowie den Kutscher selbst bedient, Alles in Erwartung von einigen Gran — kam ich denn endlich in den Besitz einer leidlichen Chaise mit zwei guten Pferden, und rollte den Cassaro hinab, zum Thore hinaus, rechts, östlich am Gestade des Meeres entlang, der Gegend zu, wo sich die östliche Seite des Gebirgsbogens, welcher die conca d'oro umschließt, in dem Capo Zafferrano wie eine Lanzenspitze in's Meer hineinstreckt.

Der Weg war mir bekannt, ich hatte ihn auf meinem Abendritte neulich in der verschiedensten Beleuchtung von Land und Meer gemacht. Jetzt war es heller, sonniger Morgen. Meine Augen konnten sich nicht sättigen an der Bläue des unbegränzten Meeres zu meiner Linken, dessen Anblick mir nur selten durch eine kleine Schlucht zwischen Weinpflanzungen und Feigenbäumen entzogen wurde. Rechts die wundervollen Bergformen, hinter mir Palermo und der Monte Pellegrino. Ich war allein und genoß Alles ungestört, bald meinen Sitz im Fond mit dem Rücksitz vertauschend, wie ein Panoramabild. In den haushohen Rohrpflanzungen flüsterte ein kühler Mor-

genwind, der aber nur zu bald mir seine Labung entzog, je höher die Sonne emporstieg.

Durch Hecken indianischer Feigen und blühenden Oleanders fahrend passirte ich die zwei Dörfer, welche zwischen Palermo und Bagaria liegen. Verfallene, burgartige Bauten geben ihnen ein mittelalterliches Ansehen. Bald hinter dem letzten führt über die Brücke eines Waldbaches hinweg die Straße zu den Palästen und Lustschlössern von Bagaria, deren verfallender Zustand mir einen reichen Kommentar zu den Mittheilungen meines Konsuls über die Verarmung gab, in welche der einst so reiche und mächtige Adel des Landes immer tiefer versinkt. Auf dem Balkone eines solchen Lust- und Prachtschlosses, an welchem wir vorüberfuhren, saßen ärmlich gekleidete Frauen, deren eine mein Vetturin zwar mit eccellenza, aber sehr vertraulich anredete. Es war die verwittwete Principessa, die Besitzerin dieses Schlosses, welche aber in größter Dürftigkeit lebt.

Wenn man diese zahlreichen Prachtschlösser mit ihren Parkgärten im Glanze der südlichen Sonne schimmernd daliegen sieht, glaubt man sich in eine fabelhafte Märchen- und Feenwelt versetzt. Vor einem Wirthshause des Städtchens ließ ich den Kutscher halten, und ging zu Fuße nach der Villa Valguarnera, welche mir als die am schönsten gelegene bezeichnet worden war. Ein Portal führt zwischen langen Mauern hindurch auf den Hof des Schlosses, das breit und bequem auf dem Berge hingelagert und von einem Prachtgarten umgeben ist, von dessen breiten Terrassen man die freieste Aussicht auf das Meer und die Ebene genießt. Steinerne Balustraden umschließen die Terrassen. Unter Mandel-, Citronen- und Orangenbäumen schimmern zahlreiche Marmor-

statuen in blendender Weiße zwischen dem Grün hervor. Blühende Rosen und Oleanderbüsche und eine Fülle südlicher Gewächse durchdufteten die Luft mit Wohlgeruch. Vor der Gartenfronte des Schlosses breitete sich eine große, mit farbigen Fliesen getäfelte Estrade aus. Aber nirgends eine Spur von Leben und Pflege aller dieser Herrlichkeit. Die Statuen und Marmorgruppen meist verstümmelt, die Springbrunnen und Becken wasserleer. Ich schritt langsam durch die verwildernden Gänge bergan dem Belvedere zu, welches, auf dem höchsten Felsen gelegen, die gesammte Gegend beherrscht. Die Sonne brannte heiß, ich mußte selbst den leichten Rock abthun. Endlich war ich oben. Aber hier vergeht mir fast die Beschreibung.

Man ist auf dem Sattel eines sich langsam thalab weit in das Meer hinein streckenden Vorgebirges, und übersieht zunächst zwei Golfe, den von Palermo und den Meerbusen von Cefalu, welche das gedachte Vorgebirge von einander scheidet. Von der Aussicht auf das unbegränzte Meer vor mir rückkehrend, ließ ich meine Blicke langsam die Rundschau machen, vom Westen an, wo sich der Monte Pellegrino als Scheidewand über Palermo emporbaut, immer an der Küste entlang, bei dem Cap Zafferano vorbei, bis das Auge ostwärts gewendet die Küstenbuchten des östlichen Golfes mit den Städten Salunt, Termini und Cefalu an der äußersten Spitze verfolgte. Dann rings umher die unsagbar feingeschwungenen Gebirgslinien von Südosten nach Westen hinter mir, mit ihren scharfen Zackenstufen und schroffen Wänden. Unter mir die ganze Pracht der Bagaria mit ihren Gartenschlössern, in einer Farbenharmonie, wie sie ein nordisches Auge nicht zu träumen vermag. Den Grundton bildet ein röthliches Braun

der Erde, in feinster Nüancirung auf- und absteigend durch eine ganze Skala von Farbentönen. Zu diesem Grundtone stimmt wunderbar die ähnliche Färbung der Paläste, Schlösser, Gartenhäuser und Ummauerungen der Villen. Dazwischen nur schimmert das sanfte Silbergraugrün der Olivenwäldchen, das Gelbgrün der Weinpflanzungen, schon leise vom Herbste angehaucht, das saftige fettere Grün der überall an Berghängen und Klippen auf und ab wurzelnden indianischen Cactusfeigen, und in tiefem Schattengrün heben sich Gruppen von Cypressen spitz emporsteigend scharf ab gegen die blaue, krystallklare, alles umwebende Himmelsluft. Und all dieser Zauber der Farben, diese Mannigfaltigkeit der Formen geht zusammen — wie die Maler das ausdrücken — zu einem Ganzen, dessen Schönheit ich fortan als ewiges Besitzthum in mir trage, ohne doch nur eines Schattens Traum davon Euch mittheilen zu können.

Hoch oben auf der Spitze des Felsens ist eine Grotte in den Felsen gehauen, auf deren Stukkbekleidung sich Reste von einem Freskogemälde befanden, Aeneas und Dido darstellend in der Scene des Virgilischen Speluncam Dido dux et Trojanus eandem. Ein marmorner Amor zeigt schalkhaft den Weg dahinein. Dreißig bis vierzig Stufen höher ist das eigentliche Belvedere. Eine mit Fliesen bunt ausgelegte Fläche umschließt eine zierlich gearbeitete Steinbalustrade im Rokokkostyl. In der Mitte steht eine Marmorstatue der Venus Urania, theilweise zertrümmert. Und um nun hier auf dem Gipfel die namenlose Wüstheit des Verfalles, in den jetzt alle diese Pracht eines so genußliebenden Jahrhunderts versunken ist, gleichsam in epigrammatischer Pointe abzuschließen, war auf diesem zauberischen Punkte ein Theil des Fußbodens

aufgebrochen, zwei schräge Pfähle eingerammt, welche gegen die Balustrade hin eine rohrbedeckte Hütte bildeten, zum Schutz für den Wächter der Feldfrüchte errichtet, der hier sein Nachtlager hat. So standen Adamitischer Urbau und die höchste Ueberkultur des Rokokkostyles der Architektur in und nebeneinander! Waldmenschenhafte Verwilderung unkrautete wuchernd empor über der noch lebenden Pracht eines Daseins der raffinirtesten Genußsucht.

Ich aber ließ mich diese Gedanken wenig anfechten in dem stillen Genießen eines Glückes, das hier am äußersten Ziele meiner Reise wohl seinen Gipfel erreichte. In völliger Einsamkeit mit mir selbst verträumte ich hier im Anschauen der höchsten Naturschönheit glückselige Stunden, eingewiegt von dem fernherzitternden Luftgeräusche der Meeresfluth, welche dieses glückselige Eiland umblaut, durchsonnt von der schon herbstlich gemäßigten Gluth des Sonnengottes, nicht vorwärts denkend, nicht zurück, sondern pflanzengleich an dem Punkte des gegenwärtigen Daseins haftend, ohne Sehnsucht, ohne Verlangen. Wenn es einen Zustand giebt, der diesem gleich, dauernd zu denken wäre, so müßte ein solcher die Paradiesesseligkeit sein, von der die Traumwünsche des Kindesalters der Menschheit in ihren religiösen Märchen erzählen. Glückselig, wem, wie mir, die Märchenwelt dieser poetischen Träume wenigstens ein Mal in seinem Leben auf kurze Stunden verwirklicht erscheint.

*

Den 6. October.

Heute Morgen ritt ich nach Villa Belmonte, welche am Monte Pellegrino gelegen eine weite Aussicht über Meer und Land bietet. Dann den Monte Pellegrino hinauf zum Kloster und zur Kirche der heiligen Rosalia. Ihr mögt die Beschreibung im Göthe nachlesen. Trotz der schönen, mit großen Kosten angelegten Kunststraße, die auf vielen Bogen ruhend in dem Zickzack unendlicher Windungen auf die Höhe führt, welche sich gegen zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, ist die Tour doch höchst beschwerlich, und die Aussicht kann sich nach meinem Geschmacke nicht mit der von Villa Valguarnera in der Bagaria messen, schon darum nicht, weil ihr die schönste Zierde jeder palermitanischen An- und Aussicht, der Monte Pellegrino selber fehlt.

Abends donnerten die Kanonen zu Ehren des Geburtsfestes des Kronprinzen, doch sah ich nirgends unter der Bevölkerung den geringsten Antheil an dem Feste.

Gestern ist der Vicekönig angekommen und diesmal ausnahmsweise mit allen seinem Range gebührenden Ehren empfangen worden, weil man ihm der Kaiserin gegenüber, bei deren Ankunft er repräsentiren soll, eine Art Relief geben will. Diese erwartete Ankunft der russischen Majestät hat dem Volke von Palermo förmlich die Köpfe verrückt. Sie träumen von Nichts als von dem goldenen Regen, den sie ihnen bringen wird. Schon jetzt sind alle Lebensmittel im Preise gestiegen. Es ist, als ob ein Heer von zwanzigtausend Mann im Anzuge sei.

Als ich neulich Abends etwa gegen zehn Uhr von einem Ritte nach Bagaria zurückkehrte, hatte ich unterwegs einen

eigenthümlich reizenden Anblick. Ein großer Theil des Meerbusens von Capo Zafferrano bis zur Stadt hin war mit Flammen bedeckt, welche auf dem glatten Spiegel hin und her zu tanzen schienen. Es waren Fischer, welche mit Fackelschein die Bewohner der feuchten Tiefe in ihre Netze lockten. An diesem Nachmittage sah ich auch den Aetna (Monte Gibello nennen sie ihn hier) ganz klarhäuptig über die ihn umgebende Gebirgswelt sich erheben. Der Abend war entzückend schön. Kein Lüftchen bewegte die haushohen Rohrpflanzungen, mit denen, so wie mit Cactus, indianischen Feigen, Oleander und Feigenbäumen der Weg eingefaßt ist. Hier und da schimmerte durch Wein- und Fruchtgärten zu meiner Linken das Meer. Die Gegend ist einsam und öde, die Dörfer, welche ich passirte, armselig. Wüßte man es nicht, es würde einem nicht einfallen, daß man sich in der nächsten Nähe einer Stadt von hundertfünfzigtausend Einwohnern befinde. Außer einigen Eseltreibern bemerkte ich auf dem ganzen Wege nicht den geringsten Verkehr.

Bei W.'s ward ich wegen meines so späten einsamen Rittes freundlich ausgescholten. Das sei eine Verwegenheit, die mir hätte übel bekommen mögen. Denn nirgends in Sizilien sei es jetzt so unsicher als in und um Palermo. Die Zahl der Verbrechen gegen das Eigenthum, der Raubanfälle und gewaltsamen Einbrüche ist seit der Cholerazeit außerordentlich gestiegen, und W. gestand mir, daß er, besonders in der schlimmen Zeit im Winter, nie unbewaffnet Abends ausgehe, und auch keine Ausfahrt in die Umgegend ohne Waffen unternehme. Auch läßt er mich nie Abends unbegleitet nach meinem Gasthofe zurückkehren. Die Polizei ist von einer unglaublichen Nachlässigkeit, nicht selten im Einverständnisse mit

den Dieben, oder doch in ihrer Verfolgung höchst lässig. Neulich wurden W.'s am hellen Tage, kurz vor Sonnenuntergang, durch Einbruch bestohlen. Die Diebe mußten mittelst einer Leiter in das, eine Treppe hoch liegende Gestock einsteigen. W. beging die Unvorsichtigkeit, Anzeige bei der Polizei zu machen und deren Hülfe zu fordern. Man kam ein Paar Tage später, hielt Haussuchung bei den Dienstleuten der Familie selbst, und sperrte, um doch etwas zu thun, einen armen Schuhmacher, der unten im Hause wohnt und als Aufwärter und Portier bei W.'s fungirt, ohne alle zureichenden Verdachtsgründe, und obschon W.'s sich selbst für seine Unschuld verbürgten, in's Gefängniß, aus welchem ihn der Konsul erst durch vielfache Bemühungen wieder zu befreien vermochte. Seit der Zeit ist W. entschlossen, um keinen Preis wieder die Hülfe der Polizei in ähnlichen Fällen anzusprechen. Statt dessen aber hat er seine Wohnung zu einer Art Festung gemacht, und starke Thüren, schwere Riegel, eiserne Traillen vor den nach dem Garten führenden Fenstern erinnern einen sehr lebhaft daran, daß man sich in einem Lande und in einer Stadt befindet, wo die geringe Zahl der Besitzenden mit der ungeheuren Anzahl der Nichtsbesitzenden auf offenem Kriegsfuße lebt.

Im Cassaro brachen neulich die Diebe durch die Röhren der Wasserleitungen von unten auf in die Gewölbe der Kaufleute ein und raubten sie aus. Vergebens baten die letzteren um die Vergünstigung, nächtliche Patrouillen auf ihre Kosten zum Schutze ihres Eigenthums zu halten. Es ward ihnen abgeschlagen. Endlich halfen sie sich, indem sie die Fußböden mit starken Eisengittern belegen ließen.

Die Diebe führen nicht selten ihre Räubereien in ganz

imposanter Anzahl aus. Vor Kurzem drangen zwölf solcher Gesellen in Mänteln und Masken in ein Kloster ein, wo sie zweitausend Unzen*), welche sie dort vorhanden wußten, forderten und erhielten. Einem höheren Geistlichen ward auf ähnliche Weise sein Gehalt am Tage des Empfanges abgenommen, doch ließ man ihm den zwölften Theil desselben, als welcher, wie die vortrefflichen Gesellen meinten, zum Lebensunterhalte ausreiche. Als der Geistliche bei ihrem Erscheinen in Ohnmacht fiel, brachten sie ihn mit rühmenswerther Sorgfalt auf hydropathischem Wege wieder zum Bewußtsein, und erklärten ihm sehr höflich, daß es keineswegs auf sein Leben, sondern nur auf seine „überflüssigen" Unzen abgesehen sei. Man glaubt denn auch, daß keineswegs alle diese palermitanischen Rinaldini's aus dem Pöbel seien.

Die schlechte Besoldung der neapolitanischen Beamten ist weltbekannt. Hier sind die Gehalte der niederen Polizeibeamten so gering (zwei, drei und vier Tari täglich, wobei aber noch Abzüge gemacht werden), daß sie mit dem Doppelten, zumal da sie meist Familienväter sind, nicht leben könnten. Die Folgen davon ergeben sich leicht. Sie sind gezwungen, auf eine oder die andere Weise ihre Stellung zu mißbrauchen!

Kurz vor meiner Ankunft war eine Geldsendung des Hauses Rothschild aus Neapel im Betrage von dreißigtausend Ducati Silber hier von der Post gestohlen und auf einem Wagen weggefahren worden. So bequem hatten sich's die Diebe gemacht, denn vor der Post stand nicht einmal eine Schildwache. Wäre solch ein Fall einem Hause von geringen Mitteln passirt, es hätte falliren müssen. Denn kein Mensch

*) Eine Unze ist etwa drei Thaler vier Silbergroschen.

im Publikum würde geglaubt haben, daß die Regierung, in deren Auftrage das Geld gesendet und in deren Postanstalt es gestohlen war, irgend sich zu einem Ersatze verstehen würde. Dies war in Neapel und Palermo die allgemeine Ansicht Aller, welche ich über den Vorfall reden hörte. Diesmal aber war es Rothschild, und da wurde, wiewohl auch nicht ohne Schwierigkeiten, eine Ausnahme gemacht. In Neapel hat man darauf zu verzichten, bei dem Governo die allereinfachsten Begriffe von Ehrenhaftigkeit in Geldsachen anzutreffen.

In der Nähe meines Gasthofes liegt die Hauptwache, welche zugleich als Polizeigefängniß dient. Aus ihrem Inneren hörte ich oft jämmerliches Klagegeheul erschallen. Auf meine Frage hieß es ganz unbefangen: hanno fame! Man rechnet nämlich darauf, daß die Verwandten und Angehörigen diesen Eingesessenen zu essen bringen. Es klingt unglaublich, ist aber buchstäbliche Wahrheit. Wo ein Fenster ist, betteln sie aus dem Gefängnisse um un pezzo di pane (ein Stück Brod) bei den Vorübergehenden.

Der Haß gegen Neapel, König und Regierung ist allgemein. Die Sizilianer verachten tief den Neapolitaner und hassen ihr Governo. In der Cholerazeit war der Glaube: die neapolitanische Regierung habe die Brunnen und die Luft vergiftet, allgemein verbreitet. Selbst unter den gebildeten Klassen der Advokaten, Geistlichen u. s. w. theilten viele diesen Wahnsinn des Volkes, der sich bekanntlich in den furchtbarsten Excessen Luft machte. Zwischen dreißig- bis vierzigtausend Menschen sollen in jener Pestzeit umgekommen sein. Leider waren die beiden Hauptschriften über diese Schreckenszeit Palermos, die descrizione del cholera von Giuseppe Borghi, und eine andere von Filippo Parlatori als verbotene

nicht aufzutreiben, und die Schilderung von Vincenzo Linares, in seinen raconti popolari, ist zu romanhaft. Es ist in Italien und besonders in Neapel und dem Kirchenstaate in Betreff der historischen Literatur immer die alte Geschichte: was wahr und tüchtig ist, das ist verboten und geächtet, und das Erlaubte ist unwahr und schlecht. So konnte ich denn in ganz Palermo Coletta's storia del reame delle due Sicilie nicht auftreiben, dies Prachtbuch, aus dem einem der ächt antike Hauch der lebendigsten Historie entgegenweht. Die Männer, welche ich in Palermo kennen lernte, waren, als sie erst über mich etwas sicherer sein zu können glaubten, dreist genug, ihre Kenntniß dieses vortrefflichsten aller neueren italienischen Geschichtswerke zu verrathen. Aber mir ein Exemplar zu schaffen, wagte doch keiner, obschon sie es ohne Zweifel gekonnt hätten. „Es ist zu gefährlich!" sagte der Buchhändler, und vertröstete mich auf Neapel, wo es eher möglich sei, ein so streng verfehmtes Buch zu erhalten.

Noch eine Eigenthümlichkeit hiesiger Lebenszustände will ich hier bemerken. Die Kutscher der Advokaten und Aerzte finden sich zu gewissen Zeiten, z. B. die der Aerzte jedesmal am Tage nachdem ihr Herr in ein Haus gerufen worden, bei den Patienten und Clienten ihrer Herrschaft ein, um ein sehr bedeutendes Trinkgeld zu erheben. Von dem Ertrage desselben haben sie die Equipage und die Erleuchtung im Hause ihrer Herren zu unterhalten.

Ein anderer mir erzählter Zug ist charakteristisch für das orientalische Element, welches sich hier noch erhalten hat.

Aeußert nämlich ein Gast in einem Hause sein Wohlgefallen an irgend einem beweglichen Besitzstücke, so lautet die übliche Höflichkeitsformel der Entgegnung: restate servito (es steht zu Diensten), und nicht selten schickt man solch einen bewunderten Gegenstand dem Besucher am anderen Tage in's Haus.

Den 7. und 8. October.

Die Göthe'sche Schilderung von Palermo und seinen Umgebungen ist sehr mangelhaft und giebt durchaus kein genügendes Bild dieser einzigen Stadt. Zunächst fällt es unangenehm auf, wenn man sieht, wie er gerade die einzelnen monumentalen Vertraktheiten, z. B. den abenteuerlichen Brunnen mit seiner Menagerie von Amphibienköpfen auf Piazza Bologni ausführlich beschreibt, während er von den herrlichen Bauten der Martorana, der Capella Palatina und des, wenigstens in seinen antiken äußeren Theilen vortrefflichen Domes mit dem prachtvollen Platze, so wie von dem Reichthume der Mosaikgemälde fast nichts zu melden hat. Schon sein Gesammturtheil über die Bauart Palermo's im Ganzen, welche er der von Neapel gleich nennt, ist durchaus unrichtig. Wo muß er nur die klugen Augen gehabt haben. Von der, in ihrer Art einzigen arabischen Burg der Zisa sagt er auch nur Ungenügendes, ja Falsches. Er erzählt, daß er nach Monreale gefahren sei, und erwähnt die albernen Rokokkobrunnen auf der dahin führenden Straße, und von dem Wunderwerk der majestätischen Kathedrale mit ihren kolossalen antiken Prachtsäulen, ihren riesigen Mosaiken, ihren kühnen

Bögen, ihren kunstvollen Erzthüren, endlich von der märchenhaften Schönheit des wundervollen Klosterhofes, in dessen Säulenhallen eine ganze Welt altchristlicher Kunst lebt, sagt er nicht einmal, daß er sie gesehen. Er fährt nach der Bagaria, wo vom Gipfel des Aussichtspunktes in der Villa Valguarnera sich ein Panorama aufthut, dessen Pracht und Reichthum an Schönheit die Krone Siziliens zu heißen verdient, und — er verwendet den ganzen Tag zur Verzweiflung seines treuen Kniep dazu, die wahnschaffnen Ausgeburten eines verrückten Hirnes, die Abgeschmacktheiten einer tollgewordenen christlichen Bigotterie zu betrachten, zu schematisiren, zu klassifiziren, um von dem Unsinn einen Begriff zu geben. Hier ist der philisterhafte Punkt, jenes irrationale Frankfurter Etwas in dem Olympier. Diese Phidiasgestalt trägt doch noch ein Stück Zopf. Aber — er tagebuchte auch mit für neugierige Leser, für Hof- und Weltmenschen, die bei aller Kultur doch eben diese Neugier für die Wahrzeichen des Handwerksburscheninteresses nicht überwunden hatten. Schon in frühester Zeit flößte mir diese detaillirte Beschreibung der Pallagoniaschen steinernen Verrücktheiten ein Unbehagen, ja einen Widerwillen ein. Ich begriff nicht, wie ein Mensch von wahrem Kunstgefühl, von tiefem Sinne für Schönheit bildender Kunst es über sich gewinnen mochte, Zeit und Mühe an so etwas zu wenden. Jetzt, nachdem ich dieses Tollhaus selbst gesehen, begreife ich es noch weniger. Göthe selbst gesteht, daß „der Künstlersinn seines Begleiters innerhalb dieser Fratzengallerie zur Verzweiflung getrieben worden.“ Dies Geständniß ist verrätherisch. —

Göthe sagt, daß jener Marmorbrunnen zu Palermo unter die Vorfahren der Pallagoniaschen Raserei gehöre. Mir er-

zählte man, daß ursprünglich ein Principe denselben bestellt habe. Als dieser aber aus irgend einem Grunde das Werk nicht habe auslösen können, sei die Stadt eingetreten, und habe es für den Preis von vierzig Tausend Scudi an sich gebracht. Vielleicht war jener erste Besteller der Principe Pallagonia selbst.

Ein zweiter Pallagonia war der Duca Caravita in Neapel, von welchem Winckelmann erzählt, daß er in seinem Garten die ungereimten Schnirkel der Kupferstecher, mit denen sie ihre Stiche einfaßten, viele Ellen hoch längs den Gängen in Marmor ausführen ließ.

Mir begegnete in der Villa Pallagonia ein besonderer Glücksumstand. Man hatte mir bei meiner Abfahrt von Palermo auf die Seele gebunden, diese Herrlichkeit ja nicht zu versäumen, und da ich kein Permesso hatte, half ein alter Herr, der Buchhändler von der Via Macquedo, in dessen Laden ich mit meinem Vetturin kontrahirte, durch eine schriftliche Empfehlung an den Kastellan des Pallagonia'schen Schlosses aus. Als ich nun eben durch die „Spießruthen des Wahnsinnes" in Vorhalle, Eingang und Schloßhof mit schwindelndem Kopfe hindurchpassirt war, und der Custode sich einstellte, um mich in das Innere des Schlosses zu führen, bemerkte er bei Vorzeigung meines Empfehlungsbillets: daß dies eigentlich nicht genüge, sondern ein vom Fürsten selbst unterzeichneter Permesso erforderlich sei. Wer war froher als ich, bei dieser, auf ein höheres Trinkgeld spekulirenden Gewissenhaftigkeit des würdigen Custoden! Wäre mein Papier in Ordnung gewesen, so hätte ich mich wahrscheinlich, trotz des unbehaglichen Gefühles von ästhetischer Seekrankheit, aus einer Art blöder Unbeholfenheit von dem Manne durch all' die übrige

Fratzenwirthschaft, die wie zur absichtlichen Verhöhnung, mitten in die höchste Schönheit der Natur hineingestellt ist, hindurchschleppen lassen. So aber erfaßte ich begierig den Rettungsanker, welchen er mir sehr gegen seinen Willen zuwarf, und erklärte, daß ich unter so bewandten Umständen auf die Besichtigung des Schlosses verzichte. Das gab nun eine höchst spaßhafte Komödie. Der Kastellan im höchsten Grade bestürzt, war anfangs unfähig, an den Ernst meines Vorsatzes zu glauben. Kein Forestiere, der nach Palermo komme, lasse dies miracolo del mondo unbesehen und unbewundert. „Wenn Ihr diesen Palazzo nicht gesehen habt, Signor, habt Ihr nichts gesehen!“ — „Thut mir leid, aber ich will Eurem Pflichtgefühl nicht zu nahe treten, da Ihr erklärt habt, daß Ihr ohne die Unterschrift des Principe das Schloß nicht zeigen dürft.“ Zu spät erkannte der Mann jetzt seinen Fehler, und suchte ihn durch alle möglichen Anerbietungen wieder gut zu machen. Es gelang ihm nicht, über meine Tugend zu siegen, und ich verließ ihn trostlos über die entgangene Mancia, seinem Zorne in Verwünschungen Luft machend.

Daß ich während dieser ganzen Reise fortwährend auf Göthe zurückblicke, ist wohl natürlich genug. Muß man doch eingestehen, daß für Alle, die es nicht selbst sahen, Italien hauptsächlich in der Göthe'schen Darstellung lebt. Und will man gerecht sein, und Göthe's Standpunkt als den seinen gelten lassen, so ist auch seine Schilderung, Alles in Allem genommen, noch immer das Beste, was über Italien geschrieben worden ist. Aber freilich sein Standpunkt selbst ist

ein beschränkter, für unsere Zeit nicht mehr ausreichender. Selten oder nie fällt ein Blick auf das staatliche, bürgerliche, das soziale und sittliche Leben der Menschen, das sich vor seinen Blicken entfaltet. Bei Sizilien ist mir das besonders auffallend. Ueber das Verhältniß des Landes zur Regierung, über Bildung und Besitz der verschiedenen Stände, über Rechtspflege, Polizei u. s. f. Nichts! Höchstens ein Scherz über die schmutzigen Straßen und kleine dahin einschlagende Polizeimißbräuche, mit behaglicher Wendung. Ueberhaupt sind ihm alle Dinge auf der Reise nur für die Förderung seiner schönen, persönlichen Zwecke da. Er reis't, um sich zu bilden, und es ist etswas Wahres an dem harten Worte, das Niebuhr nach dem ersten Eindrucke der Lektüre dieser italienischen Reise vor dreißig Jahren aus Rom schrieb: es komme ihm vor, als betrachte Göthe das ganze Land und die ganze Nation nur als eine Ergötzung für sich. Aber es ist falsch und ungerecht, wenn derselbe Niebuhr aus jener Darstellungsweise den Schluß zieht: „Göthe habe ohne Liebe gesehen."

Der klaffende Widerstreit in Ton und Styl der Darstellung, die Fugen und Spalten zwischen den einzelnen Theilen von Göthe's italienischer Reise, sind mir nie so lebhaft wie jetzt vor die Augen getreten. Wie naiv, wie sachlich frisch und voll plastischer Anschaulichkeit, wie körperlich körnig ist Alles, was aus den unmittelbaren Briefergüssen der Reisezeit selbst stammt! Wie lebt da zuweilen der alte Götzisch Wertherische Ton, der Ton der Jugendbriefe an Merck und Lavater und andere Freunde auf! Dies Geradeheraus mit der Sprache, diese gewichtigen Kern- und Schlagworte, die immer den Nagel auf den Kopf treffen und ihn mit einem Streiche

durch das dicke Brett des Vorurtheils und der Beschränktheit hindurchtreiben, — wie kontrastirt das Alles mit den störend dazwischen tretenden geheimräthlichen Einschaltungen, mit jenem betrübten Dictirstyle, durch den er sich immer mehr in die abgemessene Feierlichkeit und Kanzleiförmlichkeit hineindictirte! Diese Gewohnheit des Dictirens ward überhaupt Göthe's Style verderblich. Denn es war unvermeidlich, daß schon die Gegenwart des schreibenden Individuums, das denn doch am Ende immer ein lebendiger Mensch und keine Maschine, und dazu ein unterthänigst dienender war, ihn in eine gewisse Steifheit hineinnöthigte, die keinen Augenblick vergaß, daß sie nicht allein war. Dies ganze dictirende Produziren war wohl mit die Ursache all' des Kanzleimäßigen, Bescheidenden, Erlaßartigen, jener ganzen Grünentischsprache in seinen späteren Sachen, und so auch in den späteren Redactionszusätzen und Einschaltungen zur italienischen Reise. Nur ein geborner Fürst und Regent, ein Blutaristokrat, kann sich vielleicht dictirend von jener Gêne frei halten, nicht aber ein bürgerlicher, vornehm gewordener Poet.

Wer die Originalbriefe lesen dürfte an Herder, an den Herzog und die Herzogin, an Wieland, und ihre Antworten! Das halten nun die Weimaraner Alles unter Riegel und Siegel, wie die Kestner'sche Familie jene herrlichen Jugendbriefe Göthe's, bis es — zu spät ist.

Palermo, den 8. October.

Heute erzählte man mir in einer Gesellschaft die Geschichte eines armen deutschen Handwerkers, der durch die Bosheit

eines ganz untergeordneten, von ihm durch Verweigerung einer buona mano beleidigten Polizeibedienten in langwierige Gefangenschaft und Verlust gerathen war, ohne daß ihm weder sein Konsul noch sein in Neapel residirender Gesandte Hülfe und Genugthuung zu schaffen wußten. Leider darf ich die näheren Umstände nicht mittheilen, aber sie sind empörend für jedes Nationalgefühl. Der Engländer, der Franzose, ja selbst der Russe, sie alle haben im Auslande erst recht den Genuß der Weltbedeutung ihrer Nation. Der Deutsche, für den ja freilich im eigenen Vaterlande bei jeder nächsten Grenze der sechsunddreißig deutschen Territorien das Ausland beginnt, hat diesen Genuß höchstens in seiner Studirstube. Aber draußen, und zumal im wirklichen Auslande, fühlt er zentnerschwer die politische Ohnmacht seines Volkes. Und dies Volk ist ein Volk von vierzig Millionen! Oder auf welchen Schutz und Schirm darf z. B. hier in Sizilien ein herzoglich koburg'scher oder meining'scher, ja selbst ein königlich bayerischer oder preußischer Deutscher rechnen, wenn er etwa ohne seine Schuld mit der neapolitanischen Polizei in Konflikt geräth? Das Hoffmann'sche Wort:

Und gern zahlt Michel und ist bereit,
Als Deutscher, Gott zu danken,
Wenn der preußische Konsul den Paß visirt
Für vier französische Franken!

könnte Stoff zu einer langen Jeremiade geben *).

Die Deutschen haben so oft dies Italien mit eisernem Fußtritte zerstampft, aber außer einem tiefen Hasse gegen die

---

*) Das ist Gottlob, Dank dem großen Junker Bismarck, heute (1873) anders!

Tedeschi, d. h. die Oesterreicher, ist in dem heutigen Italien von uns Deutschen als Nation gar nicht die Rede. Inglesi oder Francesi, unter dieser Bezeichnung laufen wir so mit, so zahlreich auch die deutschen Reisenden in Italien sind. Alle Gasthofschilder können dafür Zeugniß ablegen. Nur hie und da in irgend einem Winkelschenkchen, wie in der Casa Fiorentino zu Sorrent, haben die deutschen Maler das Wort „Künstlerkneipe" auf einem Aushängeschilde hervorgerufen, welches die Eingebornen befremdet ob der barbarischen Laute anstarren. Auch die italienischen Zeitungen können bezeugen, wie man Deutschland hier zu Lande betrachtet, da sie von deutschem Leben nicht mehr und nicht anders ihren Lesern berichten als etwa von der Türkei. Und selbst da möchte der Vergleich noch zu Gunsten der letzteren ausfallen.

Gestern Abend ließ ich mich zu guter Letzt noch einmal auf's Meer hinausrudern, und genoß den Anblick der herrlichen Stadt in der Beleuchtung des schönsten Sonnenunterganges. Bei einbrechender Nacht erhoben sich einzelne Feuer auf den Bergen. Das Meer lag ruhig und glatt wie ein Spiegel da. Von dem russischen Kriegsdampfer her erscholl lustige Musik und Gesang aus den ihn umgebenden Böten, in welchen sizilianische Musikanten den moskowitischen Offizieren aufspielten. Ich ließ mich hinanrudern, um den schwarzen Dampfriesen in der Nähe zu betrachten, welcher finster und dräuend aus der ihn umgebenden Schaar leichter und schlanker sizilianischer Felukken mit seinen Schlotten und Masten emporstarrte. Das Schiffsvolk lehnte an den Borden,

breite, stumpfe Gesichter, deren Physiognomien einen grellen Abstich bildeten gegen die feinen, scharfgeschnittenen, ausdrucksvollen Züge der neugierigen Betrachter, die in den zierlich geschnäbelten Barken den fremden nordischen Gast umschwärmten. Das Schiff hat einen Theil der Effekten für den Winteraufenthalt der Kaiserin gebracht, unter denen man selbst für bequeme Oefen gesorgt und auch des Roggens nicht vergessen hatte, aus welchem eine eigene Art Brod bereitet werden sollte, an welches die Kaiserin selbst, wie man sagte, oder ein Theil ihrer Umgebung gewöhnt sei.

Am Bord des Palermo, den 9. October.

Nachmittags gegen zwei Uhr schiffte ich mich auf dem Palermo ein, der eine Stunde darauf die Anker lichtete. Aber fast schien es, als sollte ich wieder zurückgeführt werden an das mit schwerem Herzen verlassene Eiland. Wir hatten schon die Spitze des Monte Pellegrino erreicht, als ich plötzlich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß der Palermo einen gewaltigen Bogen beschrieb, und im vollen Räderschwunge dem so eben verlassenen Hafen zueilte. Ein Paar arme Schelme unter den Passagieren der zweiten Kajüte hatten Gott weiß welche Paßformalität unvollzogen gelassen. Ein Boot mit Polizeimannschaft war nachgesetzt, Signale hatten den Palermo zurückgerufen, und so wurden sie mit ihren Habseligkeiten unter tausend Verwünschungen des über den verursachten Aufenthalt erbitterten Kapitains aus dem Schiffe in das unterdeß angelangte Boot transportirt. Der eine dieser armen Teufel war ein Deutscher. Sein Jammern um das verlorene Ueberfahrts-

geld schnitt mir durch's Herz. Die beiden Anderen waren Italiener, und sie ergaben sich schweigend in ihr Geschick. Bekanntlich muß man den Paß in dem Bureau der Dampfschiffe vorzeigen, ehe man eingeschrieben werden kann. Auch war unser Schiff vor der Abreise von der Polizei visitirt worden. Wie war es also möglich, daß dennoch erst jetzt eine Paßunregelmäßigkeit entdeckt werden konnte? fragte ich den Kapitain Don Stefano Trifiletti, meinen Freund von jener Sturmnacht her. — Eh! eh! Chi lo sa? war die Antwort, vuol' vivere la polizia.

---

geh schnell mir durch's Herz. Die beiden Matrosen waren Italiener, und sie ergaben sich schweigend in ihr Schicksal. Gewöhnlich muß man den Paß in dem Bureau der Dampfschiffe vorzeigen, ehe man eingeschrieben werden kann. Noch war unser Schiff vor der Abreise von der Polizei visitirt worden. Wie war es also möglich, daß dennoch erst jetzt eine Paßunregelmäßigkeit entdeckt werden konnte? fragte ich den Capitain Don Stefano Trifiletti, meinen Freund vom jetzigen Commando her. — Eh! eh! Chi lo sa? war die Antwort, vuol vivere la polizia.

XI.

Letzte Tage in Neapel.

„Sieh mich und stirb!" So lautet dein Spruch, du Wunder des Südens.
Warum, nachdem ich dich sah, blieb ich zu leben verdammt?

Das Land der Reize, Lust und Wunderfülle
Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.

Tasso.

Neapel, October 1845.

An der Südspitze des Quartiers della Stella, eingefaßt von dem Largo delle Pigne und der Strada nuova, welche als Fortsetzung des Toledo in leiser Biegung aufwärts nach Capo di Monte führt, liegt der berühmte Palast des Museo Borbonico, gewöhnlich gli Studj genannt, zunächst dem Vatikan wohl die großartigste Kunstsammlung der Welt, an Vielseitigkeit der darin aufbewahrten Kunstschätze mit keiner anderen zu vergleichen. Der Umstand, daß hier seit den letzten fünfzig Jahren, besonders seit Mürat's Regierung, alle sonst in den verschiedenen königlichen Schlössern zerstreuten Kunstwerke alter und neuerer Zeit sich vereint finden, ist für den Fremdem äußerst erleichternd.

Das Gebäude, früher Sitz der Universität, umschließt in seinen gewaltigen Räumen nicht nur die Sammlung aller alten, aus den drei verschütteten Städten gezogenen Wandmalereien, Mosaiken, Bronzen und Bronzestatuen, Gemmen, Münzen, Gläser, Küchen-, Haus- und Tempelgeräthschaften, ferner die Sammlungen der Papyrusrollen, der Vasen, der

etruskischen, ägyptischen und oskischen Alterthümer, sondern auch die gesammten Schätze plastischer Kunstwerke, welche Neapel besitzt, und unter denen die weiland Farnesischen den ersten Rang einnehmen. Daran reihen sich die Säle, welche die Gallerie neuerer Gemälde enthalten, die Bibliothek mit ihren hundertfünfzigtausend Bänden und dreitausend Handschriften, die Sammlungen der alten Inschriften u. s. w. Es ist eine Welt voll überschwenglichen Reichthumes, in die man sich, ohne auszulernen, Jahre lang versenken könnte. Der Besuch ist, wie überhaupt, so namentlich in diesen Tagen, wo man wegen des ganz Neapel in Bewegung setzenden Gelehrtenkongresses noch besondere Begünstigungen gewährt hat, den Fremden weit mehr als in Rom erleichtert, und mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mögt Ihr mich alle Vormittagsstunden immer in diesen Räumen mit Euren Gedanken suchen.

Unter den Werken der Plastik sind der Herkules Farnese, die Flora und die Gruppe des Toro Farnese die berühmtesten. Sie wurden sämmtlich aus den Thermen des Caracalla zu Rom, und zwar verstümmelt, aufgegraben. Der Herkules, dessen Gypsabguß ich schon in München sah, und den die Inschrift an der Keule als Werk des Atheners Glykon bezeichnet, ist Nachbildung eines Werkes des Lysippos *). Der hellenische Nationalheros, in welchem die durch Anstrengung gestählte und durch gewaltige Kämpfe bewährte Leibeskraft symbolisirt erscheint, steht hier vor uns, auf seine Keule gelehnt, nachdenklich ausruhend von seiner unendlichen Arbeit. Ein Ausdruck tiefer Traurigkeit liegt über dem zur Erde

---

*) Vergl. Torso von Ad. Stahr; Th. II. S. 10—29.

niederblickenden Gesichte verbreitet. Es ist, als fände er trotz seiner Riesenkräfte, die ihm auferlegt sind, das Leben doch ein ungeheuer schweres Stück Arbeit; und das ist es ja auch immer und alle Zeit für den Starken, der nicht unterliegen darf. Wie er so dasteht mit dem sinnenden Haupte, welches gegen den riesigen Körper fast unverhältnißmäßig klein erscheint, mit den ernst in sich zusammengedrängten Gesichtszügen, den mächtigen Schultern und Armen, dem breiten Rücken, der hochgewölbten Brust, den gewaltigen Schenkeln und der, von der vorhergegangenen Anstrengung hochaufgetriebenen, und wie das Meer nach dem Sturme noch gewaltsam aufgeregten Wellenbewegung der Muskulatur des ganzen nackten Leibes — da erschien er mir immer als der Typus und Repräsentant der ganzen, zum harten Dienste der Arbeit verdammten Proletariermenschheit, und es wollte mich bedünken, als sänne er darüber nach, ob er die goldenen Aepfel, welche er in seiner Rechten auf dem Rücken hält, denn wirklich seinem feigen Zwingherrn abliefern, oder den Lohn seiner Arbeit für sich behalten solle. Das Störende und die Harmonie des Totaleindrucks Beeinträchtigende, welches in der allzustarken Ausführung des Einzelnen, in der Behandlung der Muskeln und der wie von aufgeregtem Blute hochaufgequollenen Adern liegt, muß man sich durch eine erhöhte Aufstellung gemildert denken. Andrerseits zeigen dieselben aber auch an, daß dieser Herkules als ein solcher gedacht ist, der von der Kampfesarbeit herkommt; denn an dem ruhenden verklärten Herkulesleibe des Vatikanischen Torso sind keine Adern sichtbar.

Die Flora*) ist das entsprechende Gegenbild seiner

*) Vergl. Torso Th. II, S. 19 ff.

nackten Riesengestalt, so recht ein Weib würdig des Göttersohnes nach seiner Verklärung auf dem Oeta, kolossal wie der Herkules, wohl gegen zwölf Fuß hoch; der Kopf, obschon antik, ist doch wie die Extremitäten und Attribute ergänzt. Wie eine dämmernde Nebelhülle, welche nicht verdeckt und kaum verschleiert, fließt das nasse Gewand an den göttlichen Gliedern des schönsten Leibes hernieder. Der Marmor scheint zur Durchsichtigkeit verklärt. Die jetzige Ergänzung läßt sie als Frühlingsgöttin erscheinen, welche dem bittend nahenden Verehrer in anmuthig feierlicher Bewegung mit dem blüthenschweren Füllhorne in der Linken gleichsam gewährend entgegenschwebt. Beide Werke, die Flora, wie der Herkules, standen wahrscheinlich in zwei gegeneinanderstehenden großen Nischen der Thermen des Caracalla zu Rom. Auch ist an der Flora die Rückseite nicht sorgfältig ausgeführt.

Minder als beide verdient ihren Ruhm die berühmte Gruppe des Toro Farnese *), ein Effektstück, unbefriedigend in der Wahl des Gegenstandes wie in der mit Figuren überladenen Komposition. Man bereitet einen Abguß des Werkes für das Berliner Museum, dessen Kosten auf sechstausend Scudi angegeben wurden. Unter den übrigen Sculpturwerken ziehen mich immer auf's Neue an: die vortreffliche Portraitstatue des Aeschines **), die Venus von Capua mit dem Amor, die Psyche, auch in ihrer Verstümmelung noch einer der herrlichsten Reste seelenvoller hellenischer Schönheit. Unter den Reliefs gebe ich den Preis unbedenklich demjenigen, welches nach der mir am meisten zusagenden Deutung Wiedersehen

---

*) Vergl. Torso Th. II, S. 86—92.
**) Vergl. Torso Th. I, S. 508 und 523.

und Trennung des Orpheus und der Eurydice darstellt. Der trostlose Gatte ist in den Hades hinabgestiegen. Sein Saitenspiel hat die Herzen der Unterweltgottheiten gerührt, er darf die verlorene Gattin zurückführen zum goldenen Lichte der Oberwelt, doch ein strenges Gebot warnt ihn, auf dem Wege dahin sich umzuschauen nach der Geliebten. Schon dem Ziele nahe übermannt ihn die Sehnsucht, er fleht die Geliebte an, ihm den Anblick der langentbehrten Züge zu vergönnen. Von Liebe hingerissen erfüllt sie endlich, während er sich zu ihr umwendet, den Schleier hebend seinen Wunsch. Dies ist der von dem griechischen Künstler zu seiner Darstellung gewählte Moment. Mit dem Ausdruck der innigsten Liebe blickt die Gattin auf den in ihren Anblick selig versunkenen Gatten, aber zugleich mischt sich in diesen Ausdruck schon der des erneuten, ewigen Abschiedsschmerzes. Denn schon hat Hermes, der leitende Gott, ihre Hand ergriffen, um sie wieder zurückzuführen in das Reich der Schatten. Aber selbst auf seinem göttlichen Antlitze erscheint ein Zug trauernden Mitgefühles über das harte Geschick, welches hier aus höchster Liebe tiefstes Leid entspringen läßt. Weder an Tiefe und Zartheit der Empfindung, noch an Schönheit der Ausführung weiß ich diesem Relief irgend ein anderes zu vergleichen. Griechische Beischrift giebt die Namen der dargestellten Figuren an, während in einer Wiederholung der Gruppe in der Villa Albani zu Rom dieselben durch eine lateinische Beischrift unrichtig als Amphion, Zethos und Antiope bezeichnet werden. Es war eine Laune, die Winckelmann bewog (Mon. ined. № 85), an der letzteren Bezeichnung festzuhalten. Aber was that er nicht manchmal seinem Kardinal Albani zu Liebe!

In einem eigenen Kabinete befindet sich unter anderen

Darstellungen der Liebesgöttin auch die der Venus Kallipygos, ohne Zweifel ein Werk später Zeit, in welchem die Plastik nicht mehr dem keuschen Dienste der göttlichen Schönheit, sondern dem raffinirten Sinnenkitzel hingegeben war. Stellung, Haltung, Behandlung der üppigen, überweichen Formen, Alles erscheint auf diesen groben Sinnenreiz berechnet, ein Abfall von der Idee der reinen, ihrer selbst bewußten, unschuldigen Schönheit, kein Götter-, sondern ein Hetärenbild *). —

Am Eingange des Saales der Bronzen, die fast alle aus den verschütteten Städten an's Licht gezogen sind, erfreuen den Eintretenden die beiden Rehe, welche vor unserem Nahen gleichsam erschreckt zusammenschauern. Es ist die plastische Darstellung der reizenden Schilderung in dem Horazischen Bilde des scheuen Rehes, dem er die Geliebte vergleicht:

Nam seu mobilibus veris inhorruit
Adventus foliis, seu virides rubum
Dimovere lacertae,
Et corde et genibus tremit **).

Ueberaus herrlich ist ferner der sitzende Hermes, wohl nach Lysippos' Musterbilde, ausruhend gedacht auf einem seiner Botenflüge, aber nur für einen Augenblick; denn Haltung und Ausdruck des vorgebogenen Oberleibes und der langschenk-

---

*) Vergl. Torso Th. II, S. 309.

**) Wenn durch zitterndes Laub schauert des Frühlings Nahn,
Wenn die Lacerte sich, schillernd im goldenen Grün,
Regt im Strauche des Brombeers,
Bebt es und zittert an Herz und Knieen.

lichten Füße deuten darauf hin, daß er im Augenblicke der Rast schon wieder im Begriffe ist, sich aufzuschwingen. Die Aufgabe: im Moment der Ruhe selbst schon die folgende Bewegung anzudeuten, ist hier auf das Glücklichste gelöset. Diese Statue ist eine von den wenigen alten Bronzen, welche nach Feuerbach zeigen, daß die alten Künstler die Beihülfe des Ciselirens gekannt haben. — Der berühmte tanzende Faun hat in einer bronzenen Venusstatue von gleicher Größe, die erst ganz neuerlich aufgefunden worden ist, eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten. Sie ist ohne Zweifel eine der vollendetsten griechischen Darstellungen des Aphroditenideals. Außerdem sind zwei Faungestalten, der eine trunken auf einer Haut ausgestreckt, den geliebten Weinschlauch neben sich, der andere ermüdet auf einem Felssitze eingeschlafen, ferner ein kleines Pferd mit Silberschmuck, ein kolossales Roßhaupt von vortrefflicher Arbeit, mehrere Büsten, wie der Berenice des Commodus, Seneka, Scipio Afrikanus u. a. als Meisterwerke zu nennen.

Die Hauptmasse der Sammlung ist aus Herkulanum, das wir gestern besucht haben. Mayer hat in seinem Neapel die dortigen Aufgrabungen sehr genau beschrieben. Die alte Stadt, im Vergleich zu Pompeji von einer ungleich höheren und dabei steinharten vulkanischen Masse überdeckt *), in welche man nur durch Stollen wie bei einem Bergwerke eindringen konnte, liegt begraben unter den Städten Resina und Portici. Nur der Raum von ein Paar Gebäuden ist bloßgelegt, ein

---

*) Es ist aber nicht Lava, wie man bisher allgemein glaubte, sondern verhärtete Asche. S. Beulé, Revue de Deux Mondes. 1. Juni 1870. Tom. 87 p. 622 ff.

Theil davon ist in einen Wein- und Rosengarten verwandelt. Einen eigenthümlichen Eindruck gewähren die bei dem Einhauen der Stollen durchschnittenen Mauern und Wände von Gebäuden, welche wie farbige Adern in der vulkanischen Masse erscheinen. Zu dem Theater steigt man einige achtzig Fuß tief hinab, um bei dem schwachen Scheine einiger Fackeln so viel zu sehen, als man in einem ungeheuren, völlig dunklen Kellerraume — die Höhe des Theaters beträgt etwa sechszig Fuß — wahrnehmen kann.

Colletta erzählt einen schönen Zug vom Könige Karl III., unter dessen Regierung die ersten Nachgrabungen in Herkulanum geschahen. Der König, welcher denselben viel Interesse schenkte und ihnen oft selbst beiwohnte, fand einmal in einem zusammengeballten Klumpen, mit dessen Zerschlagung er sich eifrig beschäftigte, neben mehreren alten Münzen einen schönverzierten, goldenen Siegelring, welchen er seit dieser Zeit beständig am Finger trug. Als er fünfzehn Jahre später Neapel verließ, um den spanischen Thron zu besteigen, nahm er von allen jenen ihm liebgewordenen Schätzen nicht nur nichts mit sich, sondern er zog am Tage der Abreise selbst diesen Ring vom Finger, den er, wie er sagte, als Lohn seiner Arbeit bisher getragen hatte, und ließ ihn, weil er Staatseigenthum sei, in das Verzeichniß der Sammlungen eintragen. Darum zeigt man, setzt der Historiker hinzu, ihn noch heutzutage im Museum den Fremden, nicht seiner Kostbarkeit wegen, ma in documento della modestia di Carlo.

Das Piedigrottenfest.

Ich habe vergessen, Euch von der Feier des Piedigrottenfestes in Neapel zu erzählen, das ich von Sorrent aus besuchte. Dies Fest der S. Maria di piè di grotta, welche die Ehrenstelle eines Generalissimus der neapolitanischen Armee bekleidet, ist ein religiös militairisches, vom König Karl III. aus Dankbarkeit für die Hülfe der Madonna gegen die Oesterreicher, denen er seine Krone abkämpfen mußte, gestiftet. Unter dem jetzigen Könige wird es mit besonderer Pracht gefeiert, und alles Militair des Königreiches — mit Ausnahme des in Sizilien befindlichen — zur Verherrlichung desselben nach Neapel zusammengezogen. So waren denn auch diesmal über fünfundzwanzigtausend Mann aller Waffengattungen zur großen Parade versammelt. Als wir von Sorrent nach Castellamare kamen, kündeten schon die vollen Eisenbahnzüge, welche am Morgen noch in endlosen Wagenreihen einige verspätete Truppenabtheilungen nach Neapel führten, das Schauspiel an. In Neapel selbst wimmelten alle Hauptstraßen von bunten Uniformen, die in Calessen und Wagen aller Art ihren verschiedenen Aufstellungsplätzen zueilten. Selbst gemeine Soldaten benutzten diese Aushülfe, um ihre Kräfte zu sparen, welche sie freilich auch nöthig genug haben mochten. Denn es galt für die armen Teufel nichts Geringeres, als von Morgens zehn bis Abends gegen sieben Uhr, mit Waffen und Gepäck belastet und eingeschnürt in den engen Uniformen, sich in der heftigsten Sciroccogluth eines neapolitanischen Sommertages (es war der 8. September) auf den Beinen zu erhalten. Schon am frühen Morgen fanden wir alle Plätze in der Nähe des Toledo dichtgedrängt von schaulustigen Men=

schenmassen, und gegen eilf Uhr begann das Straßenmarschiren der Truppen die unabsehbar lange Toledostraße hinab und hinauf. Das eigentliche Festschauspiel aber entfaltete sich erst Nachmittags gegen zwei Uhr. Von dem Balkone unserer Wohnung in Santa Lucia sahen wir über zwei Stunden lang die gesammte neapolitanische Heeresmacht zu Roß und zu Fuß abwärts von der Höhe, auf welcher das prächtige Hotel de Rome liegt, verlängs des breiten Kais durch die dichtgedrängten Menschenschaaren an uns vorüberziehen. Die grün und rothe Nationalgarde hatte zu beiden Seiten ein mehrere Mann hohes Spalier gebildet, zwischen dem nun der Schlangenzug der Regimenter sich einherbewegte. Das Material der Ausrüstung, Kleidung, Waffen und Pferde fanden den Beifall selbst einiger deutschen Offiziere in unserer Nähe. Auch die Leute selbst sahen gut aus. Und für den gänzlichen Mangel an aller kriegerischen Haltung, für die unglaubliche Ungeschicklichkeit, mit der die einfachsten Bewegungen unter dem tollsten Schreien, Schimpfen und Lärmen der kommandirenden Offiziere ausgeführt wurden, gewährte der kindisch bunte Flitterglanz der überladenen Uniformen, die fabelhaft aufgeputzten Tambourmajors mit ihren ungarischen Pelzstiefelchen und Husarenuniformen, die himmelansteigenden Bärenmützen (bei neunundzwanzig Grad Sciroccohitze kein übles Schweißmittel!) den Augen der Neapolitaner reichlichen Ersatz. Die Uniformirung erschien als ein buntes Gemisch des früheren preußischen und des neapolitanisch französischen Wesens, voll puppenhafter Zierlichkeit und kindischer Zweckwidrigkeit, die Czakos aller Art gaben Hinterkopf, Augen und Stirn allen Unbilden des Wetters, Regen, Staub und Sonnenstrahlen, und nebenbei den feindlichen Hieben Preis. Ich erinnerte mich dabei an

das große Hospital für viele Hunderte von zum Theil ganz jungen, erblindeten Soldaten, welches ich in Massa bei Sorrent gesehen. Die Farben der Bekleidung und Ausrüstung der verschiedenen Truppengattungen boten die seltsamsten Kombinationen. Oft sah es aus, als marschire eine Heerde orientalischer Papagaien vorüber. Welch eine geistige Impotenz gehört dazu, an dieser Art soldatischer Paradespielerei Vergnügen zu finden, deren Anblick auf einen vernünftigen Menschen nur Schwindel und Kopfweh erregend wirkt. Dazu kam, daß hier diese bunte Nürnberger Spielzeugsoldateska auch nicht einmal eine Spur von ernster, historischer Tradition, sondern fast nur eine lächerliche und schmähliche zum Hintergrunde hat. Diese Neapolitaner, trotz ihrer markirten Physiognomien, ihrer braunen, schwarzumbarteten Gesichter, diese schlanken und schmucken Reiter, welche ihre schönen Pferde so schlecht in der Gewalt hatten, sie sind und waren nie Soldaten, so wenig es ihre Väter je gewesen sind. Die neapolitanische Feigheit ist das Stichwort ihrer ganzen Kriegsgeschichte, welche fast nur von Flucht und Unterwerfung vor dem Kampfe zu berichten weiß. Durch diese Feigheit ist der tapferste Krieger, der Sieger in hundert Schlachten und Gefechten, der kühne Reiterkönig Mürat, verlassen und verrathen zu Grunde gegangen, und ein glorioses Leben zu schimpflichem Ende gebracht. Und während jetzt alle Kräfte des Landes für dieses kindische Soldatenspielwerk erschöpft werden, ziehen dort mitten unter ihnen, als Zeichen ihrer Schmach und Nutzlosigkeit, fünftausend Schweizersöldner einher, welche die alleinige Stütze dieses innerlich verfaulten Despotismus bilden. Hier in dieser, aus Abenteurern aller Länder zusammengeworbenen Truppe zeigte sich dafür auch allein eine soldatische Haltung,

eine Art von Landsknechtsbewußtsein in dem festen, erderschütternden Tritt dieser breiten rohen Kriegerreihen. In diesen kurzstirnigen, theils unbeweglichen, theils frech und trotzig ausschauenden Physiognomien, welche zu den unruhig beweglichen, gutmüthig schalkhaften Neapolitanergesichtern einen seltsamen Gegensatz bildeten, las man deutlich, daß an ihnen die Gewalt unwankende, maschinengehorsame Vollstrecker ihres Willens besitzt, als welche sie im Volke so gefürchtet sind.

Endlich waren auch die letzten Geschwader vorübergezogen, und Alles harrte nun des großen Augenblicks, wo der „goldene Wagen“ mit dem königlichen Paare erscheinen sollte, um die Parade und die damit verbundene kirchliche Feier zu verherrlichen. In dieser Zwischenzeit nun belebte sich die Einförmigkeit des militairischen Aufzuges durch allerhand kleine, ächt neapolitanische Genrebilder, zu denen Ihr Euch nur das blaue, von Schiffen und Barken groß und klein wimmelnde Meer und den rauchenden Vesuv als Hintergrund denken müßt. In den als Spalier aufgestellten Truppen und Nationalgarden riß nämlich jetzt Insubordination ein. Cigarren wurden angezündet, erst heimlich in den hinteren Gliedern, dann öffentlich auch in den ersten, zuletzt auch von einzelnen Offizieren. Andere suchten die Zwischenzeit zum Habhaftwerden irgend einer Erfrischung zu benutzen, sie desertirten in die zahlreich nahegelegenen Cafés, Eis- und Limonadebuden, Obstboutiquen und Weinschenken, trotz des lauten Geschreies der hin- und hersprengenden Oberoffiziere. Plötzlich erdröhnte der Donner des ersten Kanonenschusses von dem nahen Castell Ovo, und rollte in zehnfachem Wiederhall längs der Gebirgsküste hin, die Ausfahrt der königlichen Familie aus dem Schlosse verkündend. Jetzt galt es, die Deserteure mit Bitten und Be-

schwörungen, guten und schlimmen Worten, bei denen es hier und da auch an flachen Klingenhieben der Oberoffiziere nicht fehlte, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen, was denn endlich nach großen Anstrengungen gelang. Während Hunderte von Lazaroni's groß und klein im Gedränge die hastig weggeworfenen Glimmstengel zwischen den Füßen der Krieger auflasen, erdonnerten neue Kanonenschüsse, und Trommelwirbel und Janitscharenmusik der aufgestellten Regimenter, an denen der königliche Aufzug vorüberpassirte, rasselten und dröhnten immer näher zu uns heran. Reiter vorauf, dann Hofbediente, dann zwei leere achtspännige Wagen, die Kasten ganz mit Goldblech überzogen; ihnen folgend ein dritter, noch prächtigerer Goldwagen, oben Federbüsche und die goldene Königskrone, das ganze Wagengehäuse von Krystallglas und Gold, bespannt mit acht arabischen Pferden, geführt von goldstrotzenden Stallbedienten zu Fuß, sechs Läufer vorauf, an den Seiten Hofbediente höheren Grades. Im Wagen König und Königin, wegen der kolossalen Glaswände des fahrenden Hauses ganz und von allen Seiten dem Volke sichtbar. Der König, ein etwas korpulenter, gut aussehender Vierziger (obschon er noch in den Dreißigen steht), bourbonische Physiognomie mit sinnlichem, listig beschränktem Ausdruck, überall hinlorgnettirend und freundlich grüßend. Ihm zur Seite die Königin, ein feines, fürstliches Gesicht, etwas leidend Stolzes in den blassen Zügen, unaufhörlich mit festgefrorner Freundlichkeit nach links und rechts mit dem Kopfe grüßend. Als sie nach ein Paar Stunden zurückkamen, grüßte sie noch, aber die Freundlichkeit war verschwunden, der Kopf bewegte sich nur noch pagodenhaft mechanisch nach beiden Seiten hin. Sie befand sich sichtbar in einem der Ohnmacht nahen Zustande der Erschöpfung,

und doch nickte sie immer fort, während sie sicher die Tausende von Köpfen verwünschen mußte, um derentwillen, der ihrige diese Pein litt. Das Volk war auffallend still bei allen diesen mechanischen Huldbezeugungen, ich hörte nirgends ein Jubelgeschrei oder Vivatrufen. —

Die Pracht des Zuges war ungeheuer. Es folgte noch ein halb Dutzend ähnlich glänzender Wagen mit den königlichen Kindern und den anderen Gliedern der königlichen Familie. Die kleinen Prinzchen kopfnickten von ihren hohen Sitzkissen herab gleichfalls wie Wendehälse zum Zeichen des Grüßens nach beiden Seiten hin. Sobald sie einmal inne hielten, gab ihnen der gegenübersitzende Gouverneur ein Zeichen, auf welches sie dann ihre Arbeit wieder auf's Neue begannen. Die armen Kinder sahen dabei, weil ihre Augen oft in entgegengesetzter Richtung mit ihrer Kopfbewegung waren, wie kleine Blödsinnige aus. Die orientalische Pracht dieses Aufzuges, welcher dem Volke den Glauben an seine Erdengötter als Wesen höherer Art sinnlich stärken soll, bildete einen scharfen Kontrast gegen die affektirte Schlichtheit, mit welcher vor dreißig Jahren diese Bourbons ihren Wiedereinzug in die von dem glänzenden Mürat verlassene Hauptstadt hielten.

Als der Kanonen- und Musikspektabel zu Ende war, fuhren wir nach Villa Reale hinaus, wo wir indessen nichts von der gepriesenen Festlust des neapolitanischen Volkes an diesem Tage bemerkten. Was überhaupt von dem malerischen Anblick der buntesten Volkstrachten, welchen dieses Fest bieten soll, in Reisehandbüchern und sonst erzählt wird, ist gegenwärtig keine Wahrheit mehr. Diese Dinge sind überall in Italien und selbst in Neapel sehr im Abnehmen, und leben

jetzt mehr in der Tradition der Guiden und Touristen als in der Wirklichkeit. Dies berühmte neapolitanische Volksfest bot weniger Nationales, Volksthümliches, Charakteristisches als irgend ein Fest in einer anderen großen europäischen Stadt. Die Villa Reale, welche an diesem Tage allem Volke ohne Unterschied geöffnet ist, war den ganzen Abend hindurch fast völlig leer. In der Stadt selbst fand ich das Leben nicht anders als an den früheren Tagen. Und so blieb uns von dem ganzen Feste nichts als der wüste Eindruck eines hohlen, gleißenden Scheingepräges, Kopfschmerz von der Hitze und das Bedauern, um diesen Preis unser stilles, duftiges Sorrent um vierundzwanzig Stunden verlassen zu haben.

Auf der Rückfahrt nach Sorrent begegnete uns etwas, das ich hier anführen will, weil es für neapolitanische Zustände charakteristisch ist. Als wir mit unserem Currikel an dem hohen, steinernen Gefängnisse der Galeerensklaven zu Castellamare vorüberfuhren, schrie mir der hintenaufsitzende Kutscher, welcher mir die Zügel überlassen hatte, zu, Schritt zu fahren, und ein dazutretender Gensd'arm verstärkte die Mahnung durch gebieterischen Zuruf. — „Aber warum?" Das Haus hat in Folge eines Erdbebens so starke Risse, daß es seit Jahren den Einsturz droht, und dieser grauenvollen Gefahr überläßt die neapolitanische Regierung nun schon seit langer Zeit Hunderte von Menschenleben, ohne an Ausbesserung oder Neubau zu denken!

Dazu stimmt es denn auch vollkommen, daß gegenwärtig das Governo mit einem sehr unternehmenden Bandenchef, L'Alarigo, der sich an der Spitze von einer Masse Unzufriedenen befindet, in offenem Kriege lebt, den es trotz seiner

großen Heeresmacht noch immer nicht glücklich zu beenden vermocht hat. L'Alarigo, welcher sein Hauptquartier in der Nähe von Cosenza hat, betrachtet und verhält sich keineswegs als Räuber. Er ist ein Mann von guter Herkunft und von klassischer Bildung, und hat seine Leute militairisch in Abtheilungen getheilt, welche die altrömischen Namen Cohorten und Manipeln führen. Der Silawald bildet den Centralpunkt, von dem ihre Unternehmungen ausgehen. Sie respektiren allen Privatbesitz, plündern nur Gouvernementseigenthum, und vom Volke begünstigt ist bisher ihr Häuptling allen Angriffen und Nachstellungen unüberwindlich gewesen. Als neulich der Minister des Inneren, Marchese del Carreto, sechstausend Piaster auf seinen Kopf setzte, ging L'Alarigo an demselben Tage, wo das Plakat in Cosenza anlangte, dort, nur von einem Adjutanten begleitet, in's Theater, und erwiederte die Bekanntmachung durch eine andere, in welcher er zwanzigtausend Piaster auf den Kopf des Ministers setzte. Ihr seht, es ist immer noch genug Romantik in Italien vorhanden, und wenn man die elende Wirthschaft der neapolitanischen Regierung ansieht, findet man sich mit seiner Theilnahme fast unwillkürlich auf der Seite des kühnen Häuptlings, und wünscht ihm, daß sein endliches Geschick, wenn er sich, wie es jetzt heißt, zu Unterhandlungen versteht *), glücklicher ausfallen möge als dasjenige,

*) Späteren Nachrichten zufolge hat sich die neapolitanische Regierung genöthigt gesehen, dem L'Alarigo eine ehrenvolle Kapitulation zu gewähren, in Folge deren er mit einigen seiner Offiziere nach Lipari gebracht wurde, um dort mit einem Jahrgehalte in anständigem Exile zu leben. Wie es mit seinen Leuten gehalten worden, ist mir nicht erinnerlich, ich denke, man wird sie auf gut Neapolitanisch alle amnestirt haben.

welches die wortbrüchige Treulosigkeit der Regierung vor etwa siebenundzwanzig Jahren seinen Vorgängern, den Vardarelli, bereitete. Diese Bande, welche den Namen von ihrem Häuptlinge Gaetano Vardarelli führte, hörte ich öfter, wenn von L'Alarigo und seinen Thaten die Rede war, erwähnen, und dem letzteren das Schicksal derselben prophezeihen, wenn er sich wie jene zu einem Friedensschlusse verstehen sollte. Was man mir in Sorrent und Neapel von dem früheren, gegen die Vardarelli begangenen Treubruche der Regierung erzählte, schien mir lange unglaublich, bis ich später die ganze Sache durch das Zeugniß des vortrefflichen Colletta bestätigt fand. Ich erzähle Euch den Hergang mit den eigenen Worten des ausgezeichneten Geschichtsschreibers, dem an Wahrheitsliebe, Adel der Gesinnung und klassischer Darstellungsgabe wenige Schriftsteller seiner Nation an die Seite gesetzt werden können.

Die Vardarelli.

Gaetano Vardarelli, von geringer Herkunft, erst Soldat unter Mürat, desertirte und entfloh nach Sizilien. Von dort wegen neuer Vergehen flüchtig geworden, kehrte er in's Königreich zurück, das er mit mehren Gesellen als Räuber durchzog. Seine Thaten im Kampfe gegen die französische Regierung Neapels erwarben ihm, als er sich zuletzt genöthigt sah nach Sizilien zurückzufliehen, dort Verzeihung. Man stellte ihn als Sergeanten bei der Garde des Königs an, und so erschien er im Jahre 1815 wieder in Neapel.

Allein eine so untergeordnete Stellung genügte seinem unternehmenden Geiste nicht. Unzufrieden desertirte er noch in demselben Jahre und begann sein Räuberhandwerk von Neuem. Sein Wahlspruch war: Krieg den Palästen, Friede den Hütten. Zwei seiner Brüder, drei Verwandte und einige vierzig bis fünfzig andere verwegene Bursche schlossen sich bald an ihn an. Haupt und Tyrann dieser Bande hielt er die strengste Disciplin, ahndete jedes Vergehen mit den härtesten Strafen, Feigheit mit dem Tode. Alle waren trefflich beritten, und die Schnelligkeit ihrer Bewegung, zufolge deren sie gleichsam zu ein und derselben Zeit an den entferntesten Orten sich zeigten, machten sie, trotz aller gegen sie ausgesandten neapolitanischen und deutschen Truppen, unüberwindlich. Vardarelli erwarb sich solchen Ruf der Tapferkeit und des Glückes, daß bald das Volk, seine schlimmen Thaten über jene Eigenschaften vergessend, ihn bewunderte, zumal da er sich, vielleicht nicht grundlos, rühmte, Mitglied der Carbonari zu sein.

Die neapolitanische Regierung wußte bald nicht mehr aus noch ein. Sie hielt es für unmöglich, daß eine Schaar von Räubern sich ohne bedeutende Unterstützung der Carbonari gegen alle ihre Streitkräfte halten könne. Sie zu vernichten oder zu gewinnen schien höchste Nothwendigkeit, und da zu dem ersteren die Kraft fehlte, entschloß man sich, mit dieser Bande wie mit einer gleichberechtigten Macht zu unterhandeln. Die Bedingungen des schmählichen Vertrages der Regierung mit den Räubern lauteten nach dem von Colletta mitgetheilten Aktenstücke wörtlich wie folgt:

Artikel 1. „Vollständige Amnestie für alle Vergehungen und Verbrechen der Vardarelli und ihrer Häupter.“

Artikel 2. „Die Geleitschaar" (la comitiva, verschönernder Ausdruck im Neapolitanischen für „Räuberbande!") wird zu einer Schwadron von Polizeigensdarmen erhoben, und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit der Provinz verwendet."

Artikel 3. „Der Sold des Hauptmanns Gaetano Vardarelli wird auf monatlich neunzig neapolitanische Dukaten (etwas über hundert Thaler Preußisch), der eines jeden seiner drei Lieutenants auf fünfundvierzig, der eines jeden ihrer Leute auf dreißig Dukaten festgesetzt, welche monatlich vorausbezahlt werden." Colletta bemerkt dazu, daß dies damals die Soldgehalte der Oberstlieutenants und Kapitäne in der Armee waren.

Artikel 4. „Die gedachte Schwadron schwört dem Könige Treue in die Hand eines königlichen Kommissares, gehorcht den jedesmal in der Provinz kommandirenden Generalen, und wird zur Verfolgung der öffentlichen Uebelthäter in allen Provinzen des Reiches verwendet."

Neapel, den 6. Juli 1817.

Die Vardarelli leisteten den Eid, hielten ihren Vertrag redlich, und säuberten bald die Provinz Capitanata von allem Raubgesindel. Da sie aber der Regierung nicht trauten, ließen sie sich nur auf freiem Felde mustern, kamen nie, selbst wenn sie befehligt wurden, in eine Stadt, lagerten immer in neuen Quartieren und zwar so, daß ein Theil der Schaar die Ruhe des anderen mit den Waffen in der Hand bewachte. In der That war ihr Verdacht begründet, denn die Regierung, welche sich allmälig des abgeschlossenen Vertrages zu schämen begann, dachte unablässig darauf, ihnen durch List beizukommen. Endlich gelang es ihr zum Theil. Die Vardarelli kamen oft nach

Ururi, einem kleinen Orte in Apulien, wo sie sich wegen ihrer dort wohnenden zahlreichen Freunde und Verwandten sicher wußten. Aber eben unter diesen fand die Regierung einen Verräther, der den Mordauftrag gegen sie übernahm. Eines Tages lagerte die Schaar sorglos auf dem Marktplatze, als plötzlich von den nächst umgebenden Häusern eine große Anzahl Schüsse auf sie fielen, welche den Gaetano nebst seinen beiden Brüdern und sechs seiner besten Genossen todt zu Boden streckten. Die Uebrigen entflohen in wilder Eile. Unter den Mördern befand sich ein übel berüchtigter Mensch aus Porto=Cannone, ein Todtfeind der Vardarelli, weil einer derselben einst seine Schwester entehrt hatte. Dieser Mensch stürzte sich auf die Leichen, tauchte seine Hände in ihr Blut und, indem er mit demselben sein Gesicht wusch, schrie er dem versammelten Volke im Gedenken der alten Beleidigung zu, mit dem Finger auf sein Gesicht zeigend: jetzt hab' ich's gereinigt!

Die Regierung verhieß Rache für diesen Mord. Der General Amato, welcher in der Provinz kommandirte, schickte den flüchtigen Vardarelli's (denn so nannten sie sich, dem Namen ihres Häuptlings zu Ehren, auch ferner) Boten und Briefe nach, in denen er ihnen die Bestrafung der Mordthaten von Ururi, so wie die fernere treue Haltung des Vertrages vom 6. Juli zusicherte und sie aufforderte, sich einen anderen Chef zu wählen. Der Uebriggebliebenen waren etwa noch gegen vierzig. Verschüchtert und zerstreut, die einen gläubig, die anderen zu=versichtlich, einige auch nach der ersten Stelle strebend, hielten sie sich ruhig, aber noch mehr als früher auf ihrer Hut. Eine Truppenabtheilung rückte in Ururi ein; von den Meuchelmördern wurden einige gefänglich eingezogen, andere entflohen. Man setzte ein Gericht nieder und gab demselben allem Anschein

strengen Verfahrens. Als man sie so sicher gemacht, berief der General Amato die Vardarelli zur Musterung nach Foggia, um nach ihrem Wunsche den Hauptmann und die Unterhauptleute ihrer Schaar zu erwählen. Nach langen Berathungen begaben sie sich, bis auf acht, welche dem Befehle des Generals nicht Folge leisteten, in die Stadt.

Es war gerade ein Festtag. Der zur Musterung bestimmte Marktplatz war von Schaaren Neugieriger bedeckt, als die Vardarelli unter lautem Viva il re! in ihrem besten Waffenschmuck auf prächtigen Rossen einritten. Der General winkte ihnen heiter vom Balkone seines Quartiers Beifall zu, und der Oberst Sivo vollzog, nachdem er die einunddreißig hatte in einer Reihe aufmarschiren lassen, die Musterung, und, indem er die Schönheit und gute Haltung der Mannschaft und ihrer Pferde lobte, stellte er Fragen und schrieb Notizen auf. Auch der Generul unterhielt sich von seinem Balkone herab mit ihnen, bis der Oberst, angeblich wegen der Wahl der neuen Häuptlinge, sich zu ihm hinauf begab. Die Vardarelli waren abgestiegen, und standen jeder vor seinem Pferde. Zwei Stunden lang wurden sie so mit der Musterung aufgehalten. Während dieser Zeit umstellten die in der Nähe verborgen gehaltenen neapolitanischen Truppen heimlich und ohne daß es die Verrathenen gewahren konnten, den Platz, und erwarteten das bestimmte Signal zum Vorbrechen.

Endlich gab der General Amato das Zeichen, indem er sein Haupt entblößte, und im Nu drangen die Kolonnen aus den Seitengassen im Sturmschritt vor, unter dem Rufe: „Ergebt Euch!“ Eilig schwingen sich die Vardarelli auf ihre Pferde, aber in diesem Augenblicke trifft sie eine Salve des ersten Gliedes der Truppen. Neun stürzen todt zur Erde. Zwei

machen sich Bahn durch die Reihen und sprengen davon. Die zwanzig übrigen lassen ihre Pferde im Stich und erreichen in wilder Flucht ein hinter ihnen liegendes altes, festes Gebäude. Der Ruf ihres Muthes und ihre verzweifelte Lage hielten längere Zeit die Truppen ab, ihnen dahin zu folgen. Endlich wagen sie es. Verwundert erblicken sie bei ihrem Eintritte keine Spur der Flüchtlinge, sie durchsuchen Alles, ohne etwas zu entdecken. Da plötzlich fällt aus dem Luftloche eines unterirdischen Gewölbes ein Schuß gegen die Decke. Ein Soldat, der sich dem Orte nähert, wird von einem zweiten Schusse getödtet. Die Vardarelli hatten sich in dies Gewölbe zurückgezogen. Da warfen die Soldaten brennbare Stoffe aller Art in dasselbe, zündeten sie an und harrten des Ausganges. Lange vernahm man keinen Laut, keinen Seufzer. Feuer und Rauch wurden stärker. Da plötzlich fielen zu gleicher Zeit zwei Schüsse. Es waren, wie man später erfuhr, zwei Brüder, welche sich nach letzter Umarmung gegenseitig den Tod gaben. Die anderen siebenzehn ergaben sich. Einer fand den freiwilligen Tod in den Flammen. Die siebenzehn Gefangenen wurden sofort auf Befehl der Regierung vor ein Kriegsgericht gestellt, weil sie die Konvention vom 6. Juli verletzt hätten, und an einem Tage des Monats Mai 1818 wurden sie sämmtlich von einem Militairtribunal verurtheilt und hingerichtet. Die letzten zehn noch auf flüchtigem Fuße befindlichen wurden auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zeiten aufgerieben.

So vernichtete, setzt der brave Colletta hinzu, die Regierung von Neapel jene kühne Schaar Verwegener, nicht in ehrlichem Kampfe, wo sie so oft Sieger geblieben waren, sondern durch List und Verrath, daher denn auch noch jetzt (1830) ihre Namen im Volke mit Bewunderung und Verehrung gefeiert

werden. Die Verbrecher von Ururi wurden jetzt aus dem Gefängnisse entlassen und belohnt. So rächte die Unthaten der Vardarelli eine andere große Unthat, welche die Regierung mit öffentlicher Schmach bedeckte.“ —

Noch jetzt sind die Vardarelli in Neapel nicht vergessen, und mein alter Marinar Vincenzo von Sorrento, der mir zuerst die Geschichte dieser „Helden“ ziemlich gleichlautend mit der soeben gegebenen Darstellung erzählte, verfehlte nicht, am Schlusse hinzuzusetzen: „der arme Gaetano! (er hatte ihn persönlich gekannt), hätte Er gelebt, es wäre nicht geschehen, denn er kannte das Governo!“

Das pompejanische Mosaikgemälde der Alexanderschlacht.

Neapel, October.

Schon lange vor meiner Abreise nach Italien hatte ich viel und mancherlei von dem großen Mosaikgemälde der Alexanderschlacht gehört, welches vor etwa fünfzehn Jahren in Pompeji aufgefunden, alle bisherigen Vorstellungen und Begriffe von der Malerei der Alten, wie es hieß, wesentlich umgestaltet habe. Nichts von dem bisher an Wandgemälden aus den beiden großen Städtegräbern Herkulanum und Pompeji an das Licht Geförderten sei diesem Werke an Schönheit und Bedeutung auch nur entfernt zu vergleichen, — darin stimmten so ziemlich alle überein. Auch darin waren die Aesthetiker einverstanden, daß Hegel in seiner Aesthetik, wenn er selbst diese Entdeckung noch erlebt hätte — das Bild wurde am 24. October des

Jahres 1831 in der Casa di Fauno aufgefunden — das Kapitel von der Malerei der Alten umgearbeitet haben würde. Die Archäologen von Profession, welche eben darum auch die Kunstbetrachtung gern zu ihrem Monopol machen, bemächtigten sich gleichfalls des neuen Fundes, den sie zu ihren Zwecken eifrigst auszubeuten wußten. Zwar über das eigentliche Wie und Was des Kunstwerkes, über seine künstlerische und dramatische Komposition und deren Gliederung bis in's Feinste und Kleinste, über die einzelnen Motive und Schönheiten der Ausführung, über Behandlungsart und Darstellungsweise ließ kaum einer von ihnen etwas verlauten. Dagegen aber stürzten sie sich mit um so größerer Kühnheit auf die Frage: welche von Alexander's Schlachten wohl das Bild vorstelle. Hier erschöpfte sich der archäologische Scharfsinn und die philologische Erudition in den gründlichsten Beantwortungen, welche alle das Eigenthümliche hatten, daß eine immer die andere Lügen strafte. Der Eine behauptete, das Bild stelle die Schlacht am Granikos dar, und bewies seine Meinung mit unumstößlichen Gründen, die aber sofort wieder ein Andrer umstieß, der ebenso unwidersprechlich darthat, es sei die Schlacht von Arbela. „Ihr irrt Euch alle Beide," sagte eine dritte Partei, „der Maler hat die Schlacht bei Issos gemalt!" „Warum nicht gar!" rief ein Vierter; „seht Ihr Leute dem Alexander dort nicht an der Nase an, daß er hier wegen des Bukephalos die Marder in die Pfanne haut?" Seit fünfzehn Jahren haben sich die braven Leute darüber noch keineswegs geeinigt, ja die Frage ist nur noch verwickelter geworden. Man hat die Alexanderschlacht als Sujet schon seit den ersten Jahren nach der Entdeckung überhaupt in Abrede gestellt und in diesen Tagen verkauften die Custoden des Museo Borbonico zu Neapel als Kommissionaire des Ver-

fassers die Schrift eines Gelehrtenkongreßmitgliedes, ich glaube eines lombardischen Advokaten, in welcher derselbe mit großem Aufwande von philologisch-archäologischer Gelehrsamkeit bewiesen hatte, daß seine gelehrten Vorgänger allesammt auf den schlimmsten Holzwegen gewandelt, und daß hier auf dem Bilde nicht Alexander und Darius, Macedonier und Perser, sondern Timoleon, der Held von Syrakus, im siegreichen Kampfe gegen die Karthager, und zwar, wenn ich nicht irre, von einem großgriechenländischen Maler dargestellt sei. Ich habe den Namen des Ehrenmannes vergessen und auch seine Schrift nur flüchtig eingesehen, da ich den unverschämten Preis von fünf oder sechs Carlini für diese Scharteke nicht zahlen wollte, und als gegen das Ende des Kongresses eine bedeutende Preisermäßigung von den Custoden angezeigt wurde, aus Vergeßlichkeit die Anschaffung des Curiosums unterließ. Aber mehr wie sechs Carlini hätte ich darum gegeben, die Vertreter all der verschiedenen Schlachten selbst gegen einander ihre Ansichten verfechten zu hören.

Daß diese Leute nicht einsehen, wie die Frage, mit der sie sich abquälen, doch eigentlich etwas kindisch Rohes hat! Daß hier Hellenen und Barbaren kämpfen, lehrt der Augenschein. Daß die zwei Hauptgestalten Alexander und Darius sind, ist wohl nicht minder gewiß. Daß endlich die einzelne Kampfscene, welche der Maler vor uns aufgerollt hat, den Moment der letzten Entscheidung energisch vor die Seele führt, sieht jeder, der nicht bloß Augen, sondern auch seine Augen zum Sehen von Kunstwerken gebildet hat. Was kann nun also noch die Frage nach der wirklichen Schlacht bedeuten? Doch wohl nur: ob vielleicht der Künstler durch mündliche oder schriftliche Tradition die Kunde von irgend einem solchen

persönlichen Zusammentreffen beider Gegner vor sich hatte? Denn selbst dabei ist er doch nicht gewesen? Und was verschlägt es in aller Welt, ob ein solches Zusammentreffen — wenn es überall stattfand — sich bei Arbela oder am Granikos, bei Gaugamela oder bei Issos ereignete! Der entscheidende Sieg des Hellenenfürsten und die hoffnungslose, zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs in irgend einer, vielleicht der vorletzten, von Alexander's großen Perserschlachten, das ist die Aufgabe gewesen, welche der Künstler sich gestellt, und die er in einer Weise gelös't hat, wie kein Künstler eine ähnliche nach ihm zu lösen vermocht hat. Und es ist ihm gelungen, weil er eine Schlacht in dem gewöhnlichen Sinne überhaupt gar nicht gemalt, sondern mit bewundernswürdiger Einsicht in einem einzelnen Momente, in einer beschränkten Scene den Kern und die Summe, die Wirkung und den Erfolg des in der Natur weitschichtigen und zersplitterten Schlachtdramas gleichsam in eine epigrammatische Spitze zusammengedrängt, weil er das Problem gelös't hat, in einem Symbolischen zugleich die Sache selbst zu geben, und ein Werk, das nothwendig über sich hinausweis't, doch so natürlich zu behandeln und so in sich auszurunden und abzuschließen, daß der Beschauer nichts zu vollständiger Befriedigung entbehrt.

Wer nun hier noch ein Interesse für die reale Spezialität des wirklichen Schlachtfeldes übrig behält, wer durchaus seinen Kopf darauf setzt, herauszubringen: ob der Baumstamm, welcher mit seinen nackten Aesten das Gemälde gleichsam in zwei Theile scheidet, auf dem Stadtgebiete von Arbela oder Issos, am Granikos oder im Lande der Marder gestanden hat, — dem ist nicht zu helfen. Sein Interesse steht nicht ganz fern von

demjenigen, welches die Stabsänger auf unseren Jahrmärkten bei den Beschauern der von ihnen ausgebeuteten Mord- und Brandgemälde befriedigen. Verhehlen aber dürfen wir es uns nicht, so hart es klingen mag, dieser realistische Tic ist weiter verbreitet in unserer Zeit als man glaubt, und mehr noch als die bildende hat die redende Kunst, hat die Poesie in Epos und Drama davon zu sagen und zu klagen. Denn um es mit einem Worte zu sagen: Unsere Bildung ist in diesen Bereichen immer noch die Verstandesbildung des Barbarenthums, welche, der Idealität des Kunstwerkes gegenüber, ihr überwiegendes Interesse vergleichend an die ihm zu Grunde liegende, seine Voraussetzung bildende Realität heftet, und sich in dem Maaße befriedigt fühlt, in welchem sie in der freien Textur des Kunstwerkes jene Verstandesrealität wiederfindet. Mag sie sich's gestehen oder nicht, es ist so: der van der Velde'sche Wallenstein, welcher „die Bestie hängen läßt," nicht der Schiller'sche, ist ihr Mann.

Der Geist der hellenischen Bildung erfreute sich dagegen umgekehrt an dem Dichter, welcher die gewaltige Naturrohheit seiner heerdenraubenden und küstenplündernden Väter zu der marmornen Idealität und göttlichen Größe heroischer Gestalten verklärte. Und nur dem geschärften Auge zeigen sich in den Homerischen Kunstwerken und in den Sophokleischen Tragödien die Spuren jener Textur der rohen Realität, welche die Aufzugsfäden des feinen Kunstgewebes bilden.

In diesem Sinne darf man es aussprechen, daß der Geist der hellenischen Bildung sich zu der barbarischen, d. h. zu unserer ästhetischen Durchschnittsbildung, verhält, wie das g e w o r d e n e organische Ganze zu einem äußerlich g e m a c h t e n Theil.

Ich habe oben nicht etwa aus Spottlust übertrieben. Die italienische Literatur der archäologischen Erklärungen, von der ich einen Theil durchgesehen habe, muß einen vernünftigen Menschen mit Ekel und Verdruß erfüllen. Außer den vier großen Alexanderschlachten haben noch eine Menge anderer herhalten müssen, so die Schlacht bei Platää (Bonucci), bei Marathon (Marchand), die Niederlage der Gallier bei Delphi (Vescovali), der Sieg des Drusus über die Gallier bei Lion (de Romanis), die Schlacht Cäsar's bei Alexandria (Ponticelli), der Tod des Sarpedon u. s. f. Ein Narr, welcher alle diese Ansichten widerlegen wollte. Der Bibliothekar des Königs von Neapel, Guiseppe Sanchez, findet sogar kein Bedenken, hier Hektor's Tod durch Achill bei dem bekannten trojanischen Feigenbaume zu sehen. Man hat von diesem wissenschaftlichen und ästhetischen Kretinismus keinen Begriff. Während meines etwa vierwöchentlichen Aufenthaltes in Neapel habe ich fast täglich einen Theil der dem Museo Borbonico gewidmeten Zeit vor dem Bilde zugebracht, und zuweilen stundenlang mich in die Betrachtung des Ganzen und Einzelnen vertieft. Immer und immer wieder zog es mich und meinen Begleiter dorthin zurück, und in ganz Neapel war nichts, von dem mir beim Scheiden das Herz schwerer geworden wäre als dieses einzige Werk, das meine Augen wohl nie wiedersehen werden. Denn von allem anderen Kunstgebilde in Marmor und Farbe haben wir auch jenseits der Alpen wenigstens Einzelnes, was als Auffrischung der Erinnerung dienen kann. Aber von diesem Werke, wie von den antiken Gemälden überhaupt, durfte ich solchen Trost nicht hoffen. Und alle Nachbildungen, die ich in Neapel selbst feil geboten fand, boten einen so ungeheuren Abfall, ja eine so unergründliche Erbärmlichkeit dar, daß man den Blick von

ihnen wegwendete, um sich das Bild in der Phantasie nicht zu verunreinigen.

Ich habe den Gegenstand des Bildes, die Aufgabe, welche sich der Künstler gestellt hat, bereits ausgesprochen. Es ist der entscheidende Sieg des Hellenenfürsten und die hoffnungslose, zermalmende Niederlage des asiatischen Großkönigs in irgend einer, vielleicht der letzten Perserschlachten Alexander's. Mit gänzlicher Beseitigung aller Rücksicht auf die historische Realität, auf das Material der vorhandenen Nachrichten, erlaube ich mir, vorläufig bloß die beiden Hauptfiguren mit den geläufigen Namen zu bezeichnen. Alles Uebrige in dem Bilde hat sich aus der folgenden Darstellung selbst zu erklären. Ich bemerke hier nur noch, daß die Figuren halb lebensgroß sind, und das Mosaik nebst dem als Rahmen dienenden Rande gegen fünfzehn rheinl. Fuß lang und etwa halb so hoch ist.

Dieser Raum ist ziemlich gleich vertheilt zwischen den beiden kämpfenden Parteien. Doch dieser letzte Ausdruck ist unrichtig. Was hier vor sich geht, ist kaum noch ein Kampf mehr zu nennen.

Die Hauptschlacht ist entschieden, die Flucht hat im übrigen Heere schon begonnen. Nur um die Stelle, wo auf hohem Streitwagen Darius hält, wogt noch das Kampfgetümmel. Es gilt jetzt nur noch: das heilige Haupt des Perserreiches zu retten, sein Leben zu schirmen, seine Flucht zu sichern. Um seinen Streitwagen haben sich daher die edelsten seiner Kriegsfürsten, die Blüthe seines ritterlichen Adels, die Reste des Geschwaders der Unsterblichen geschaart. Da brauset der Sieger selbst, an der Spitze seiner Sarissenreiter heran, mit unwiderstehlicher Gewalt Alles vor sich niederwerfend. Die letzten Reiter des verfolgten Zuges, von denen in dieser vielfach zer-

störten Partie des Bildes nur noch einzelne Köpfe zu erkennen sind, stürzen mit zerspaltenem Haupte oder von macedonischen Langspeeren durchbohrt unter die Rosse der feindlichen Reiter, deren königlicher Führer auf seinem gewaltigen Schlachtrosse, Alles überragend, alles Uebrige nicht beachtend, geradenweges auf den Wagen seines Gegners zustürmt. In dem wilden Kampfgetümmel ist ihm der Helm entfallen: ein feindlicher Lanzenstoß hat ihn entführt, oder die Anspannung der Muskeln hat das haltende Band zersprengt. So baarhaupt und doch über Allen hervorragend stürmt er daher.

Unmittelbar hinter dem Wagen des Perserkönigs, als Führer der schirmenden Nachhut, befinden sich zwei der edelsten Kriegsfürsten des Perserheeres. Das Roß des einen, von einem Speerwurfe im Bauche tödtlich verwundet, ist so eben zusammengestürzt. In dem Augenblicke, wo es röchelnd verendet, ist einer der ihm zur Seite befindlichen persischen Speerreiter vom eigenen Rosse gesprungen, um es dem gestürzten Feldherrn anzubieten. Denn dieser ist die letzte Hoffnung des geschlagenen Heeres, die letzte Stütze des verlassenen Königs, und darum auch vom Künstler zum Mittelpunkte des Bildes gemacht, auf den sich die ganze Handlung bezieht, und auf den aller Ausdruck der Gesichtszüge und Bewegungen der übrigen Figuren, wie Radien nach dem Brennpunkte hin, versammelt werden. Es ist der Augenblick, wo er von dem verröchelnden Rosse sich losmachen will. Das rechte Bein dem Beschauer zuwärts gegen die Erde gestemmt, das linke über den Hals des gestürzten Thieres weghebend, ist er eben im Begriffe, ganz den festen Boden zu gewinnen. Noch ein Moment und er ist gerettet durch den Treuen, der ihm das eigene Roß, das sich scheuend und schnaubend in kühnster Verkürzung

gleichsam aus dem Bilde herausdrängt, zuzuführen im Begriffe ist. Aber in eben diesem Augenblicke hat ihn auch schon das Todesgeschick erreicht. Mitten durch die Weiche des Leibes, an der anderen Seite weit hervordringend, fährt ihm das Speereisen Alexander's. Der Stoß ist furchtbar, rettungslos, tödtlich, und doch — wie bewunderswürdig wahr empfunden! — wendet der tödtlich getroffene Mann, während er mit der Rechten den Schaft des seinen Leib durchbohrenden Eisens umkrampft, die über das Haupt gelegte Linke wie zu schützender Abwehr einem zweiten Lanzenstoße entgegen, den der Reiter mit dem lorbeerumkränzten Helme dicht hinter Alexander (Hephästion mag es sein) auf ihn zückt.

Die Wirkung dieses Falles des ersten der Heerführer ist ungeheuer, und sie wird noch um vieles verstärkt, wenn man sich denkt, daß hier in dem Feldherrn zugleich ein Prinz des königlichen Hauses, der Bruder seines Königs (jener Oxathres, der historisch in der Schlacht bei Issos fiel) zu den Füßen und unter den Augen desselben erschlagen wird. Der furchtbare Stoß des todtbringenden Speeres trifft gleichsam die ganze Umgebung. Auf dem Antlitze aller der Scene Zugewandten, oder sich ihr bei dem allgemeinen Aufschrei des Jammers und Entsetzens Zuwendenden spiegelt sich derselbe Eindruck: hier als tiefes Mitleid, dort als starres Entsetzen, hier sich im wilden Aufschrei, dort im schmerzlichen Klageruf, bei Anderen im Zusammenzucken der Gesichtsmuskeln, oder in unwillkürlichen Bewegungen der Arme kund gebend. Sieh dort den vom Rosse gesprungenen Getreuen, der das Pferd hart am Gebisse beim Zügel zurückdrängt, dgamit der Feldherr sogleich sich hinaufschwingen könne, und der in demselben Augenblicke die Vergeblichkeit seines Opfers, den furcht-

baren Tod des Feldherrn und die auf ihn selbst herandringende Gefahr gewahrt. Inmitten dieser widerstreitendsten Empfindungen steht er vor Entsetzen wie gefesselt. In seiner hochaufzuckenden Oberlippe, in den weit aufgerissenen Augen, in der Blässe, die sich ober- und unterhalb der Augenwölbung auf Stirn und Wange verbreitet hat, spiegelt sich zu gleicher Zeit der Reflex des wahrgenommenen physischen Gräßlichen, der schmerzhaften und schaudervollen Todeswunde des Getroffenen, und das erstarrende Entsetzen über die Folgen dieses Falles. Alles Furchtbare, das in unsere unmittelbarste Nähe rückt, hat etwas dämonisch Verzauberndes, klapperschlangenartig Festbannendes. Er möchte sich wieder hinaufschwingen auf das in Folge jenes Sturzes und des ihn begleitenden Aufschreies scheuende, und mit dem nach der Hauptscene hingewandten Kopfe schnaubend sich hebende Roß. Aber er vermag es nicht, weil das Entsetzen seine Glieder lähmt.

Zur linken Seite des Gestürzten ritt ein anderer Führer. Er versucht in dem Augenblicke des Sturzes, das Schwert in der Faust, sein Roß herumzuwerfen, und seine wilde Flucht zu hemmen. Sein Blick fällt auf den Gefürchteten, auf Alexander selbst! Aber statt dem Rosse wieder die Ferse in die Flanken zu drücken, ist er vielmehr im Begriff, abzuspringen, um mit seinem Leibe den tödtlich Getroffenen zu decken. Es ist eines der edelsten Gesichter, das dieses ritterlich getreuen Helden. Die Lippen sind wie zum Ruf um Schonung des königlichen Blutes geöffnet. Aber schon ist die Bitte eine vergebliche, und sich zur Hülfe hinabschwingend wird er nur noch sein Blut dem seines Fürsten und Heerführers zugesellen können. Als ganz vortrefflicher Gegensatz dienen

zwei andere Gestalten hinter ihm, in der Tiefe des Bildes. Es sind geringere Reiter, in eilender Flucht bemüht, das arme Leben zu retten. Nur scheu wendet der eine, doch ohne seine Flucht zu hemmen, das Haupt der Scene zu, an welcher ihn die Angst des Todes hinter ihm vorbeihetzt.

So sieht es im Mittelpunkte des Bildes, im Nachtrabe, hinter dem enteilenden Wagen des Königs aus. Von diesem selbst sprechen wir noch nicht. Sehen wir jetzt, welche Wirkung das Ereigniß bei denjenigen Reitern hervorbringt, welche vor dem Wagen des Königs, rechts am äußersten Ende des Bildes gruppirt sind. Sie haben den Zusammenstoß der Verfolger mit den Verfolgten und den furchtbaren Aufschrei vernommen, der den Fall des Feldherrn begleitete. Den König in Gefahr glaubend, haben sie ihre Rosse herumgeworfen. So fällt ihr Blick auf das furchtbare Schauspiel, welches im Vordergrunde sich darbietet. Der eine, das unbändige Roß scharf zurückreißend, breitet die waffenlose rechte Hand über den Kopf, mit dem Ausdrucke eines Menschen, der den schrecklichen Tod des Nächsten gleichsam über dem eigenen Haupte schwebend empfindet. Diese Geberde ist von ergreifender Wahrheit. Sie drückt zugleich den verzweiflungsvollen Schmerz über einen eben so plötzlichen als unersetzlichen Verlust, über ein großes, auf uns hereinstürzendes Unglück, lebhaft aus. Um diesen Reiter ist ein wirres und wildes Durcheinander von Gestalten. Links von ihm, zunächst dem Wagen, befindet sich eine Figur, die mit einem anderen Reiter, zur Rechten des vorher geschilderten, Zeichen wechselt. Erhobenen Armes deutet sie mit Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand vorwärts in die Weite, den Weg der Flucht dem vorderen Reiterführer an. Dieser, um sich der Richtung zu ver-

gewissern, weis't noch einmal mit dem Daumen der zusammengepreßten Rechten in derselben Richtung hinter sich. „Also da hinaus?" Er hat sein Roß halb zurückgewendet, um Ruf und Zeichen zu vernehmen. Zwischen beiden befindet sich der Bannerträger, das Gesicht noch halb dem Feinde entgegengewendet. Auch auf seinem Gesichte, dessen Mund zu lautem Aufschrei geöffnet ist, malt sich das grausende Entsetzen über den Fall des Heerführers.

Alle diese Kriegergestalten sind durch Adel der Bildung, durch Tracht, Waffenschmuck und kriegerische Haltung als Edle und Anführer charakterisirt. Alle wenden sich, bis auf einen, zurück und dem Schauplatze des Zusammenstoßes der verfolgenden Feindesschaar mit dem fliehenden Könige zu. Aber nicht als solche, welche in den Kampf zurückstürzen, dessen Erneuerung überall nirgends im Bilde angedeutet ist.

Denn die Speere, welche sich inmitten des Bildes über dem Wagen des Königs hervor in schräger Richtung in die Luft heben, machen zwar auf den ersten Anblick den Eindruck, als würden sie zum Schutze des bedrängten Königs den anstürmenden Macedoniern sich entgegen senken. Aber sieht man tiefer in das Ganze hinein, so bemerkt man nur zu bald, daß dieser Wald von Lanzen zum Theil nur ein neues Zeichen der Flucht ist, daß sie Reitern angehören, welche ihre Speere auf der Flucht hinter sich zurückgelehnt halten. Einige wenige nur scheinen den beiden Feldherren vorne Hülfe bringen zu wollen. Es ist eben ein wirres, wildes Durcheinander; man sieht nur den Lanzenwald, aber keinen der geringen Reiter, welche sie führen. Ja! die ganze thätige Aktion des Kampfes und der Schlacht im eigentlichen Sinne ist zusammengedrängt in den einen einzigen Lan-

zenstoß, mit welchem Alexander den feindlichen Feldherrn durchbohrt. Wir erblicken zwar einzelne Verwundete und Sterbende unter den Hufen der Rosse und unter den Rädern des Wagens, aber nur auf den einzigen Gegner Alexander's sind alle die zum wirklichen Stoße geführten Speere, drei an der Zahl, gerichtet. Und gerade durch diese unglaubliche Sparsamkeit und Beschränkung gewinnt die Darstellung den Eindruck des wildesten Gemetzels, den die berühmtesten neueren Schlachtgemälde nicht von fern erreichen. Denn eben weil sie, um ihn zu erreichen, das hier einfach in Anwendung Gebrachte vervielfachen, schwächen sie die Wirkung, weil die Phantasie des Betrachters zwischen den vielen Einzelkampfscenen hin- und hergerissen nicht Ruhe und Kraft zu eigener Thätigkeit behält. —

Doch es wird Zeit, daß wir uns nach dem Könige umsehen, der inmitten dieses Mordgewühls auf reichem Streitwagen, Alle überragend, in dem Augenblicke dargestellt ist, wie er rückwärts gewendet den treuen Feldherrn von der Lanze seines erbarmungslosen Siegers erreicht sieht. Den Oberleib weit über den Sesselrand vorgebeugt, den rechten Arm ausstreckend in der Weise eines Menschen, der helfen will und doch seine Ohnmacht fühlt, Hand und Finger weit geöffnet, die Augen vorstarrend, den Mund zum Rufe weniger des Schreckens als der Hülfe, des Mitleids, des Erbarmens geöffnet, scheint er vergebens den einstürmenden Gegner um Schonung für den Getreuen anflehen zu wollen. Er vergißt über dem schrecklichen Anblicke des niedergestreckten, für ihn sich opfernden, sei es Bruders oder Dieners und Freundes, die eigene Gefahr, das eigene drohende Geschick, den Verlust von Reich und Krone und Leben. Seine Linke hält den ungespann-

ten Bogen. Und wie er selbst den Kampf aufgegeben hat, so sehen wir auch von keinem einzigen Perser einen zum Kampf aufgehobenen Arm, einen zum Angriff gezuckten Speer oder ein zur Vertheidigung geschwungenes Schwert. Es ist etwas Uebermenschliches, Gewaltiges, Dämonisches, ein „gottgesendetes Entsetzen," das vor der Halbgottesgestalt des hellenischen Reiterkönigs einhergeht, seine Gegner betäubt und ihr Blut erstarren macht. Alle Aktion, alle Angriffs- und Kampfesthätigkeit ist nur auf der hellenischen Seite. Auf der entgegengesetzten nur passiver Widerstand der leidenden Aufopferung, zagendes Wollen und nicht Können, oder sinnbethörte Flucht. So auch Darius. Auch in ihm tritt uns nur die edle Selbstvergessenheit in dem Entsetzen und dem Schmerze über das Todesgeschick des Bruders herzbewegend entgegen. Wir sehen, wie der Herrscher mit diesem Gefühl gleichsam die selbstaufopfernde Treue und Hingebung vergilt. Er bemerkt es nicht, daß auf den Zuruf der vor dem Wagen befindlichen Getreuen sein Wagenlenker in wildester Hast mit hochgeschwungener Geißel das Viergespann der schnaubenden und scheuenden Hengste seines Wagens zu rasender Flucht über stürzende und am Boden liegende Krieger antreibt, indem er zugleich mit gellendem Anrufe die Kraft der Geißel verstärkt. So willenlos fortgerissen auf dem mechanischen Baue, welcher ihn trägt, bildet er zugleich den eindrucvollsten Gegensatz zu dem Macedonierkönige, der mit seinem edlen Rosse wie zusammengewachsen in voller Freiheit der Bewegung daherstürmt. Wie in diesem alle Schnelligkeit des siegreichen Vordringens in jeder Bewegung des Leibes, in dem Ausdrucke des Gesichtes, in dem unbedeckt flatternden Haupthaar sich ausdrückt, so ist in Haltung und Gesichtsausdruck des Wagenlenkers die Windeseile

der scheuen Flucht gleichsam verkörpert. Man glaubt den Klang der flatternden Geißel zu vernehmen, und das lautgellende Hui des Mundes zu hören, mit dem er die Thiere zur Flucht hetzt *).

Und nun inmitten Beider, wie wundervoll gefühlt, wie sinnvoll und bedeutend ist da dem Perserkönige der Ausdruck des Bleibenwollens, des Verharrens an dem Orte der Entscheidung gegeben! Wie fein und tief empfunden ist dieser Zug! wie wird dadurch die edle Gestalt des unglücklichen besiegten Herrschers so von allem Schmählichen und Feigen, das sich immer mit dem Begriffe und der Anschauung der Flucht verbindet, befreit und rein erhalten! Wider seinen Willen, ja wider sein Wissen entführt ihn die besorgte Treue der Seinen aus der unvermeidlichen Gefahr. Erst so, erst dadurch, daß wir sehen, wie er diese Gefahr selbst in Bezug auf sich gar nicht achtet, daß er menschlich edel und schön nur die Gefahr der Seinigen sieht, erst dadurch wird er ein Alexander's und zugleich unserer Theilnahme würdiger Gegner seines Besiegers.

Fast über zwei Drittheile der Breite des Bildes sind der Darstellung der Perser bestimmt; nur etwa ein Drittheil, das ungleich weniger Figuren enthält, den Macedoniern, auf

---

*) Um Euch einen Begriff von der allen Glauben übersteigenden Rohheit und Gefühllosigkeit mancher italienischen Ausleger zu geben, erwähne ich hier, daß einer derselben in diesem Darius einen Mann sieht: „der sich selbst in Gefahr sehend, seine Krieger zur Ausdauer auffordert;" ein Anderer gegenüber solcher edlen Selbstvergessenheit einer wahrhaft menschlich großen Seele von „gemeiner Feigheit" u. s. f. spricht. Und solche Leute sind die Vorsteher von unschätzbaren Kunstsammlungen!

deren Seite eigentlich nur Alexander's ganze Gestalt auf seinem Bukephalos mächtig hervortritt. Auch hierin zeigt sich die künstlerische Weisheit dieser unvergleichlichen Komposition. Zunächst nämlich wird durch diese geringe Anzahl der Sieger das Hauptgewicht auf Alexander und die geistige Ueberlegenheit gelegt, welche gegen die ungeheuerste Uebermacht historisch den Sieg errang. Dann aber tritt auch noch ein anderes Motiv hervor. Der Maler bedurfte auf dieser Seite nur weniger Figuren, weil die Physiognomie des einen Alexander schon genügend, und zwar in höchster Spannung, den Ausdruck der Kampfesgluth und Siegeslust abspiegelte. Dies bei der siegenden Partei vorherrschende Gefühl ist aber seiner Natur nach einfacher und einer geringeren Abstufung und Schattirung fähig, als die Empfindungen und Gefühle, welche auf der entgegengesetzten Seite bei den Besiegten darzustellen waren. Dort allgemeines, begeistertes, stürmisch freudiges Vordringen: hier Flucht und halbe Umkehr zum Kampfe, wirres Schwanken zwischen beiden, Todesangst, Verzweiflung, Schreck, Jammer, Mitleid, Sorge und Furcht. Bei den Siegern Einheit in Aktion und Wollen, bei den Besiegten Alles in die individuellste Zersplitterung von Empfindung und Aeußerung, Wollen und Handeln auseinanderfahrend, daher hier bei weitem größere Ausbreitung von der Natur der Sache gefordert.

Alle Angabe landschaftlicher Natur in diesem Schlachtgemälde ist auf einen einzigen Baum beschränkt, der seine nackten blätter- und zweiglosen, knorrigen Aeste über dem Getümmel regungslos in die Lüfte streckt.

Die Antiquare von Fach, deren Schriften über unser Kunstwerk Legion sind, haben sich weidlich umhergetummelt, ob

dieser nackte Baumstamm die winterliche Jahreszeit der historischen Schlacht bei Issus (wo mir recht ist, wurde sie im Januar geliefert) oder was weiß ich sonst andeuten solle. Einer der kurzweiligsten, ein Italiener, hat gar darin den Feigenbaum vor dem skäischen Thore von Troja entdeckt. Lassen wir die Guten in ihrem Berufe arbeiten, und suchen wir die künstlerische Bedeutung des fraglichen Gegenstandes zu ermitteln.

Dieser knorrige, alte Stamm, der stumm und leblos über dem wilden Mordgetümmel um ihn her in starrer Ruhe sich erhebt, und so gleichsam den Gegensatz der Natur zu dem Menschentreiben darstellt, steht genau an der Stelle des Bildes, wo er die beiden hier zusammenstoßenden Parteien von einander scheidet. In dieser Stellung erfüllte er, wenn wir anders die Absicht des Künstlers getroffen haben, einen doppelten Zweck: zunächst dem Auge in diesem wild bewegten Durcheinander einen ruhigen Anhalt zu geben. Dann aber haben solche Naturgegenstände an solchen Orten und bei solchen Vorkommnissen auch eine tief poetische Bedeutung und künstlerische Wirkung. Bei dieser alten Eiche geschieht das letzte Entscheidende; hier an ihrem Stamme fällt der persische Heerführer von Alexander's Speer. Der Felsblock, Stein, Hügel, Baum, das Wässerchen, wo irgend solch ein Bedeutendes geschehen, lebt ja auch in der Sage fort, und wie dergleichen in der Realität der Oertlichkeit selbst für die Phantasie einen Halt und Stützpunkt gewährt, so wird es auch im Kunstwerke eine ähnliche Wirkung hervorbringen.

Betrachten wir zum Schlusse noch einmal die Gestalt Alexander's. Mit der Rechten hält er am äußersten Ende des Schaftes die lange Lanze, deren Eisen den Perserfeldherrn

durchbohrt hat. Um den Nachdruck und die Wucht des Stoßes noch zu vermehren, hat er sich auf dem Rücken des Thieres zur rechten Seite hin etwas herumgewendet. Der Ausdruck seiner Züge stimmt mit keinem einzigen der antiken Alexanderköpfe, die ich sonst gesehen. Er hat in dem Bilde etwas Grasses, Stieres, Wildes, das sogar hinter dem Adel der meisten Perserphysiognomien zurückbleibt. Hierüber kann man sich nur absichtlich verblenden wollen. Italienische Gelehrte, wie Quaranta, meinen: der Grund liege darin, daß hier Alexander's unidealisirtes Portrait erhalten sei, während ihn die Münzen und Büsten meistens idealisirt darstellen. Das mag immer etwas für sich haben. Aber daneben scheint noch ein anderer Umstand zu berücksichtigen. Der Künstler ist offenbar darauf ausgegangen, das „löwenartig Wilde" des Alexander in der Schlacht auszudrücken, wovon die alten Ueberlieferungen sprechen. Dieser Ausdruck nun erscheint in der Mosaik etwas übertrieben durch minder feine Arbeit des Mosaicisten, dem dieser Theil der Arbeit anvertraut war. Denn sicher haben an einer so großen Tafel mehrere Künstler zugleich gearbeitet. Ferner: das Gemälde hat auf dieser Seite die größten Beschädigungen erlitten. Es fehlen fast mehr als zwei Drittheile. Man schreibt diese Zerstörung dem Erdbeben zu, welches der Verschüttung der Stadt um mehrere Jahre vorherging. Ja, man hat Grund anzunehmen, daß nach jenem Erdbeben an dem Bilde Restaurationen begonnen sind. Diese sind an einigen anderen Stellen durch geringere Feinheit der Arbeit kenntlich. Leicht möglich also, daß auch der Kopf Alexander's ganz oder theilweise einer restaurirenden Hand angehört.

So weit über die Hauptzüge der Komposition im Gan-

zen und Großen. Jetzt noch über einige Einzelheiten der Ausführung. Bei jedem Blicke entdeckt man neue Schönheiten, bewundert man im scheinbar Zufälligsten und Geringfügigsten die Kunsteinsicht des Malers. Es ist wahr, was der Beschreiber im Museo Borbonico — Niccolini, der bei weitem verständigste unter den mir zu Gesichte gekommenen italienischen Erklärern — sagt, daß man auf die Hauptscene des Mittelpunktes nicht lange den Blick richten könne. Aber trotz des Schauders, welcher uns überrieselt, kehrt das Auge doch immer wieder zu dem grausenvollen Anblicke zurück. Man kann sagen, daß kein Maler die Schrecknis des gewalsamen Todes in der Schlacht mit so geringen Mitteln so energisch darzustellen vermocht hat. Hier ist kein aufbäumendes Ueberschlagen des Rosses, kein verrenktes Hinabstürzen des tödtlich verwundeten Reiters, wodurch solche Scenen in modernen Schlachtgemälden hervorgehoben werden. Das Roß liegt zusammengestürzt am Boden. Stehend, von ihm halb gestützt und halb noch getragen, empfängt sein Reiter den Todesstoß. Diese Stellung giebt dem Ganzen etwas von jener grandiosen Einfachheit, von demjenigen, was man in aller antiken Kunst mit dem wohlverstandenen Namen Ruhe bezeichen darf, mit welchem sonst seit Winckelmann so großer Mißbrauch getrieben worden ist.

Sieht man bloß auf die Pferde, so muß man bekennen, daß der antike Künstler auch hierin keinem der größten Thiermaler aller Zeiten nachsteht. Etwas Schöneres als das tödtlich verwundete, unter dem durchstochenen Reiter zusammengestürzte, schwarze Streitroß ist nicht zu denken. Der Ausdruck des Todesschmerzes in dem Gesichte des edlen Thieres, das matte Aufsetzen des von dem Zügel umstrickten linken

Vorderfußes, als wolle es sich noch wieder aufzurichten versuchen, ist unbeschreiblich schön. Je mehr ich das Werk stundenlang in seine feinsten Einzelheiten verfolgte, desto bestimmter machte es mir in Allem und Jedem den Eindruck des Nothwendigen, des Nichtandersseinkönnenden. Hier sah ich Naturwahrheit in einem Maaße, wie ich sie nie für möglich gehalten, gerade in einem Werke erreicht, in welchem überall die feinste Berechnung des Künstlers kein Bedenken trägt, sich von der gemeinen Naturwirklichkeit zu entfernen und ihre Realität der Kunst und ihren geistigen Forderungen aufzuopfern.

Göthe der Greis erlebte noch diesen wichtigen Fund, durch den seine frühere Ansicht, daß die alte Malerei, von der Bildhauerkunst herstammend, wohl in einzelnen, oder in der Gruppirung von zwei, höchstens drei Personen sich mit Geschick und Glück bewege, während ihr die Darstellung mehrerer, auf unsere Weise, nicht gelinge — so gründlich widerlegt wurde. Es schien gleichsam, als habe das Geschick dem Manne, der ein langes Leben hindurch unermüdlich die Erkenntniß hellenischer Kunst zu fördern gestrebt hatte, am Ende seines Lebens noch diesen Genuß aufbewahrt. Zwölf Tage vor seinem Tode empfing er eine Zeichnung des Gemäldes, und noch an demselben Tage schrieb er die Worte nieder: „Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu kommentiren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren." — Ich habe früher diese Worte mit zweifelndem Kopfschütteln gelesen. Aber jetzt, wo mir in Italien so manche Enttäuschungen zu Theil geworden sind, bekenne ich gerne, daß ich

hier, diesem Werke gegenüber, meine Erwartungen übertroffen gefunden habe. Die Begriffsphilosophen mit ihren aprioristischen Konstruktionen mögen sich in's Künftige vorsehen, daß nicht die Realität ihren absprechenden Kategorien und Kategoremen ein Schnippchen schlägt. Ich aber sage mit Freund Forchhammer: hier ist ein einziges Bild, ein Werk aus späterer Zeit, ausgeführt nicht mit fügsamem Pinsel und flüssiger Farbe, sondern aus harten Steinchen zusammengesetzt, nur eine Nachbildung eines berühmten Originales. Wer aber darf nun noch hintreten und sagen: Raphael und Michel Angelo seien größer als Polygnot und Apelles? Ist mehr Vollendung der Zeichnung, mehr Größe der Komposition, mehr Kunst, mehr Geist in der Schlacht des Constantin als in der Alexanderschlacht? Sei kein Zeitalter seines wahren Vorzuges beraubt. Doch hätten wir auch von Raphael und seinen Zeitgenossen nur eine Kopie mit so unzulänglichen Mitteln ausgeführt, wohl würde der Rückschluß auf die Zeit der Blüthe zu Gunsten der Griechen ausfallen.

Luigia Sanfelice.

Den 12. October.

Ich habe in diesen Tagen des alten ehrlichen Seume Spaziergang nach Syrakus gelesen, um zu sehen, welchen Eindruck auf ihn, der unmittelbar nach der republikanischen Revolution von 1799 die letzten Gräuel der blutigen Reaktion in

Neapel zum Theil noch selbst erlebte (1801), diese letzteren gemacht haben, und um mit diesem Eindrucke die Colletta'sche Schilderung zu vergleichen. Das Resultat ist, daß der Abscheu des Deutschen die Schilderung des Neapolitaner's noch übertrifft. Seume bestätigt alle Gräßlichkeiten, welche der Historiker aus dieser fluchwürdigen Epoche der grausamsten Tyrannei erzählt, und steht nicht an, die Summe derselben weit über die verrufenen Gräuel der französischen Revolution zu setzen. Hier ein Beispiel.

Während die kaum geborene parthenopäische Republik sich von zahlreichen äußeren Feinden auf allen Punkten bedroht sah, ward in Neapel selbst eine Verschwörung der Freunde des absoluten Königthums entdeckt, die auf nichts Geringeres hinauslief, als unter Niedermetzelung aller Republikaner die Hauptstadt den Banden des blutigen Kardinal Ruffo zu überliefern, welcher als Generalissimus des königlichen Glaubensheeres die Provinzen des Königreichs sengend und brennend durchzog.

An die Entdeckung dieser Verschwörung knüpft sich das jammervolle Schicksal eines neapolitanischen Mädchens, dessen Liebe zu einem edlen, republikanisch gesinnten Jünglinge jene Entdeckung herbeiführte und deren unglückseliges Loos noch jetzt im Andenken ihrer Mitbürger lebendig erhalten ist. Unter den Tausenden, welche der barbarischen Grausamkeit des wieder hergestellten Despotismus als Opfer fielen, wird der Name Luigia Sanfelice's mit dem tiefsten Mitleiden genannt. Ich will ihre Geschichte erzählen.

Unter den Bewohnern Neapels, welche mit dem nach Sizilien entflohenen Hofe eine heimliche Verbindung unterhielten, befand sich ein reicher Krystallwaarenhändler, Baker mit Namen, vom Volke nur il Cristallaro genannt. Schweizer von Geburt,

aber seit langen Jahren in Neapel heimisch und durch Verwandtschaft mit vielen fanatischen Bourbonistenfamilien verbunden, hatte er mit einem gewissen Tanfano zahlreichen Anhang unter den Lazaronis von Neapel geworben, Verbindungen mit dem Kardinal Ruffo, dem Führer der Glaubensarmee, und der mit ihr vereinten Räuberbanden der Banditen Fra Diavolo, Sciarpa, Mammone, Pronio und Guariglia angeknüpft, Geld und Waffenvorräthe und alle Mittel zu einem Aufstande gesammelt. Briefe der Königin, die ihn, wie jene Banditenhäuptlinge, in ihren Zuschriften „ihren Freund und Getreuen“ nannte, hatten seinen Eifer angestachelt. Der Plan, Neapel den Royalisten wieder in die Hände zu spielen, war folgender. An einem großen kirchlichen Feste, wo sich Alles der Freude und Sorglosigkeit zu überlassen pflegt, sollte plötzlich die englisch-sizilische Flotte vor Neapel erscheinen und die Stadt bombardiren. Wenn dann die Milizen der Republik zur Vertheidigung auf die Kastelle eilten, sollte in der von Truppen entblößten Stadt der vorbereitete Pöbelaufstand ausbrechen, alle Anhänger der neuen Ordnung der Dinge ermorden, ihre Häuser in Brand stecken, und so mit einem Schlage Thron und Altar wieder aufrichten und zugleich an den Frevlern gegen beide die Rache der „Getreuen und Gläubigen“ sättigen.

Als dieser Plan festgestellt war und die Billigung der Königin erhalten hatte, gingen die Verschworenen daran, die Mauern und Thüren der zu zerstörenden und zu erhaltenden Häuser insgeheim mit gewissen Zeichen zu versehen. Da aber sehr häufig der Fall eintrat, daß unter ein und demselben Dache, ja innerhalb derselben Familie Leute der zwei verschiedenen Parteien wohnten, begann man heimlich Sicherheits-

karten an die Einzelnen zu vertheilen, welche den eigenen Anhängern bei dem allgemeinen Blutbade Schutz gewähren sollten. Nun wollte es der Zufall, daß der Kapitain Baker, Bruder des Hauptes der Verschwörung, in ein schönes Mädchen von edler Herkunft, Luigia Sanfelice, heftig verliebt war, obschon sie, eine erklärte Freundin der Republikaner, seinen Bewerbungen sich nicht günstig gezeigt hatte. Um sie zu retten, gab er ihr wenige Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung eine solche Sicherheitskarte, indem er zugleich über deren Gebrauch einige Winke hinzufügte. Dieser Liebesbeweis kostete ihm selbst das Leben, und rettete Neapel vor jenem furchtbaren Schicksale; — wenigstens bis auf die Zeit, wo König Ferdinand und die Seinen das Henkeramt selbst übernahmen.

Luigia Sanfelice war nämlich einem edlen Jünglinge und begeisterten Freiheitsfreunde, welcher als Offizier in den Reihen der republikanischen Miliz diente, in leidenschaftlicher Liebe ergeben. Sie nahm daher das Geschenk jener Karte aus den Händen des Verschwörers an, aber nur, um den Geliebten ihres Herzens zu retten, welcher ohne dieselbe ein sicheres Opfer der Verschwörung werden mußte. Aber der junge Ferri, Luigia's Geliebter, hatte nicht sobald die verhängnißvolle Gabe erhalten, als er sich eiligst zum Governo begab und von der Sache Anzeige machte. Er theilte mit, was er von seiner Verlobten über die Verschwörung in Erfahrung gebracht, zeigte das von ihr erhaltene Blatt vor, und nannte den Namen der Geberin. Luigia Sanfelice ward vorgefordert und verhört. Erfüllt von Scham über das verrathene Geheimniß ihrer Liebe, welches bisher vor der Welt verborgen gehalten war, über die Gefahren, welche auch ihr, wie sie glaubte, in Folge der An=

zeige ihres Geliebten bevorstanden, bekannte sie, in der Hoffnung, von dem Mitleid ihrer Richter Verzeihung zu erhalten, Alles was sie wußte, verschwieg aber eben so edelmüthig als standhaft den Namen Desjenigen, aus dessen Hände sie die Sicherheitskarte erhalten hatte, indem sie betheuerte, eher den Tod erleiden zu wollen, als undankbar Denjenigen zu verrathen, der ihr eigenes Leben zu retten sich in so große Gefahr gestürzt habe. Indeß reichten ihre übrigen Aussagen, und insbesondere die Schrift und die Zeichen jener Schutzkarte hin, die Häupter der Verschwörung zu entdecken. Sie wurden verhaftet und eingekerkert, die Waffenvorräthe nebst Listen der Verschworenen aufgefunden, und die Verschwörung durch Hinrichtung der Häupter unterdrückt. Luigia Sanfelice war noch voll Angst und Schrecken über ihr Geschick, als sie sich schon mit dem Ehrennamen einer Retterin der Freiheit begrüßt sah.

Der Schrecken, welchen die Entdeckung dieser Verschwörung auf die Gemüther hervorbrachte, war allgemein. Man entdeckte an den Mauern und Thüren vieler Häuser in der That jene verhängnißvollen Zeichen, welche sie und ihre Bewohner als dem Untergange geweiht bezeichneten. Es fanden sich dergleichen an den öffentlichen Gebäuden, an den Staatsbanken und am bischöflichen Palaste. Der damalige Erzbischof von Neapel, Kardinal Zurbo, schon früher Gegner des grausamen Kardinal Ruffo, der seinen Purpur jetzt in Bürgerblut badete, hatte denselben als Urheber alles Elends für den Staat und als einen Schandfleck der Religion und Kirche mit dem Anathem belegt. Dafür excommunicirte ihn jetzt seinerseits der Kardinal-Bandenchef der Glaubensarmee als Feind Gottes, des Papstes, der Kirche und des Königs. „In diesem Zwiespalte,“ sagt der gleichzeitige Historiker Colletta, welcher damals

als Offizier in den Reihen der Republikaner stritt, „standen alle Guten und Edlen auf Zurbo's, alle Bösewichter und Schurken auf der Seite Ruffo's."

Als nach dem unglücklichen Ausgange der parthenopäischen Republik die zurückgekehrte Despotie mit frechster Verhöhnung der Verträge, welche den besiegten Republikanern Amnestie zusicherten, gegen alle Anhänger der Freiheit mit einer Grausamkeit und Blutgier wüthete, deren Unmenschlichkeit hinter den ärgsten Gräueln der französischen Revolution nicht zurückblieb, ward auch die unglückliche Luigia Sanfelice eingekerkert und vor das Tribunal der Staatsjunta gezogen. Ihr Geliebter war glücklicher als Tausende seiner Genossen, im verzweifelten Kampfe für die Sache der Freiheit gefallen. Jetzt bestürmten die Verwandten der beiden hingerichteten Brüder Baker den Hof und die Gerichte mit ihrem Schreien um Rache, obschon es dessen kaum bedurfte. Denn König Ferdinand hatte ein Gesetz erlassen, welches für alle Diejenigen den Tod bestimmte, die in irgend einer Weise die Sache der Republik unterstützt hätten. Nach diesem Gesetze sprach das Gericht sein Todesurtheil aus über das unglückliche Weib.

Luigia Sanfelice war ihrem Geliebten verlobt gewesen, aber die Unruhen des Kampfes und sein Tod hatten die priesterliche Einsegnung verhindert. Als das Urtheil, unmittelbar nachdem es gesprochen worden, vollzogen werden sollte, übermannte das Naturgefühl und die Todesangst das Schamgefühl der Jungfrau, und sie bekannte, daß sie sich Mutter fühle. Aerzte bestätigten ihre Aussage, und die Vollziehung des Todesurtheils ward ausgesetzt. Als dies an König Fernando, der sich in Palermo befand, berichtet wurde, sandte er einen schriftlichen Verweis an das Gericht, in welchem er jene Aussage für ein

betrügerisches Vorgeben erklärte; und als ein zweites Gutachten den Bericht der ersten Aerzte bestätigte, befahl er die Unglückliche nach Sizilien zu führen, und sie von seinen Leibärzten untersuchen zu lassen. Als auch dieses Urtheil bestätigend ausfiel, erfolgte der Befehl, sie bis zu ihrer Entbindung einzukerkern und unmittelbar nach derselben die Todesstrafe zu vollziehen.

Ueber sieben Monate hatte die unglückliche Luigia, den gewissen Tod vor Augen, im Kerker zu Palermo geschmachtet, als sie Mutter von einem Knaben ward, dessen Geburtsstunde das Zeichen zu ihrem Tode geben sollte. In all den Schrecken einer Zeit, in welcher täglich das Blut der Edelsten und Besten beiden Geschlechtes von den gekrönten Henkern in Strömen vergossen ward, fand dennoch das gräßliche Geschick der Aermsten, welche so viele Monate lang die Qualen eines tausendfachen Todes erlitten hatte, allgemeine Theilnahme. Die Prinzessin Maria Clementina, Gemahlin des Kronprinzen Francesco, hatte so eben einen Thronerben geboren. Die Prinzessin war mildherzig, man hatte ihre Theilnahme gewonnen, und sie beschloß, einen alten Brauch zur Rettung der Sanfelice zu benutzen. Es ist eine Sitte im neapolitanischen Königshause, daß der König der Prinzessin bei der Geburt eines Thronerben drei große Gnadenbeweise bewilligt, um die sie ihn bei dem ersten Besuche, den er ihr und dem Neugeborenen abstattet, zu bitten das Recht hat. Die Prinzessin beschloß nun, um ihres Erfolges desto sicherer zu sein, und zugleich die eigene angstvolle Erwartung der Gewährung ihrer Bitte anzudeuten, statt der drei Gnadenbeweise nur einen einzigen, die Begnadigung der unglückseligen Luigia Sanfelice, zu erbitten, welche mit ihr zu ein und derselben Zeit Mutter geworden, jetzt nur noch in

ihrem Kerker zu Palermo die Zeit erwartete, wo ihre Kräfte so weit wieder hergestellt sein würden, um die Reise von Palermo nach Neapel, wo sie das Schaffot erwartete, antreten zu können. Ein Blatt mit der Supplik der Unglücklichen und den Bitten der Prinzessin war in die Wickelbänder des neugeborenen Prinzen gesteckt, so daß der Köuig es sehen mußte. Zur bestimmten Stunde trat er in das Zimmer seiner Schwiegertochter, allem Anscheine nach in der besten Laune. Er nahm das Kind auf seine Arme, lobte dessen Stärke und Schönheit und fragte, als er das Blatt gewahr wurde, was dasselbe enthalte. „Es enthält die Gnade," erwiederte ihm die Prinzessin, „welche ich mir von Ew. Majestät erbitte. Und zwar ist es nur eine einzige Gnade, nicht drei, so sehr wünsche und ersehne ich ihre Erfüllung von Ew. Majestät gütigem Herzen." Worauf der König noch immer guter Laune: „Nun, für wen bittet Ihr denn?" — „Für die unglückliche Sanfelice . . ." hier versagte ihr die Stimme bei dem Anblick der schrecklichen Veränderung, welche bei der Nennung dieses Namens in den Gesichtszügen des Königs vorging. Er schleuderte der Bittenden einen grimmigen und wilden Blick zu, und warf in seiner Wuth das Kind auf die Kissen des mütterlichen Bettes, indem er, ohne ein Wort zu sprechen, ihr den Rücken wandte und das Gemach verließ, welches er lange Zeit nicht wieder betrat. Die Prinzessin, von dieser Grausamkeit auf's Tiefste erschüttert, brach in Thränen aus. Ihre Bitte beschleunigte das Verderben der Unglücklichen, statt sie zu retten, indem sie dem König die fast Vergessene in's Gedächtniß rief. Luigia Sanfelice, schwach und leidend wie sie war, ward von ihrem Kinde getrennt, nach Neapel gebracht, wo ihr Haupt auf der Piazza del Mercato durch die Hand des Henkers fiel, obschon durch

einen Generalpardon vom 30. Mai 1800 die Todesstrafen für die Verbrechen der Revolution aufgehoben waren! Das versammelte Volk, voll Mitleid über das traurige Geschick des unglücklichen Mädchens, brach bei dem Anblick ihrer jammervollen Gestalt und ihrer vor Gram und Todespein verwüsteten Schönheit in laute Klagen aus. „Es erinnerte sich," sagt der Geschichtsschreiber, dem ich nacherzähle, „daß sie nur aus Liebe und für die Liebe gethan, was man ihr zum Verbrechen machte, und daß ihr Verbrechen darin bestanden, die Stadt vor Brand und Mord bewahrt zu haben."

Aber gleichsam als ob die Rache des Himmels für diese Schandthat das Königshaus selbst treffen sollte, starb wenige Monate darauf der Thronerbe und unmittelbar nach ihm seine Mutter, jene mitleidige Prinzessin Clementine, kaum zwanzig Jahr alt, am gebrochenen Herzen, und verbreitete Trauer in der blutigen Königsburg und Mitleid unter dem Volke, welches ihr jenen Beweis der Menschlichkeit, inmitten so vieler sie umgebenden Grausamkeit, nicht vergessen hatte. Von allen den zahllosen Gräuelthaten aber, mit denen Fernando und Caroline von Neapel damals und in späteren Zeiten ihr Andenken befleckt haben, ist nach unserem Gefühle keine, welche an Unmenschlichkeit die hier erzählte überträfe.

Neapel, den 14. October.

Warum ich Euch so gar nichts vom Theaterwesen schreibe? Weil ich mich äußerst wenig darum gekümmert habe. Möglich, daß ich mir an dem deutschen Theaterwesen etwas den Magen verdorben. Soviel steht fest: es kostet mich jedesmal Ueberwindung, die schönen Abende und Nachtstunden

in den heißen dunstigen Räumen der neapolitanischen Schauspielhäuser zu verbringen. Das kleine, enge, schmutzige San Carlino, wo täglich zweimal gespielt wird, zieht mich noch am meisten an, und seine meist ächt nationalen Farcen und Lustspiele, denen sich alle Stände zudrängen, besitzen in dem Komiker Altavilla einen Darsteller von so hoher, geistreicher Meisterschaft, daß selbst ein der Volkssprache nur unvollständig Kundiger sich zur Theilnahme hingerissen fühlt. Das ärmlich kleine, baufällig aussehende Haus am Largo di Castello, mit den jammervoll engen, dunklen Eingängen, außen grell und bunt angemalt und von trompetenden und paukenden Seiltänzern und Jongleurs umgeben, die dort auf dem Platze ihre Künste zeigen, ist vielleicht die einzige, wahrhaft nationale Schaubühne Italiens, welche das wirkliche Leben und Treiben des neapolitanischen Volksgeistes mit unübertrefflicher Wahrheit darstellt. Und welch ein verständnißvolles, auf Alles eingehendes, theilnehmendes Publikum, welch eine blitzartig zündende Wechselwirkung zwischen Schauspielern und Zuschauern! Mayer's Neapel bietet übrigens eine so erschöpfende Schilderung dieses Theaters, daß ich ihr nichts zuzufügen wüßte.

Dagegen sehe ich die pompejanischen Wandgemälde im Museo Borbonico mit immer neuem Entzücken. Die theils einzeln, theils paarweise schwebenden Figuren von Tänzerinnen und Bacchantinnen, deren Abbildungen die Zahn'sche Sammlung enthält, sind von einer unvergleichlichen Zierlichkeit, Grazie und Leichtigkeit, welche keine Nachbildung auch nur von fern erreicht. Wir vermissen bei der Darstellung dieses höchsten Anmuthigen schwebender Bewegung niemals die Andeutung irgend eines Festen als nothwendigen Gegensatz, weil uns hier wie überall, nach Goethe's sinnvoller Bemerkung, alles Geistige

der Wirklichkeit entsagen läßt. Fanny Lewald sagte mir einmal davon: diesen Gestalten glaube ich das Fliegen auch, wie den Fiesole'schen Engeln. Und doch ist ein Unterschied dabei. Fiesole's Gestalten fliegen, weil der Glaube sie belebt, und ihnen eine Stärke giebt, eine von der Materie befreite Stärke der himmelanstrebenden, die Erde fliehenden Seele, welche das Unmögliche möglich, ja zur Existenz nothwendig macht. Jene sich freiwillig entkörpernden Gestalten werden so erdenleicht, daß sie nicht an der Erde haften können. Die Erdenluft ist nicht mehr ihre Atmosphäre, ihr Aether muß klarer, leichter, vergeistigter sein. Diese schwungvollen, antiken Gestalten aber scheinen zu schweben im Vollgefühle der ihnen innewohnenden Naturkraft, heimisch in jedem erschaffenen, zu ihnen gehörenden Elemente. Sie fliegen und schweben, wie sie gehen, stehen, schwimmen, als Elementarwesen, welche das Element beherrschen und in ihm zu Hause sind. In ihnen haben die Alten gleichsam das erhöhte Gefühl des gesunden irdischen Daseins verkörpert, bei dessen Wonnegefühl es auch uns in manchen Augenblicken zu Muthe ist, als könne man selber sich durch die Luft schwingen, und leicht und frei in dem leichten Elemente schweben.

Abends machten wir mit der Eisenbahn noch einen kurzen Abschiedsbesuch in Herkulanum und Pompeji. Wie tief hat doch Goethe die Bedeutung der Gräberstraße empfunden, wenn er von dieser antiken Sitte, die Grabmäler der Todten an den Heerstraßen, welche aus den Städten führen, anzulegen, sagt: der Gedanke, jeden Ankömmling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch

sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher, geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu erhalten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sei nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben droht.

Bei dem Anblicke dieses wieder auferstandenen Gehäuses einer seit Jahrtausenden begrabenen Welt traf es mich so recht in's Innerste, wie fundamental, wie so Stein auf Stein fügend, mit unerbittlicher Konsequenz doch das Weltschicksal verfährt, wenn ich gedenken mußte, daß hier erbarmungslos die Existenz einer ganzen Bevölkerung momentan vernichtet ward, um nach Jahrtausenden das lebendigste Monument, das redendste Zeugniß für sie zu werden, um sie in der Vernichtung bestehender zu zeigen, als Alles zu sein hoffen durfte, was damals in vollkommenster Lebendigkeit und Herrlichkeit bestand.

Es muß in der Luft liegen, daß man hier in Neapel so unaussprechlich träge wird. Wie Vieles bliebe noch zu sehen an Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, an Lustschlössern und Villen! aber es ist überall, wo man auch sein mag, so schön, daß man gar keine Lust verspürt, den Ort, wo man ist, zu verlassen. Seit ich hier lebe, verstehe ich erst, warum schon die Alten Neapel das müssiggängerische nennen, und Ovid von ihm sagt: es sei „zu jeglicher Muße geboren" (in otia natam). Ich habe das früher wohl selbst im guten Glauben meinen Schülern erklärt, als sei es von wissenschaftlicher Muße zu verstehen. Seit ich aber selbst gelernt, daß hier im Lande der Maccaronischlaraffen schon das bloße Lesen und Schreiben eine Arbeit ist, glaube ich nimmermehr an die Richtigkeit dieser Auslegung. Die fleißigsten Menschen, wie Goethe und Niebuhr, sind hier träge geworden. Und unter

den Männern der Wissenschaft, die ich hier kennen gelernt habe, hat keiner einen Begriff von dem, was bei deutschen Gelehrten arbeiten heißt.

Den 15. October.

Zweien Familien danke ich, und mit mir viele deutsche Landsleute, meine angenehmsten Stunden in Neapel. Die eine ist die des Kaufmanns Hrn. Hektor Marstaller, dessen Bruder, preußischer Generalkonsul in Rom, mir dort gleichfalls die theilnehmendste Freundschaft bewiesen hat. Die andere ist die des deutschen Landschaftsmalers Hrn. Götzloff, der, seit länger als zwanzig Jahren in Neapel lebend, durch seine liebenswürdige Zuvorkommenheit und Hospitalität sein Haus zum Sammelpunkte aller Fremden, besonders deutscher Landsleute, gemacht hat. Marstaller's wohnen prachtvoll in ihrem Palazzo del Buono im Toledo. Eine ausgewählte Bibliothek der klassischen Werke deutscher und fremder Literatur, die mir mit der größten Bereitwilligkeit zur Benutzung geöffnet ward, war in der hier herrschenden geistigen Oede ein unschätzbarer Vortheil. Heute traf ich bei ihnen Besuch naher Verwandten, die in dem entlegenen Bari am adriatischen Meere wohnen, wo das neapolitanische Haus große Fabrikanlagen besitzt. Die Tour von Bari nach Neapel erfordert eine viertägige Reise, bei der man sich mit Proviant wohl versehen muß, da die Wirthe, in deren Osterien man übernachtet, vielmehr von den Vorräthen ihrer Gäste mitzuzehren, als diesen etwas vorzusetzen eingerichtet sind. Einer derselben ist ein begnadigter Räuber, der an der Stelle, wo er eine seiner Hauptuntthaten verübte, eine Osterie erbaut hat, dicht neben dem Kreuze, welches er

zur Sühnung eines von ihm dort begangenen Mordes errichtete. Sein Cameriere ist ein ehemaliger Genoß seiner Bande. Auf solcher Straße war nun die kleine feine deutsche Frau mit einem zarten, einjährigen Kinde, ohne männliche Begleitung, nach Neapel gereiset, um einmal wieder mit Verwandten und zivilisirten Menschen zu verkehren.

Abends fuhren wir zusammen, da das Wetter wieder günstig geworden war, zur Punta del Posilippo. Es war der schönste Abend, den ich in Neapel erlebte, die Luft rein und leuchtend wie flüssiges Silber, alle Fernen duftig farbenglühend. Neapel lag im Rosenschimmer hinter uns, der Vesuv, die Inseln, die Küsten, die Städte, alle Felsenkrümmungen, Buchten und Vorgebirge erglänzten wie verklärt im magischen Zauberlichte. Dieser Abend zeigte einmal wieder, was Neapel sein kann, wenn der Himmel günstig ist. Aber die Stadt selbst ist doch immer am schönsten aus der Ferne betrachtet, wenn ihr wildes Donnergetobe und Gelärm nur wie fernes Meeresgeräusch zum Ohre herüberklingt. Leben für immer möchte ich in Neapel selbst um keinen Preis der Welt, wohl aber in Rom, in Florenz oder im stillen Siena und im grasbewachsenen Pisa. Auf der Rückfahrt sahen wir bei einem Gange durch die Grotte des Posilipp, diesen ältesten Tunnel der Welt, die glühende Sonne hiner dem Ausgange der Höhle untergehen, der in seiner Entfernung vom Eingange nicht größer als ein Brennglas erscheint.

Den Abend beschloß ich im Götzloff'schen Hause, dessen gastliche Räume noch einige andere scheidende Freunde vereinten. Die Frau des Hauses ist durch ihre Virtuosität im Vortrage neapolitanischer und sizilianischer Volkslieder wohl allen Deutschen, die Neapel und ihr Haus besuchten, im dankbaren

Andenken. Von einem französischen Vater und einer römischen Mutter geboren, später, nach beider Tode, in der Familie eines deutschen Gesandtschaftspredigers zu Neapel erzogen, endlich an einen deutschen Künstler, den Landschaftsmaler Götzloff verheirathet, und mit ihm unausgesetzt in Neapel lebend, ist sie Deutsche, ohne je Deutschland gesehen zu haben. Mutter und Kinder sprechen das Deutsche, Italienische und Französische zugleich als ihre Muttersprache. Der Verkehr des Hauses besteht fast ausschließlich aus Fremden, meist deutschen Landsleuten, besonders Künstlern, und man ist sicher, dort Abends immer um den gastlichen runden Marmortisch einen Kreis derselben anzutreffen, der freilich noch schnellerem Wechsel als der Mond unterworfen ist. Heute nun genoß ich zum letzten Male die Fülle schönster neapolitanischer Volkslieder, welche die wahrhaft kunstbegabte Frau, deren ganze Seele in dem Vortrage dieser wild wuchernden Blüten aufgeht, so charakteristisch zur Guitarre und Mandoline vorzutragen weiß. Nur durch einen solchen Vortrag, der sich völlig in die Leidenschaft des Inhaltes versenkt, durch eine Südländerin, die dem Gefühle, welches sie ausdrückt, auch in der äußeren Darstellung das volle Recht widerfahren läßt, und die nicht, wie viele unserer nordischen Landsmänninnen, die Lieder der verzehrenden Sehnsucht, der zitternden Erwartung, oder des flammenden Entzückens mit anstandsvoll festgefrorenem Gesicht und angenadelter Gleichgültigkeit absingt, können diese südlichen Volkslieder ganz verstanden und genossen werden, weil sie erst so zu ihrer völligen Schönheit aufblühen. Denke Dir dazu die vollendetste Beherrschung der reizenden Sprache, in ihrem naivesten Volksdialekte, das feinste Verständniß für alle Manieren und Eigenthümlichkeiten der volksmäßigen Liedergesangs-

weise, und alles dies verklärt und zu seiner vollen Wirkung gebracht durch das Medium einer kunstgebildeten Stimme, deren kräftige Fülle sich klar wie Mondschein über den Text ergießt, und mit tönenden Lichtstrahlen auch das Unscheinbarste durchdringt und verklärt, so hast Du in der liebenswürdigen blonden Frau die wahre Muse des Volksgesanges ihrer neapolitanischen Heimath, wie sie mir an jenem Abende erschien. Der Mond leuchtete mit goldenem Glanze über die Lorbeerbäume der Villa Reale her in's Zimmer hinein, an dessen Fenstern gelehnt ich zum letzten Male das Ohr an diesen süßen Melodien, die Augen an der lichten Pracht einer schönen Nacht des Südens labte. —

Den 16. October.

Morgen verlassen wir Neapel. Alles Sehenswürdige in Stadt und Umgebung ist gesehen. Nur den Vesuv habe ich nicht bestiegen, weil mein leidender Zustand die damit verbundene Anstrengung nicht erlaubte. Ich sehne mich zurück in die Ruhe und Stille Roms, und meinem Gefährten geht es ebenso. Wären nicht die Diligencen auf acht Tage voraus von den abreisenden Mitgliedern des Gelehrtenkongresses in Beschlag genommen gewesen, wir wären schon längst über alle Berge. Freund Hettner hat seine Studien über die neapolitanische Malerschule beendigt *). Der größte Meister derselben,

---

*) Sie erschienen später in den Jahrbüchern der Gegenwart, Februarheft 1846. Die Beschreibung der Fresken Zingaro's, welche dort gegeben ist, überhebt mich jedes speciellen Eingehens auf diese ausgezeichneten Kunstwerke.

Zingaro, hat uns in diesen letzten Tagen mit seinen herrlichen Fresken im Kloster von San Severino, die das Leben des heiligen Benedikt in einer Reihe köstlicher Darstellungen umschreiben, genußvoll beschäftigt. Zingaro ist etwa in die Zeit Gian Bellin's zu setzen. Leider gehen die größten Meisterwerke, welche Neapel in dieser Gattung besitzt, bei der barbarischen Sorglosigkeit, mit welcher man sie jeder Unbill Preis giebt, der sicheren Zerstörung entgegen. Nicht einmal ein carliniforbernder Kustode schützt sie vor den frevelhaften Narrenhänden aller Nationen, welche mitten in die Gemälde hinein ihre Namen geschrieben, und vor der Rohheit der Kopisten, die mehrere derselben bei ihrer Arbeit auf's Gräulichste zugerichtet haben. Neuerdings hat der Professor Stanislaus Aloë den Anfang gemacht, diese Meisterwerke wenigstens durch Zeichnungen zu erhalten, von denen bereits sieben Blätter mit Erläuterungen erschienen sind.

Unseren letzten Nachmittag brachten wir auf dem neuen Campo santo zu, der sich auf einem Hügel unterhalb Capo di Monte an der Straße nach Capua mit seinen schimmernden Marmordenkmälern, antikisirenden Tempeln und gothischen Kapellen erhebt. Dieser Punkt, von dessen Höhe man die herrlichste Aussicht auf den Golf und den Vesuv genießt, gehört sicher zu den schönsten Neapels. Alle Anlangen sind mit der größten Sauberkeit gehalten, und hier unter Rosen- und Myrthengebüschen, im Angesichte höchster Naturschönheit, scheint es ordentlich eine Lust, begraben zu sein. Unter den tausenden von Inschriften fiel mir eine durch ihren rührenden Inhalt auf, die ein neapolitanischer Herzog seiner jungen Gattin gesetzt hatte. Sie lautete: Qui giace Vittoria Mormile, a cui piacque la vita e non increbbe la

morte, perchè sentiva di essere amata in terra e aspettata in cielo. Lo sventuratissimo di lei consorte duca di Casalaspro questa memoria pose. Zu deutsch: Hier schläft Vittoria Mormile, der das Leben lieb war, und die der Tod nicht schreckte, weil sie sich geliebt auf Erden und im Himmel erwartet wußte. Ihr unglückseliger Gatte, der Herzog von Casalaspro, setzte ihr dies Denkmal.

Die Sonne sank allmälig hinter Ischias Felsenhäuptern in's Meer hinab. Ihre Flammengluth umstrahlte mit rothem Purpurscheine den Himmel und die Spitzen der Somma und des Vesuv. Rings um uns her war es so friedenvoll still in diesem marmorgeschmückten Lustgarten des Todes. Das Brausen der tobenden Stadt klang kaum wie fernes Käfergesumme zu uns herüber; vor uns breitete das blaue Meer, im Abendlichte blitzend seine entzückende Klarheit aus. Es war mir, als wolle die ganze Natur dieses Paradieses von Italien dem Scheidenden noch einmal zeigen, wie schön sie sei. Ich habe Euch oft über Neapel geklagt, aber legt die Schuld davon nur immer mir zur Last. Frische Vollkraft gesunder Leiblichkeit, die allen Sinnen stets Genußfähigkeit verleiht, gehört dazu, um es ganz zu würdigen und zu genießen, und eben diese war mir versagt. Und doch — als ich von dieser Höhe den letzten Blick auf alle die unendliche Pracht und Schönheit that, sagte ich mir zum Troste, des bekannten Spruches gedenkend: „du hast Neapel gesehen und du kannst sterben."

Bayerische Staatsbibliothek München

Walter Schelling
Buchbinderei

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stahr, Adolf,

Ein Jahr in Italien

Bd.: 1/2

Oldenburg 1874

46.263-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11180450-5